



Karl May
Feierstunden am häuslichen
Herde

Karl May
Feierstunden am häuslichen
Heerde

1994

REPRINT DER KARL-MAY-GESELLSCHAFT HAMBURG

Die Vorlage zu diesem Reprint wurde freundlicherweise vom Karl-May-Verlag, Bamberg, zur Verfügung gestellt.

Impressum:

Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von
Dr. Siegfried Augustin, Bad Reichenhall, im Auftrag der Karl-May-
Gesellschaft, Hamburg.

Dieser Reprint wurde hergestellt von der Graph. Kunstanstalt
Fr. Ant. Niedermayr, Regensburg, 1994.

Einleitung © 1994 Karl-May-Gesellschaft, Hamburg

Einleitung

Siegfried Augustin

I.

Fünf Tage, nachdem Karl May aus Waldheim entlassen worden war, trat das Reichspreßgesetz vom 7. Mai 1874 in Kraft. Es führte zu einer starken Zunahme der in Deutschland erscheinenden Periodika und demzufolge auch zu einer Zunahme der Zahl an Schriftstellern, die auch durch das am 11. Juni 1870 in Kraft getretene Urheberrechtsgesetz in ihrer Tätigkeit ermutigt wurden. (1) Beide Aspekte boten für Karl May positive Aussichten. Auch wenn er sich schon in den sechziger Jahren schriftstellerisch versucht hatte, so konnten dies allenfalls Fingerübungen gewesen sein; die für einen erfolgreichen Autor notwendige Routine konnte er sich dabei sicher nicht angeeignet haben. Er war, wie Plaul es treffend formulierte, ein "nur erst wenig entwickeltes literarisches Talent, zumindest, was die handwerkliche Seite betrifft". (2) So mußte es für May durchaus verlockend gewesen sein, als Redakteur in den Verlag H.G. Münchmeyer einzutreten und gestützt auf ein sicheres Gehalt seine eigene schriftstellerische Karriere aufzubauen. "Auch bestimmte mich der Umstand, daß mir hier eine gute Gelegenheit geboten wurde, mich als Redakteur auch nebenbei über den Satz, die Stereotypie, den Druck etc. zu informieren, was für einen Schriftsteller sehr förderlich ist". (3)

Ursprünglich hatte er die Redaktion des bisher von Otto Freitag betreuten "Beobachters an der Elbe" zu übernehmen." Die Redaktion eines derartigen Wochenblattes nimmt höchstens einen Tag in Anspruch. Die übrigen Tage gehörten dann mir und meinen Manuskripten." (4)

Doch so ganz erfüllte sich dieser Wunsch nicht, wie May in seiner Vernehmung am 6. April 1908 aussagte:

"Bei Münchmeyer redigierte ich zunächst die Zeitschrift 'Der Beobachter an der Elbe'. Diese ließ ich eingehen, weil sie nichts taugte. Ich habe dann bei Münchmeyer die Zeitschriften 'Schacht und Hütte', 'Deutsches Familienblatt' und 'Für alle Welt' gegründet und redigiert. Die erstere Zeitschrift war eine christliche, gegen die Sozialdemokratie gerichtete, die letzteren beiden waren gute Familienblätter, bei deren Gründung mir die Gartenlaube als Vorbild diente." (5)

In dieser Aussage muß May ein Irrtum unterlaufen sein, denn er hat die Zeitschrift "Für alle Welt" weder gegründet noch erschien sie bei Münchmeyer. Gemeint sind die "Feierstunden am häuslichen Heerde". Eine Manipulation Lebius' ist an dieser Stelle wohl unwahrscheinlich, da diese "Falschmeldung" ihm keinen Vorteil brachte.

Es war also doch weit mehr Redakteursarbeit zu leisten, als er ursprünglich angenommen hatte, zumal der Münchmeyer-Verlag sicherlich keine großen Redaktionsstäbe unterhielt. May selbst berichtet ja, daß es dem Verlag zum Zeitpunkt seines Eintritts im März 1875 wirtschaftlich schlecht gegangen sei. Ob allerdings seine Aussage "Ich kann wohl eigentlich behaupten, das Münchmeyersche Geschäft wieder in die Höhe gebracht zu haben" (6) in dieser Form zutrifft, ist angesichts der kurzen Lebensdauer der neugegründeten Zeitschriften unwahrscheinlich. Vielmehr könnte darin eher die Ursache der fast genau zwei Jahre später erfolgten Trennung Mays von diesem Verlag liegen. Jedenfalls war May voller Ambitionen, als er am 8. März 1875 seinen Posten in Dresden antrat, auch wenn er schon kurz darauf wegen der Polizeiaufsicht gezwungen war, seinen Aufgaben als Redakteur von Ernstthal aus nachzukommen. Ein gerauer Teil

seiner Zeit war der Konzeption der beiden neuen Zeitschriften gewidmet, die von September 1875 an erscheinen sollten.

Es wird zwar immer wieder bezweifelt, ob die anonym abgedruckte Polizeigeschichte "Ein Fang" tatsächlich aus der Feder Karl Mays stammt, es gibt jedoch eine Reihe von Indizien, die für seine Urheberschaft sprechen. Deshalb ist es sinnvoll, diesen kurzen Text in den Reprint der "Feierstunden" aufzunehmen, um den Lesern die Möglichkeit zu geben, sich eine eigene Meinung zu bilden und sich als "Text-Detektive" zu betätigen.

Zu den Hauptindizien zählt in erster Linie das Motiv selbst. Nach seiner Entlassung aus dem Zuchthaus Waldheim am 2. Mai 1874 stand Karl May für ein Jahr unter Polizeiaufsicht. Mit der Ausübung dieser Aufgabe wurde der Ernstthaler Gendarmenbrigadier Frenzel betraut, der dienstförmig jede verdächtige "Bewegung" des ehemaligen Schullehrers registrierte und meldete. Am 8. März 1875 hatte May seinen Posten als Redakteur beim Verlag Münchmeyer in Dresden angetreten. Vier Tage später hatte das "Auge des Gesetzes" dies bereits beobachtet. Die Meldung an die Dresdner Kriminalpolizei, daß der "Gauner und frühere Schullehrer Carl Friedrich May" sich nach Dresden begeben habe, um dort angeblich eine Redakteurstelle bei dem Blatt "Beobachter an der Elbe" anzutreten, war mit dem wichtigtuersichen Zusatz versehen:

"Da nun zu vermuten steht, daß derselbe neben dieser Funktion auch seine frühere verbrecherische Laufbahn teilweise wieder betreten dürfte und gegenwärtig derselbe bis zum 2. May a.c. (laufenden Jahres) unter Aufsicht steht, so wollte der Unterzeichnete nicht unterlassen, einem geehrten Commissariate hiervon ganz gehorsamst Notiz zugehen zu lassen." (7)

Karl May wurde auf Grund dieser Anzeige am 15. März 1875 von der Polizeibehörde gezwungen, Dresden zu verlassen. Er blieb allerdings trotzdem im Dienste Münchmeyers. Anfang August 1875 bekam er die ersehnte Aufenthaltsbewilligung für die Residenzstadt Dresden und konnte im darauffolgenden Jahr sich dort niederlassen.

Es ist wohl nicht schwer, sich vorzustellen, wie lästig dieser Behördenkram und die Beobachtung durch den Gendarmen für May waren. Immerhin war er bestrebt, sich eine seriöse Existenz als Schriftsteller zu schaffen und die Schatten der Vergangenheit abzustreifen. Es zeugt von seiner nachhaltigen Läuterung, daß er auf Grund dieser bössartigen, an Verleumdung grenzenden Anzeige nicht wieder "rot" sah. Vielleicht schien ihm eine kleine literarische Rache ausreichende Ventilwirkung zu haben. Natürlich durfte sie nicht zu offensichtlich sein, sonst hätte es womöglich wieder Ärger gegeben. Andererseits durfte sie auch nicht zu stark verschlüsselt sein. "Ein Fang" hielt diesbezüglich gerade die Mitte: Aus Frenzel wurde Schnapski, aus dem Gendarmenbrigadier ein Polizeisergeant. (Den Namen Frenzel verwendete er später im "Weg zum Glück" für den Rumpelfrenzel). Daß diese Satire anonym erschien, könnte eine Vorsichtsmaßnahme Mays gewesen sein, der ja auch Redakteur des Blattes war.

Das Geschehen von "Ein Fang" spielt in Schlummershausen, gedanklich wohl eine Nachbarortschaft zu Wummershausen, dem Handlungsort der "Beiden Nachtwächter". Auch die Gewohnheit Mays, Personen mit Ortsnamen zu versehen, findet sich hier: Der

Regierungssupernumerarius Langenberger ist offensichtlich nach der Ortschaft Langenberg benannt. Schnapskis Kollege Fressel liegt akustisch schon sehr nahe an seinem Ernstthaler Kollegen Frenzel. Ebenso ist der Name des Gefängniswärters und Renteidieners Sander bei May nicht unüblich - z.B. in "Die Juweleninsel" oder "Auf See gefangen" -, vor allem, wenn man an die sächsische Aussprache des Namens Santer denkt, den May gelegentlich auch so schrieb.

Mays Vorliebe für Nasen (Sam Hawkens, Tante Droll, die beiden Snuffles etc.) macht auch vor Schnapski nicht halt: Der Autor vergleicht das Riechorgan des Polizisten mit einer Samengurke. Das Motiv, daß Gefangene ihr Gefängnis verlassen und wieder zurückkehren, findet sich bei May häufig, ebenso wie übereifrige Gesetzeshüter, die May sowohl im Orient als auch im Wilden Westen auftreten läßt. Man denke beispielsweise an den hängewütigen Sheriff von County Lafayette in "Winnetou II" bzw. im "Scout".

Freilich kann nicht mit letzter Sicherheit bewiesen werden, daß May der Autor dieser Persiflage ist. Die Wahrscheinlichkeit ist jedoch sehr hoch, selbst wenn man berücksichtigt, daß stilistische Eigenheiten, wie der häufige Gebrauch des Semikolons und häufige Satzanfänge mit "Und" auf die redaktionelle Aufbereitung der Texte durch den Redakteur May zurückzuführen sein könnten. Doch selbst wenn May nicht der Autor wäre, so hat er sich gewiß über Schnapskis Schicksal amüsiert und dabei des Gendarmeriebrigadiers Frenzel gedacht.

II.

Mit der unter dem Pseudonym M. Gisela veröffentlichten Erzählung "Leilet" gelang dem jungen Schriftsteller Karl May ein wirkungsvoller Einstieg in die märchenhafte Welt des Orients, wie sie den Lesern der damaligen Zeit aus den Romanen und Erzählungen Hans Wachenhusens und James Moriers, den Märchen Wilhelm Hauffs und den Berichten vieler Orientreisender wie Alfred Brehm vertraut war. Allerdings war der Orient als Schauplatz belletristischer Werke in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bei weitem nicht mehr so lebendig und populär wie der Wilde Westen Nordamerikas. Als Karl May, angeregt durch Hauffs Märchen "Die Errettung Fatme's" und durch Alfred Brehms "Eine Rose des Morgenlandes" seine "Leilet" schrieb, war dies für ihn einer der literarischen Versuchsballons, die er aufsteigen ließ, um die für seine Schriftstellerlaufbahn günstigsten Strömungen zu ermitteln.

Die Novelle zeichnet sich, wie überhaupt seine früheren Erzählungen, durch Sorgfalt in Komposition und Handlungsführung sowie durch eine Dichte der Atmosphäre aus, die den Leser sofort gefangen nimmt. Zwei Jahre später, als er das Manuskript unter dem Titel "Die Rose von Kahira" an die Zeitschrift "Heimgarten" schickte, lobte der Herausgeber Peter K. Rosegger in seinem bekannten Brief an Robert Hamerling die Authentizität der Geschichte und äußerte die Vermutung, der Verfasser müsse reiche Orientfahrung haben.

Um dem Leser die Möglichkeit zu geben, den Einflüssen Hauffs und Brehms selbst nachzuspüren, sind die beiden Texte diesem Reprint als Anhang beigegeben.

Alfred E. Brehm wurde am 2. Februar 1829 in Reuthendorf (Osththüringen) als Sohn des bekannten Ornithologen Christian Ludwig Brehm geboren. Er studierte anfangs Architektur, hatte aber schon bald Gelegenheit, einen Freund seines Vaters, den württembergischen Baron von Müller, auf einer mehrjährigen Sudan-Reise zu begleiten (1847 - 1852). Anfang Mai 1849 erkrankte sein Bruder Oskar beim Baden im Nil. Von Chartum aus unternahm er eine Jagdreise auf dem Blauen Nil. 1852 kehrte er

zurück und studierte nunmehr an den Universitäten von Jena und Wien Naturwissenschaften, speziell Zoologie. Mit 26 Jahren veröffentlichte er ein Buch über seine nordostafrikanischen Reisen. Etliche seiner Reisebilder und Erlebnisse erschienen auch in der Gartenlaube, darunter im Jahrgang 1858 "Eine Rose des Morgenlandes".



Alfred Brehm

1862 unternahm er mit Herzog Ernst II von Sachsen-Coburg-Gotha eine Jagd- und Forschungsreise nach Eritrea. Jagdbegleiter des Herzogs war der damals schon berühmte und die Bestsellerlisten anführende Reise- und Abenteuerschriftsteller Friedrich Gerstäcker (1816 - 1872). Im Jahr darauf wurde Brehm Direktor des Hamburger Zoos, später leitete er das Berliner Aquarium. 1869 erschien erstmals sein "Illustriertes Tierleben" in zehn Bänden. 1876 unternahm er eine Sibirienreise, 1877 mit Kronprinz Rudolf von Österreich, mit dem er befreundet war, eine Forschungsreise an die untere Donau. Nach einer Vortragsreise durch Nordamerika starb er im Alter von nur 55 Jahren am 11. November 1884 in seinem Heimatort Reuthendorf.

May scheint das Sujet der "Rose des Morgenlandes" sehr geschätzt zu haben, verwendete er den Stoff immerhin auch für das Nilabenteuer von "Giölgeda padishanün" (Deutscher Hausschatz, IX. Jahrgang 1881). Freilich mischte er dazu das Handlungsgerüst von Brehms kurzer Erzählung noch stärker mit Wilhelm Hauffs Märchen.

Die inhaltliche Nähe zu Alfred Brehms "Rose", aber auch die Ähnlichkeit in der Ausdrucksweise - man denke nur an den leicht lehrhaften Stil und die Verwendung arabischer Wörter in den Dialogen - könnten Gründe dafür sein, daß May, soweit bekannt erstmals, ein Pseudonym verwendete. Wie er gerade auf "M. Gisela" kam und ob dies, wie gelegentlich vermutet wurde, tatsächlich der Vorname einer damals Angebeteten war, ist ungeklärt.

Es ist eine in der Allgemeinheit weit verbreitete Ansicht, daß May ein Autor von überbordender Phantasie gewesen sei. Dies ist nur teilweise richtig. Er konnte sich sehr intensiv in eine Handlung hineinversetzen und zeigte dabei ein unglaubliches Gespür für Atmosphäre und exotisches Kolorit; Voraussetzung dafür war jedoch, daß ihm entsprechender "Rohstoff" anderer Autoren vorlag, aus dem er seine unverwechselbaren Figuren und Abenteuerformen konnte.



In seinen späten Jahren äußerte Karl May wiederholt, daß seine Dorfgeschichten zum besten zählten oder das beste seien, was er geschrieben habe. Er hatte vor, sie in einer dreibändigen Ausgabe gesammelt herauszugeben. Leider gedieh dieses Vorhaben weder im Belletristischen Verlag Niedersedlitz noch bei Fehsenfeld über den ersten Band hinaus. Es ist zwar nicht bekannt, welche Erzählungen er in die weiteren Bände hätte aufnehmen wollen, vermutlich wäre aber auch "Im Wollteufel" dabei gewesen.

Wie die meisten derartigen Kinder der Mayschen Muse zeichnet sich auch diese kleinstädtische Humoreske durch Originalität, behaglich-breites, aber nie langweiliges Erzählen und durch unverwechselbare Atmosphäre aus. Es gelingt May, mit wenigen Pinselstrichen das Leben in einem erzgebirgischen Städtchen zu zeichnen; mehr noch, es gelingt ihm, den Leser mitten in das Leben und Treiben dieser "kleinen Welt" hineinzuversetzen. Auch das macht einen großen Erzähler aus, nicht nur die Ausgestaltung dramatischer Höhepunkte und die Erzielung atemloser Spannung.

Karl May schaut hier im wahrsten Sinn des Wortes dem Volk aufs Maul. Er läßt seinen Hillmann Fritz denken und sprechen wie einen Erzgebirgler und verwendet für seine Geschichte einfach wirkliche Bewohner von Ernstthal, den Webermeister Franke, den Stadtrichter Layritz und den Gerichtsdienner Eberhard. Dies ist allerdings kein Einzelfall, denn viele Werke Mays sind mit "Bewohnern" Ernstthals, oft sogar Mitschülern Mays bevölkert.

Den Namen Hillmann beispielsweise verwendet er nicht nur im "Wollteufel" und in den "Beiden Nachtwächtern", sondern auch in "Winnetou III". Auch Motive und Typen aus dieser Erzählung verwendet May in späteren Werken; so besteht zwischen dem betrügerischen Agenten Rosenbaum und seinem Sohn eine starke Ähnlichkeit mit den beiden Osecs im "Weg zum Glück".

Die erste, noch stark am Vorbild Alfred Brehms orientierte Orientierzählung Mays "Leilet" erschien pseudonym, die literarische Verhöhnung des May-Bewachters Frenzel kam aus gutem Grunde anonym zum Abdruck. "Im Wollteufel", eine Erzählung aus einem Gebiet, in dem der Autor bereits Erfahrung hatte, ist schon mit seinem Namen gezeichnet. "Der beiden Quitzows letzte Fahrten" ist Karl Mays erster Roman, dessen Thema er sich freilich nicht frei wählen konnte.

Insofern zeigt der erste und einzige Jahrgang der "Feierstunden am häuslichen Heerde" einen bemerkenswert vielseitigen und für das weitere Schaffen wegweisenden Ausschnitt aus seinem Repertoire.

III.

"Deutscher Patriotismus bedarf in der Regel, um thätig und wirksam zu werden, der Vermittlung dynastischer Anhänglichkeit; unabhängig von letzterer kommt es praktisch nur in seltenen Fällen zur Hebung, wenn auch theoretisch täglich, in Parlamenten, Zeitungen und Versammlungen; in praxi bedarf der Deutsche einer Dynastie, der er anhängt. Die deutsche Vaterlandsliebe bedarf eines Fürsten, auf den sich ihre Anhänglichkeit concentriert." (8)

Von Anfang an war Otto von Bismarck, der Architekt des zweiten deutschen Reiches, bestrebt, im Volk eine Anhänglichkeit an das neue Kaiserhaus zu erzeugen. Bereits das Datum der Reichsgründung, der 18. Januar 1871, hatte in dieser Beziehung symbolischen Charakter, war dies doch der 170. Jahrestag der Krönung des brandenburgischen Kurfürsten Friedrich III. von Hohenzollern zum König von Preußen. Auf diese Weise wurden die Entwicklungslinien preußischer und deutscher Geschichte miteinander verknüpft.

In den Jahren nach der Reichsgründung versuchten die Exponenten des neuen Kaiserreiches auf mannigfache Art und Weise, die nunmehr vereinten Deutschen von ihrem unseligen Partikularismus wegzubringen und ihnen eine Identität zu geben. Eine wichtige Rolle spielten dabei - wie immer, wenn es um "education" oder "reeducation" geht - die Medien, speziell Bücher und Zeitschriften unterhaltenden und belehrenden Charakters, mit deren Hilfe ein breites Publikum angesprochen werden konnte: Jugendbücher, Unterhaltungsromane und Familienzeitschriften. Durch Berichte, Erzählungen und Romane aus der Geschichte der Hohenzollern sollte eine gewisse Vertrautheit und damit Anhänglichkeit an das aus dem Schwäbischen stammende Herrschergeschlecht bewirkt werden. Natürlich waren die Autoren solcher Werke bemüht, historische Ereignisse zu finden, die positive Schlüsse auf die Gegenwart zuließen.

Der Pädagoge Richard Roth (1835 - 1915) war wohl einer der ersten, die erkannten, daß die Befriedung der Mark Brandenburg zu Beginn des 15. Jahrhunderts durch Friedrich VI. von Hohenzollern, den Burggrafen von Nürnberg - als Kurfürst dann Friedrich I. - ein sehr gut geeignetes Sujet dafür darstellte, Strenge und Güte der Hohenzollern, aber auch ihre Gabe, für Recht und Ordnung zu sorgen und ein Land zum Blühen zu bringen, deutlich zu machen. 1874 erschien Roths Buch "Der Burggraf und sein Schildknappe. Lebensbilder aus der Zeit des ersten Kurfürsten von Brandenburg, des Gründers der Macht Preußens" im renommierten Verlag Spamer, Leipzig und Berlin. Dieses Buch war sehr erfolgreich und erlebte bis zum Ende des Kaiserreiches zahlreiche Auflagen. Es schloß mit den Worten:

"Ein ruhmreicher Sproß des Hauses Hohenzollern aber, ein Abkömmling des ersten Kurfürsten von Brandenburg, ziert gegenwärtig den deutschen Kaiserthron, unserm Volke ein Hort, so sicher und stark wie keiner der deutschen Kaiser alter Zeit. Ehre und Segen dem Andenken des Fürsten, der den Grund zu solcher Macht und Herrlichkeit unseres Vaterlandes legte!" (9)

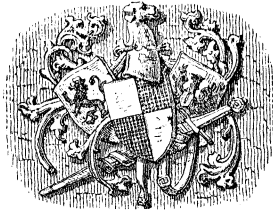
Der
Burggraf und sein Schildknappe.

Historische Erzählung

aus der Zeit des ersten Kurfürsten von Brandenburg.

Von

Richard Roth.



Vierte Auflage.

Mit 70 Text-Illustrationen und zwei Coudbildern.

Leipzig.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

1896.

Bemerkenswert an diesem Buch ist jedoch auch die ausdrückliche Nennung von Quellenwerken, auf die sich Roth stützte, neben Riedels "Zehn Jahre aus der Geschichte des Ahnherrn des preußischen Königshauses" vor allem Klödens. "Die Mark Brandenburg unter Karl IV bis zu ihrem ersten hohenzollerschen Regenten oder die Quitzows und ihre Zeit." (10)

Auch andere Autoren, die sich damals mit diesem Stoff befaßten, gaben das Werk Klödens als Quelle an, etwa Ludwig Würdig (1818-1889) in seiner Erzählung "Burggraf Friedrich von Nürnberg" (Otto Drewitz Nachfolger, Verlag von Volks- und Jugendschriften, Leipzig o.J.). Bis weit in unser Jahrhundert diente der Kampf des Nürnberger Burggrafen mit den trotzigen Quitzows als Sujet für Romane, Erzählungen und Dramen. Karl Friedrich von Klödens vierbändige Darstellung dieser Epoche ist das gemeinsame Fundament fast aller dieser belletristischen und dramatischen Ausformungen. Auch Karl May stützte sich bei seinem Quitzow-Roman auf Klöden, nicht anders als es vor ihm Friedrich Axmann und nach ihm Dr. Heinrich Goldmann getan hatten.

Der Quitzow-Stoff war allerdings auch vor der Reichsgründung im Bewußtsein einer breiteren Leserschicht, 1840 kam Willibald Alexis' dreibändiger Roman "Der Roland von Berlin" heraus, in dem "die letzten Kämpfe des altmärkischen Bürgerthums gegen die neuaufkommenden Hohenzollern" den historischen Hintergrund bilden. "Hohenzollern. Historische Bilder" nannte der bekannte Verfasser historischer Kolportage-Romane Adolph Streckfuß sein zweibändiges Werk über das preußische Herrscherhaus. Der erste Teil trug den Titel "Friedrich der Erste und die Quitzows". Im Jahrgang 1862 der "Gartenlaube" wurde das Thema unter dem Titel "Der Kampf der Hohenzollern mit dem Junkerthum. Nr. 1: Die Quitze" behandelt (S. 713-716) Dieser Text war mit A. St. gezeichnet. 1874, kurz vor dem Beginn von "Fürst und Junker", brachte die "Gartenlaube" einen Artikel über

Dietrich und Johann von Quitzow (S. 530). Die märkischen Ritter hatten sogar in die Sage Eingang gefunden. In den "Sagen und Geschichten der Mark Brandenburg" wird etwa über den "Quitzowstuhl in Schloß Eldenburg" oder über die "Uchtenhagen in Freienwalde" berichtet. Im 65. Band des "Neuen deutschen Jugendfreundes" erzählt F. Gebhardt die märkische Sage "Der Ring der Quitzows".

Auch in die Welt der Bühne fanden die widerspenstigen märkischen Ritter Eingang. Ernst von Wildenbruch verfaßte ein Drama "Die Quitzows", das am Königlichen Opernhaus in Berlin erstmals am 9. November 1888 aufgeführt wurde und bereits am 2. Dezember 1890 seine 100. Aufführung erlebte. Im Mittelpunkt steht der Streit zwischen Dietrich von Quitzow, der sich mit den Slawen verbünden will, um gegen Friedrich von Hohenzollern zu kämpfen, und seinem Bruder Konrad von Quitzow, der ihn deshalb als "Jagello-Knecht" verachtet und ihn schließlich tötet. Konrad selbst, der Brudermörder, findet von der Hand Dietrich Schwalbes den Tod. Im Sterben spricht er die Worte:

*"Ich höre - ich höre - die Stimme Brandenburgs!
Fern her tönt sie - näher schwillt sie und wächst -
Ihr voran schreitet ein Name -
Wandelnd den ehernen Gang -
Die Zeit geht neben seinen Schritten her
Tausend Zungen rufen ihn
Tausend Herzen schlagen in ihm -
Näher und näher
Mächtig und mächtiger -
Hohenzollern!
Hohenzollern!" (11)*

Angesichts der massiven politischen und ideologischen Ausrichtung der Bühnen am Ende des 20. Jahrhunderts ist es unangebracht, hier etwa von Mißbrauch zu sprechen.

Burggraf Friedrich von Nürnberg.

Brandenburgische Herzen

oder

Hie Pommern! Hie Brandenburg!

Zwei interessante Erzählungen

von

L. Würdig.

Mit teilweiser Benutzung einiger Mittheilungen aus
Klödens Werk:

„Die Quitzows und ihre Zeit.“

Neue Rechtschreibung.

Mit hochfeinen Buntdruckbildern.

Leipzig

Otto Drewitz Nachfolger
Verlag von Volks- u. Jugendschriften.

Es ist naheliegend, daß ein "Deutsches Familienblatt" auch im Sinne der eingangs beschriebenen Bestrebung zur Erzeugung einer stärkeren Anhänglichkeit an die Hohenzollern zu wirken versuchte. Auf diese Weise konnte der nicht eben angesehene Verlag Münchmeyer Pluspunkte bei den offiziellen Stellen sammeln, gerade weil es ein sächsischer Verlag war, der sich für die "preußischen" Hohenzollern einsetzte. Überdies hoffte wohl auch der Redakteur Karl May, durch solche Tendenzen einige Schatten der Vergangenheit abzuschütteln und positiv in Erscheinung zu treten. Der zweifellos aus seiner Feder stammende Text der Ankündigung des "Deutschen Familienblattes" im viertletzten Heft des „Beobachters an der Elbe“ enthält folgenden Hinweis auf einen "Hohenzollernroman":

"An die großen Bewegungen des jetzigen öffentlichen Lebens anschließend, wird der neue Jahrgang mit der meisterhaften Arbeit Friedrich Axmanns 'Fürst und Junker', historischer Roman aus der Jugendzeit des Hauses Hohenzollern, beginnen und den Leser bekannt machen mit dem Boden, in welchem der aus dem Süden herauf versetzte Baum des jetzigen deutschen Kaiserhauses seine gewaltigen Wurzeln schlug und mit den welterschütternden Ideen, welche der sandigen Mark die herrliche Blume eines einigen und mächtigen Deutschlands entlocken." (12)

Anfang September des Jahres 1875 erschien die erste Nummer des "Deutschen Familienblattes" mit dem angekündigten Roman Friedrich Axmanns.

Friedrich Axmann (1843-1876) zählt zur großen Schar von Unterhaltungsautoren, von denen kaum biographische Details bekannt sind. Früher wurde mehrfach die Vermutung geäußert, "Friedrich Axmann" sei ein Pseudonym Karl Mays gewesen, möglicherweise auch ein Verlagspseudonym, das unter anderem Karl May gelegentlich verwendet habe. (13) Diese Vermutung stützte sich auf das Fehlen biographischer Details einerseits und auf gelegentliche stilistische Ähnlichkeiten zwischen Axmanns Romanen und manchen Texten Mays. (14) Um hier Klarheit zu schaffen, stellte Roland Schmid Nachforschungen über Friedrich Axmann an, die er leider nicht mehr abschließen konnte, über die er dem Verfasser dieser Einleitung aber im September 1989 anlässlich eines Besuches in München berichtete. Demnach soll Friedrich Axmann tatsächlich der von Karl May in "Mein Leben und Streben" (15) erwähnte "Wiener Postbeamte, der sich an der Kasse vergriffen hatte" gewesen sein.

Axmann wurde am 13. Januar 1843 in Thorn in Westpreußen geboren, und lebte später in Wien, wo er Bahnbeamter war. Wie Karl Serden feststellte, ist im Adreßbuch der Stadt Wien 1876 Friedrich Axmann unter der Berufsbezeichnung "Schriftsteller" als wohnhaft im X. Bezirk (Favoriten), im Beamtenhaus der Südbahn, aufgeführt. Ein Jahr später fehlt dieser Eintrag, was die Richtigkeit der Meldung Münchmeyers vom Ableben Axmanns im "Deutschen Familienblatt", Heft 52 und 53, bestätigt.

Ob Axmann tatsächlich mit dem Gesetz in Konflikt gekommen war, konnte bisher nicht geklärt werden. Wenn es der Fall gewesen sein sollte, so kann es sich um nichts Gravierendes gehandelt haben, sonst hätte er nicht weiterhin im Beamtenhaus der Südbahn bleiben können. Andererseits ist es ungewöhnlich, daß ein hauptberuflicher Schriftsteller in einer derartigen Unterkunft wohnte. Soweit es heute zu überblicken ist, kamen die ersten Veröffentlichungen des schriftstellernden Bahnbeamten 1870 im 2. Jahrgang der bei Hermann Schönlein in Stuttgart erscheinenden "Allgemeinen Familien-Zeitung" heraus. Es handelte sich vor allem um Skizzen und Erzählungen aus dem Volksleben und der Gaunerwelt Wiens. (16)

Sein nach heutigem Wissen erster Beitrag für den Münchmeyer-Verlag, mit dem er wohl in Kontakt gekommen war, weil dieser auch die Zeitschriften des Schönlein-Verlages mitvertrieb, trug

den Titel "Eine Nacht in der Brigittenau. Skizzen aus dem Nachtleben Wiens". Er findet sich im 2. Jahrgang des "Beobachters an der Elbe", und zwar in der Nr. 2, die im Januar 1875 ausgeliefert wurde, zu einer Zeit also, da noch Otto Freitag Redakteur bei Münchmeyer war. Nach Plaul hatte der 1. Jahrgang des "Beobachters" mit Nr. 52 im Dezember 1874 beendet (17), sodaß der 2. Jahrgang Ende Dezember oder Anfang Januar begann. Entgegen dem ursprünglichen Plan wurde er dann schon im September 1875 abgeschlossen, weil May mit den anderen, neugegründeten Zeitschriften im üblichen Turnus - ein Jahrgang begann Anfang Oktober und endete im September des Folgejahres - "loslegen" wollte. Von den fünf Beiträgen Axmanns im zweiten Jahrgang des "Beobachters" hat May somit mindestens drei als Redakteur betreut. Es mag sein, daß er "gleich nach der Übernahme der Redaktion", wie er in "Mein Leben und Streben" schreibt, den besagten Post- oder vielmehr Bahnbeamten Axmann tatsächlich persönlich kennengelernt hatte, also im März oder April 1875.

Versucht man nun, sich in die Situation des frischgebackenen, unerfahrenen Redakteurs und Gelegenheitsautors Karl May zu versetzen, so wird dieser mit Axmann, der wohl aus Wien angereist war, die künftigen Projekte besprochen haben. Vielleicht entstand dabei schon die Idee zu "Fürst und Junker", mit deren Ausführung dann Axmann beauftragt wurde. Tatsache ist, daß dieser in den von May redigierten Zeitschriften der Paradeautor wurde, der in beiden Blättern jeweils die "Titelstory" lieferte; Tatsache ist aber auch, daß Axmann sich, soweit ersichtlich, erstmals mit der literarischen Form des Romans und erstmals mit der Bearbeitung eines historischen Stoffes auseinandersetzte. In "Schacht und Hütte" begann der Wiener Kriminal-Roman "Geheime Gewalten", der ganz in der Tradition der "Geheimnisse von Paris" von Eugen Sue steht und unverkennbare Parallelen in Handlung und Atmosphäre zu Mays "Verlorenem Sohn" aufweist.

Gleichzeitig erschien "Fürst und Junker", ein sich über die Nummern 1 bis 50 erstreckender Roman, der den Streit zwischen dem "Fürsten" Friedrich I. von Hohenzollern, der von Kaiser Sigismund mit der Befriedung der Mark Brandenburg betraut worden war, und den "Junkern" Dietrich und Johann von Quitzow, die sich dem Verlust ihrer Macht heftig widersetzen, zum Inhalt haben sollte.

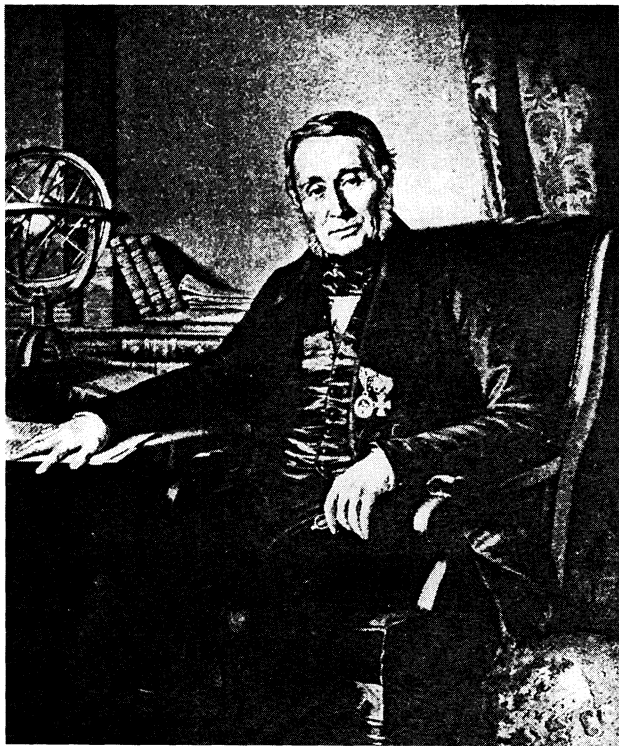


Friedrich I.

Da Friedrich Axmann zwar ein durchaus begabter Autor, aber sicher kein Kenner der Geschichte der Mark Brandenburg im 15. Jahrhundert war, mußte er erst recherchieren und sich in den Stoff einlesen. Es ist durchaus denkbar, daß er dabei auf Richard Roths Buch stieß und dort den Quellenhinweis auf Klödens "Geschichte der Mark Brandenburg" fand, die seinen Roman ebenso stark prägen sollte wie Karl Mays Fortsetzung "Der beiden Quitzows letzte Fahrten" und die Weiterführung durch Dr. Heinrich Goldmann. Klödens Spuren sind sogar noch in Franz Kandolfs für die Bearbeitung des Karl-May-Verlages neu verfaßtem Kapitel über Dietrich von Quitzows Tod zu finden.

IV.

Karl Friedrich von Klöden stammte aus einer der ältesten Familien der Altmark, des Stammlandes der Mark Brandenburg, und wurde am 21. Mai 1786 in Berlin geboren. Sein Vater war zuerst Unteroffizier, später Acciseeinnehmer in Preußisch-Friedland und schließlich Torschreiber in Märkisch-Friedland; bei einem Onkel mütterlicherseits absolvierte Karl eine Goldschmiedelehre, bildete sich mit großem Eifer wissenschaftlich aus und verdiente seinen Lebensunterhalt als Graveur und Kartenstecher; damit wurde er als Geograph bekannt, gab Unter-



Karl Friedrich von Klöden

richt an verschiedenen Schulen und wurde 1824 Direktor der von ihm neugegründeten Friedrichswerderschen Gewerbeschule in Berlin, die er bis 1855 erfolgreich leitete. Er beschäftigte sich mit zahlreichen Themen und veröffentlichte Schriften über Geographie, Geologie, vor allem aber über Geschichte. 1831 faßte er den Plan, die Geschichte der Mark Brandenburg zu beschreiben:

"Eine Provinz, die für die ganze Entwicklungsgeschichte des preußischen Staates von so unermeßlicher Wichtigkeit ist, daß sie nicht mit Unrecht das Herz derselben genannt werden kann, verdient auch wohl in ihren früheren Lebensepochen genau und sorgfältig erforscht zu werden". (18)

Die Mark Brandenburg

unter

Kaiser Karl IV.

bis zu ihrem

ersten Hohenzollerschen Regenten,

oder:

Die Quitzows und ihre Zeit.

Erde, gib heraus die Leiden,
Verwehung, gib deinen Raub!
Laß sie erwachen zu neuem Leben!
Hinweg die Gespenster der Nacht!

Erster Theil.

Mit einer Abbildung des Rathhauses zu Tangermünde
zur Zeit Karls IV.

Berlin,
bei C. G. Lüderitz.
1836.

Titelblatt der Erstausgabe

1836/37 erschien das vierbändige Werk "Die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV bis zu ihrem ersten Hohenzollerschen Regenten, oder Die Quitzows und ihre Zeit" bei C.G. Lüderitz in Berlin. Die ersten drei Bände kamen anonym heraus, erst am Schluß des vierten Bandes, in einem Epilog, lüftete der Autor das Geheimnis, durch den Erfolg ermuntert. Bereits 1846 erfolgte eine 2. Auflage in der Weidmannschen Buchhandlung, Berlin, die gegenüber der Erstausgabe um ein Inhaltsverzeichnis und ein Register erweitert, ansonsten aber satzgleich war. Der ungewöhnliche Erfolg von Klödens Darstellung der Quitzows und ihrer Zeit beruht auf der ungewöhnlichen Art und Weise, wie der Autor diesen Stoff aufbereitete. In seinem Epilog vergleicht er sein Werk mit einem Gemälde.

"Es läßt sich mit geschickter Hand ein Gemälde einzig und allein aus jenen alterthümlichen Bildern und Figuren zusammensetzen, indem man das Überflüssige abschneidet, das Wesentliche ordnet und am rechten Ort erscheinen läßt, ohne jedoch die leeren Stellen auszufüllen, die verblichenen Linien herzustellen, oder irgendeine Färbung anzubringen ... Allein in den meisten Fällen ist es nicht genug, nur wiederzugeben, was zufällig stehengebliebene Linien und Farbenmassen andeuten. Es gibt alsdann noch an jeder Figur alles das zu ergänzen, was nothwendig nicht feh-

len darf, und vorhanden gewesen sein muß, auch wenn keine Linie oder Farbe etwas davon angäbe, und hier muß der Maler schon dem eigenen Genius vertrauen, und vermag nicht zu verbürgen, daß er vollkommen treu diese Stellen so ergänzt habe, wie sie ursprünglich gewesen sind. Auch Verbindungslinien muß er wohl ziehen, die kaum angedeutet sind, um Einheit in die getrennten Teile zu bringen, und es ist möglich, daß diese unter seiner Hand einen anderen Schwung erhalten haben. Solchen Ergänzungen vermag sich auch der strenge Historiker nicht zu entziehen, wenn sein Gemälde nicht lückenhaft und unvollständig sein und in bloße Fragmente zerfallen soll.“ (19)

Kurz und gut, Klöden flocht in den reinen Sachtext Erzählungen, Geschichten und Dialoge ein, was die Lesbarkeit erheblich steigerte, ohne den dokumentarischen Wahrheitsgehalt zu senken. Leopold von Ranke zeigte sich von dieser Art, Geschichte zu beschreiben, allerdings nicht angetan:

“Leider hat Klöden in seinem Buche ‘Die Quitzows’ die Geschichte mit Roman versetzt: er besaß Talent für beides; er verstand Urkunden zu lesen und mit trefflicher Lokalkenntniß zu combiniren; in den Abschnitten, die Roman sind, hat er Szenen, die kein Walter Scott hätte besser erfinden können; aber die Verbindung von beiden ist unglücklich”(20)

Doch für Autoren, die diesen Stoff belletristisch bearbeiten wollten, waren die vier Bände geradezu eine Goldgrube, aus der sie sich reichlich und gerne bedienten - manchmal mehr als es eigentlich zulässig war.

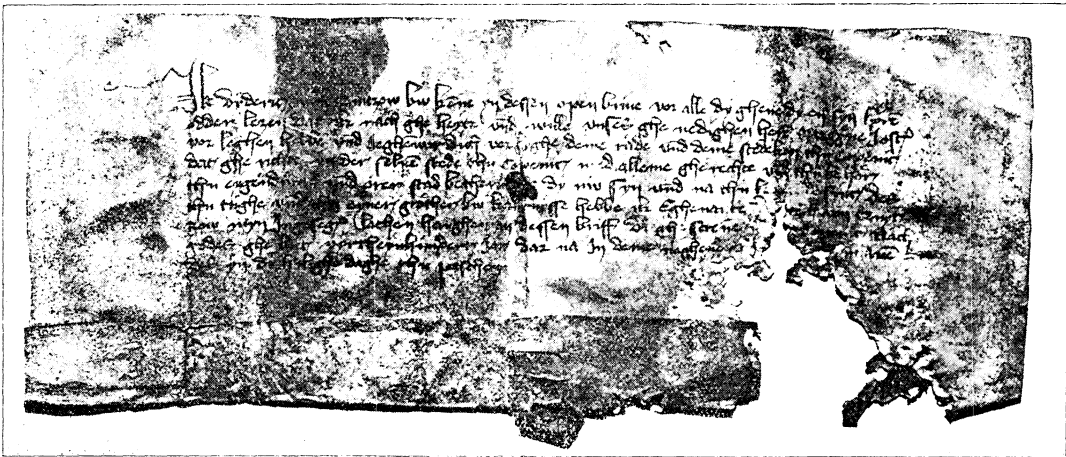
Klöden selbst erfuhr von dieser speziellen Beliebtheit dieses Werkes wohl kaum etwas, obgleich er selbst von seinen Forschungen so angetan war, daß er seine Ferien mit Vorliebe auf Burg Plau verbrachte und mit dem Haus Rochow freundschaftlich verbunden war. Er ging 1855 in Pension und starb am 9. Januar 1856

hochgehört - er war Träger des Roten Adlerordens 3. Klasse und durfte seit 1853 den Adelstitel wieder tragen - in Berlin. In seiner umfangreichen Bibliothek fanden sich 3900 Veröffentlichungen zur Geschichte Brandenburgs, 42 unveröffentlichte eigene Manuskripte und eine große Anzahl von Plänen und historischen Abbildungen. 1874 erschienen die von seinem Enkel Max Jähns herausgegebenen Jugenderinnerungen Karl Friedrich von Klödens, die starke Beachtung fanden und noch in den siebziger Jahren unseres Jahrhunderts neu aufgelegt wurden. (21)

Während Schriftsteller wie Richard Roth, Ludwig Würdig oder Max Hübner, der Verfasser von “Kurfürst und Ritter” (Goerlich, Breslau 1915) sich nicht scheuten, ihr wichtigstes Quellenwerk offen zu nennen, erwähnten Axmann und nach ihm May und Goldmann Klödens Werk mit keiner Silbe. Diese Autoren hüteten sich, ihre “Bonanza” preiszugeben, zumal sie daraus ganze Passagen übernommen und als eigene Texte ausgegeben hatten.

Friedrich Axmann schildert in “Fürst und Junker” die Erlebnisse von Botho Winß, des Sohnes von Niklas Winß, Ratsherrn in Berlin. Bothos Braut wird von den Quitzows geraubt, der Jüngling versucht verzweifelt, sie zu befreien, wobei ihm sein italienischer Freund Giambattista ebenso hilft wie der zum Gefolge des Burggrafen von Nürnberg gehörende Konradin von Besigheim. Dietrich von Quitzow führt ein Doppelleben, einerseits als märkischer Ritter, andererseits als Räuberhauptmann, der von einer alten Wendenburg aus sein verbrecherisches Unwesen treibt. Als Spießgesellen dienen ihm die noch dem Heidentum verhafteten Wenden, deren Oberpriester Ystralowe ihn aus großer Gefahr erretet.

Axmann kombiniert geschickt die unterschiedlichen Personen und Handlungen und bringt durch fremde und unheimliche Elemente, wie Zigeuner, Wenden, eine Hexe, Menschenopfer oder das Auftreten der Fehme zusätzliches Kolorit in den Roman, der



Urkunde des Dietrich von Quitzow vom 12. April 1409, wodurch er in Auftrage des Markgrafen Jost der Stadt Köpenick das Gericht daselbst verleiht. Original im Märkischen Museum zu Berlin.

Transskription.

Ik Dyderic von Quitzow bwkenne yn dessen open briue vor alle dyghene, dy en syn, hören odder lezen, dat ik nach gheheyt vnd wille vnser ghenedighen heren Marggraue Josts vorleghen hebbe vnd jeghenwordich vorleyhe deme rade vnd deme stedeken thu Copenic dat gherichte yn derseluen stede thu Copenic med alleme gherechte vnd thubehör thu eyghendume vnd orer stad betheringhe, dy nw syn vnd na thukomende synt. Des thu thüghe vnd thu eyner grother bwkantissee hebbe ik eghenante Dyderic von Quitzow myn Ingesigel lathen hangen an dessen briff, di ghescreuen is tu Copenic nach godes ghebert vyrtweyhundert Jar, dar na jn deme neghenden Jare, des Sunaendes yn der hüliche daghe thu paschen.

Überfegung.

Ich Dietrich von Quitzow bekenne in diesem offenen Briue vor allen denjenigen, die ihn sehen, hören oder lesen, daß ich nach Geheiß und Wille vnserß gnädigen Herrn Markgraf Jost verlehren habe und gegenwärtig verleihe dem Rat und dem Städtchen zu Köpenick das Gericht in derselben Stadt zu Köpenick mit allen Gerechtamen und Zuhöör zu Eigentum und ihrer Stadt Aufnehmen, die jezt sind und noch zutommen werden. Des zu Zeugniß und zu einer grohen Vetenntniß habe ich vorgeannter Dietrich von Quitzow mein Ingesigel lassen hangen an diesem Briue, der geschriben ist zu Köpenick nach Gottes Geburt vierzehnhundert Jahr, darnach in dem neunten Jahr, des Sonnabends in den heiligen Tagen zu Ethern.

durchaus spannend zu lesen ist und ein Gemisch aus Ritter-, Räuber- und Schauerroman, garniert mit historischen Ereignissen bildet. Die Anleihen bei Klöden sind vielfältig. Der überwiegende Teil der Ritter und Knappen stammen aus Klödens Chronik, praktisch alle historischen Überleitungen und Szenen, wie Ansprachen Friedrichs von Hohenzollern und anderer Persönlichkeiten, die Beschreibung der Schlacht auf dem Kremmer Damm oder der Belagerung von Friesack, die Flucht Dietrich von Quitzows, die fast wörtlich übereinstimmt mit der Flucht Johann von Quitzows bei Klöden. Aber auch die Beschreibung des Zigeunerlagers oder die Szene, in der Burschen aus dem Dorf einen Schatzgräber foppen, sind fast unverändert übernommen.

So bunt und spannend Axmanns "Fürst und Junker" ist, man merkt beim Lesen, daß der Autor mit der literarischen Form des Romans noch nicht vertraut war und den Anforderungen, die sie an Konzeption und Komposition, an das wohltdosierte Setzen von Höhepunkten und an die richtige Mischung von Reflexion und Spannung stellt, nicht gewachsen war.

Als Rahmenbedingung galt - und nach allem, was wir von Gotthold Heinrich Münchmeyer wissen, dürfte er sich persönlich darum gekümmert haben -, daß die Hauptromane seiner Zeitschriften auch das richtige Maß an "sex and crime" enthalten mußten, um die Leser bei der Stange zu halten. Hohenzollern hin, Hohenzollern her - auch in einem historischen Roman zur Stärkung der Anhänglichkeit an die Dynastie durften bittersüße Liebesszenen, verfolgte Unschuld, finstere Verliese, geheime Gänge und sonstige Zutaten nicht fehlen. Nicht immer wird sich Münchmeyer Karl Mays als Verbindungsmann zwischen Verleger und Autor bedient haben, sondern diesem seine Wünsche unmittelbar und unverhohlen mitgeteilt haben. So garnierte Axmann seinen Ritterroman zusätzlich mit heidnischen Kulte, Beschwörungsszenen und Menschenopfern, ja er baute sogar Szenen aus der urbanen Verbrecherwelt ein, die an Sue, und blutige Kampfszenen mit "Wilden", die an Aimard und Mayne Reid erinnern - nur daß es sich bei den Wilden nicht um Apachen oder Oglala, sondern um Wenden handelt.

"Der erste seiner Verfolger war ihm direkt auf den Fersen, so nahe, daß er, wenn Botho straukelte, nur hinzuspringen und ihm das Messer in die Brust zu stoßen brauchte. Seiner wollte Botho sich deshalb entledigen; er blieb plötzlich stehen und gab dem unaufhaltsam Heranstürmenden einen so wuchtigen Hieb über den Schädel, daß derselbe zerschmetterte wurde; dann setzte er die Flucht fort. Die Wenden erfüllten die Luft durch ein ohrenzerreißendes Wuthgeheul, doch hielten sie sich nicht bei den Getötheten auf; vielmehr setzten sie dem kühnen Deutschen mit verdoppeltem Eifer und Kraftaufwande nach." ("Fürst und Junker" S.23)

Es ist reizvoll, sich Gedankenspielerereien hinzugeben, ob hier vielleicht der Redakteur May, der ja für dieselbe Zeitschrift gleichzeitig "Old Firehand" schrieb, von Axmann gelernt oder umgekehrt diesem einige nur schwach verfremdete Indianerszenen hineingeschrieben haben mag. Mit Sicherheit haben sich aber beide Jungautoren sehr intensiv an der zeitgenössischen Unterhaltungsliteratur orientiert.

So mutet auch die Schilderung des grimmigen Kaspar Liebenow in "Fürst und Junker" wie eine Übernahme aus einem Trapperroman an, die ebenfalls allerlei Spekulationen zuläßt, gerade im Zusammenhang mit "Old Firehand."

"Er stand, wie sein grauendes Haar bewies, bereits auf der Scheide zwischen Mannes- und Greisenalter, doch mußte ihm noch gewaltige Kraft zur Verfügung stehen, das bekundeten die mächtigen, muskulösen Glieder seines wohlgenährten Körpers. Das Gesicht dieses Mannes war grob zugehauen, verwittert und

erhielt dadurch, daß der gewaltige Schnauzbart mit Pech zusammengedreht war und zu beiden Seiten der Nase eine Handlänge in die Luft hinaus startete, einen Furcht einflößenden, grimmigen Ausdruck. Die Tracht des Martialischen war aus ungegerbtem Leder gefertigt und bestand aus hohen Stiefeln, unsauberen Elennhosen, einem sehr abgenutzten Wamms und einem schäbigen Hut, der so breite Ränder hatte, daß man aus der Ferne nicht zu erkennen vermochte, ob der Gewaltige nicht einen Mühlstein auf dem Kopfe trüge." ("Fürst und Junker", S.182)

Diese Beschreibung hat Karl May fast wörtlich in seinen "Quitow"-Roman übernommen. (S.156) Hier wird deutlich, daß eine genaue Beschäftigung mit "Fürst und Junker" aus zwei Gründen notwendig und wertvoll ist: Zum einen ist sie unerlässlich für die Beurteilung von "Der beiden Quitzows letzte Fahrten", zum anderen lassen sich daraus wichtige Schlüsse bezüglich Mays Arbeitsweise speziell bei seinen früheren Werken ziehen; durch einen glücklichen Zufall ist hier die Möglichkeit geboten, Karl May bei der Behandlung eines vorgegebenen Stoffes unter Verwendung einer bekannten, bereits von seinem Vorgänger verwendeten Quelle über die Schulter zu schauen. Wenngleich eine gewisse Unschärfe in der Betrachtung dadurch begründet ist, daß der Text Axmanns von May redaktionell bearbeitet wurde, so tritt auf Grund der Personalunion von Redakteur und Autor bei den "Quitzows" der unverfälschte Karl May vor seine Leser - was vom Großteil seiner Werke nicht behauptet werden kann. Die hohe Anzahl von Druckfehlern, einige logische Fehler und Unstimmigkeiten und die eklatanten Schwächen im Aufbau von "Fürst und Junker" lassen mit einigem Recht vermuten, daß sich die redaktionellen Eingriffe Mays in Grenzen hielten. Beispielsweise gelang es Axmann nicht, seinen Roman so aufzubauen, daß Erfolge der "Hohenzollern"-Seite, der der "Guten", und Erfolge der "Quitow"-Seite, der "Bösen", einigermaßen ausgewogen sind.

Hiobsbotschaften, wie Entführungen, Gefangennahmen und gescheiterte Fluchtversuche, folgen dicht aufeinander, ohne daß - wie bei Karl May - der Leser durch Erfolge "seiner" Helden zwischenwieder etwas optimistisch gestimmt würde. Dieser Eindruck wird dadurch verstärkt, daß Axmann weitgehend humorlos ist. Sogar dort, wo sich Ansätze zu etwas Humor zeigen, etwa bei der - für das Brünner Deutsch typischen - Gewohnheit Kaspar Liebenows, alle weichen "b" hart auszusprechen, springt der Funke nicht über. Der Wachtmeister bleibt ohne eine Spur Heiterkeit. Was sich aus einem derartigen schriftstellerischen Kniff machen läßt, zeigt May schon in den "Quitzows", wo Liebenow natürlich dieselbe Eigenheit aufweist, plötzlich aber als Mensch von Fleisch und Blut dasteht. Der Schmiedegeselle Thomas Schubert in "Scepter und Hammer", dessen Lebensziele in "Ampalema" und "Parpara" gipfeln, ist dann vollends eine Figur echt Mayscher Prägung. Eigentümliche Sprechgewohnheiten bleiben eine "Masche" des großen Erzählers, die er virtuos einsetzte und zur Charakterisierung verwendete - von Sam Hawkens, dessen "hihi" May von Mayne Reids Old Rube übernahm (22), bis zu "Maksch" Pappermann in "Winnetou IV".

Auch an anderen Stellen zeigt sich die Unfähigkeit Axmanns, humorvoll zu sein. So hätte die Szene, in der Botho Winß und sein abergläubischer Begleiter im nächtlichen Wald ein unheimliches Treiben beobachten, das sich schließlich als lustiger Streich der Dorfburschen an einem Schatzgräber entpuppt, einiges hergegeben. Axmann schreibt sie aber wörtlich aus Klödens Werk ab, wo sie in einem Abschnitt über Aberglauben und Weihnachtsspek zu finden ist. Was sich aus einem solchen Motiv machen läßt, zeigt May in der heiteren Schatzgräberepisode im "Weg zum Glück".

Auch nur mäßig heiter ist das Treiben des Knaben Götz, der zuerst Gehilfe des Spelunkenwirtes "Vater Dickkopf" ist - den May in der "Liebe des Ulanen" als "Vater Main" wiedererstehen läßt - ,

dann mit der Kasse verschwindet und sich als unerkannt reicher Pferdejunge bei Dietrich von Quitzow verdingt. Auch die in dieser originellen Figur liegenden Möglichkeiten versteht Axmann nicht zu nützen.



Die unliebame Überraschung.

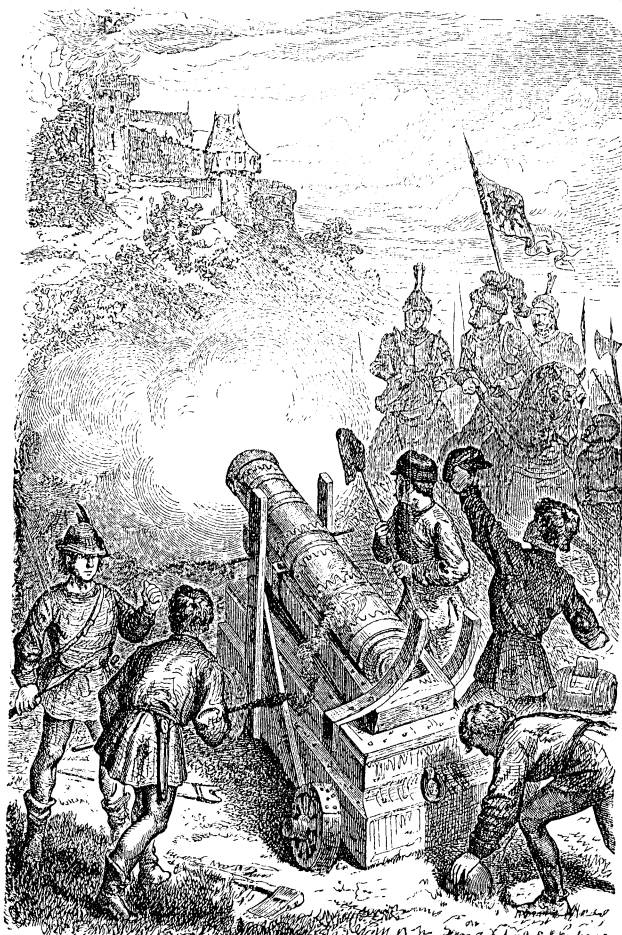
Dietrich von Quitzow erhält den Achtbrief.

Illustration aus R. Roths: Der Burggraf und sein Schildknappe

Ein charakteristisches Beispiel für die Schwierigkeiten, einer historisch vorgezeichneten Gestalt Eigenprofil zu verleihen, ist Dietrich von Quitzow. Die von Axmann entwickelte Idee, daß Dietrich einerseits als kühner, trotziger Ritter gegen den Burggrafen von Nürnberg kämpft, andererseits als gemeiner, heimtückischer Räuberhauptmann - also keineswegs als edler Räuber - Brandenburg unsicher macht, wird nicht als Spannungselement im Roman verwendet; vielmehr wird schon sehr früh, auf Seite 49, die Identität Dietrichs von Quitzow mit dem "Schwarzen Dietrich" aufgedeckt. In der zweiten Hälfte von "Fürst und Junker" kommt der "Schwarze Dietrich" gar nicht mehr vor; teilweise erhält Dietrich von Quitzow sogar ritterliche Züge, gerade im Umgang mit seiner Frau und angesichts der drohenden Niederlage gegen Friedrich. Die Figur des "Junker" ist also keineswegs konsistent und glaubhaft, wie es trotz allem auch eine zerissene Persönlichkeit sein kann.

Dieser Bruch in der Zeichnung eines seiner Haupthandlungsträger hängt sicherlich mit der gravierendsten Schwäche des Romans zusammen: Mit der mangelhaften strukturellen Ausgewogenheit. Axmann kommt gegen Schluß des Jahrganges arg ins Gedränge. Hatte er vorher mit oft zu breitem Pinsel gemalt, so muß er nun die einzelnen Handlungsstränge fast gewaltsam zu Ende bringen. Auf Grund seiner Unerfahrenheit hatte er überse-

hen, für die historischen Ereignisse, auf denen ja nach wie vor ein Schwerpunkt liegen sollte, entsprechenden Platz vorzusehen. Mit Sicherheit hat der Redakteur May seinen Autor gemahnt - etwa um Kapitel 36 oder 37 herum - , nun langsam an das Finale des Romans zu denken. Die letzten Kapitel enthalten denn auch überwiegend historische Exkurse, die mehr oder weniger aus Klödens Werk entnommen sind. Auch in den Kapitelüberschriften wird das eigentliche Thema von "Fürst und Junker" nun auffallend deutlich herausgestellt: Kap. 38 heißt "Hie Hohenzollern, hie Quitzow!", Kap. 41 "Quitzow fällt, Hohenzollern triumphiert". Axmann wird ursprünglich nicht vorgehabt haben, das Thema mit der Eroberung von Friesack, der Burg Dietrich von Quitzows, zu beenden, sondern die Flucht und die weiteren Schicksale des Junkers oder der Junker von Quitzow - aus dem Titel läßt sich nicht entnehmen, ob



Die "faule Grete" vor Friesack.

Illustration aus R. Roth: Der Burggraf und sein Schildknappe

mit "Junker" Ein- oder Mehrzahl gemeint ist - romanhaft zu schildern. Autor und Redakteur werden nun beraten haben, was zu tun sei. Dabei ist zu beachten, daß derartige Zeitschriftenromane üblicherweise in Portionen geschrieben und nicht zu Beginn des Abdrucks als vollständiges Manuskript dem Verlag übergeben werden. Meist beträgt der "Vorrat" an Material zwei oder drei Fortsetzungen, aus denen dann der Redakteur entsprechend

dem zur Verfügung stehenden Platz die neue Fortsetzung gestaltet und dabei versucht, an einer möglichst spannenden Stelle sein "Fortsetzung folgt" zu bringen.

Im zu Ende gehenden Jahrgang war Axmanns Konzept nicht mehr unterzubringen. Für den neuen Jahrgang des "Deutschen Familienblattes" war längst schon "Das Testament des großen Kurfürsten" geplant, ein neuer "Hohenzollernroman", für den Axmann sich zweifellos schon eingehend vorbereitet hatte. Auch dieses Werk sollte ja hinsichtlich des historischen Hintergrundes einigermaßen zuverlässig sein, was genauer Recherchen bedurfte, ganz abgesehen davon, daß ein wirkungsvolles Handlungskonzept auch gründlich überlegt sein will. Jedenfalls wird sich der Verfasser außerstande gesehen haben, parallel zum "Testament" eine Fortsetzung zu "Fürst und Junker" zu schreiben. Das Problem, daß es nicht gut gewesen wäre, in ein und derselben Zeitschrift zwei Hohenzollernromane desselben Autors zu bringen, konnte der Redakteur May dadurch lösen, daß er die Fortsetzung in die neugegründeten "Feierstunden am häuslichen Heerde" übernahm, die er ebenfalls betreute. Offensichtlich hatte sich Axmann bereit erklärt, den Quitzow-Faden wiederaufzunehmen, nachdem er sich in den neuen Roman eingeschrieben hatte.

Es wäre durchaus plausibel, wenn sich die beiden dabei auf die Nummer 20 geeinigt hätten - dann hätte die Fortsetzung noch vor der Mitte des Jahrgangs beginnen und sich über etwa 30 Nummern erstrecken können. In Nummer 49 (S. 770) wurde dies in einer Fußnote angekündigt:

"Denjenigen Lesern des 'deutschen Familienblattes', welche sich mit den späteren Lebensschicksalen Dietrichs von Quitzow bis zu seinem Tode bekannt zu machen wünschen, dürfte die Nachricht nicht unwillkommen sein, daß der Autor dieses Thema zum Gegenstande eines ebenso fesselnden wie ergreifenden Romans: 'Dietrichs von Quitzow letzte Fahrten' gewählt hat, welcher in Nummer 20 der diesjährigen 'Feierstunden am häuslichen Heerde', einer im Münchmeyerschen Verlage erscheinenden belletristischen Zeitschrift, beginnen wird."

Der nochmalige Hinweis auf den neuen, das Thema weiterführenden Roman in der darauffolgenden Nummer unterstreicht, daß Axmann die Zeit davonlief. Es braucht nicht betont zu werden, daß beide Hinweise mit Sicherheit von May formuliert wurden. Ähnliche Wendungen gebrauchte er später gerne als Schlußfloskeln seiner Reiseerzählungen.

"Und was geschah mit den übrigen Helden und Heldinnen, dem edlen Hans von Quitzow, seiner resoluten Agnes, der sanften Elisabeth, dem lustigen Schwalbe und dem verbissenen Liebenow, kurz mit allen jenen Persönlichkeiten, die dem Leser vielleicht lebhafteres Interesse eingeflößt haben? Auf diese Frage kann der Autor nur antworten, daß alle diese Personen noch überaus wechselreiche Schicksale erlebt haben, die sich nicht in wenigen Zeilen berichten lassen. Der Autor erlaubt sich nochmals auf den schon erwähnten Roman hinzuweisen; dort wird dem freundlichen Leser erschöpfende Auskunft zu Theil werden."

Axmann hingegen schloß "Fürst und Junker" mit dem markigen Satz (S. 790): "Wahrlich, es ist ein Titanenwerk, was die markigen Hohenzollern seit Kremen zu Stande gebracht haben!"

V.

Der 1. Jahrgang des "Deutschen Familienblattes" war mit Heft 50 im August 1876 zu Ende gegangen. Im September begann der 2.

Jahrgang, in dem gleich von Anfang an Friedrich Axmanns Roman "Das Testament des Großen Kurfürsten" als Titelgeschichte lief. Gleichzeitig erschien der 1. Jahrgang der "Feierstunden". Über die Gründe, warum nicht in Nummer 20 der geplante Roman "Dietrich von Quitzows letzte Fahrten" veröffentlicht wurde, sondern bereits die Nummer 10 den "Roman aus der Jugendzeit des Hauses Hohenzollern" mit dem abweichenden Titel "Der beiden Quitzows letzte Fahrten" brachte, lassen sich ebenfalls nur Vermutungen anstellen.

Es ist zwar nicht genau bekannt, wann Friedrich Axmann starb, es ist aber anzunehmen, daß es einige Wochen vor dem Jahreswechsel 1876/77 war. Dies läßt sich aus zwei Indizien ableiten: Zum einen wurde das "Testament" nach der Nummer 14 des "Familienblattes" für eine Fortsetzung unterbrochen - etwas, was bei Axmann bisher nie vorgekommen war. In der in den Nummern 52 und 53 des "Deutschen Familienblattes" veröffentlichten "Anzeige und Einladung zum Abonnement" ist zu lesen, daß "Herrn Friedrich Axmann, mitten im Schaffen und im ersten Mannesalter, bei Fortsetzung des Romanes in Nr. 16 dieses Blattes, der unerbittliche Tod" ereilte. Regelmäßiges Erscheinen vorausgesetzt, müßte Nr. 16 etwa Mitte Dezember 1876 ausgeliefert worden sein. Das Adreßbuch der Stadt Wien führt für das Jahr 1876 Friedrich Axmann auf, für 1877 nicht mehr. Üblicherweise erscheinen Adreßbücher zu Beginn eines Jahres, also muß der Redaktionsschluß spätestens im Dezember liegen. Offensichtlich konnte die Nachricht vom Ableben Axmanns also noch berücksichtigt werden.

Aus der Münchmeyerschen Anzeige ist allerdings nicht zu entnehmen, ob Axmann, der damals 33 Jahre alt war, an einer Krankheit gestorben oder durch einen Unfall ums Leben gekommen war. Man könnte vermuten, daß bei einem Unfalltod die Formulierung der Anzeige anders gelaute hätte, daß Axmann also wohl erkrankt war. In diesem Fall würde er May mitgeteilt haben, daß sich weitere Manuskriptlieferungen verzögern würden oder - was noch wahrscheinlicher ist - daß ihm eine Weiterführung der Arbeit nicht möglich sei und daß an die Aufnahme des "Quitzow"-Romans nicht zu denken sei. May hatte nur zwei Möglichkeiten: Entweder rasch jemanden zu finden, der einzuspringen bereit war, oder selbst einzuspringen. Für das "Testament des Großen Kurfürsten" fand er einen Einspringer, den jungen Schriftsteller Dr. Heinrich Goldmann. Für die Fortsetzung von "Fürst und Junker" war wohl keiner mehr prädestiniert als May selbst, der die Vorgeschichte ein Jahr lang redaktionell betreut hatte und daher in allen Einzelheiten kannte. Ob dieser Vorschlag von Axmann kam oder von May selbst, ist ungewiß. Auf jeden Fall bekam May auch Kenntnis davon, welches Quellenwerk Axmann benützt hatte und konnte auf dieser Basis den Sprung in eine für ihn neue Literaturgattung wagen. Daß der Redakteur und Verfasser von Erzählungen und Humoresken die Situation als Herausforderung und Chance empfand, ist aus folgender Überlegung abzuleiten: Karl May wollte sich offensichtlich nicht - wie Axmann - auf "Dietrich von Quitzows letzte Fahrten" beschränken, sondern auch noch das weitere Schicksal Hans von Quitzows behandeln, möglicherweise unter dem Eindruck der Materialfülle in Klödens Werk. "Der beiden Quitzows letzte Fahrten" benötigten natürlich mehr Platz als diejenigen Dietrichs, über den Jahrgang hinaus war eine Verlängerung des "Quitzow"-Themas nicht denkbar - also mußte May früher beginnen als in Nr. 20. Er tat es in Nr. 10. Eine kurze Entscheidungs- und Konzeptionszeit vorausgesetzt, muß das Problem Axmann spätestens Mitte Oktober 1876 akut geworden sein. Anfang November begann der Abdruck von "Der beiden Quitzows letzte Fahrten". Im folgenden wird ein Überblick über den Inhalt der 13 von May verfaßten Kapitel gegeben und dieser kurz kommentiert. Ergänzend werden gleichlautende oder ähnliche Passagen Klödens und Mays gegenübergestellt, die zeigen, wodurch May

inspiriert wurde und was er durch seine "Bearbeitung" der Vorlage daraus machte.

1. Kapitel: Suteminn

Suteminn, der "Einspännig", d.h. ein allein durch die Lande ziehender Ritter, kommt eines Abends in das Dorf Dechtow am Zotzen. Im Wirthshaus sitzen die Reisigen des Ritters Nymand von Löben und erzählen über den geheimnisvollen Suteminn. Plötzlich kommt ein Reiter zur Schenke und klopft an den Laden. Es ist Dietrich von Quitzow, der kurz zuvor aus seiner Burg Friesack geflohen ist. Suteminn erkennt ihn und versucht, ihn zum

Waffengang zu stellen, um eine alte Rechnung zu begleichen, doch Dietrich flieht, unterstützt von den zufällig herbeigeeilten Knechten Werner von Holzendorffs. Suteminn reitet zum Lager des Markgrafen Friedrich von Hohenzollern, der Friesack belagert, und trifft mit diesem zusammen.

Obwohl sich Karl May anfangs sehr stark auf das Werk Klödens stützt - Beschreibung des Zotzens, Charakterisierung Suteminnns - bekommt der bei Klöden keine zentrale Rolle spielende Suteminn von Anfang an den Hauch des Geheimnisvollen. Im Zusammentreffen mit Dietrich von Quitzow wird geschickt auf ein früheres Zusammentreffen der beiden Ritter und eine alte Rivalität angespielt, was sofort Spannung erzeugt.

Textvergleich 1

Sie erreichten den Zotzen, einen Wald, der damals alle Erscheinungen eines Urwaldes in reicher Fülle bot. Im Sommer, wenn das Sonnenlicht durch seine Laubmassen glänzte und funkelte, war er ein herrlicher Aufenthalt, und Bären, Wölfe, Luchse, Schweine, Hirsche, Rehe und wilde Katzen reizten die Jagdlust in hohem Maaße, so daß alle Hindernisse des Bodens, umgefallene faulende Bäume, dichtes Zweiggewirre des Unterholzes, zwischen Farrenkraut und Besinggesträuch versteckte Vertiefungen, und lauernde giftige Schlangen, den Jäger nicht abhalten konnten, seiner Lust hier Tage lang zu fröhnen, Essen und Trinken zu vergessen, und alle Beschwerden für nichts zu achten. Jetzt streckten die mächtigen Eichen, Buchen und Nüstern die Zweige entblättert in die Luft, das dicht verschlungene Gewirre der Gesträuche war verschwunden, wenn man nicht etwa auf ein Brombeergebüsch stieß, und ohne große Mühe wand man sich hindurch.

Klöden, Bd. III, S. 427

Suteminn.

Westlich von dem kleinen Ländchen Belling lag der Zotzen. Es war das ein Wald, welcher zu der Zeit, von der wir erzählen, alle Erscheinungen eines nur wenig begangenen Urwaldes bot. Im Sommer, wenn die Strahlen der Sonne ihren Weg durch das dichte Laubwerk nahmen und von den golden und purpurn umsäumten Blättern zitternde Reflexe wie sprühende Karfunkel um die riesigen Stämme und das knorrige Geäste blitzten, herrschte hier ein gar reges, thierisches Leben, denn Bären, Wölfe, Luchse, Schweine, Hirsche, Rehe, Füchse, wilde Katzen und anderes Wild trieb zwischen den umgestürzten und modernden Bäumen oder in den von Besinggesträuch und Farrenkräutern verdeckten Vertiefungen sein Wesen, giftige Schlangen lauerten im tiefen, feuchten Moose, und es bedurfte wohl eines nicht gewöhnlichen Muthes, in diesen wilden Gründen dem edlen Waidwerke abzuliegen. Jetzt aber war es Winter; die mächtigen Eichen, Buchen und Nüstern streckten ihre Zweige entblättert in die Luft, und wenn auch eine Decke dichtliegenden Schnees sich über die kahlen Wipfel und den hartgefrorenen Boden legte, konnte man doch leichter als zur schönen Jahreszeit den Wald passiren, da das dicht verschlungene Gewirre der Gesträuche der unerbittlichen Kälte hatte weichen müssen.

May, S. 145

Textvergleich 2

Kaum war Gans von Pülligs imposanter Zug von den Straßen verschwunden, so kam ein einzelner Reiter, ein sogenannter Einspänniger, daher getraht. Es war eine kolossale Gestalt auf einem eben so gewaltigen Streitross. Seine Rüstung war von außerlesener Güte, in der Rechten hielt er eine baumstarke Lanze, die er aufrecht trug, und unter deren Spitze ein rothes Fähnlein flatterte, den linken Arm bedeckte ein mächtiges

Auch das Dorf herab ertönten jetzt die nahenden Hufschläge eines Pferdes, und bald war ein einzelner Reiter, ein sogenannter Einspänner zu sehen, welcher, vorsichtig Umschau haltend, sich dem Krüge näherte. Es war eine kolossale Gestalt auf einem ebenso gewaltigen Streitrosse. In der Rechten hielt er eine baumstarke Lanze, unter deren Spitze ein kleines Fähnlein flatterte, dessen Farbe

Schild, auf welchem Amor einen Bogen spannte, zur Seite hing ein ungewöhnlich breites und langes Schwert herab. So wie er in die Stadt einritt, zügelte er den Gang seines Pferdes, und ließ es langsam ausschreiten. Majestätisch und im Gefühle seiner Kraft blickte er um sich, und nicht ohne Wohlgefallen und mit kriegerischer Koketterie schien er sich an dem ungemainen Anstaunen derer, welche ihn aus den Fenstern und auf den Straßen erblickten, zu sättigen.

Auf den Gassen stand eine große Menge reißigen Volks, und gar bald durchlief das Geflüster: Sute-minn, Sute-minn ist da, die Reihen, und sog von Mund zu Mund. Vergnügt verzogen sich die Gesichter der Knechte, freundlich lächelten die Herren, und alle sahen ihm nach, bis er endlich sein Pferd in den Thorweg eines Hofes einlenkte.

Sute-minn? sprach ein Knecht zu einem neben ihm stehenden Gefährten, wer ist Sute-minn?

Knecht. Du bist gewiß nicht aus dem Lande der Mark, daß du den Sute-minn nicht kennst?

Erster. Nein, ich bin ein Sachse, und habe noch nicht von ihm gehört.

Zweiter. Nun, der Sute-minn ist der tapferste Kerl im ganzen Lande, und wo der hinschlägt, vergißt auch der Beste das Aufstehen. Dabei hat er eine große Stärke. Er spaltet einem den Kopf bis auf den Magen, ja noch weiter, wenn er den Kerl nicht ganz von oben bis unten hälftet. Außerdem ist er sehr klug, und weiß schönen Rath in Kriegssachen zu geben. Wo er mithilft, da wird gesagt, das ist gar keine Frage, und darum freut sich Alles, wenn er kommt.

Erster. Donnerwetter! Und doch kommt er als Einspänniger, und hat keine Knechte?

Zweiter. Er ist nicht von Adel, obwohl er von guten Eltern abstammen mag, denn er hat Geld, und fragt nach keinem Menschen. Er steht in keines Menschen Dienste, und kommt bloß, wo er will, und es thut auch, was er will, das ist einmal seine Natur so. Aber jeder sieht ihn gern kommen, denn dann geht alles gut.

Erster. Und durch das ganze Land ist er berühmt? Wie hat er denn das angefangen?

Zweiter. Er wohnt in Tanagermünde, ganz für sich, ohne Weib und Kind, und bekümmert sich um Keinen. Aber, wenn es wo los geht, und es macht ihm gerade Spaß, da ist er mit dabei, und wo er noch mitgefochten hat, da hat er große Ehre erlangt, weil er oft das Beste gethan hat.

Erster. Und als bloßer Einspänniger! Sieh, sieh!

Serke Sute-minn war eine jener originellen Gestalten, an welchen das Mittelalter so reich war, der seinen eigenen Weg ging, ohne zu fragen, ob er in die Ansichten und Formen Anderer paßte oder nicht.

aber bei dem ungewissen Lichte grad so wenig zu erkennen war, wie das Zeichen, welches den mächtigen Schild schmückte, der seine linke Seite bedeckte. Ein ungewöhnlich langes und breites Schwert hing ihm von der Hüfte nieder, und ein doppelschneidiges Messer, wegen seiner Gefährlichkeit „Gnadegott“ geheiß, war in leiberner Scheide durch eine Kette an den starken Leibgurt befestigt.

„Und ihr wißt wirklich nicht, wer er ist?“ fragte der Wachtmeister, „trotzdem Ihr den nackten Buben mit dem Pfeile gesehen habt, der auf seinen Schild gemalt ist!“

„Wir kennen hier nicht jeden Ritterzmann, dieweilen wir aus dem Lande Schwaben sind,“ entschuldigte sich einer der Angeredeten.

„Das ist wahr. Aber wenn Ihr ihn auch noch nicht gesehen habt, so kennt Ihr doch ganz gewißlich seinen Namen, denn der ist bekannt fast über die ganze Erde und noch drei Meilen darüber hinaus. Er heißt Sute-minn.“

„Sute-minn?“ rief überrascht im Kreise. „Wohl haben wir von dem gewaltigen Kämpfen gehört, dem Keiner gleichen soll, so Viele sich auch mit ihm gemessen haben! Erzähle uns von ihm!“

„Ja, von dem, was er hier zu Lande gethan, läßt sich wohl viel erzählen, nicht aber von seiner Abstammung und seinen Abenteuern in fernen Ländern. Er war bei den Russen und Normannen, bei den Dänen und Friesen, im Lande der Franken und Welfen, ja sogar bei den Türken und Tataren soll er gewesen sein, doch von seinen Thaten weiß man nichts, denn er zieht stets einspännig aus, und Keiner hat ihn jemals in Begleitung eines Knappen gesehen.“

„Sie werden seine Burg bewachen sollen.“

„Seine Burg? Er hat keine. Er wohnt zu Tanagermünde in einem kleinen Häuschen, welches ringsum von einer Mauer umgeben ist, so daß kein Auge sehen kam, was in seinem Hausfrieden vor sich geht; aber wunderbare Dinge mögen das wohl sein, denn des Nachts steigen feurige Gluthen aus dem alten Schornsteine, und oft kommen seltsame, glühende Gestalten geflogen und tanzen um das haufällige Dach. Dann erhebt sich hinter der Mauer ein Lärm, als ob ganze Heere Gewappneter mit einander kämpften; mächtige Fußtritte stampfen die Erde, Schwerter klirren und klingen, Panzer rasseln, Pferde wickern, Hunde heulen und bellen, und Jedermann flieht das Haus, in welchem die höllischen Geister ihr Wesen treiben. Aber er hegt nicht die schwarze, sondern die weiße Kunst, und — —“

Textvergleich 3

Der Feind stellte vor allem die Bedingung, daß Dietrich von Quitzow sich der Gnade des Burggrafen ergeben müsse, und war nicht wenig erstaunt über die Nachricht, daß er gestern beim Ausfalle entflohen sei. Seiner Frau und seinen Kindern wurde freier Abzug bewilligt mit dem, was ihr Eigenthum sei, Dietrichs Eigenthum jedoch ausgenommen. Auch seine Leute konnten abziehen mit dem, was sie am Leibe trugen. Ihr Gold wurde ihnen vorher ausgezahlt. Alles Andere mußte zurück gelassen werden.

Elisabeth packte weinend mit ihren Söhnen ihre Sachen zusammen, und beluden damit einen Wagen. Auf einen zweiten setzten sie sich selber. Das Thor öffnete sich, die Brücke fiel. Langsam traurig wie ein Leichenzug bewegten sich die beiden Wagen vorwärts, traurig und niedergeschlagen folgten die waffenlosen Knechte hinter her. Es ging zwischen den versammelten Heerführern und den aufgestellten Kolonnen der Feinde hindurch. Die Heerführer grüßten Elisabeth achtungsvoll, als sie an ihnen vorüberzog. Aber die rohen Kriegsknechte sandten ihr manche Spottrede und manches Schimpfwort nach, das ihr ihre traurige Lage um so fühlbarer machte. Nahe am Wege auf dem Windmühlenberge, durch dessen Schlweg sie hinauf mußten, stand die schreckliche große Donnerbüchse, die vorzugsweise sie aus ihrem Paradiese vertrieben hatte. Oben auf den Bergen sandte sie in tiefer Trauer den letzten abschiednehmenden Blick zurück nach dem Schlosse, in welchem sie die glücklichsten Jahre ihres Lebens verlebt hatte.

Oben jetzt öffnete sich das Thor, und die Zugbrücke fiel nieder. Langsam und traurig, gleich einem Leichenzuge, bewegten sich die Abziehenden den Schloßberg herab. Voran fuhrn zwei Wagen; der eine war mit dem Eigenthum der unglücklichen Frau beladen; auf dem anderen befand sie sich selbst mit den Söhnen, und hinter ihnen folgten betrübt und niedergeschlagen die waffenlosen Knechte. Der Zug ging zwischen den versammelten Heerführern und den aufgestellten Kolonnen der Feinde hindurch. Die Ersteren grüßten die Frau des einst so mächtigen Anführers der märkischen Ritterschaft achtungsvoll, als sie an ihnen vorüberzog, aber die rohen Kriegsleute sandten ihr manches schimpfende Wort, manche Spottrede nach, durch welche ihr die traurige Lage, in welcher sie sich befand, noch schwerer und fühlbarer gemacht wurde. Nahe am Wege, auf dem Windmühlenberge, stand die große Donnerbüchse, welcher ganz vorzugsweise der Fall Friesack, wie auch der übrigen eroberten Burgen zu verdanken war; Elisabeth wandte sich, mit Thränen in dem verschleierten Auge, von der furchbaren Kriegsmaschine ab.

Oben auf dem Berge angekommen aber, sandte sie in tiefer Trauer und bitterster Wehmuth noch den letzten Abschied nehmenden Blick zurück nach dem gewaltigen, jetzt halb in Trümmern liegenden Baue des Schlosses, in welchem sie die glücklichsten Jahre ihres Lebens verlebt hatte.

Klößen, Bd. III, S. 355/356

May, S. 148

2. Kapitel: Lockere Gesellen

Auf Burg Garlosen, dem Sitz der raublustigen und trinkfreudigen Ritter vom Krüge, werden neue Pläne ausgeheckt. Mit im Bunde ist der dicke Claus von Quitzow, der mit seinem Wachtmeister Kaspar Liebenow und seinem Knappen Balthasar zu Besuch weilt. Pater Eusebius, Burgkaplan von Garlosen und Spion der Raubritter, berichtet von einem Geldtransport von zweimal 150.000 Goldgulden an den Markgrafen Friedrich, was natürlich auf größtes Interesse stößt. Vorerst will man sich aber auf den Wagenzug zweier jüdischer Kaufleute konzentrieren, der kommende Nacht nahe Garlosen vorbeikommen soll. Der Überfall gelingt, Claus von Quitzow nimmt Veit Schmuell, Aron Itzig und dessen Tochter gefangen.

Nach der Figur Sutebins führt May nun eine ganze Reihe gegenüber "Fürst und Junker" neuer Figuren ein, die mit Ausnahme des dem Geist des Kulturkampfes entsprungenen Pater Eusebius und des Knappen Balthasar sämtlich aus dem Werk Klödens stammen: Der alte und der junge Boldewin, Heyso von Steinfurth, Claus von Quitzow, Veit Schmuell, Aron Itzig; Kaspar Liebenow ist schon bei Axmann vorgekommen, gewinnt aber erst jetzt Eigenprofil, ebenso wie Dietrich von Quitzows Leibknecht Dietrich Schwalbe, dem May nunmehr den Vornamen

Heinrich gibt, was zwar historisch falsch ist, im Roman aber Verwechslungen in den Dialogen vermeidet. Hier wird deutlich, worin Mays Stärke als Schriftsteller bestand: Nicht so sehr in der Erfindung völlig neuer Handlungspläne, sondern in einer später zur Reife der Unnachahmlichkeit gediehenen Ausformung bereits vorhandener Romangestalten: Winnetou, Old Shatterhand, Sam Hawkens, Hadschi Halef Omar, Kara Ben Nemsis - sie alle existierten mit vielen ihrer bekannten Eigenheiten und Attribute bereits bei anderen Autoren. Erst Karl Mays meisterliche Erzählerhand machte daraus die unverwechselbaren und gleich so vertraut wirkenden Protagonisten seiner Reiseromane und -erzählungen. Insofern darf Friedrich Axmann als einer der wichtigen Lehrmeister Karl Mays gelten, auch wenn ihn sein Schüler dann bei weitem übertraf.

Übrigens erschien Karl Mays erste größere Indianererzählung "Old Firehand" fast genau ein Jahr vor den "Quitzows". Sie enthält bereits die Figur des Sam Hawkens, zu der Mayne Reids "Old Rube" aus den "Skalpjägern" und der "Kriegsfährte" Pate stand. Sam Hawkens' Reittier Mary findet sich in Balthasars Gaul Grigorimanorosewitsch wieder, ein Name, bei dem es sich Karl May nicht entgehen läßt, ihn im Laufe des Romans immer wieder verbalhornen zu lassen - wie später den Namen seines Hadschi Halef Omar.

Textvergleich 4

Wir haben schon früher mehrmals Veranlassung gehabt, des Schlosses Gorlosen, damals Garlosen genannt, an der mecklenburgisch-priegnitzischen Grenze, nördlich anderthalb Meilen von Lenzen an der Elbe gelegen, zu gedenken. Den je an hatte dies Schloß das Schicksal gehabt, von unruhigen Leuten besessen zu sein, die entweder dem Landesherrn, oder den Landstraßen gefährlich wurden. In früheren Zeiten hatte es zur Mark gehört.

Dieses Schloß Gorlosen besaßen jetzt der alte und junge Boldewin von dem Krüge nebst ihrem Vetter Thomas von dem Krüge, und Claus von Quitzow zu Stavenow wohnhaft. Es war gefürchtet in der ganzen Gegend, denn es wurden eine Menge Räubereien von da aus verübt, und die Landstraßen in der Nähe waren stets unsicher. Eine Menge Kaufmannsgüter waren geraubt, und den Hansestädten verursachte es großen Schaden¹⁾. Friedrich war nach der Priegnitz gegangen, und versammelte hier sein Heer, zu welchem auch Hans von Putlitz mit seinen Schaaren stieß. Mit ziemlicher Gewisheit konnte man darauf rechnen, daß er Gorlosen nicht unangefochten lassen würde. Claus von Quitzow hatte sich deshalb von Stavenow, seinem gewöhnlichen Wohnorte nach Gorlosen begeben.

Es fing an dunkel zu werden, Claus von Quitzow saß mit den beiden jüngeren von dem Krüge am Tische, auf dem Kannen und Becher standen. Der alte Boldewin, für den der Abend immer eine gefährliche Zeit war, weil er dann stets einen schweren Kopf hatte, wankte im Zimmer umher, und taumelte zuweilen gegen einen Schrank oder Tisch. Johann von Quitzow stand auf einen Stuhl gelehnt, den vorigen gegenüber.

Klößen, Bd. III, S. 280/281

Loßere Gefellen.

An dem Zusammenflusse der Elbe und des Mahen an der Mecklenburgisch-Priegnitzischen Grenze, anderthalb Meilen nördlich von Lenzen an der Elbe, lag das feste Schloß Garlofen, später Gorlosen genannt. Es hatte von je her das Schicksal gehabt, unruhigen Geistern die entweder dem Landesherrn oder den Landstraßen gefährlich wurden, zum Aufenthalte zu dienen und wurde jetzt besessen von vier Männern, die ihr Schwert gut zu führen verstanden und am liebsten den Wein tranken, den Andre bezahlt hatten. Es waren dies der alte und der junge Boldewin von dem Krüge, ihr Vetter Thomas von dem Krüge und der tapfere Claus von Quitzow, zu Stavenow wohnhaft.

Die vier wackern Degen kamen des Morgens auf Garlosen zusammen, erzählten sich von ihren Taten und Kriegsthaten oder sannan auf neuen Ruhm und tranken dazu mit einer Ausdauer, daß Cuno, der alte Kellermeister, gar öfters sich auf eine der Stufen setzte, um von dem ununterbrochenen Auf- und Absteigen ein wenig zu verschaukeln. Wenn dann der Abend hereingebrochen war und das edle Raß nicht mehr recht durch die rauhen Gurgeln wollte, so ließ Der von Quitzow sich von seinen zwei Knappen auf das Roß heben, um, hüben und drüben gehalten, heimwärts zu reiten, während die Drei von dem Krüge nach dem gemeinschaftlichen Schlafgemache taumelten.

May, S. 149

3. Kapitel: Im Zauberhause

Nach einem historischen Exkurs über die Quitzows läßt May den Ratsdiener zu Tangermünde verkünden, daß Friedrich von Hohenzollern das Faustrecht abgeschafft habe. Henning von Bismarck besucht Suteinn in dessen Heim in Tangermünde, das im Volksmund "Zauberhaus" genannt wird. Bismarck und Suteinn erörtern die politische Lage, vor allem das Treiben der Päpste und die Pläne Friedrichs, die Wirren im Land zu beenden und Papst Johannes XXIII, den ehemaligen Seeräuber und Mädchenhändler, gefangen zu nehmen. In Costnitz soll dazu eine Beratung stattfinden. Vorher wollen Bismarck und der junge

Detlev, der Schützling Suteinns, nach Garlosen reiten, um mit den Rittern vom Krüge und Claus von Quitzow in Güte zu verhandeln.

Hinsichtlich der Historie lehnt sich May stark an Klößen an, nützt dies jedoch geschickt, um die Authentizität des Romans zu betonen. Die gegenüber der Kirche und den Päpsten sehr kritische Haltung erwächst zwar aus dem Kulturkampf, ist aber bei Friedrich von Klößen, der Freimaurer war, bereits vorgeprägt. In Suteinns "Zauberhaus" findet sich ein in "Mein Leben und Streben" erwähntes Requisit aus Mays Elternhaus: Das "Kreuterbuch des Pierandrea Matthiolus". (23)

Textvergleich 5

Wir haben oben erzählt, daß der abscheuliche Balthazar Coffa unter dem Namen Johann XXIII. den päpstlichen Thron bestiegen. Er war mit König Ladislaus von Neapel in Krieg gerathen, und ungeachtet er diesen in den Bann that, und einen Kreuzzug gegen ihn predigen ließ, mit dem Versprechen eines allgemeinen Ablasses, war der Erfolg doch äußerst gering, so daß er sich im Jahre 1412 genöthigt sah, den Frieden zu erkaufen. Nummehr trieb er es nach alter Weise, erpreßte große Geldsummen von Geistlichen und Weltlichen, legte die drückendsten Steuern

„Aber Ihr wißt, daß Balthazar Coffa, welcher trotz seiner Abscheulichkeit unter dem Namen Johann XXIII. den päpstlichen Thron bestiegen hat, jüngst ein Concilium nach Rom berief, weil er den beiden Gegenpäpsten gegenüber die Nothwendigkeit erkannte, dem allgemeinen Wunsche nach Verbesserung der Kirche eine, wenn auch nur scheinbare Beachtung zu schenken. Daß diese Versammlung nichts als eine leere Spiegelschere bedeutete, war leicht einzusehen, und so erschienen auch nur wenig Prälaten, welche es nicht weiter als zu zwei erfolglosen Sitzungen brachten. Bei

ern auf, ließ schlechtes Geld schlagen, und verkaufte seinen Ablass nach allen Seiten. Er überhörte das allgemeine Geschrei nach einer Verbesserung der Kirche; um jedoch zum Scheine etwas zu thun, und weil es auf der Kirchenversammlung zu Pisa so beschloffen war, rief er ein Concilium nach Rom zusammen. Es erschienen nur wenige Prälaten; um so schneller hoffte der Papst fertig zu werden, und das war ihm eben recht. Die Versammlungen wurden in einer Kirche gehalten. Allgemein glaubte man, daß eine Kirchenversammlung von dem heiligen Geiste regiert würde. Die berathenden Versammlungen hatten begonnen. Da kam eine fürchterliche Eule, setzte sich gerade vor den Papst hin, und blickte ihn starr an. Johann war bei all seiner Gottlosigkeit nicht frei von Aberglauben; der Unheil verkündende nächtliche Vogel jagte ihm Entsetzen ein, und obgleich die Eule verscheucht wurde, hatte sie doch alle Aufmerksamkeit gesiebt. Aber bedeutungsvoller erschien die Sache, als in der darauf folgenden Sitzung die Eule abermals geflogen kam, sich wieder vor den Papst hinsetzte, und ihn unheimlich anstarrte. Johann vermochte sein Grausen und Entsetzen nicht zu verbergen. Die Eule wurde mit großer Mühe erschlagen, aber der Papst entließ die Prälaten, da nach einem so Unglück weissagenden Zeichen keine heilsamen Früchte von dieser Versammlung zu erwarten seien. Die leichtsinnigen Prälaten trennten sich mit der spöttischen Aeußerung, daß der heilige Geist auf diesem Concil in seltsamer Gestalt erschienen sei.

König Ladislaus von Neapel brach unvermuthet den dem Papste gelobten Frieden, und erschien am letzten Mai 1413 vor Rom. Nach sieben Tagen nahm er die Stadt durch Verrätherrei, und Johann befehlete kaum so viel Zeit, sich durch die Flucht zu retten.

der ersten erschien eine große Eule in der Kirche, setzte sich grad vor den Papst hin und blickte ihn starr an. Ihr könnt Euch denken, welches Entsetzen ihn und die Versammlung ergriff, als der unheilverkündende Schuhu in die von dem heiligen Geiste regierte Versammlung einbrach. Er wurde zwar mit Mühe verscheucht, aber die heiligen Väter fühlten sich von diesem unglückseligen Duren so angegriffen, daß sie auseinander gingen. Vor der nächsten Sitzung wurde das Gotteshaus einer sorgfältigen Durchsichtung unterworfen, und da keine Spur des Vogels zu finden war, so naheten sich die surchtsamen Patres mit der Hoffnung eines besseren Resultates. Kaum aber hatte seine Heiligkeit das Wort ergriffen, so vernahm man von dem Hochaltar her einen markerschütternden Ruf und der Vogel flog herbei, setzte sich wie vorher vor den Stellvertreter Gottes auf Erden und blickte ihn, ängstlich die Flügel schlagend, starr mit den großen, nächtlichen Augen an. Da bemächtigte sich Grausen und Entsetzen der frommen Versammlung, und Alle, Johann an der Spitze, stürzten nach der Thür, um der Unglück weissagenden Erscheinung zu entgehen. Zwar wurde der Vogel später gefangen und erschlagen, und dadurch der Beweis geliefert, daß man es nicht mit einem überirdischen Wesen zu thun habe, aber das Vorkommniß gilt doch als ein böses Zeichen und wird auf das Schicksal des Papstes beim Concile zu Costniz gedeutet.“

„hängt diese Mähr mit Eurem Auftrage zusammen?“

„Vielleicht. Die Herren Prälaten sind in Rom mit dem Bemerken auseinander gegangen, daß der heilige Geist unter ihnen in einer seltsamen Gestalt erschienen sei, und wenn die Fürsten der Kirche sich einer solchen Gotteslästerung schuldig machen, so ist es kein Wunder, wenn die weltlichen Herren und Leute es müde werden, einen Mann an der Spitze der Christenheit zu sehen, von dem man nichts als Laster und Verbrechen zu berichten hat. Der König Ladislaus von Neapel, von ihm in den Bann gethan, ist unvermuthet mit seinen Schaaren vor Rom erschienen, hat die Stadt erobert und den Papst vertrieben, welcher sich nach Oberitalien flüchtete.“

4. Kapitel: Bei "Mutter Quail"

Bei Mutter Quail, der Wirtin der Taverne "Zum heiligen Menschenfresser" in Bristol, sitzen Pieter Liebenow, der Kapitän der "Schwalbe", und Sam Haberland, Constable auf demselben Schiff, zusammen. Die "Schwalbe" soll den Grafen von Warwick nach Hamburg bringen. Mutter Quail, zu deren bevorzugten Gästen die beiden gehören, warnt vor den "Victualienbrüdern", die die Nord- und Ostsee unsicher machen. Pieter Liebenow ist ebenso ein Quitzowscher Untertan wie Will Haberland (der Vorname wechselt kurz nach dem ersten Auftreten), der aus Stavenow stammt. Liebenow erzählt, daß der Graf von Warwick, der mit seiner Frau und seinen beiden Kindern in den Spreewäldern unterwegs war, von der Bande des "Schwarzen Dietrich" überfallen wurde. Während er mit dem Grafen, den er begleitete, entfliehen konnte, fielen Frau und Kinder in die Hände der Räuber. Sie sind seither verschwunden, ebenso wie der unbekannt Ritter, der überraschend zu Hilfe gekommen war.

Dieses Kapitel enthält eine jener typisch Mayschen Wirtshaus-szenen, die von einer dicken, resoluten Wirtin und rauen, aber herzlichen Stammgästen geprägt sind, und die sich in den "Dessauer"-Geschichten ebenso finden wie im kurze Zeit nach den "Quitzows" verfaßten Roman "Auf der See gefangen" oder in

"Old Surehand II". Es waren sicher Mays Eindrücke als Kegelbub, die ihn gerade Szenen in Gasthäusern mit sehr viel Atmosphäre schildern ließen.

Pieter Liebenow, "der alte Swalker", in dem sich unschwer der Bruder Kaspar Liebenows erraten läßt, hat ebenfalls die Eigenheit, das weiche b hart auszusprechen. Auch Haberland hat ein besonderes Kennzeichen: Die Hälfte seines Gesichts ist verbrannt, so wie bei Ben New Moon im "Sohn des Bärenjägers" und bei Max Pappermann in "Winnetou IV". Swallow, der wackere Mustang aus der "Mappe eines Vielgereisten", wird hier zu einem anderen Transportmittel umgewandelt, das sich in Mays späteren Werken größter Beliebtheit erfreut: Zum Schiff gleichen Namens. An Bord der "Schwalbe" ändert sich in den 450 Jahren, die zwischen der Handlungszeit der "Quitzows" und derjenigen des darauf folgenden Romans "Auf der See gefangen" relativ wenig. Das Steuer führt jetzt Peter Polter, unverkennbar ein enger Verwandter des Pieter Liebenow; auch Peter Polter hat einen Bruder in der alten Heimat, den Diener Heinz. Und sogar das Schiff "Tiger" in "Scepter und Hammer" hat einen ähnlich knorri-gen, aber lustigen Steuermann, den Balduin Schubert, der ebenso wie sein in der Heimat lebender Bruder Thomas so seine Probleme mit der Aussprache des weichen b hat.

5. Kapitel: Auf der Flucht

Werner von Holtzendorff versteckt Dietrich von Quitzow in Schloß Neumühl. Der Schloßvogt erzählt Dietrich vom Fall Friesacks. Dieser belauscht kurz darauf ein Gespräch zwischen dem Vogt und einem Holtzendorffschen Knecht, in dessen Verlauf die Identität des unbekanntes Gastes auf Neumühl aufgedeckt wird. Dietrich fühlt sich an seinem Zufluchtsort nicht mehr sicher, worauf ihn Werner von Holtzendorff nach Grabsdorf, einer anderen Besitzung, bringt, wo der Junker als Bauernknecht arbeiten muß. Als sich Prinz Johann von Hohenzollern, der Sohn des

Markgrafen, bei dem vermeintlichen Knecht nach dem Weg erkundigt, unternimmt Dietrich einen waghalsigen Streich. Er springt auf das Pferd des Prinzen, nimmt ihn als Geisel und entflieht.

Mit Ausnahme des Husarenstücks, das an den Wilden Westen erinnert, ist dieses Kapitel inhaltlich voll von Klöden übernommen, wengleich es May gelingt, nicht nur eigene Formulierungen zu finden, sondern die nicht eben mitreißenden Szenen seines Kollegen aus dem Schuldienst spannend nachzuerzählen und ihnen dramatische Dichte zu verleihen.

Textvergleich 6

Endlich wurde festgesetzt, daß Dietrich sich als ein Knecht kleiden, und unkenntlich machen solle. Werner wollte ihn für einen verwundeten Quitzowschen Knecht bei seinen Leuten ausgeben. Damit aber diese den Dietrich nicht erkennen möchten, sollte er nach Schloß Neumühl gebracht werden, angeblich um seine Wunden zu pflegen. Neumühl war noch in sehr zerstörtem Zustande, und wurde nur von einem alten Vogte bewohnt, der Dietrichen nicht kannte. Hier sollte sich Dietrich so verborgen halten, wie möglich, und es vermeiden, Menschen zu sehen, und darum auch das Schloß nicht verlassen. Dieser Plan schien gut zu sein, und Dietrich entschloß sich, ihn auszuführen.

Werner brachte ihm die Kleidung eines Knechts, die er anlegte. Dann bestieg er eins von Werners Pferden, und ritt aus dem Schlosse, als habe er einen Brief oder eine Botschaft zu besorgen. Gleich nachher setzte sich Werner ebenfalls zu Pferde, und ritt ganz allein ihm nach. Im Walde fand er Dietrich seiner warten, und gemeinschaftlich ritten sie nach Schloß Neumühl.

Das sehr ruinirte Schloß bot wenig Gemächer zum Aussuchen dar. Die besten bewohnte der alte Vogt mit seiner Frau. Ein davon etwas entlegenes Zimmer wurde endlich erwählt, und mit einigen Mobilien und einem Bette versehen. Dietrich mußte sich hineinlegen und den Kranken spielen. Dem alten Vogt wurde auf die Seele gebunden, den Quitzowschen Knecht gut zu versorgen, aber ihn nicht durch ungeforderte Dienste zu belästigen, auch dafür Sorge zu tragen, daß er nicht durch Andere gestört werde. Werner ritt dann wieder zurück.

Die beiden alten Leute thaten ihre Schuldigkeit, und Dietrich konnte sich über sie nicht beschweren. Sie wußten wenig von der Welt, dennoch hatten sie Friesacks Schicksal erfahren, und der alte Georg hatte auch nach einigen Tagen die Nachricht erhalten, daß Dietrich von Quitzow entflohen, und ein Preis auf seinen Kopf gesetzt sei. Wenn dein Herr sich nun nicht in Acht nimmt, sprach er zu Dietrich, dann kann es ihm schlecht gehen, denn der Burggraf soll eben nicht spaßen, und mir wärs schon recht, wenn sie ihn fingen. —

Deshalb war es ihm lieb, daß er mit Dietrich unbeobachtet in das Schloß gekommen war, wo dieser sich augenblicklich seiner ritterlichen Kleidung entledigen und das Gewand eines gewöhnlichen Reifigen anlegen mußte, um so wenig als möglich erkannt zu werden.

„Es will mir wenig behagen, daß ich aus Furcht vor niedrigen Leuten in diese Lappen fahren soll,“ hatte der flüchtige Ritter während dieser Beschäftigung gesagt, „aber wenn ich meines Lebens schönen und mir die Freiheit bewahren will, so muß ich mich in diese Sache fügen. Ich bin schlimmer daran, denn der ärmste Bettler, da ich nicht nur Hab und Gut verloren habe, sondern auch von den Meinigen geschieden und geächtet bin. Aber ich hoffe zu Gott, daß die Zeit kommen wird, in welcher ich meine Feinde mit der Schärfe des Schwertes auf das Haupt schlage. Noch stehen mir mächtige Freunde zur Seite, zu denen ich gehen werde, um mir ihre Hilfe zu suchen, und dann, Herr Werner, werde ich Euch belohnen können für die Treue, welche Ihr mir immer und auch heut' bewiesen habt.“

„Sprecht nicht von Bohn, Ritter Dietrich,“ antwortete Werner, indem er einen gewaltigen Humpen mit Bier füllte, welches er der Sicherheit wegen selbst aus dem Keller geholt hatte. „Da, trinkt! Ihr werdet der Erquickung bedürfen; aber Ruhe und Pflege könnt Ihr auf Birkow wohl nicht finden, vielmehr erfordert es die Sorge um Eure Sicherheit, daß ich Euch unverzüglich weiter bringe. Schloß Neumühl, welches mir gehört, ist nur von einem alten, tauben Vogte bewohnt, welcher Euch niemals gesehen hat und also auch nicht kennen wird. Dorthin wollen wir mit einander reiten, und ich hoffe, wenn ihr das Schloß nicht verlaßt und überhaupt es vermeidet, von Menschen gesehen zu werden, so könnt Ihr dort verborgen bleiben so lange es Euch gefällt.“

Beide Männer begaben sich mit leisen Tritten hinab in den Schloßhof, traten aus demselben hinaus zu den harrenden Thieren und halb ging es im scharfen Trabe auf Schloß Neumühl zu. Dort angekommen, wurden sie von dem altersschwachen Castellan empfangen, der nicht wenig erstaunt war, seine Ritter zu so ungewöhnlicher Stunde bei sich zu sehen.

Das Gebäude bot wenig wohnbare Gemächer dar; die besten von ihnen bewohnte der Voigt mit seiner Frau selbst. Ein davon etwas entlegenes wurde endlich für Dietrich erwählt und mit einigem Mobiliar und einem Bette versehen. Er mußte sich hineinlegen und den Kranken spielen. Er galt den beiden Schloßbewohnern gegenüber für einen Quikowschen Knecht, der sich der Belagerung Friesack durch die Flucht entzogen hatte und während derselben verwundet worden war, und es wurde ihnen streng auf die Seele gebunden, ihn gut zu versorgen, nicht durch ungeforderte Dienste und Handreichungen zu belästigen und eben so auch dafür Sorge zu tragen, daß er nicht durch Andere gestört werde. Dann ritt Werner wieder nach Böhlow zurück.

Die beiden alten Leute thaten ihre Schuldigkeit, so daß Dietrich sich nicht über sie beschweren konnte. Sie wußten in ihrer Abgeschlossenheit wenig von den Händeln der Welt da draußen; dennoch aber erfuhren sie das Schicksal, welches Friesack betroffen hatte, und vernahmten auch, daß Dietrich von Quikow entflohen und von dem Markgrafen ein Preis auf seinen Kopf gesetzt worden sei. Georg, der Castellan, brachte seinem Pfleglinge diese Botschaft sofort in dessen Gemach.

Textvergleich 7

Zwei Wochen waren vergangen, als Dietrich seiner Lage von Herzen müde war. Er hatte die unerträglichste Langeweile, es ekelte ihn an, noch ferner den Kranken zu spielen, und er schämte sich seiner Knechtsgestalt. Dennoch mußte er seine Rolle keißen halten, so lästig sie ihm auch war.

Da kam am Dienstag den 27sten Februar ein Knecht von Böhlow, und erzählte Georg, daß Maue genommen, und Johann von Quikow gefangen sei. Dietrich von Quikow aber sei noch nicht aufgefunden, denn — setzte er hinzu — der ist gut versteckt.

Georg. Weiß man denn, wo er ist?

Knecht. Ih Vater Georg, da wäre er ja nicht versteckt, wenn man es wüßte. Wißt ihr, was ich denke?

Georg. Nun?

Knecht. Ich glaube, er ist gar nicht weit.

Georg. Warum nicht gar! Hast du eine Spur?

Knecht. Ihr habt ja wohl hier einen Quikowschen Knecht? Der kam vor ein Paar Wochen nach Böhlow, und ritt ein sehr schönes Pferd mit hübschem Sattel. Das Pferd steht jetzt bei uns im Stalle, denn er ist mit einem anderen hierher geritten.

Georg. Nun? — Er wird sich schon wieder abholen, wenn er gesund ist.

Zwei Wochen vergingen, die der sonst so ungeduldige Ritter in der strengsten Abgeschlossenheit verbrachte; da vermochte er es in der engen Kammer nicht länger auszuhalten und faßte den Entschluß, auf ein Stündlein hinunter zu steigen in den kleinen, winzigen Rüchergarten, welcher hinter dem Schlosse in einer Ecke der Ringmauer lag. Da er als ein Kranker galt, durfte er nur langsam gehen, und seine Schritte verursachten dabei so wenig Geräusch, daß sie von den zwei Männern nicht vernommen wurden, welche er bei seiner Ankunft im Gärtchen bemerkte.

Auf Eingange desselben stand ein dichtbelaubter Hollunderstrauch, welcher ihn so verdeckte, daß er sie unbemerkt belauschen konnte. Es war Georg, der Schloßvoigt und einer der Holzendorfschen Knechte, welcher mit irgend einer Botschaft von Böhlow gekommen war.

„Nein; er scheint gut versteckt zu sein. Daß ihm Herr Werner dabei geholfen hat, das ist gewiß. Ich war mit dabei, als er den Ritt nach Friesack machte und habe ihn mit dem Quikow davontraben sehen, während wir es mit dem fremden Ritter zu thun hatten.“

„Das war in derselben Nacht, wo auch der Knecht verwundet worden ist, welcher bei mir liegt.“

„Ein Knecht, sagst Du, der bei Dir liegt?“

„Ja; Herr Werner brachte ihn mir des Morgens und befahl, ihn gut zu pflegen und alle Störung von ihm fern zu halten.“

Knecht. Ich Vater Georg, da wäre er ja nicht verreckt, wenn man es wüßte. Wißt ihr, was ich denke?

Georg. Nun?

Knecht. Ich glaube, er ist gar nicht weit.

Georg. Warum nicht gar! Hast du eine Spur?

Knecht. Ihr habt ja wohl hier einen Duitzow'schen Knecht? Der kam vor ein Paar Wochen nach Bölow, und ritt ein sehr schönes Pferd mit hübschem Sattel. Das Pferd steht jetzt bei uns im Stalle, denn er ist mit einem anderen hierher geritten.

Georg. Nun? — Er wird sich schon wieder abholen, wenn er gesund ist.

Knecht. Ja, aber Knechte reiten solche Pferde nicht. Könnt ihr mich euern Kranken nicht sehen lassen?

Georg. Bei Leibe nicht. Es darf ihn Niemand sehen oder füren.

Knecht. Ist das verboten?

Georg. Freilich, Herr Werner selber hat es verboten.

Der Knecht schlug ein Schnippchen, und wiegte den Kopf hin und her. Dann nahm er Georg bei der Hand, und ging mit ihm ins Zimmer.

Bis hierher war Dietrich zufällig heimlicher Zeuge der Unterredung gewesen, und hatte dadurch die Entdeckung gemacht, daß er hier nicht mehr sicher sei. Der Gedanke, gefangen zu werden, peinigte ihn sehr, auch ging ihm das Schicksal seines Bruders tief zu Herzen. Glücklicher Weise kam Nachmittag Werner von Holzendorf selber geritten, um die Nachricht von Plaue zu bringen. Dietrich theilte ihm seine Entdeckung mit, und äußerte zugleich ein herzliches Verlangen, von hier wegzukommen, weil er die Langeweile nicht mehr ertragen könne.

„Ist's möglich! Sag', wie sieht er aus?“

„Es ist ein gar strammer, schwarzgängiger Gesell, vor dem man Respect bekommt, sobald er Einen nur anblickt. Ich glaube, ihm stände eine Rüstung besser zu Gesicht, als das alte Loderwammus, welches er anhat.“

„Was ich da höre! Du, ich glaube, wir sind dem Dietrich auf der Spur. Im Stalle zu Bölow steht ein Pferd, wie es kein Knecht, sondern nur ein ritterlicher Herr reitet, so edel und mit einem Sattelzeuge, welches grausames Geld gekostet haben muß. Es ist ein Rappe und gehört ganz gewiß dem Duitzow. Hätte dieser seine Flucht weit fortgesetzt, so wäre sein Pferd nicht zurückgeblieben oder er hätte sich ein anderes an dessen Stelle genommen; da dies aber nicht geschehen ist, so will es mich bedünken, als müsse er noch in der Nähe weilen. Kann ich Deinen Knecht vielleicht einmal sehen?“

„Kemmst Du den Ritter?“

„Ja, ich habe ihn des Besteren geschaut und würde ihn beim ersten Blick wiedererkennen.“

„So wollte ich den Mann Dir wohl gern zeigen, aber er verläßt sein Gemach nie, und hineinflassen darf ich Dich nicht, weil es mir vom Herrn verboten ist.“

Der Lauscher hatte genug gehört, und da er vermuthete, daß die beiden Männer bald den Garten verlassen würden, so schien es ihm gerathen, nach seinem Gemache zurück zu kehren, damit er nicht von ihnen bemerkt werde. Das belauschte Gespräch hatte ihn überzeugt, daß er auf Neumühl nicht mehr sicher sei, denn es kam ihm ganz so vor, als könne er dem Knechte nicht trauen, und so war es ihm willkommen, daß Werner von Holzendorf am andern Morgen bei ihm vorsprach, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Er berichtete ihm von der belauschten Unterredung und sagte ihm auch seinen Dank für die Treue, welche er ihm gegen das Ansinnen des Markgrafen bewiesen.

Textvergleich 8

Werner. Ihr könnt unmöglich unentdeckt fliehen, man stellt euch überall nach und lauert auf allen Wegen. Aber hier bleiben könnt ihr unter diesen Umständen freilich nicht länger. Wartet, da habe ich einen guten Gedanken. Ich werde euch nach Grabsdorf bringen. Dort wohnen ein Paar meiner alten Knechte mit ihren Weibern, die von mir ein Paar Häuser haben, auf deren Treue ich mich verlassen kann. Sie sollen euch hegen und pflegen, und dort seid ihr sicher. Doch müßt ihr natürlich unerkannt bleiben. Ich werde die Sache sogleich einrichten.

Werner ritt nach Grabsdorf. Am andern Tage kam er wieder, und forderte Dietrich auf, sich fertig zu machen, dahin aufzubrechen. Gegen den Vogt wurde ein schicklicher Vorwand gebraucht, Dietrich stieg zu Pferde, und ritt hinter Werner her, bis man Schloß Neumühl im Rücken hatte, denn er mußte seine Knechtsrolle noch beibehalten, obgleich sie ihm sauer wurde.

Das Dorf Grabsdorf, von welchem wir schon früher einmal gesprochen haben, ist jetzt nicht mehr vorhanden, und lag östlich von der Havel, wahrscheinlich auf der Stelle des jetzigen Dorfes Friedrichsthal. Dietrich erhielt in einem Bauernhause

„Nach Grabsdorf,“ antwortete Werner. „Ihr könnt jetzt unmöglich unentdeckt aus dem Lande fliehen; man stellt Euch überall nach und lauert auf allen Wegen. Aber in Neumühl konntet Ihr unter diesen Umständen auch nicht bleiben, und da ist mir ein guter Gedanke gekommen. In Grabsdorf nämlich wohnen ein paar meiner alten Knechte mit ihren Weibern; sie haben von mir einige Häuser, und ich kann mich auf ihre Treue verlassen. Dahin bringe ich Euch. Sie sollen Euch hegen und pflegen, und dort seid Ihr sicher, so lang Ihr Euch nicht zu erkennen gebt.“

Das Dorf Grabsdorf ist jetzt nicht mehr vorhanden und lag östlich von der Havel an Stelle des jetzigen Dorfes Friedrichsthal. Dietrich erhielt in einem Bauernhause eine Stube, und es wurde mit dem Besitzer des Hauses, Werners ehemaligem Knechte, die Verabredung getroffen, ihn für einen Verwandten auszugeben, den er zu sich genommen habe, um sich von ihm in der Wirthschaft helfen zu lassen. Zu diesem Besteren erbot sich der sonst so stolze Ritter aus freiem Antriebe, um nicht ferner von der

eine Stube, und es war mit dem Besitzer des Hauses, Werners ehemaligem Knechte, die Verabredung getroffen worden, daß er ihn für einen Verwandten ausgeben sollte, den er zu sich genommen habe, damit er ihm in der Wirthschaft helfe. Dazu hatte sich Dietrich selber erboten, um nicht ferner von der Langeweile gepeinigt zu werden. Er hatte übrigens den Namen Christian angenommen. Sein Wirth wußte von ihm nichts, und war ein sehr einfältiger Mensch.

Dietrich hatte sich als Landmann ausstaffirt, und half in der kleinen ländlichen Wirthschaft, so weit er selber Lust dazu hatte, denn befehlen ließ er sich nichts, und sein Wirth hätte dazu auch nicht den Muth gehabt, wengleich er Dietrich für seines Gleichen hielt. So verfrischen ihm die unfreundlichen Wintertage ziemlich einförmig und öde.

Bessere Tage brachte der März, und es gab jetzt schon etwas mehr zu thun.

Langeweile gepeinigt zu werden, wie er sie während der letzten Tage empfunden hatte. Er wurde von den Leuten als ein Landmann ausstaffirt und machte sich nach Belieben und Gutbünken in der kleinen Wirthschaft nützlich.

So verging der Februar vollends und der März brach an, welcher bessere Tage und eine Bitterung brachte, welche erlaubte, die Feldarbeit vorzunehmen. Auch Dietrich ging hinaus, um mit Hacke und Spaten zu arbeiten, und es waren gar eigenthümliche Gedanken und Gefühle, welche sich bei dieser ungewohnten und erniedrigenden Beschäftigung in seinem Innern geltend machten.

Klößen, Bd. III, S. 435/436

May, S. 211

6. Kapitel: Detlev

Henning von Bismarck und Detlev reiten nach Garlosen, um dort die Ritter vom Krüge zur Rede zu stellen. Während des Rittes erzählt Detlev seinem Begleiter von seinem Kindheitserlebnis, einem Überfall des "Schwarzen Dietrich" auf seine Eltern, die seither verschollen seien. Bismarck verspricht, ihm bei der Suche behilflich zu sein. Während er zur Burg reitet, wartet Detlev in einem Versteck. Dabei wird er Zeuge eines Gesprächs zwischen Kaspar Liebenow und Balthasar. Liebenow berichtet vom Besuch Bismarcks, von dessen Forderung, die gefangenen Juden freizulassen, und von der erbosten Reaktion der Ritter, die den unbehilflichen Mahner ins Verlies geworfen hätten. Liebenow erwähnt auch seinen Bruder Peter, der einem fremden Ritter beigestanden habe, als dieser vom berühmten "Schwarzen Dietrich" überfallen worden sei. Durch einen geheimen Gang kann Detlev in die Burg eindringen und die beiden Juden sowie einen ihm unbekanntem alten Mann befreien. In der Burgkapelle versucht Pater Eusebius, die Tochter Itzigs auf seine Weise zu bekehren. Detlev schlägt den Pfaffen nieder und befreit auch das Mädchen.

In diesem Kapitel wird die schriftstellerische Eigenart Karl Mays besonders deutlich. Das Raubnest Garlosen gewinnt Eigenleben und bevölkert sich mit Gestalten echt Mayscher Prägung. Die Beschreibung Liebenows, der einen erlegten Rehbock durch den Wald trägt, erinnert an die Wildererszene im "Waldröschchen", als Trapper Geierschnabel sich bei Schloß Rheinswalden einen Rehbock erlegt. Unterirdische Gänge hatte ja schon Axmann gerne verwendet; Karl May bediente sich dieses Requisites des klassischen Ritterromans nicht minder gern. In der "Liebe des Ulanen", beim Treiben in und um Schloß Ortry, aber auch schon in "Scepter und Hammer" finden sich viele der Szenen wieder, wie sie sich in und um Garlosen abspielen. Henning von Bismarck ist eine historische Figur, wird bei Klößen aber nur als einer der Schöppen in der Gerichtsverhandlung gegen Werner von Holzendorf am 30. April 1414 in Spandau genannt. Detlev ist eine Eigenschöpfung Mays.

7. Kapitel: Ein Uchtenhagen

In Spandau wird im Rahmen eines Landtages über Werner von Holzendorf, der Dietrich von Quitzow zur Flucht verholfen und ihn versteckt hatte, Gericht gehalten. Unter den Schöppen befindet sich auch Hans von Uchtenhagen. Man legt fest, daß das Urteil am Tag nach Fronleichnam verkündet werden solle. Hans und Karl von Uchtenhagen reiten von Spandau nach Brandenburg. Als es dunkel wird, begegnet ihnen ein gespenstischer Reiter, Hans' Pferd scheut und geht durch, Karl wird von einer Horde Bewaffneter angegriffen, als sein Pferd über einen Strick stolpert. Er kann sich ihrer jedoch erwehren und bleibt als Sieger auf dem Platz. Von einem sterbenden Wegelagerer erfährt Karl, daß Hans lebe und in die Ruine gebracht worden sei. Er nimmt die Spur auf und findet das Waldschloß, eine alte Klosterruine. Aus Gesprächen von Gefangenen, die er belauscht, entnimmt er, daß der gespenstische Reiter der Nachfolger des "Schwarzen Dietrich" sei. Allerdings hätten sich nicht alle dem neuen Anführer anschließen wollen, weshalb er sie hatte einsperren lassen. Karl tötet den "Fliegenden Reiter", befreit die Gefangenen und wird von Jobst Schwalbe, einem von ihnen, tiefer ins Innere der Ruine geführt. Als einer der Räuber eine gefangene Frau bedrängt, tötet er den Unhold, verhilft der Frau zur Flucht, muß sich den herbeieilenden Räubern aber nach hartem Kampf ergeben.

Die gesamte Gerichtsszene ist mehr oder weniger eine Bearbeitung des entsprechenden Kapitels aus dem III. Band Klößen. May hat dabei den fürstlichen Rat und Richter Hans von Thorgau im wesentlichen durch den bei Klößen als Schöppe vorkommenden Hans von Uchtenhagen ersetzt. Die Dialoge sind meist unverändert übernommen. Karl von Uchtenhagen, der jüngere Bruder Hans', trägt unverkennbar Züge eines frühen Old Shatterhand, nicht nur wegen des Fausthiebs; auch die Beschreibung entspricht der Vorstellung, wie May sich selbst gerne sah.

Auf den ersten April hatte Friedrich einen Landtag zu Berlin angesetzt, und Herren, Mannen und Städte dazu berufen. Es sollte besonders über die Quitzowschen Güter das Weitere gesetzlich verfügt werden. Auch Werner von Holzendorf mußte sich dazu einfinden, und that dies, weil er sicher Geleit hatte.

Nachdem die meisten Quitzowschen Angelegenheiten beendigt waren, sprach Friedrich: Euch allen ist bekannt, daß Dietrich von Quitzow mein und meiner Lande der Marken Feind war und ist, daß er meine Dienstknechte gefangen, geschlagen und ihnen das Ihrige genommen hat, daß er in der Nacht seiner Flucht meine Lande und Mannen gemordbrannt hat; aber unbekannt wird euch sein, daß er auf flüchtigem Fuße und scheinbarer That von Werner von Holzendorf zu Böhlow aufgenommen ist, der ihm die verschlossenen Thore und Bäume geöffnet hat, daß er mit seinem Wissen hindurch reiten konnte. Ferner hat er ihn auf Neumühl zugelassen, und ihn da, wie auf den benachbarten Dörfern, namentlich zu Grabsdorf, von den Seinigen hausen, hegen und speisen lassen, meinen Diener und Boten hat er mit Schmach überfallen, geschlagen und gefangen genommen ¹⁾. Jetzt ist nun Dietrich entflohen. So frage ich dich dann, Werner von Holzendorf, ob du dich zu den vorgedachten Thaten bekennest? —

Aller Augen wandten sich auf Werner, der sich in fester Haltung erhob, und dann also sprach: Ich bin zu stolz, um abzuleugnen, was ich gethan habe. Es ist so, wie ihr, hoher Herr, saget. Allein bedenkt, daß Dietrich von Quitzow schon lange mein Freund und Waffenbruder war, ehe ihr mein Herr wurdet, und daß dieser redlichen Freundschaft wegen sein Verhältniß zu euch kein Grund werden konnte, mein Verhältniß zu ihm zu ändern.

Friedrich. Ihr höret, Herren, Mannen und Städte, wozu sich Werner von Holzendorf bekennet. Ich behalte mir es vor, meine Klage gegen ihn vor vollbesetzter Lehnsbank anhängig zu machen.

Schon vorher hatte Markgraf Friedrich einen Landtag nach Berlin berufen und Herren, Mannen und Städte dazu eingeladen. Es sollte besonders über die eroberten Quitzowschen Güter eine gesetzliche Bestimmung getroffen werden, und auch Werner von Holzendorf mußte sich dazu einfinden, was er ohne Bedenken thun konnte, weil er sicheres Geleit hatte.

Nach Beschlußfassung über die Quitzowschen Angelegenheiten hatte sich Friedrich von seinem Sitze erhoben und folgende Ansprache gehalten:

„Euch allen, Ihr Herren, Ritter und Abgesandter Meiner getreuen und liebenswerthen Städte ist bekannt, daß Dietrich von Quitzow Mein und Meiner Lande Feind war und auch noch heute ist, der Meine Dienstknechte und viele Meiner Unterthanen gefangen, geschlagen und ihnen das Ihrige genommen hat und sich seit der Eroberung der Burg Friesack auf der Flucht vor Mir befindet. Unbekannt aber wird es Euch sein, daß er, von Werner von Holzendorf zu Böhlow aufgenommen worden ist, der ihm die verschlossenen Thüren und Räume geöffnet hat, so daß er mit seinem vollkommenen Wissen und Zustimmen hindurchreiten konnte. Ferner hat er ihn auf Neumühl zugelassen, wie Mir berichtet worden ist, und ihn deshalb hegen, speisen und bedienen lassen als einen kranken Knecht, an dem Mir nichts gelegen sei. Meine Diener und Boten hat Der von Holzendorf mit Schmach überfallen, geschlagen und gefangen genommen, sodas Ich Mich mit Meiner fürstlichen Würde und Ehre tief gekränkt und beleidigt sehen muß. Jetzt nun ist Dietrich aus Neumühl weiter entflohen und der gerechten Strafe entzogen worden. So frage Ich Euch denn, Herr Werner, ob Ihr Euch zu den vorgedachten und beschriebenen Thaten bekennet oder Meine Beschuldigung der Unwahrheit zeihen möget!“

Auf diese Worte hatten sich Aller Augen auf Werner gerichtet. Dieser aber war in stolzer Haltung aufgestanden und hatte also geantwortet:

„Ich bin mit nichts ein Mann, welcher abläugnen möchte, was er gethan. Es ist so, wie Ihr gesagt habt, hoher Herr! Allein Ihr möget auch gar wohl bedenken, daß Dietrich von Quitzow schon längst vorher mein Freund und Waffenbruder war, ehe Ihr mein Gebieter wurdet, und daß dieser redlichen Freundschaft wegen sein Verhältniß zu Euch kein Grund werden konnte, auch mein Verhältniß zu ihm zu ändern!“

Darauf hatte Friedrich erwidert:

„Ihr höret, Herren, Mannen und Städte, wozu sich der Ritter Werner von Holzendorf bekennet. Ich behalte es mir vor, vor vollbesetzter Lehnsbank meine Klage gegen ihn vorzubringen!“

8. Kapitel: Die Rose am Güntersberg

Ein junger Reiter beobachtet auf dem Weg nach Güntersberg eine Falkenjagd, an der auch Brunhild beteiligt ist, die Tochter Simons von Güntersberg. Das Mädchen gefällt ihm und er folgt ihm nach Güntersberg. Janeke von Stegelitz wirbt um sie, wird aber von Simon abgewiesen, weil er andere Pläne mit ihr verfolgt. Ein Falkenhändler kommt auf das Schloß und bietet sich als Falkenmeister an. Er gerät mit Janeke in Streit und besiegt ihn. Elias Siebenhaut, der Wachtmeister Simons, ist vom Mut des Fremden sehr angetan, der sich Henning Friedländer nennt, und dann auch als Falkenmeister für Brunhild verpflichtet wird. Bei einem Ausritt, an dem auch Brunhilds Vater, Janeke von Stegelitz und Siebenhaut teilnehmen, begegnen ihnen Boten von Henning von Kremzow, die einen Fehdebrief ihres Herrn und der Herren von Wedel übergeben. Vom Jagdfieber gepackt, gelangt die kleine Reiterschar auf nunmehr feindliches Gebiet. Eine Gefangenennahme durch Friedrich von Wedel kann der Falkenmeister abwenden. Als ihm kurz darauf Henning von Wedel und Heinrich

von Bork begegnen, warnt Friedländer vor einem Kampf, doch der hitzige Janeke von Stegelitz läßt sich nicht zurückhalten. Der Falkenmeister versucht, Brunhild in Sicherheit zu bringen, während ihr Vater und seine Leute in die Hand Henning von Wedels fallen.

Mit diesem Kapitel nimmt May einen neuen Handlungsfaden auf; im Gegensatz zu Klöden, der von der Spandauer Gerichtsverhandlung deshalb auf die Geschichte derer von Wedel überleitet, weil sich Dietrich von Quitzow auf seiner Flucht dorthin wandte, baut May das Schicksal der Quitzows geschickt in eine Erzählung des Falkenmeisters ein. Mit dem Wachtmeister Siebenhaut führt May eine weitere Figur aus dem "zweiten Glied" ein, die durch eine besondere Gewohnheit unverwechselbar wird: Siebenhaut pflegt sich der stereotypen Redewendung "wie ich höre" zu bedienen. Bei seiner historischen Einleitung weist May vage auf eine Quelle hin, indem er den Text "aus einer alten Chronik" übernommen haben will. Die Idee zum "Falkenmeister" kam May wohl durch die in der "Chronik" erwähnte "Falkenburg".

Textvergleich 10

Aus der deutsche Orden am 15. Juli 1410 die große Schlacht bei Tannenberg verlor, betrachtete der König von Polen Wladislaus Jagello Schievelbein als ein erobertes Land, und überließ es im August desselben Jahres vertragsmäßig dem Herzoge Bogislaw von Pommern, der es in Besitz nahm. Das aber hatte die Folge, daß die Wedel vertrieben wurden, und sie das Land Schievelbein und diejenigen Gegenden verließen, welche an Pommern gefallen waren. Sie zogen sich auf ihre Besitzungen außerhalb dieser Grenzen, besonders auf Falkenburg und die benachbarte Gegend zurück. Durch den Frieden zu Thorn im J. 1411 erhielt der Orden jene Besitzungen wieder zurück. Allein die Wedel waren mit dem Orden gespannt, und blieben außen. Der Waldmeister von Schievelbein gab sich viele Mühe, sie zur Rückkehr zu bewegen. Henning von Wedel verweigerte noch zu Ende des J. 1413 die Rückkehr, und versprach sie nicht eher, als bis ein neuer Hochmeister gewählt sein würde, dem die Wedel dann zugleich huldigen wollten, damit sie wüßten, an wen sie sich halten könnten. Aus der Angstlichkeit, mit welcher der Waldmeister den Comthur und Statthalter zu Elbing bittet, doch ja, sobald ein neuer Hochmeister gewählt sein werde, an alle Wedel zu Falkenburg, Neuwedel zc. zu schreiben, und sie herzlich zur Huldigung zu ermahnen, sieht man, wie viel dem Orden daran gelegen war, mit dieser Familie auf gutem Fuße zu leben¹⁾.

Unterdessen blieben die Wedel, wo sie waren, und es gelang nicht, sie gegen den Orden freundlicher zu stimmen. Nur Erasmus von Wedel, der die Hälfte der Stadt Neetz besaß, und daselbst wohnte, betrachtete sich als Vasall des Ordens, und wurde deshalb von seinen Bettern vielfach angefeindet. Die andere Hälfte der Stadt gehörte Janeke von Stegelitz.

„Als der deutsche Ritterorden am 15. Juli 1410 die große Schlacht bei Tannenberg verlor, betrachtete der König Wladislaus Jagello von Polen das Ländchen Schievelbein als ein erobertes Land und überließ es im August desselben Jahres dem Herzog Bogislaw von Pommern, der es in Besitz nahm. Das aber hatte die Folge, daß die Wedel vertrieben wurden und sie das Land verließen, welches an Pommern gefallen war. Sie zogen sich auf ihre Besitzungen außerhalb der Grenzen Schievelbeins zurück und haften besonders auf Falkenburg an der Drage, welche Stadt noch heut im Kreise Dramburg des preussischen Regierungsbezirkes Kößlin liegt. Durch den Frieden von Thorn im Jahre 1411 erhielt der Orden jene Besitzungen wieder zurück. Allein nun waren die Wedel mit dem Orden gespannt und blieben außen. Der Waldmeister von Schievelbein gab sich viele Mühe, sie zur Rückkehr zu bewegen, sie aber verweigerten sie und versprachen sie nur unter der Bedingung, daß ein neuer Hochmeister gewählt werde, dem sie dann huldigen wollten, damit sie wüßten, an wen sie sich halten könnten. Aus der Angstlichkeit, mit welcher der Waldmeister den Comthur und Statthalter zu Elbing bittet, doch ja, sobald ein neuer Hochmeister gewählt sein werde, an alle Wedel zu Falkenburg, Neuwedel zc. zu schreiben und sie herzlich zur Huldigung zu ermahnen, sieht man, wie viel dem Orden daran gelegen war, mit dieser Familie auf gutem Fuße zu leben. Unterdessen blieben die Wedel, wo sie waren, und es gelang nicht, sie gegen den Orden freundlicher zu stimmen. Nur Erasmus von Wedel, der die Hälfte der Stadt Neetz besaß und daselbst auch wohnte, betrachtete sich als Vasall des Ordens und wurde deshalb von seinen Bettern vielfach angefeindet. Die andere Hälfte der Stadt gehörte Janeke von Stegelitz.“ So erzählt eine alte Chronik derjenigen Gegenden, in welche uns die Ereignisse unserer geschichtlichen Erzählung führen. — —

9. Kapitel: Unter den Vitalienbrüdern

Pater Eusebius kommt auf die Insel Neuwerk in der Elbemündung, um mit Rolf Vendaskiold, dem Kapitän der "Wiking" zusammenzutreffen. Heinrich, Bewohner einer armseligen Hütte, versteckt ihn und läßt ihn am anderen Tag durch einen Bootsmann zu dem Kapitän bringen. Unterwegs wird eine dänische Galeote aufgebracht, auf der sich ein Gefangener befindet: Gert von Dönaborg. Eusebius verrät Vendaskiold, daß der Graf von Warwick mit einem reich beladenen Schiff aus England kommen werde. Die Ritter von Burg Garlosen verlangten für die Mitteilung einen entsprechenden Anteil an der Beute. Der Kapitän läßt den Pater gefangensetzen; in Gert von Dönaborg erkennt er einen alten Bekannten der Familie Moltke, der auch die zwei Söhne Moltkes gekannt habe; einer davon ist Rolf Vendaskiold. Dönaborg erhält das Kommando über das dänische Schiff mit dem Auftrag, die Ladung den von dem Dänen beraubten Holsteinern zurückzugeben.

Bereits in seinem ersten, thematisch und zeitlich nicht frei gewählten Roman versucht May, aus der Enge des bloßen Ritterromans auszubrechen. Er bringt die Hanse und die Vitalienbrüder, die beide in Klödens Werk kurz behandelt werden, ins Spiel und kann auf diese Weise sein Opus mit einem Schuß Seeroman versetzen. In "Auf der See gefangen", "Scepter und Hammer" und "Die Juweleninsel" sollte er dann noch mehr Romangattungen miteinander kombinieren. Die Figur Rolf Vendaskiolds hat starke Ähnlichkeit mit Katombo bzw. Kapudan Pascha in "Scepter und Hammer". Wenn die Trennung von Münchmeyer so erfolgt ist, wie May sie schildert, also mit Kündigung Ende Oktober/Mitte November 1876 und Ausscheiden drei Monate später (24), so verfaßte er den überwiegenden Teil "seines" Beitrags zu den "Quitows" während seiner Kündigungszeit. Sicherlich war das Verhältnis zwischen Verleger und Redakteur bzw. Autor nicht mehr allzugut, weshalb es nicht unbedingt ein Zufall sein muß, daß der Mittelsmann zu Rolf Vendaskiold auf Neuwerk ausgerechnet Heinrich heißt und ein Krüppel ist, der ständig mit seiner abergläubischen Frau zankt. Der Vorname der Frau wird zwar nicht genannt, die "starkknochige und schnurrbärtige Frau" dürfte sich aber von Pauline Münchmeyer nicht allzusehr unterscheiden haben.

10. Kapitel: Die zweite That

Dietrich von Quitzow reist mit Prinz Johann nach Angermünde. Dort soll der gefangene Sohn des Markgrafen beim Hauptmann Johann von Briesen Aufnahme finden. Zur selben Zeit reitet Detlev mit dem aus Garlosen befreiten Gefangenen, dem Fürsten von Wenden, ebenfalls nach Angermünde. Während der Fürst den Hauptmann besucht, schlendert Detlev durch die Stadt und kann dabei dem Schneider Zademack aus der Patsche helfen. In der Herberge wird er heimlicher Zeuge eines Gesprächs zwischen Dietrich von Quitzow und Prinz Johann. Detlev kann den Prinzen befreien, sie werden aber von Dietrich verfolgt, der unterwegs Claus von Köppen, den Boten der pommerschen Herzöge trifft, die ihm Freistatt anbieten. Es kommt zum Kampf zwischen Detlev und Johann und ihren Verfolgern. Als eine Reiterschar mit Nymand von Löben an der Spitze heransprengt und dem Prinzen beisteht, flieht Dietrich von Quitzow.

Hier nimmt May die beiden Handlungsfäden aus Kapitel 5 - die Entführung Prinz Johanns - und aus Kapitel 6 - der Befreiung der überfallenen Juden und des unbekanntes Gefangenen - wieder auf und verknüpft sie. Mit dem Schneider Zademack läßt er eine Figur aus "Fürst und Junker" wieder aufleben und weist ausdrücklich darauf hin. Sowohl der Fürst zu Wenden, wie es korrekt heißen muß, als auch Johann von Briesen und Claus Köppen - May adelt ihn - stammen aus Klödens Werk, treten dort aber in anderem Zusammenhang auf. Nymand von Löben war einer der Schöpfer beim Gerichtstag in Spandau.

11. Kapitel: Ein Leu im Käfig

Caspar Gans von Putlitz wird vom Stifftshauptmann Hans von Röden gefangenengenommen und zum Bischof von Brandenburg, Johann von Waldow, nach Schloß Ziesar gebracht. Der Bischof läßt ihn gefangensetzen. Märten Stelzer und "Wildwasser", die Nichte des Bischofs von Brandenburg, kehren im Krug von Goltzow ein.

Ein fremder Reiter, der mit dem Wirt bedeutungsvolle Blicke wechselt, fragt die beiden nach deren Ziel aus. Ein fahrender Schüler beobachtet das. Der Reiter setzt seinen Weg fort; der Wirt macht sich an den Pferden Stelzers und des Mädchens zu schaffen, die daraufhin lahmen.

Ein versuchter Überfall durch Knechte Wichart von Rochows wird von Stelzer und dem zu Hilfe geeilten Schüler, der sich Joachim Wolf von Hagen nennt, abgewehrt. Sie reiten gemeinsam nach Wollin, wo sie sich trennen. In einem Gasthaus hört Joachim, wie Kriegsknechte mit der Gefangennahme Gans' von Putlitz angeben. Es kommt zum Streit mit dem Gefängnisvogt Matthias Schabegast, den Joachim zu Boden wirft. Märten Stelzer beendet den Streit und führt Joachim zum Bischof, dem Onkel des Mädchens. Es gelingt Joachim, der in Wirklichkeit ein Sohn Caspars Gans von Putlitz ist, seinen Vater aus dem Gefängnis zu befreien. Der gewaltige Ritter packt den Bischof und hält ihn aus dem Fenster. Sein Sohn tritt dazwischen, der Bischof erkennt, daß der Retter seiner Nichte der Sohn seines Widersachers ist, und gewährt diesem Ehrenhaft in Ziesar.

Die Gefangennahme Caspars und das Gespräch mit dem Bischof sind weitgehend aus dem III. Band von Klödens Werk übernommen. Interessant ist es, zu verfolgen, wie May diese Vorlage "bearbeitete", wie er teilweise kürzte, aber auch, wie er manches ausformte; so beispielsweise die Szene, in der sich die Gefängnistüre hinter dem Ritter schließt. May verkürzt auch den Gefängnisauenthalt Caspars und erfindet eine hübsche Befreiungsgeschichte. Das Motiv, Reisende durch einen Spion auszuforschen, um ihnen aufzulauern zu können, und die unerwartete Hilfe in dieser Situation verwendet May später noch häufig, in den Orientierzählungen ebenso ("Durch das Land der Skipetaren") wie im Wilden Westen ("Ein Dichter", "Der Geist des Llano estacado"). Der Zigeunertrick, Pferde durch eine Nadel zum Lahmen zu bringen, taucht ebenfalls in den "Skipetaren" wieder auf. Märten Stelzer und "Wildwasser" sind Erfindungen Mays, während einer der drei Söhne Caspars Gans von Putlitz tatsächlich Joachim (Achim) hieß.

Textvergleich 11

Wollt ihr euer Mittagsmahl beendigen, Herr Caspar, sprach Hans von Nöder, so soll es euch vergönnt sein. Ich bedaure, daß ich habe stören müssen. Nur bitte ich euch, zu eilen, denn wir müssen aufbrechen.

Gans v. Putlig. Ich habe keine Lust zu essen. Ihr werdet mir hoffentlich ein ritterlich Gefängniß geben, und mich auf Treu und Glauben entlassen?

Hans v. Nöder. Ich bedaure, daß es mir nicht zusteht, darin zu willigen. Für jetzt muß ich euch zu dem Bischof von Brandenburg, meinem Herrn, nach Ziesar bringen. Mag der dann über euch verfügen. Ist es euch gefällig, so sitzen wir auf. — Man brachte die Pferde, und der Zug setzte sich in Bewegung. —

Klöden, Bd. III, S. 438

„Wollt Ihr Euer Mittagsmahl beenden, Herr Caspar,“ sprach Hans von Nöder, „so soll es Euch wohl vergönnt sein. Ich bedaure, daß ich habe stören müssen. Nur bitte ich Euch, zu eilen, denn wir müssen aufbrechen!“

„Ich danke Euch für diese Güte, doch ist mein Mahl beendet,“ lautete die Antwort. „Ihr werdet mir hoffentlich ein ritterlich Gefängniß geben und mich auf Treu und Glauben entlassen!“

„Ich bedaure, daß es mir nicht zusteht, darein zu willigen. Für jetzt muß ich Euch zu meinem Herrn, dem Bischof von Brandenburg, nach Ziesar bringen; dieser mag sodann über Euch verfügen. Ist es Euch gefällig, so sitzen wir auf.“

Man brachte die Pferde, und der Zug setzte sich in Bewegung.

May, S. 353

Textvergleich 12

Hans von Nöder nahm seinen Weg über Tremmen, Bagow, Görz und Marzahn nach Prißerbe, und in dieser Stadt wurde übernachtet. Wäre er hier früher angekommen, und weiter gegangen, so wäre es leicht möglich gewesen, daß sein Zug den von Plotho nach Plaue heimkehrenden Quikowschen Siegeszug gekreuzt hätte, denn keine Parthei wußte etwas von der anderen, und wer weiß, ob dann Gans von Putlig nicht wieder befreit worden wäre. So liegt oft die Wendung unseres Schicksals sehr nahe, aber unsere klöden Augen sehen sie nicht, und wir gehen blind daran vorüber. Am anderen Morgen ging er bei Prißerbe über die Havel, und über Knoblauch und Benschdorf nahe bei Schloß Plaue, wo man sich noch der vollen Siegesfreude überließ, nach Woltersdorf und Groß Wusterwitz, von wo über Rogäsen Ziesar bald erreicht wurde.

Der Bischof ließ sich Caspar vorführen. Es thut mir leid Herr Caspar, sprach er, daß wir uns so wiedersehen. Aber ihr habt es nicht anders gewollt.

Caspar. Spart die Worte, Herr Bischof. Es wirds euch doch Niemand glauben, daß es euch leid thut. Sagt lieber die Wahrheit, daß es euch freut.

Bischof. Bei eurer Unfriedfertigkeit allerdings. Daß sie euch aber in dies Unglück gestürzt hat, thut mir um euretwillen dennoch leid.

Caspar. Bestimmt mir lieber mein Bösegehd.

Dieser Umstand veranlaßte auch Hans von Nöder, mit seinem Gefangenen einen Umweg zu machen, denn wer konnte dafür stehen, daß Wicharts Leute nicht den innigsten Freund, den Schwiegervater ihres Herrn aus den Händen der Sieger zu befreien suchten. Er nahm daher seinen Weg über Tremmen, Bagow, Görz, Marzahn und Prißerbe, wo er übernachtete, ging am anderen Morgen über die Havel, zog dann durch Knoblauch, Benschdorf, Woltersdorf, Groß-Wusterwitz und Rogäsen und gelangte so endlich nach Ziesar.

Die Freude des Bischofs über den Fang des gefürchtetsten seiner Feinde war natürlich keine geringe; er belobte den Stiftpfandmann wegen der Klugheit und Umsicht, mit welcher derselbe gehandelt hatte, und ließ sich Caspar Gans von Putlig vorführen.

„Es thut mir leid, Herr Caspar,“ sprach er, „daß wir uns in dieser Weise sehen. Ich bin Euch stets zum Frieden und zur Versöhnung geneigt gewesen, aber Ihr habt es nicht anders gewollt.“

„Spart die Worte,“ antwortete Putlig kurz und rauh. „Es wird Euch kein Mensch glauben, daß meine Gefangennahme Euch leid thut. Ein ehrlicher Mann sagt stets die Wahrheit, und Euch bereitet mein Kommen nichts als Freude.“

„Wenn Ihr Euch so härbeißig geberdet, so muß es mir allerdings lieb sein, einen so unzufriedigten Gegner in meiner Gewalt zu haben. Für mich seid Ihr hier bei mir besser aufgehoben, als auf Putlig, Lenzen oder Wolfshagen bei den Curigen.“

Bischof. Davon kann für jetzt keine Rede sein. Ihr seid nicht allein mein, ihr seid auch des Burggrafen Gefangener.

Caspar. Des Burggrafen? Ich stehe ja mit ihm nicht im Kriege? Bin ich sein Feind?

Bischof. Offenlich freilich nicht, ob ihr es im Geheimen waret, wird euch euer Gewissen sagen, vielleicht auch späterhin der Burggraf.

Caspar. In meinem Herzen kann keiner lesen, auch hat dazu Niemand das Recht. Für das was ich im Geheimen thue, kann ich nicht öffentlich bestraft werden.

Bischof. Wer weiß? Indessen kommt es darauf nicht an. Ihr seid heimlich Feind des Burggrafen als obersten Verweiser der Mark gewesen, habt heimlich landesverderbliche Pläne geschmiedet. Steht euch dafür öffentliche Bestrafung nicht an, so betrachtet euch vorläufig als des Herrn Burggrafen geheimen Gefangenen.

Caspar. Ich protestire — —

Bischof. Warum soll es ihm nicht gestattet sein, heimlich gegen euch zu handeln, da ihr es euch doch gegen ihn erlaubt habt?

Caspar. Ich protestire gegen jede geheime Behandlung. Meine Gedanken sind zollfrei. Was ich gethan habe, ist öffentlich gewesen, und war gegen euer Stift gerichtet. Ihr könnt mir jetzt, da mich das Unglück in eure Hand gegeben, ein Lösegeld abfordern, und bis es abgetragen ist, ritterlich Gefängniß nach gutem Brauch geben, aber weiter habt ihr kein Recht.

Bischof. Ihr fühlt wohl Herr Caspar, daß es euch nicht zusteht, hier Vorschriften zu geben. Mag es euch recht oder unrecht scheinen, so werdet ihr euch dennoch einen engen Gewahrsam gefallen lassen müssen, und ihr werdet gut thun, keine Worte weiter zu verlieren. Alles Andere wird sich später finden.

Er winkte dem Wachtmeister, der Caspar herein geführt hatte, und flüsterte ihm einige Worte zu. Dann nahm er ihn mit hinaus. Zwei Lanzknechte geleiteten ihn, und ein Geistlicher folgte, um zu sehen, ob des Bischofs Befehle erfüllt würden. Die Thür eines engen Gefängnisses öffnete sich, und schloß sich hinter Caspar auf längere Zeit, als er fürchtete.

ich nicht lange hier aufgehoben sein werde. Bestimmt das Lösegeld, und man wird es Euch senden."

"Davon kann für jetzt keine Rede sein, denn Ihr seid nicht bloß mein, sondern auch des Burggrafen Gefangener."

"Des Burggrafen? Wie meint Ihr das? Bin ich etwa sein Feind? Stehe ich mit ihm im Kriege? Habt Ihr mich gefangen genommen oder ist er es gewesen?"

"Offentlich seid Ihr allerdings nicht sein Feind, ob aber nicht im Geheimen, das wird Euch Euer Gewissen sagen, vielleicht auch späterhin der Burggraf."

"Wer kann in meinem Herzen lesen? Oder darf und kann Jemand öffentlich bestraft oder angefochten werden für das, was er im Geheimen thut?"

"Wer weiß! Indessen kommt es ja jetzt darauf auch gar nicht an. Der Markgraf ist oberster Verweiser der Mark, und Ihr habt gegen ihn als solchen heimlich landesverderbliche Pläne geschmiedet. Steht Euch dafür eine öffentliche Bestrafung nicht an, so betrachtet Euch vorläufig als des Herrn Burggrafen geheimen Gefangenen!"

"Ich protestire gegen diese — —"

"Warum," fiel ihm der Bischof in das Wort, "warum soll es denn gerade ihm nicht gestattet sein, heimlich gegen Euch zu handeln, da Ihr es Euch doch gegen ihn erlaubt habt?"

"Ich protestire, sage ich, gegen jede geheime Behandlung. Meine Gedanken sind zollfrei; was ich gedacht habe, geht also Euch nichts an, und was ich gethan habe, das war öffentlich und nur gegen Euer Stift gerichtet. Ihr könnt mir jetzt, da mich das Unglück in Eure Hand gegeben hat, ein Lösegeld abfordern, und bis es abgetragen ist, mich in ritterlichem Gefängnisse bei Euch halten, weiter aber habt Ihr kein Recht."

"Ihr fühlt wohl selbst, Herr Caspar, daß es Euch nicht zusteht, hier Vorschriften zu machen. Mag es Euch recht oder unrecht erscheinen, so werdet Ihr Euch dennoch einen engen Gewahrsam gefallen lassen müssen, und Ihr werdet gut thun, keine Worte weiter zu verlieren. Alles Andere wird sich später finden!"

"In engen Gewahrsam?" donnerte Caspar, indem seine Fäuste sich ballten und seine Gestalt sich hoch aufrichtete. "Wer will mich hindern, Euch trotz der Fesseln diesen engen Gewahrsam hinter die Ohren zu schreiben?"

Er maß den Bischof und die Anwesenden mit einem verächtlich zornigen Blicke, warf den stolzen Kopf in den kräftigen Nacken zurück und drehte sich dann ruhig um.]

"Wah! Ihr tragt die Tonsur, und was weiß ein Pfaffe von ritterlicher Pflicht und Schonung. Führt mich ab, und ich sage dasselbe, was Ihr mir sagtet: das Andere wird sich später finden!"

Der edle Necke glich in diesem Augenblicke dem Löwen, welcher sich voll Verachtung von dem Schakal wendet, der ihn in seinem Lager gefangen zu haben meint. Johann von Walbow antwortete nicht; er winkte mir dem Wachtmeister, welcher den Gefangenen hereingebracht hatte, zu

stieß und flüsterte ihm einige Worte zu. Dieser trat zu Caspar und bedeutete ihm, zu folgen. Von einigen Landknechten gefolgt, schritten die Beiden eine schmale Treppe hinab und standen nach kurzer Zeit vor einer kleinen, niedrigen Thür, welche der Wachtmeister öffnete. Ein enger, lichtloser Raum, kaum so hoch, daß ein Mann in ihm zu stehen vermochte, lag vor Putlik. Er verlor kein Wort, sondern trat hinein. Die Thüre wurde zugeschlagen; der Schlüssel rasselte unheimlich in dem Schlosse; die Riegel klirrten, die Schritte der Männer verhallten nach und nach in der Ferne, und dann, dann war es still. — — —

12. Kapitel: Die Söhne des Geächteten

Wieder einmal sitzen die Ritter vom Krüge und Claus von Quitzow auf Burg Garlosen und zechen. Die Knechte erzählen einander Gespenstergeschichten. Da erscheint ein Bote des Burggrafen und mahnt die Ritter, ihre Räubereien aufzugeben. Die beiden Söhne Dietrich von Quitzows, Dietz und Cuno, reiten nach Stavenow zu Claus, dem Vetter ihres Vaters. Sie werden Zeugen, wie zwei Wenden einen Klosterbruder gefangennehmen. Von Claus erfahren sie, daß ihr Vater mit dem "Schwarzen Dietrich" identisch ist, und sind darüber zutiefst betroffen. Sie verlassen das Schloß, Heinrich Schwalbe und Caspar Liebenow, die sich nun als Knappen ihrer jungen Herren fühlen, folgen ihnen. Die beiden Wenden, Wratislaw und Gieljuschen, ermorden den Mönch, der in Wirklichkeit der Jäger Günther ist, ein Mitwisser

des Geheimnisses um die Abstammung Dietrich von Quitzows. Dietz und Cuno stürzen sich auf die Wenden, es kommt zum Kampf, in dem die Mörder ihr Leben lassen.

Dieses Kapitel nimmt einige Motive und Handlungsfäden von Axmanns "Fürst und Junker" wieder auf: Das Räuberleben Dietrichs von Quitzow, das Geheimnis um seine Abstammung, seine Kumpanei mit den Wenden, die alte Klosterruine und noch manches andere. Cuno und Dietz werden in die Handlung nunmehr als Hauptfiguren eingeführt - bei Axmann wurden sie zwar erwähnt, spielten aber eine untergeordnete Rolle. In ihr Gespräch über die politische Lage ist auch der Text einer Urkunde des Kaisers Siegmund eingeflochten, die aus dem III. Band von Klößens Werk übernommen ist.

Textvergleich 13

Wir Siegmund von Gottes Gnaden, römischer König etc. etc. Bekennen und thun kund mit diesem Briefe allen denen, die ihn sehen, oder lesen hören, daß wir den Edlen Caspar Gans von Putlik, unsern lieben Getreuen, unsern Landen und Städten der Briegnitz als einen Amtmann von unsertwegen vorzustehen und zu verwesen befohlen haben, befehlen ihm dies mit Kraft dieses Briefes also, daß er das ehegenannte unser Land getreulich versehen, beschützen und beschirmen soll gegen allermänniglich, niemanden ausgenommen. Dazu soll er haben alle unsere Renten, Zinsen und Nutzen, die wir in der Briegnitz haben; dazu sollen wir ihm alle Jahr hundert Schock böhmische Groschen aus unserer Kammer geben, darüber soll er ehegenannte unsere Lande versehen und verwesen, ohne allerlei Rechnung und Aufschläge.

Wir, Siegmund von Gottes Gnaden, römischer König etc. etc. etc.

Bekennen und thun kund mit diesem Briefe allen denen, die ihn sehen oder lesen hören, daß wir den Edlen Caspar Gans von Putlik, unsern lieben Getreuen, unsern Landen und Städten der Briegnitz, als einen Amtmann von unsertwegen vorzustehen und zu verwesen befohlen haben, befehlen ihm dies mit Kraft dieses Unseres Briefes also, daß er das ehegenannte unser Land getreulich versehen, beschützen und beschirmen soll gegen allermänniglich, niemanden ausgenommen. Dazu soll er haben alle unsere Renten, Zinsen und Nutzen, die wir in der Briegnitz haben; dazu sollen wir ihm alle Jahre hundert Schock böhmische Groschen aus unserer Kammer geben, und darüber soll er ehegenannte unsere Lande versehen und verwesen, ohne allerlei Rechnung und Aufschläge.

Wenn der ehegenannte Caspar Gans unser Land die Priegnitz ein ganz Jahr, nach Gebung dieses Briefes, vorgestanden hätte, und ferner nicht länger vorstehen wollte, das soll er uns ausgehenden Jahres, darnach ein Vierteljahr zuvor verkündigen und zu wissen thun, daß wir dann die ehegenannten unsere Lande mit anders Jemanden bestellen mögen. Auch sollen wir ihn des vorgenannten unseres Landes Verwesung nicht entwältigen noch entsetzen, wir haben ihm denn die vorgenannten hundert Schock böhmischer Groschen, oder was im Brauch da wäre, ganz und gar bezahlet, und wann wir ihm die hundert Schock ganz bezahlet haben, so soll er uns, unsern Erben und Nachkommen, den Markgrafen zu Brandenburg, des ehegenannten unseres Landes Verwesung unverpfändet, unbekümmert, frei und ledig abtreten, ohne alle Widerrede. Sollte der ehegenannte Caspar in Verwesung unserer beider Lande Ueber-Elbe und in der Priegnitz in unseren Diensten und Geschäften gefangen werden, da Gott vor sei, so stehen wir ihm für solche Beschahung, die er von wegen seines eigenen Leibes geben möchte, nach redlicher Gutachtung. Was er auch von Hauptleuten fangen würde, die soll er in unsere Hand bringen, und uns zu Gute kehren, daran soll er doch seinen Theil haben, nach Anzahl gewappneter Leute, die er auf eigene Kosten und Schaden dazu geführt hätte. Mit Urkund dieses Briefes versiegelt mit unserm Römischen Königlich anhangenden Insegl. Gegeben zu Dfen. 1).

Klößen, Bd. III, S. 122/123

Wenn der ehegenannte Caspar Gans von Puttkü Unser Land, die Priegnitz, ein ganzes Jahr, nach Gebung dieses Briefes, vorgestanden und verwaltet hätte, und nicht länger ferner vorstehen wollte, das soll er uns ausgehenden Jahres, darnach ein Vierteljahr zuvor verkündigen und zu wissen thun, daß Wir dann die ehegenannten unsere Lande mit anders Jemanden bestellen mögen. Auch sollen Wir ihn des vorgenannten unseres Landes Verwesung nicht entwältigen noch entsetzen, Wir haben ihm denn die vorgenannten hundert Schock böhmischer Groschen, oder was im Brauch da wäre, ganz und gar bezahlet, und wann Wir ihm die hundert Schock ganz bezahlet haben, so soll er uns, unsern Erben und Nachkommen, den Markgrafen zu Brandenburg, des ehegenannten unseres Landes Verwesung unverpfändet, unbekümmert, frei und ledig abtreten, ohne alle Widerrede.

Sollte der ehegenannte Caspar in Verwesung Unserer beider Lande Ueber-Elbe und in der Priegnitz in unseren Diensten und Geschäften gefangen werden, da Gott vor sei, so stehen Wir ihm für solche Beschahung, die er von wegen seines eigenen Leibes geben möchte, nach redlicher Gutachtung. Was er auch von Hauptleuten fangen würde, die soll er in unsere Hand bringen und uns zu Gute kehren, davon soll er doch seinen Theil haben, nach Anzahl gewappneter Leute, die er auf eigene Kosten oder Schaden dazu geführt hätte.

Mit Urkund dieses Briefes versiegelt und mit Unserem Römischen Königlich anhangenden Insegl gegeben zu Dfen."

May, S. 388

13. Kapitel: Der Sühne Anfang

Cuno, Dietz und die beiden Knappen finden Pferdekadaver und die Leichen der Wegelagerer, die Hans und Karl von Uchtenhagen überfallen hatten. Ein Verdächtiger, der sich am Kampfplatz umhertreibt, wird überwältigt, entpuppt sich aber als Jobst Schwalbe, der Bruder Heinrich Schwalbes. Gemeinsam suchen sie die Klosterruine auf, wo Dietz wagemutig als Abgesandter des "Schwarzen Dietrich" vor die Räuber tritt. Sein sicheres Auftreten überzeugt die wilden Gesellen. Die Brüder befreien die beiden Uchtenhagens. Jobst Schwalbe führt Dietz zu den Schätzen des "Schwarzen Dietrichs".

An dieser Stelle endet die in Heft 28 abgedruckte Fortsetzung, die letzte, die Karl May als Verfasser nennt. Ab Heft 29 heißt es "begonnen von Karl May, fortgeführt von Dr. Goldmann".

In einem Kästchen findet sich Geschmeide, von dem jedes Stück mit einem "W" gekennzeichnet ist. Dietz nimmt einen kostbaren Ring mit. Sie passieren einen Gang, der eine Sicherheitsvorkehrung enthält, die den Uneingeweihten in die Tiefe stürzen läßt. Als sie zurückkehren, ist gerade eine Meuterei unter Führung des seine Anführerrolle gefährdet sehenden Langen Thomas im Gange. Dietz und den Seinen gelingt es, die Oberhand zu behalten, Thomas findet den Tod. Aus dem Turm werden nun die Gefangenen, darunter die geistig verwirrte Gräfin befreit. Die Uchtenhagens laden Dietz und Cuno zu sich auf die Burg ein. Plötzlich sind Liebenow, Schwalbe und die Befreiten verschwunden. Die Suche bleibt erfolglos.

Mit Kapitel 13 erfolgt der nominelle Wechsel des Verfassers, es ist jedoch die Frage, ob bereits die erste Zeile der Fortsetzung rei-

ner Goldmann-Text ist. Da Karl May wußte, wann er aus dem Verlag ausscheiden würde, konnte er den von ihm verfaßten und wohl auch noch redigierten Text so dosieren, daß der Vorrat nicht allzuweit über den Zeitpunkt seines Ausscheidens hinaus reichte. Andererseits dürfte er für einen geordneten Übergang zu dem neuen Autor gesorgt haben, wofür auch die Tatsache spricht, daß es keine Unterbrechung gab. Bei regelmäßigem Erscheinen mußte Heft 29 Mitte März 1877 erschienen sein. Ein inhaltliches Indiz dafür, daß die Fortsetzung in Heft 29 nicht von May stammt, ist die Befreiung der eigentlich schon in Kapitel 7 befreiten Gräfin; ein solcher Fehler wäre Karl May wohl nicht passiert.

VI.

Dr. Heinrich Goldmann wurde am 8. April 1841 in Liegnitz geboren, war also ein Jahr älter als Karl May. (25) Über seinen Werdegang ist nichts bekannt, lediglich, daß er im letzten Quartal des Jahres 1876 zwei Erzählungen im "Weltspiegel" veröffentlichte und in Dresden wohnte. (26)

An ihn wandte sich Münchmeyer vermutlich im Zusammenhang mit der Krisensituation, die durch den Ausfall bzw. Tod Axmanns und die Kündigung Mays zu Ende des Jahres 1876 entstanden war. Möglicherweise wurde Goldmann damals schon die Übernahme beider Romane angeboten: Ein kurzfristiges Einspringen für Friedrich Axmann beim "Testament des Großen Kurfürsten", und eine geplante Übernahme der "Quitows" einige Monate später. Darauf würde auch die Tatsache hindeuten, daß das "Testament" ein Heft lang unterbrochen wurde, die "Quitows" hingegen nahtlos weiterliefen. Es ist durchaus denkbar, daß Mays Kündigung mit der Bitte Münchmeyers oder dem Angebot Mays verknüpft war, für die Fertigstellung des soeben

erst angelaufenen "Quitzw"-Romans zu sorgen. Vielleicht hat May Goldmann sogar schon vorher gekannt und ihn von sich aus vorgeschlagen. Dies würde auch für die kooperative Übergabe der Aufgabe und für eine spätere fallweise Konsultation Mays sprechen.

Es ist anzunehmen, daß Karl May - schon aus Kollegialität - Goldmann ausführlich über seine Vorstellungen informiert und ihm seine Aufzeichnungen zur Verfügung gestellt hat. Gerade angesichts der Schwierigkeiten Axmanns mit der Romanstruktur wird sich May mit Sicherheit ein Strukturkonzept erstellt haben, in dem der geplante Verlauf der Handlungsfäden über die Fortsetzungen hinweg wenigstens grob festgehalten war. So zeigt der bisherige Handlungsverlauf eine Art zyklischen Wechsels der Schauplätze, der sich bei Goldmann in ähnlicher Art fortsetzt und erst gegen Schluß etwas zerfleddert.

Goldmann wird sicher erfahren haben, wie sich May die Weiterführung der Falkenmeister - Episode vorgestellt hat, wie es mit Rolf Vendaskiold und dem Geldtransport, mit dem Grafen Warwick, der verwirrten Gräfin, Detlev und Marie, Dietz und Cuno weitergehen sollte. Überdies wird May Goldmann auch in das "Geheimnis" des Quellenwerkes eingeweiht haben, dessen sich Goldmann aber bei weitem nicht so intensiv bedient hatte wie seine Vorgänger. Eine der im Goldmannschen Teil neu hinzukommenden Romanfiguren ist etwa Heinrich von Strantz, der bei Klöden nur kurz erwähnt wird.

J. Biermann hat sich mit der Frage, wo genau der Wechsel der Autoren stattgefunden haben könnte, eingehend befaßt und ist zu einem plausiblen Ergebnis gekommen. (27) Die Kriterien des unterschiedlichen Satzbaus und der Vorliebe Goldmanns für eine Genetivbildung mit Apostroph sind durchaus signifikant und lassen den Schluß zu, daß bis Heft 28 tatsächlich May und ab Heft 29 Dr. Goldmann der Verfasser war.

Dafür sprechen auch rein organisatorische Gründe: Goldmann legte sicher Wert darauf, von einer genau definierten Fortsetzung an honoriert zu werden. Somit dürfte er etwaigen Mayschen Text überarbeitet oder neu gefaßt haben; andererseits ist es schwer, sich vorzustellen, daß May seinerseits auf Honorar für eine fertige Fortsetzung verzichtet habe. Der Autorenwechsel kann also durchaus exakt zwischen Heft 28 und 29 liegen.

Eine interessante Überlegung, allerdings mehr atmosphärischer Natur, soll in diesem Zusammenhang nicht verschwiegen werden: May hatte es in den Dialogen der "Sprachkünstler" Caspar Liebenow und Heinrich Schwalbe zu einer gewissen Virtuosität gebracht, die bereits auf die Wortkaskaden eines Hobbles Frank hinweist. Man kann annehmen, daß Goldmann sich in dieser Beziehung überfordert fühlte und deswegen Liebenow und seinen "Pruder Schwalbe" erst einmal verschwinden ließ, um der Sorge des Formulierens entgehen zu sein. Liebenow verschwindet in Heft 29 und tritt erst in Heft 34 wieder auf, bekommt aber von Henning von Bismarck einen Schlag auf den Kopf, der ihn etliche Seiten lang zum Schweigen verurteilt. Dann allerdings schlägt sich Goldmann ganz wacker, aber nur was Liebenow betrifft. Heinrich Schwalbe, der einen wesentlich komplexeren Satzbau pflegt, schon von Axmann her die Umschreibung mit dem Verbum "thun" liebt und obendrein berlinert, war indes schon in Heft 28 zum "ewigen Schweigen" verurteilt worden, und zwar etwas überraschend, sodaß hier ein erstes Eingreifen Goldmanns vermutet werden könnte (vgl. S. 435, rechte Spalte).

Dem offiziellen Registerauszug zufolge starb Goldmann am 9. Mai 1877 in Dresden und wurde dort am 12. Mai begraben. Über seine Todesursache ist bisher nichts bekannt. Münchmeyer spricht in seiner erwähnten Todesanzeige davon, daß "die kalte Hand des Todes plötzlich sich eisern niederlegte", daß Goldmanns Ableben also unerwartet erfolgt sein muß.

Da sowohl das "Testament" als auch die "Quitzwos" ohne Unterbrechung weiterliefen - der Zeitpunkt des Ablebens müßte etwa bei Heft 37 gelegen sein -, ist anzunehmen, daß Goldmann ausreichend Manuskript hinterlassen hat. Bei den Quitzwos reichte es offensichtlich bis zum Schluß (Heft 41) oder war wenigstens soweit konzipiert, daß ein Redakteur damit den Roman abschließen konnte. Darauf könnte auch eine gewisse Hastigkeit und strukturelle Verschwommenheit, speziell im abschließenden Kapitel 18 "Vergeltung" hinweisen.

Beim "Testament" reichte das Manuskript zwar zwei Hefte weiter - bis Heft 43 -, der Roman konnte damit jedoch nicht abgeschlossen werden. Ein in Münchmeyers Anzeige nicht näher bezeichneter "neuer Verfasser" nahm in Heft 49 den Faden auf und schrieb den Roman fertig, benötigte hierfür allerdings noch zwei zusätzliche Hefte, sodaß der 2. Jahrgang des "Deutschen Familienblattes" 54 Hefte umfaßt.

Um den Stellenwert von Mays "Der beiden Quitzwos letzte Fahrten" innerhalb seines Werkes beurteilen zu können, ist es notwendig, dieses Romanfragment einerseits im Kontext mit Axmanns "Fürst und Junker" und der Fortsetzung durch Dr. Goldmann zu sehen, andererseits in engem Zusammenhang mit den anderen Frühromanen "Auf der See gefangen" (1878), "Scepter und Hammer" (1879/80) und "Die Juweleninsel" (1880/81). In ihnen lotet May die stofflichen Möglichkeiten aus, um herauszufinden, was bei der Leserschaft am besten ankäme und welche Richtung er in Zukunft verfolgen sollte. Bei den "Quitzwos" sah er möglicherweise die Chance, die Tauglichkeit des historischen Ritter- und Räuberromans zu testen, den er vorzeitig mit dem See- und Seeräuberroman verknüpft.

In "Auf der See gefangen" behält er gewissermaßen das Personal bei, stellt es lediglich in einen aktuellen zeitlichen Zusammenhang und wagt den Sprung über den Ozean nach Nordamerika, an die Ostküste ebenso wie an die Westküste, aber auch in den Wilden Westen. Aus Wachtmeistern und Knappen werden Westmänner und Trapper, die kühnen Ritter verwandeln sich in "Helden des Westens". Caspar Liebenow, Heinrich Schwalbe und Balthasar durchziehen nicht mehr die Wälder der Mark Brandenburg, sondern als Dick Hammerdull, Pitt Holbers und Bill Potter den Wilden Westen. Ihre Suteminnis, Uchtenhagens und Warwicks nennen sich nun Sam Fire-gun, Treskow und Max von Schönberg-Wildauen. Sie kehren nicht mehr bei "Mutter Quail" ein, sondern bei "Mutter Thick".

In "Scepter und Hammer" und "Die Juweleninsel" testet May die Tauglichkeit des Schauplatzes Orient und kombiniert ihn mit den bisherigen Themenkreisen. Wieder ist das handelnde Personal dasselbe: Rolf Vendaskiold wird zu Katombo, dem schwarzen Kapitän, der May schon bei der Aufstellung seines Repertorioms fasziniert haben muß, Wachtmeister Liebenow steigt in die Kluft des Schmiedegesellen Thomas Schubert. Für das leibliche Wohl sorgt nunmehr die Wirtin Barbara Seidenmüller.

Es würden den Umfang dieses Beitrages sprengen, wollte man alle Motive und Elemente, die diesen Frühromanen gemeinsam sind, aufzählen, mit den gleichzeitig entstandenen Erzählungen in Beziehung setzen und durch die Kolportageromane hindurch bis in die "klassischen" Werke Mays verfolgen. Bei nicht wenigen dieser Motive - und das macht den speziellen Reiz des "Quitzw"-Romans aus - stand Friedrich Axmann Pate, der sicher als ein wichtiger Lehrmeister Mays gelten kann. Deshalb ist es außerordentlich verdienstvoll, daß Karl Serden eine Reprintausgabe von "Fürst und Junker" herausgebracht hat.

Aber auch Axmanns "Stamm"-Themen aus der Donaumonarchie haben Karl May stark beeinflusst: Die "Geheimen Gewalten" haben deutliche Spuren im "Verlorenen Sohn" hinterlassen; die Wien- und Triest-Episoden im "Weg zum Glück" weisen ebenso

auf Axmann hin wie die Ereignisse in der Walachei im Zusammenhang mit dem Fex alias Baron Gulyan. Ein systematischer Vergleich von Motiven der beiden Schriftsteller wäre wirklich sehr aufschlußreich und brächte möglicherweise eine weite Bestätigung der Erkenntnis, daß Mays Phantasie sich nicht durch das Erfinden "phantastischer" Handlungen auszeichnete - hierin waren ihm Kollegen wie Jules Verne oder Robert Kraft sicherlich überlegen - , sondern im wirkungsvollen Modifizieren und Kombinieren bereits vorhandener Romanfiguren und Handlungselemente bestand. Eine Ausnahme hiervon bildet allerdings das Spätwerk.

Wenn auch Karl May später niemals versucht haben dürfte, seinen Quitzow-Roman aus den "Feierstunden am häuslichen Heerde" wieder zu veröffentlichen, den Stoff selbst hatte er nicht vergessen. Der Militärkapellmeister Carl Ball erinnerte sich in einem Beitrag für das Karl-May-Jahrbuch 1928 an ein Gespräch mit Karl May über dessen Besuch in Gartow:

"Karl May erzählte mir später selber, daß er damals ein Buch über die Quitzows habe schreiben wollen, die in dieser Gegend gelebt haben. In dem Städtchen Lenzen a.d. Elbe befindet sich noch heute ein Burgturm aus der Zeit der Quitzows." (28)

Für mehr als ein halbes Jahrhundert blieben "Der beiden Quitzows letzte Fahrten" verschollen.

"Die Entdeckung, daß Karl May dergleichen geschrieben hat, haben wir erst vor drei bis vier Jahren durch Zufall gemacht! Ein Berliner Leser machte mich darauf aufmerksam. Vorher hatte ich keine Ahnung, und auch sonst weiß niemand etwas davon. Direktor Fischer vom Münchmeyer-Verlag war genauso überrascht wie wir."

Dies schrieb E.A. Schmid, der Leiter des Karl-May-Verlags, am 15.1.1933 in einem Brief an Franz Kandolf, dem er kurz zuvor den Roman zur Prüfung auf Eingliederung in die grüne Reihe geschickt hatte. Kandolf las zuerst Axmanns "Fürst und Junker" und dann dessen Fortsetzung. Die naheliegende Vermutung Schmidts, Friedrich Axmann sei ein Pseudonym Karl Mays, konnte Kandolf nicht teilen. Es ist auch heute noch interessant zu lesen, welche Überlegungen hinsichtlich einer Bearbeitung damals angestellt wurden, und wie stark teilweise auch der katholische Geistliche und eingefleischte Bayer Franz Kandolf von Emotionen geleitet wurde. Die Wiedergabe seiner Stellungnahme vom 13.1.1933 erfolgt mit freundlicher Genehmigung von Herrn Lothar Schmid vom Karl-May-Verlag:

Franz Kandolf an E.A. Schmid 13.1.1933

„Fürst und Junker. Der Roman stammt nicht von Karl May. So wenig ich sonst auf seinen Stil obacht gebe, das habe ich doch gemerkt. Eine solche Häufung der Adjektive, fast bei jedem Hauptwort ist eins, und Selbstgespräche hat Karl May nicht. Auch die arg sentimentalen Zwiegespräche, die in diesem Roman vorkommen, sind Karl May fremd. Bezüglich der Spannung allerdings könnte der Roman aus der Feder Karl Mays stammen. Er schildert in einer Reihe von Abenteuern den Kampf der Junker, an ihrer Spitze die Quitzows, gegen den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, der vom Kaiser zum Markgrafen von Brandenburg ernannt worden ist und nun in seinem Lande Ordnung schaffen will. Der gewaltigste der Junker ist Dietrich Quitzow, allerdings auch der größte Räuber, Mörder, Frauenentführer und überhaupt ein Gewaltmensch, der die Teilnahme der Leser nicht im geringsten zu gewinnen vermag. Gegen einen solchen Menschen mußte Friedrich mit allen Mitteln vorgehen, und selbst wenn man dem rauhen derben Charakter der damaligen Zeit vieles vergeben mag, ist es für den Leser ein Gefühl grenzenloser Erleichterung, als es mit den Quitzows schließlich zu Ende geht. Und das sentimentale Selbstgespräch

von Dietrich beklagt es fast unter Tränen, dass mit ihm der letzte Kämpfe untergeht, der für die "Freiheit" kämpft. Ja, wenn man unter Freiheit "Zügellosigkeit" versteht, hat Dietrich recht, sonst aber nicht.

Dieser Roman enthält das Urbild des Schmiedegesellen von "Zepter und Hammer", der das "b" wie "p" ausspricht. Auch das hat der Roman mit "Z.-u.H." gemeinsam, daß auf die Priester weidlich geschimpft wird. Alle Vertreter des priesterlichen Standes sind Heuchler. Im übrigen aber ließe sich aus dem Roman etwas machen, auch für den heutigen Geschmack. Freilich habe ich Bedenken gegen die Art, wie das Loblied der Hohenzollern dabei gesungen wird. Das ist das einzige, was ich gegen die Neuherausgabe des Romans einzuwenden hätte. Es müßte denn sein, daß der Roman in einem Blatt untergebracht wird, oder in einer Zeitschrift, die die monarchische Idee oder die Partei der Hohenzollern vertritt. Im größten Teil der deutschen Presse würde der Roman jedenfalls sein Unterkommen finden.

Das gleiche gilt für "der beiden Quitzows letzte Fahrten". Zunächst stimmt der Titel nicht, denn es kommt überhaupt nur Dietrich vor, der übrigens auch nur dreimal in Erscheinung tritt. Von Hans von Quitzow, seinem Bruder, hört und sieht man nichts. Dafür kann freilich Karl May nichts, denn er hat ja den Roman nur bis zur Hälfte geschrieben, aber die Sache stimmt eben nicht.

Karl May beginnt den Roman sehr breit, er fängt nämlich vier oder fünf Erzählungen nebeneinander an, die miteinander in keinem Zusammenhang zu stehen scheinen. Später, nachdem Karl May abgebrochen hat, stellt sich auch wirklich heraus, daß zwei dieser Erzählungen tatsächlich in gar keinem Zusammenhang mit der sonstigen Handlung stehen, wenigstens knüpft der Nachfolger Karl Mays die Fäden nicht weiter.

Schade! Da, wo die Spannung beginnt, den Höhepunkt zu erreichen, bricht Karl May ab. Der Nachfolger spinnt dann eine Zeitlang die Fäden noch weiter. Wahrscheinlich hat ihm Karl May gesagt, wie er sich die Fortsetzung ungefähr denkt, da aber auf einmal wird die Handlung jäh zum Ende gebracht. Die meisten Personen der Handlung sterben, und die Geschichte ist aus. Besonders das Ende Dietrichs wird so schnell herbei geführt, daß man deutlich merkt, daß der Verfasser mit allen Mitteln Schluß machen will.

Ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich annehme, daß Goldmann derselbe ist wie Axmann, denn die Fortsetzung Karl Mays ist ähnlich gewandt wie die Erzählung "Fürst und Junker" von Axmann.

Was soll man mit dem Teil, der von Karl May stammt, anfangen? Ich bin der Meinung, daß man ihn so, wie er jetzt ist, nicht herausgeben kann, denn er ist ein Torso. Und ganz fertig machen? Nach meiner Ansicht hat Karl May den Roman auf den Umfang von zwei Jahrgängen berechnet, in Wirklichkeit hat er aber nur einen halben Jahrgang, also den vierten Teil, ausgefüllt. Es bliebe also noch dreiviertel zu schreiben übrig, und das ist kaum der Mühe wert, weil man ja nicht weiß, wie sich Karl May den Fortgang und das Ende gedacht hat. Auch aus politischen Gründen würde ich die Bearbeitung des Romans als solchen nicht empfehlen, denn für ihn gilt noch viel mehr das, was ich bei "Fürst und Junker" gesagt habe. Karl May hat nämlich einen Vorfahren Bismarcks und zwei Vorfahren Moltkes handeind in den Roman eingeführt. Das ist nun zwar nichts Unmögliches, denn diese Geschlechter haben schon zur Zeit des ersten Markgrafen von Brandenburg existiert, aber man merkt doch deutlich die Absicht und wird verstimmt. Außerdem kommt auch hier die Geistlichkeit sehr schlecht weg.

Andererseits wäre es aber auch wieder schade, wenn man den ganzen Roman fallen lassen würde. Nach meiner Ansicht ist es das allein Richtige, wenn man zwei oder drei Einzelerzählungen

aus dem Roman herauschält, wie wir es ja wiederholt gemacht haben, und ihnen so gut wie möglich eine Abrundung gibt. Vorausgesetzt, daß Du Dich überhaupt dazu entschließt, in der Sache etwas zu tun. Meine persönliche, unmassgebliche Meinung ist, daß es ein paar ganz niedliche Erzählungen abgeben würde, die vielleicht sogar ganz besonders für die Jugend geeignet wären, weil der Inhalt ziemlich geschlechtslos ist und die Helden außerdem in sehr junglichem Alter stehn. Es sind nämlich die Söhne der im Roman "Fürst und Junker" erledigten Väter.

Ein großer Teil des Romans von Karl May würde dabei freilich unter den Tisch fallen. Aber darum wäre es nicht schade, weil dabei alles ausgemerzt würde, was anstößig ist, besonders die schlechte Behandlung der Geistlichkeit. Auch andere Dinge fallen dabei unter den Tisch, weil sie ja in späteren Romanen Karl Mays wiederkehren. So hat Karl May in der Mutter Quail, die Besitzerin einer Hafenschenke in England, eine Figur geschaffen, die in Mutter Dodd im Kapitän Kaiman wiederkehrt. Und der Steuermann, der dabei eine Rolle spielt, kehrt in Peter Polter im gleichen Roman wieder. Diese beiden Figuren sind also leicht zu entbehren.

Einen genauen Inhalt des Romans kann ich nicht angeben, weil die einzelnen Erzählungen so nebeneinander herlaufen, daß man von einer geschlossenen Handlung überhaupt nicht sprechen kann.

Mich wundert es, daß Du so spät von diesem Roman anfängst, von dem ich gar nichts gewußt habe. Hätte ich früher davon erfahren, so wäre es möglich gewesen, die Erzählungen in früheren Bänden unterzubringen. Nun, schließlich besteht die Möglichkeit, sie in den Gesammelten Werken unterzubringen, noch immer. Denn wir haben ja noch eine Reihe Einzelerzählungen, die vielleicht, damit sie einen Band füllen, der Auffüllung bedürftig sind. Oder Du gibst sie getrennt von den Gesammelten Werken heraus. Obgleich sie, wenn es nun einmal doch heißt: "Gesammelte Werke", sicher in diese gehören, vorausgesetzt, daß Du Dich, wie schon gesagt, überhaupt damit befassen willst."

Die Zeittläufe brachten es mit sich, daß Kandolfs Fassung erst mehr als dreißig Jahre später unter dem Titel "Ritter und Rebellen" als Band 69 der Gesammelten Werke erscheinen konnte. Sie zählt wohl nicht zu den stärksten Leistungen des ansonsten sehr einfühlsamen Bearbeiters Mayscher "Problemkinder". Vor allem scheint aus heutiger Sicht die Zerteilung in drei Erzählungen verfehlt; es wäre literarisch angemessener gewesen, Mays ersten, wenn auch nicht von ihm vollendeten Roman nicht seines Romancharakters zu berauben.

Der Quitzow-Stoff erfreute sich auch im 20. Jahrhundert einer erstaunlichen Popularität, wie ein Überblick über die wichtigsten belletristischen Veröffentlichungen zeigt.

Max Hübner: Kurfürst und Ritter. Nach K.F. v. Klödens "Die Quitzows und ihre Zeit" erzählt. Goerlich, Breslau 1915

Franz Herwig: Das märkische Herz. Bonz, Stuttgart 1923

Fedor von Zobeltitz: Im Kampf mit Raubrittern. Historische Novelle. Eger, Görlitz 1924

Wilhelm Kotzde: Der verlorene Junker. Weimarerischer Verlag, Weimar 1931

Florentine Gebhardt: Die Luchsburger. In: Die Hexe von Lemgo und andere Kulturgeschichtliche Novellen. Fink, Weimar 1931

Fedor von Zobeltitz: Vier von den Quitzows. Ein märkischer Roman. Scherl, Berlin 1933

Wolfgang Slizyk: Die roten Füchse. Jugend und Volk, Wien 1976

Karl May selbst stand und steht allerdings nicht in dieser Reihe von Autoren historischer Romane und Erzählungen. Er hat später nie mehr wieder einen historischen Roman verfaßt. Was uns heute "historisch" anmutet, waren zu Mays Zeit aktuelle politische Gestalten und Ereignisse, Benito Juarez ebenso wie Ludwig II. von Bayern, der Untergang der nordamerikanischen Indianer ebenso wie der amerikanische Bürgerkrieg oder der Mahdi-Aufstand. Lediglich in der "Liebe des Ulanen" tritt Napoleon I. in einer umfangreichen Rückblende ins Geschehen, aber nicht als Haupthandlungsträger. Die immer stärker werdende Identifikation mit seinen Helden ließ keine zeitliche Distanz in historischen Dimensionen zu, sie erforderte ein Denken und Handeln in der Gegenwart, bis hin zur offenen Gleichsetzung des Schriftstellers und Dichters mit dem "Ich" seiner Romane und Erzählungen. Erst in dieser Form hatte das Schreiben für May die Wirkung, die ihn die tragischen Entwicklungen seiner Jugend kompensieren und zu einem der großen Erzähler deutscher Zunge werden ließ.

Nachbemerkung:

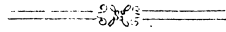
Für wertvolle Hinweise und Diskussionen zu dem behandelten Thema möchte ich den Herren Anton Haider, Rüdiger Lorenz, Hainer Plaul, Roland Schmid (+), Lothar Schmid, Karl Serden und Dr. Wilhelm Vinzenz danken.

- | Anmerkungen | | |
|---|------|---|
| | (16) | Eine Bibliografie der Werke Friedrich Axmanns findet sich im „Lexikon der Reise- und Abenteuerliteratur“ (Hrsg. Friedrich Schegk) Corian-Verlag, Meitingen, 1988 ff. |
| (1) Hainer Plaul: Redakteur auf Zeit, Über Karl Mays Aufenthalt und Tätigkeit von Mai 1874 bis Dezember 1877. In: Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft 1977, Hansa, Hamburg 1977, S. 114 - 217 | (17) | Plaul a.a.O. S. 152 |
| (2) Plaul a.a.O. S. 115 | (18) | Karl Friedrich Klöden: Über v. Ledebur's "Archiv für die Geschichtskunde des preußischen Staates". In: Vossische Zeitung, Jahrgang 1831, Nr. 18 |
| (3) Karl May: Ein Schundverlag. Fragment (Privatdruck o.J.) S. 280 | (19) | Karl Friedrich Klöden: Die Mark Brandenburg Weidmannsche Buchhandlung, Berlin 1846, Bd. IV, S. 500/501 (Epilog) |
| (4) May a.a.O. S. 280 | (20) | Leopold von Ranke: Genesis des preußischen Staates. Leipzig 1874, S. 67 |
| (5) Rudolf Lebius: Die Zeugen Karl May und Klara May. Spreeverlag, Berlin-Charlottenburg 1910, S. 121 | (21) | Karl Friedrich Klöden: Von Berlin nach Berlin. Erinnerungen 1786-1824. Herausgegeben von Rolf Weber. Verlag der Nation, Berlin 1976 |
| (6) Lebius a.a.O. S. 121 | (22) | Vgl. Siegfried Augustin: Karl May und der Wilde Westen. In: Karl May in Bildern. Buchers Sammelsurium, Bd. 1, Bucher, Luzern o.J. S. 13 |
| (7) Zitiert nach Band 72 der Gesammelten Werke von Karl May, Karl-May-Verlag, Bamberg, S. 574 (Einleitung zu „Ein Fang“) | (23) | Hier unterläuft May ein Anachronismus: Pierandrea Matthiolus lebte von 1501-1577 und war, nachdem er Italien verlassen hatte, Leibarzt des Erzherzogs Ferdinand und dann des Kaisers Maximilian II. Sein prachtvolles Werk zählte zu den erfolgreichsten Kräuterbüchern der Renaissance - und konnte unmöglich um 1414 bereits in Sutebins Zauberhaus vorhanden gewesen sein. |
| (8) Bismarck, Otto Fürst von: Gedanken und Erinnerungen. Band 1. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin 1919, S. 331f. | (24) | Plaul a.a.O. S. 187 |
| (9) Roth, Richard: Der Burggraf und sein Schildknappe. Otto Spamer, Leipzig 8. Aufl. 1913, S. 359 | (25) | Mitteilung von Dr. Hainer Plaul (Schreiben an den Autor vom 11.5.1986) |
| (10) Roth a.a.O. S. VI | (26) | Joachim Biermann: Wer war Dr. Goldmann? In: Mitt. der KMG Nr. 74 (Nov. 1987), S. 39-46 |
| (11) Ernst von Wildenbruch: Die Quitzows. Schauspiel in vier Akten. Verlag von Freund und Jeckel, Berlin 1891 (13. Aufl.) S.196 | (27) | Biermann a.a.O. |
| (12) Plaul a.a.O. S. 157 | (28) | Carl Ball: Harfenklänge zu „Babel und Bibel“. In: Karl-May-Jahrbuch 1928, Karl-May-Verlag, Radebeul 1928, S.165 |
| (13) Karl Serden: Vorbemerkung zum Reprint von Friedrich Axmanns "Das Testament des Großen Kurfürsten", herausgegeben von Karl Serden und Wolfgang Dörr, KMG-Presse, Ubstadt 1988 | | |
| (14) Serden a.a.O.
Auch in seiner Vorbemerkung zum Reprint von Axmanns "Fürst und Junker", KMG-Presse, Ubstadt 1990, bringt Serden eine Aufstellung stilistischer Ähnlichkeiten zwischen Axmann und May. | | |
| (15) Karl May: Mein Leben und Streben. Fehsenfeld, Freiburg 1910, S. 237 | | |

Feierstunden

am häuslichen Herde.

litterarisches Unterhaltungs-Blatt für alle Stände.



herausgegeben
von
Heinrich Münchmeyer.

Erster Band.

Dresden,
Druck und Verlag von G. G. Münchmeyer.

Inhalts-Übersicht.

	Seite:		Seite:
Der Talisman der Großmutter. Novelle von Eugen Walecki . . .	1 — 6. 17 — 22. 33 — 38. 49 — 54. 65 — 70. 81 — 86. 97 — 102. 113 — 118. 129 — 134. 156 — 160.	Durch Nacht. Novelle von Th. Ramkau.	296 — 300. 315 — 320. 333 — 336. 349 — 352. 365 — 368. 381 — 384. 397 — 400. 413 — 416. 429 — 432. 445 — 448. 461 — 464. 477 — 480. 493 — 496. 509 — 512. 525 — 528. 541 — 544. 557 — 560. 573 — 576. 589 — 592. 605 u. 606.
Geilet. Novelle von M. Gifela . . .	7 — 11. 23 — 27. 39 — 43. 55 — 59. 71 — 73.		
Zur Ruhe setzen! Erzählung von Carl Görliq	12 — 16. 28 — 32. 43 — 48.		
Dora. Novelle von J. Brunfing . .	60 — 64. 73 — 77. 87 — 91. 103 — 107. 124 — 126.	Der beiden Quigow's letzte Fahrten. Historischer Roman aus der Jugendzeit des Hauses Hohenzollern von Carl May	145 — 151. 161 — 167. 177 — 183. 193 — 199. 209 — 215. 225 — 231. 241 — 247. 257 — 263. 273 — 279. 289 — 295. 305 — 311. 321 — 327. 337 — 343. 353 — 359. 369 — 375. 385 — 391. 401 — 407. 417 — 423. 433 — 439. 449 — 455.
Staubesohre. Novelle L. F. Reimar.	78 — 80. 92 — 96. 108 — 112. 127 u. 128.		
Im Wolkteufel. Humoreske von Carl May	119 — 123. 135 u. 136.		
Ein Fang. Polizei-Geschichte	137 u. 138.		
Durch Nacht. Novelle von Th. Ramkau.	141 — 144. 152 — 156. 168 — 172. 184 — 188. 200 — 204. 216 — 220. 232 — 236. 248 — 252. 264 — 268. 280 — 284.		

	Seite:		Seite:
Der beiden Anikow's letzte Fahrten. Historischer Roman aus der Jugendzeit des Hauses Hohenzollern von Karl May. (Fortsetzung)	465 — 471. 481 — 487. 497 — 503. 513 — 519. 529 — 535. 545 — 551. 561 — 567. 577 — 583. 593 — 599. 609 — 615. 625 — 631. 641 — 646.	Vom Tode auferstanden, oder Schuld und Sühne. Original-Roman der Neu-Zeit von A. Schr. (Fortsetzung) .	807 — 810. 823 — 826. 839 — 842. 856 — 859. 875 — 880. 885 — 889.
Elfh. Novelle von C. Wittburg . . .	173 — 176. 189 — 192. 205 — 208. 221 — 224. 237 — 240. 253 — 256. 269 — 272. 285 — 288. 301 — 304. 312 — 315.	Die Prüfungen einer Fran. Erzähl- ung von Carl von Kessel	606 — 608. 621 — 624. 637 — 640. 653 — 656. 669 — 672. 685 — 688. 701 — 704. 717 — 720. 721 — 724. 737 — 741.
Vom Tode auferstanden, oder Schuld und Sühne. Original-Roman der Neu-Zeit von A. Schr.	328 — 332. 344 — 348. 360 — 364. 376 — 380. 392 — 396. 408 — 412. 424 — 428. 440 — 444. 456 — 460. 472 — 476. 488 — 492. 504 — 508. 520 — 524. 536 — 540. 552 — 556. 568 — 572. 584 — 588. 600 — 604. 616 — 620. 632 — 636. 648 — 652. 665 — 668. 680 — 684. 694 — 700. 708 — 716. 729 — 736. 745 — 748. 765 — 768. 777 — 780. 793 — 796.	Aus dem Schiffbruch des Lebens ge- rettet. Novelle von Julie Dungenen.	646 u. 647. 657 — 663. 673 — 679. 689 — 693. 705 — 708.
		Capitain Donner. Episode aus dem deutsch-dänischen Kriege im Jahre 1849. Von Carl Thimig	725 — 728. 741 — 744. 753 — 756. 769 — 772. 785 — 787.
		Durch Nacht zum Licht. Novelle von F. Brunnold	749 — 752. 761 — 768. 773 — 776. 787 — 792. 801 — 806. 817 — 822. 833 — 838. 849 — 853.
		Ein glücklicher Mensch. Novelle von Elise Kraut.	757 — 760. 781 — 784. 797 — 800. 811 — 816. 827 — 831.
		Heimathlos. Novelle von Friedrich Eichengrund	831 u. 832. 843 — 848. 860 — 864. 865 — 868. 881 — 885.
		Gram und Leid aus dunkler Zeit. Novelle von J. v. Döbeln	854 u. 855. 869 — 875.
		Das Bekenntniß. Erzählung	889 — 892.

Druck von G. W. Rindschmeyer in Dresden.

Teilet.

Novelle von M. Gifela.

Dramatisirung und Uebersetzungsrecht vorbehalten.
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Es war um die Zeit, in welcher die ägyptische Sonne ihre Strahlen mit der gesteigertsten Gluth auf die lechzende Erde sendet und Jeder, den nicht die Noth hinaus unter den freien Himmel treibt, sich unter den Schutz seines Daches zurückzieht und nach der möglichsten Ruhe und Kühlung strebt. Auch ich lag auf dem weichen Divan meiner gemietheten Wohnung, schlürfte würzigen Mokka und schwelgte in dem Dufte des köstlichen Djebeli, welcher meiner Pfeife entströmte. Die starken, fast fensterlosen Mauern boten dem Sonnenbrande einigen Einhalt, und die aufgestellten porösen Gefäße, durch deren Wände das Nilwasser verdunstete, machten die Atmosphäre so erträglich, daß ich von der gewöhnlichen Abspannung des Menschen während der Mittagszeit wenig oder gar nichts bemerkte.

Da erhob sich draußen die scheltende Stimme Omar-Arha's, meines Dieners, der zugleich die Stelle eines Ministers aller inneren und äußeren Angelegenheiten bei mir vertrat, und mit einer Liebe und Ergebenheit an mir hing, die von einem Araber einem Christen gegenüber fast beispiellos genannt werden konnte. Er war früher Soldat seiner viceköniglichen Majestät gewesen und nach langjähriger Dienstzeit in Folge seiner Invaldität ohne Weiteres fortgejagt und fast dem Hungertode in die Arme getrieben worden; damals nahm ich ihn zu mir, heilte ihn von seinen Gebrechen und fand mich in der Folge reichlich dafür belohnt. Er bekam gute Kleidung und trug ausgezeichnete Waffen, zwei Dinge, welche ihn mit unendlichem Stolze erfüllten, und als ich ihm später noch die Vollmacht gab, mit dem königlichen Firman (Reisepaß, Empfehlung) in der Hand mich in den meisten geschäftlichen Angelegenheiten zu vertreten, da fühlte er die ganze Größe seiner Würde und wiederholte mir fast täglich die Bethörung:

„Was war ich, o Herr, als Du mich fandest und Dich mein erbarmtest? Eine todte Ratte, sein Hund, den man von sich stößt! Und was bin ich bei Dir geworden? Ein Sihdi (Herr), vor dem sich der Fellah fürchtet und der Türke zittert. El handi lillahi, Gott sei Dank!“

Außer seiner Treue und Zuverlässigkeit besaß er noch eine ganz besonders schätzenswerthe Eigenschaft in einem Humore, der nie zu versiegen schien, bei jeder Gelegenheit hervorsprudelte und selbst der ernstesten und schlimmsten Lage noch eine heitere Seite abzugewinnen wußte. „Mulle“, Spakvogel, wurde er deshalb von allen Denjenigen genannt, denen er eine solche Vertraulichkeit gestattete; und da er, wie die meisten Araber, bei jedem Selbstgespräche sich eine Person vorstellte, mit welcher er sprach, so hielt er oft unter seinen eigenen zwei Augen die köstlichsten Reden, über welche das Zwerchfell eines etwaigen Zuhörers in die größte Gefahr gerathen wäre.

Jetzt freilich schien seine Stimmung nicht die beste zu sein, denn mit zornigem Tone hörte ich ihn rufen:

„Was? Den Effendi el kebibr, den großen Herrn und Meister willst Du stören — jetzt — in seinem Kef — in seiner Mittagsruhe? Hat der Teufel — Allah beschütze mich vor ihm — Dir den Kopf mit Milschlamm gefüllt, so daß Du nicht begreifen kannst, was ein Effendi zu bedeuten hat, ein Mann, den der Prophet mit Weisheit speist, und der Alles kann, sogar die Todten wieder Lebendig machen, sobald sie ihm sagen, woran sie gestorben sind!“

„Gott erhalte Deine Rede, Sihdi,“ ertönte die Antwort; „aber ich muß Deinen Effendi, den großen Arzt aus Frankistan sehen, denn mein Herr, der mächtige und reiche Abraham-Arha — Allah möge ihm tausend Jahre schenken — hat mich gesandt, ihn zu sich zu rufen.“

„Abraham-Arha? Zu sich rufen? Wer ist denn Abraham-Arha, und wie hieß sein Vater? Von wem wurde er geboren und wo leben die, denen er seinen Namen verdankt? Niemand kennt ihn, selbst ich, Omar-Arha, der tapfere Freund und Beschützer meines Gebieters, habe noch nie die Spitze seines Tarbusch gesehen. Gehe fort und komme in drei Tagen wieder. Morgen reisen wir ab!“

„So höre, Du Mann mit dem verstockten Ohren, was ich Dir zu sagen habe! Der Effendi soll kommen zu“ — hier wurde die Stimme des Sprechers unhörbar, und erst die letzten Worte seiner Rede konnte ich wieder verstehen: „Reicher Lohn wartet sein, wenn es ihm gelingt, den Tod von dem Hause meines Gebieters fern zu halten!“

„Allah akbar, Gott ist groß! Und ich, Ohmar-Arha Ben Afradin stehe da, mit der Nilpfeife in der Hand, und vergesse doch, ihr Deinen Rücken zu zeigen. Bei dem Barte des Propheten, Dein Mund spricht solche Weisheit, als wäre der Verstand Dir bei der Fahrt in's Wasser gefallen. Weißt Du nicht, daß ein Weib gar keine Seele hat und deshalb auch nicht in den Himmel darf? Mein Herr kennt den Koran und verachtet die Frauen. Die schönste Perle des Harems ist ihm wie der Scorpion im Sande, und seine Hand hat noch nie das Gewand eines Weibes berührt, denn er weiß, daß ich es für ihn thue. Komme in drei Tagen wieder. Morgen reisen wir ab!“

„Du mußt wissen, o Unbarmherziger, daß er ihr Gewand nicht berühren und ihre Gestalt nicht sehen wird, denn die Gesetze des Harems sind streng. Er wird durch das Gitter mit ihr sprechen!“

„Ich bewundere die Weisheit Deiner Rede und die Klugheit Deiner Worte, o Mann! Merkst Du denn nicht, daß die Gesundheit, welche der Effendi spendet, an dem Gitter hängen bleiben würde? Komme in drei Tagen wieder!“

„Ich darf nicht gehen; denn ich werde hundert Schläge auf die Sohlen bekommen, wenn ich den weisen Effendi nicht bringe!“

„Danke Deinem gütigen Herrn, Du Slave eines Egypters, daß er Deine Deine mit Gnade erleuchtet! Ich will Dich nicht um diese Seligkeit betrügen und Dich deshalb allein ziehen lassen. Wir reisen Morgen ab. Salehm alexum, der Herr sei mit Dir; er lasse Dir die Streiche wohl bekommen!“

„So laß Dir noch Eins sagen, tapferer Arha. Der Herr unseres Hauses hat mehr Beutel in seiner Schatzkammer, als Du jemals zählen kannst. Du solltest auch mitkommen, hat er mir befohlen, und Du wirst ein Bakschisch haben, ein Geschenk, wie es selbst Hafih's-Pascha, der Diamantenspendende, niemals gegeben hat.“

Jetzt wurde der Mann endlich klug und faßte meinen guten Omar bei dem Punkte, an welchem man den Morgenländer zu packen hat, wenn man ihn günstig stimmen will. Der geldlustige Haushofmeister änderte auch sofort den Ton seiner Stimme und gab die etwas weniger harte Antwort:

„Allah segne Deinen Mund, mein Freund! Aber ein Pfaster in meiner Hand ist mir lieber als zehn Beutel in der Deinigen. Ich will mir es überlegen, ob ich den Herrn stören darf.“

„Daß den Rath Deines Herzens nicht zögern; hier nimm die Gabe Deines Bruders!“

„Deine Hand ist mager wie der Schakal hinter der Schlinge und dürr wie die Wüste jenseits des Mokka-dam. Wie kann das Feld Frucht bringen, wenn nur zwei Tropfen Thau vom Himmel fallen!“

Nach dieser sehr deutlichen Aufforderung vernahm ich zum zweiten Male den klimpernden Ton des Silbers, und nun erst war Omar bereit, „mich zu stören.“ Ich konnte ihm unmöglich böß sein. Er handelte nur nach der allgemeinen Anstalt, und übrigens sind hier oben in Nubien die deutschen Aerzte nicht so öfters zu finden, als daß ein reicher Türke, wie Abraham jedenfalls war, mit einem kleinen Bakschisch hätte knausern dürfen.

Was mich aber bei der Angelegenheit mit Verwunderung erfüllte, war der Umstand, daß ich — wie ja aus den Reden der Weiden zu ersehen war, nicht zu einem männlichen, sondern zu einem weiblichen Patienten verlangt wurde. Obgleich ich schon mehrere Jahre im Oriente verweilt hatte, besaß das Wort Harem doch immer noch den Reiz des Geheimnißvoll-Romantischen für mich, und wenn ich auch den Character der morgenländischen Frauen nicht achten konnte, so mußte ich doch ihre oft wirklich unergleiche Schönheit bewundern, von der ich schon öfters hinter einem fortgewesenen Schleierzipfel eine kleine aber überzeugende Probe bemerkt hatte. Da aber der Muselman die Bewohnerinnen seiner Frauengemächer sogar in den dringendsten Fällen nicht den Augen eines Fremden, auch nicht des Arztes freigiebt, so handelte es sich hier jedenfalls entweder um eine alte Dienerin, oder ich bekam nichts weiter zu sehen, als die Fingerspitzen der Patientin. Deshalb sah ich dem Eintritte Omars mit ziemlicher Gleichgültigkeit entgegen.

„Herr, ein Mann will mit Dir sprechen, welcher draußen steht. Er hat ein Boot im Nil und sagte, ich müsse auch mit kommen!“

Fast hätte ich lachen müssen über die letzte Bemerkung, mit welcher sich der schlaue Bursche ein weiteres Trinkgeld sichern wollte. Doch mochte ich ihn nicht in Verlegenheit bringen und befahl ihm deshalb kurz, den Boten herein zu schicken.

Dieser verbeugte sich bei seinem Eintritte bis herab zur Erde, zog die Schuhe aus, trat um einige Schritte näher und begann unter wiederholter Verbeugung:

„Ealem alexum, Allah sei mit Dir, o Herr, und lasse Deine Ohren offen sein für die Bitte des geringsten Deiner Knechte.“

Meine Antwort erwartend, schwieg er. Ich erwiderte seinen Gruß mit einem kurzen Nicken des Kopfes und befahl:

„Sprich!“

„Es ist großes Herzeleid gekommen über das Haupt Abraham = Arha's, meines Gebieters, denn Beilet, die Krone seines Herzens, schwindet hin in die Schatten des Todes und kein Arzt, kein Fakir und auch kein Zauberer vermag die Schritte ihrer Krankheit aufzuhalten. Da hörte mein Herr — den Allah erfreuen möge — von Dir und Deinem Ruhme, und daß der Tod vor Deiner Stimme flieht. Er sandte mich zu Dir und läßt Dir sagen: Komm und gieb mir meine Blume wieder; mein Dank soll süß und hell sein, wie der Glanz des Goldes!“

„Ich kenne diesen Ort und habe doch Deinen Herrn noch nicht gesehen. Wo wohnt er?“

„Er wohnt am Strome und sendet Dir ein Boot. In einer Stunde hast Du ihn erreicht.“

„Ich komme!“

Er zog sich zurück und ich erhob mich, nicht ganz frei von einer erwartungsvollen Spannung, die sich während der kurzen Unterredung meiner bemächtigt hatte. Alt und häßlich war sie nicht, das wußte ich jetzt; ihr Name war Beilet, d. h. Nacht, und da der Orientale den Namen gern den Eigenschaften anpaßt, so sah ich vor meiner lebhaften Einbildungskraft sofort eine jener mächtig-prächtigen Erscheinungen stehen, wie sie sich vorzugsweise gern im Morgenlande entwickeln. Auch die Wohnung war nicht ganz ungeeignet zu einem Tummelplatz für die Erfindungen der Phantasie. Vor einigen Monaten hatte ich sie bei der Reise nach dem Süden im Vorüberfahren liegen sehen und damals gehört, daß sie von einem verbannten Großen des Reiches erbaut worden sei und nun seit dem Tode desselben verlassen liege. Wie kam der jetzige Besitzer dazu, den einsamen Ort zu bewohnen? Hatten auch ihn politische Gründe hergeführt, oder gab es sonstige Geheimnisse, die er zu verbergen suchte?

Ganz ungesucht traten diese Fragen an mich heran, und wenn ihre Beantwortung auch kein Zueresse für mich haben konnte, so sah ich doch ebensowenig Veranlassung, sie gewaltsam von mir abzuwehren, und ging dem Kommen mit etwas mehr als gewöhnlicher Theilnahme entgegen.

In kurzer Zeit saßen wir bei den Ruderern im Rahne, ich in tiefe, wunderbare Gedanken versunken, Omar ernt und stolz, wie ein Pascha von drei Stoßschweiften, im Gürtel die silberbeschlagenen Pistolen und den scharfen, glänzenden Dolch, in der Hand aber die unvermeidliche Mißpeitsche, das beste Mittel, sich unter der dortigen Bevölkerung Achtung und Berücksichtigung zu verschaffen. Zwar war die Hitze nicht angenehm, aber die Stromabwärts

gehende Bewegung unseres Fahrzeuges brachte uns mit einem kühnenden Luftzuge in Berührung, und bei der kurzen Dauer unserer Fahrt war dieselbe mehr eine Spaziertour, als eine Anstrengung zu nennen.

Es ging eine Strecke weit an Durra-, Tabak-, Sesam- und Senesfeldern vorüber, aus deren Hintergründe schlanke Palmen emporrugten; dann folgten unbebaute Flächen, über welche sich ein niederes Gestrüpp von Mimosen und Sykomoren hinstreckte, endlich nacktes Gestein, und mitten aus den wohl schon seit Jahrtausenden hier umhergestreuten Felsenblöcken erhob sich die hohe quadratische Mauer, durch welche wir uns den Eingang suchen mußten.

Als wir anlegten, bemerkte ich, daß ein Kanal aus dem Flusse unter der Mauer hinführte, jedenfalls um die Bewohner mit dem nöthigen Wasser zu versehen, ohne daß dieselben sich außerhalb ihrer Wohnung zu bemühen brauchten. Unser Führer schritt uns voran, führte uns um zwei Ecken zu der dem Wasser abgekehrten Seite und gab an dem dort befindlichen Thore ein Zeichen, auf welches uns bald geöffnet wurde.

Das Gesicht eines Schwarzen grinst uns entgegen; doch beachteten wir seine bis zur Erde herabgehende Reverenz gar nicht und schritten vorwärts. Architektonische Schönheiten durfte ich von einem orientalischen Privatgebäude nicht erwarten, und so fühlte ich mich auch gar nicht überrascht über die kahle, nackte und fensterlose Fronte, welche das Haus mir zuehrte, aber das Klima des Landes hatte doch einen etwas zu auffälligen Einfluß auf das alte Gemäuer geübt, als daß ich es zur Wohnung eines jungen, schönen und dabei noch franken Weibes hätte empfehlen mögen.

Die Zierpflanzen, welche den schmalen Raum zwischen Mauer und Wohnhaus früher geschmückt und den Bewohnerinnen eine Erholung geboten hatten, waren längst verwelkt und verdorrt; wohin das Auge nur blickte, fand es nichts als leere, kahle Dede, und nur Schaaren von Schwalben, welche in den zahlreichen Nissen und Sprüngen des horstenden Gebäudes nisteten, brachten einigermaßen Leben und Bewegung in die traurige, todte Scene.

Durch einen dunkeln, niedrigen Thorgang führte uns der voranschreitende Bote in einen kleinen Hof, dessen Mitte ein Bassin einnahm. Also bis hierher führte der Kanal, welchen ich vorhin bemerkt hatte, und der Erbauer des einsamen Hauses war klugerweise vor allen Dingen darauf bedacht gewesen, sich und die Seinigen reichlich mit dem zu versorgen, was in dem heißen Klima jener Länderstriche das Nothwendigste und Unentbehrlichste ist. Zugleich bemerkte ich nun auch, daß der ganze Bau darauf gerichtet war, die jährlich wiederkehrenden Ueberschwemmungen schadlos aushalten zu können.

In diesen Hof herab gingen mehrere hölzerne Bitterwerke, hinter denen jedenfalls die zum Aufenthalte dienenden Räume lagen. Ich konnte ihnen jetzt keine große, zeitraubende Beachtung schenken, sondern gab Omar einen Wink, mit der Reiseapotheke, welche er umhängen hatte, hier des Weiteren zu harren und folgte dem Wegweiser in den Divan des Hausherrn.

Es war ein geräumiges, halbdunkles und hohes Zimmer, durch dessen vergitterte Fensteröffnungen ein wohlthuedes Licht fiel. In Folge der aufgeklebten Tapeten, Ara-

besken und Ornamente hatte es einen wohlthueden Anstrich erhalten, und die in einer Nische stehenden Wasserkühlfässer erzeugten eine recht angenehme Temperatur. Ein Geländer trennte den Raum in zwei Hälften, deren vordere für die Dienerschaft, die hintere aber für den Herrn und die ihn besuchenden Gäste bestimmt war. Den erhöhten Hintergrund zierte ein breiter Divan, welcher von einer Ecke bis in die andere reichte und auf welchem Abraham-Nrha, „der Besitzer von vielen Beuteln,“ mit untergeschlagenen Beinen saß.

Er erhob sich bei meinem Eintreten, blieb aber der Sitte gemäß vor seinem Sitze stehen. Da ich nicht die gewöhnliche Fußbekleidung trug, so konnte ich mich ihrer auch nicht entledigen, sondern schritt unbekümmert um meine Lederstiefel über die kostbaren Teppiche und ließ mich an seiner Seite nieder. Die Diener brachten den unvermeidlichen Kaffee und die noch nothwendigeren Pfeifen, und nun konnte das Weitere folgen.

Mein erster Blick war natürlich nach seiner Pfeife gewesen; denn jeder Kenner des Orientes weiß, daß man an derselben sehr deutlich die Verhältnisse ihres Besitzers zu erkennen vermag. Das lange, wohlriechende und mit starkvergoldetem Silberdraht umspinnene Rohr hatte gewiß seine tausend Pfaster gekostet. Theurer aber noch war das Bernsteinmündstück, welches aus zwei Theilen bestand, zwischen denen ein mit Edelstein besetzter Ring hervorschiemerte. Der Mann schien wirklich „viele Beutel“ zu besitzen, nur war dies kein Grund, mich befangen zu machen, da mancher Inhaber einer Pfeife im Werthe von zehntausend Pfaster seinen Reichthum doch nur den geknechteten Unterthanen entwendet oder geraubt hat. Lieber also einen Blick in das Gesicht!

Wo habe ich doch nur diese Züge schon einmal gesehen, diese schönen, feinen und in ihrer Disharmonie doch so diabolischen Züge? Forschend, scharf, stechend, nein, förmlich bohrend senkt sich der Blick des kleinen, unbewimperten Auges in den meinen und kehrt dann kalt und wie beruhigt wieder zurück. Glühende und entnervende Leidenschaften haben dem Gesichte ihre immer tiefer eindringenden Spuren aufgravirt; die Liebe, der Haß, die Rache, der Ehrgeiz sind einander behülfslich gewesen, eine großangelegte Natur in den Schmutz des Lasters zu reißen und dem Neckeren jenes undefinirbare Etwas aufzudrücken, welches der Reinheit ein sicheres Warnungszeichen ist. Wo bin ich diesem Manne begegnet? Ich muß mich besinnen, aber das fühle ich, unter freundlichen Umständen ist es nicht gewesen.

„Salem alexum!“ tönte es langsam zwischen dem vollen, prächtigen, aber schwarzgefärbten Barte hervor. „Möge Allah Balsam wachsen lassen auf den Spuren Deiner Füße und Honig träufeln von den Spitzen Deiner Finger, damit mein Herz nicht mehr höre die Stimme seines Kummers!“

„Gott gebe Dir Frieden und lasse mich finden das Gift, welches an dem Leben Deines Glückes nagt,“ erwiderte ich seinen Gruß, da nicht einmal der Arzt nach dem Weibe eines Muselmannes fragen kann, ohne den größten Verstoß gegen die Höflichkeit und Sitte zu begehen.

„Du bist ein weiser Arzt und Deine Hand ist mit Erfolg begabt, als hätte sie der Prophet gesegnet. Du wirst die Krankheit finden und besiegen.“

„Der Herr ist allmächtig; er kann retten und verderben; nur ihm gebührt die Ehre. Doch wenn ich helfen soll, so sprich!“

Diese directe Aufforderung, ein, und wenn auch unbedeutendes Geheimniß seines Harems preiszugeben, schien ihn unangenehm zu berühren, trotzdem er darauf vorbereitet sein mußte; doch versuchte er sofort diese Schwäche zu verbergen und befolgte meine Aufforderung.

„Du bist aus dem Lande der Ungläubigen, wo es keine Schande ist, von Der zu sprechen, welche die Tochter einer Mutter ist?“

Ich nickte zustimmend, innerlich sehr amüßirt über die Art und Weise, mit welcher er es umgehen wollte, von seinem Weibe zu sprechen.

„Auch der Gläubige darf ohne Aergerniß von den Frauen in Frankhistan sprechen. Erlaube, daß ich es thue!“

Ein zweites Neigen des Kopfes war meine Antwort.

„Wenn das Weib eines Franken keine Speise zu sich nimmt — —“

Er sah mich bei diesen Worten an, als ob er eine Bemerkung von mir erwarte. Ich winkte ihm nur, fortzufahren.

„— Den Glanz ihrer Augen und die Fülle ihrer Wangen verliert — müde ist und doch den Gruß des Schlafes nicht mehr kennt — nur lehnend steht und langsam geht — vor Kälte schauert und vor Hitze brennt — nichts wünscht, nichts haßt und unter dem Schlage ihres Herzens zittert — nicht lacht, nicht weint, nicht spricht — kein lautes Wort der Klage hören läßt und ihre Seufzer selbst nicht mehr vernimmt —“

Wieder blickte er mich an und in seinen Augen war deutlich eine Angst zu erkennen, welche sich von jedem der aufgezählten Krankheitsmerkmale zu nähren und zu vergrößern schien. Er mußte die Kranke mit der letzten, trüben Gluth seines fast gänzlich ausgebrannten Herzens lieb haben und hatte mir, ohne es zu wollen und zu wissen, sein ganzes Verhältniß zu ihr offenbart. Ich mußte ihm die Strafe sofort zu kosten geben und antwortete schnell einfallend:

„So wird sie sterben!“

Raum hatte ich die Worte ausgesprochen, so stand er hoch aufgerichtet vor mir. Der rothe Fez war ihm vom kahlgeschorenen Kopf geglitten, die Peise seiner Hand entsallen; in dem Gesichte zuckte es von den widerstreitendsten Gefühlen, und das Auge ruhte mit einem Ausdruck des Entsetzens auf mir, der sich nach und nach in einen zornigen und zuletzt in einen drohenden verwandelte.

„Giaur!“ donnerte er mich an. „Wagst Du, mir das zu sagen, Hund? Die Peitsche soll Dir lehren, wer ich bin und daß Du thust, nur was ich Dir befehle. Stirbt sie, so stirb Du auch; doch machst Du sie gesund, so darfst Du gehen und kannst verlangen, was Dein Herz begehrt!“

Langsam und in tiefster Seelenruhe erhob auch ich mich, stellte mich in meiner ganzen Länge gerade vor ihn hin und sprach, auf den am Boden liegenden Fez deutend:

„Abraham-Arha, was sagt der Prophet dazu, daß Du die Scham Deines Scheidels vor einem Ungläubigen entblößest?“

Im nächsten Augenblicke hatte er sein Haupt bedeckt und, vorn Grimme dunkelroth im Gesicht, den Dolch aus der Schärpe gerissen. Doch ruhig, wie zuvor fuhr ich fort:

„Ich habe den Bären gejagt und bin dem Nilpferd nachgeschwommen, der Elefant hat meinen Schuß gehört und meine Kugel hat den Löwen, den „Herdenwürgenden“ getroffen. Danke Allah, daß Du noch lebst und bitte Gott, daß er Dein Herz bezwinge. Du kannst es nicht, Du bist zu schwach dazu und wirst doch sterben, wenn es nicht sofort geschieht!“

Das war eine neue, eine schwerere Beleidigung, als die andere und mit einem zuckenden Sprunge wollte er mich fassen, fuhr aber sofort zurück, denn jetzt blitzte auch in meiner Hand die Waffe, die man in jenen Ländern niemals von sich legen darf. Wir standen einander allein gegenüber, denn er hatte sofort nach der Darreichung des Kaffees und der Peise die Dienerschaft hinauszewinkt, damit sie nichts von unserer zarten Unterhaltung vernehmen solle.

Mit meinem tapfern Omar-Arha hatte ich nicht den mindesten Grund, mich vor den Bewohnern des alten Hauses zu fürchten; nöthigenfalls hätten wir Beiden die wenigen hier wohnenden Männer zusammengeschossen, aber ich ahnte zu viel von dem Schicksal der Kranken, für die ich mich ungemein zu interessiren begann, und zog es deshalb vor, den Weg der Güte zu betreten.

„Lebe wohl; es sei der Herr mit Dir und Deinem Hause! Du willst es nicht, daß ich den Tod bezwinge; Dein Wunsch mag sich erfüllen, rabbena chalik, der Herr erhalte Dich!“

Noch immer den Revolver in der Hand, machte ich Miene, dem Ausgange zuzuschreiten.

„Halt, halt, Offendi!“ rief er, und jetzt klang aus seiner Stimme mehr Angst als Wuth. „Du hast die Seele eines Gläubigen beschimpft und darfst nicht gehen, ohne mir Genugthuung zu geben und meinem Willen Gehorsam zu erweisen!“

Ich trat zu ihm zurück, sah ihm lächelnd in das zuckende und blitzende Auge und antwortete so langsam, wie nur immer möglich:

„Merk auf, was ich Dir sage, mein Wort erklingt nie zweimal: Beim heiligen Leben Isa Ben Maryam, den wir Jesus, Sohn Maria's nennen — Du hast einen seiner Gläubigen Giaur gezeißt und ihn mit der Peitsche bedroht — bittest Du mich nicht um Verzeihung, und war sogleich, so gehe ich und Verlet mag sterben!“

Mit Absicht sprach ich jetzt den Namen aus, welchen mir der Bote genannt hatte. Bei seinem Klange zuckte es über die erregten Züge des Egypters; es erwachte die Erkenntniß in ihm, daß er einen falschen Weg eingeschlagen habe und umkehren müsse, wenn er mich geneigt erhalten wolle. Aber sein Stolz empörte sich bei dem Gedanken, einem Christen Abbitte zu thun. Zwang, wie bei einem arabischen Quacksalber, war bei mir nicht möglich, und ich sah deutlich, daß der Gedanke, aus diesem Labyrinth nicht herauszukommen, ihn in neue Wuth versetzte.

Da drehte ich mich um, schritt durch die Oeffnung des Geländers und befand mich schon der Thür nahe, als es angstvoll hinter mir erscholl:

„Bei dem Barmherzigen, bleib!“

Langsam drehte ich mich um und konnte nun die Züge des Erregten in ihrer häßlichsten Entstellung sehen. Die Spuren der Leidenschaften sprachen sich jetzt mit einer so widerwärtigen Deutlichkeit in ihnen aus daß ich

meinen Sieg fast bereute und ihm mit einer raschen Handbewegung alle weiteren Worte abschchnitt.

„Laß Deine Rede schweigen! Der Christ vergiebt auch ohne laute Sühne; es ist so gut, als hättest Du gesprochen. — Nun laß uns Deines Herzens Kummer heilen und zu der Kranken gehen, um sie zu sehen.“

Wie von einem Stoße getroffen, fuhr er zurück.

„Maschallah, bist Du toll? Der Geist der Wüste hat Dein Hirn verbrannt, daß Du nicht weißt, was Du forderst. Das Weib muß sterben, auf welchem das Auge eines fremden Mannes ruhte!“

„Sie wird noch sicherer sterben, wenn mein Auge sie nicht sehen darf. Ich muß den Schlag ihres Pulses messen und Antwort von ihr hören über Vieles, was ihre Krankheit betrifft. Nur Allah ist allwissend und braucht Niemand zu fragen.“

Wieder erhob sich ein heftiger Kampf und es dauerte lange, ehe er unter allerdings sehr beschränkenden Bedingungen auf mein Verlangen einging.

Ich durfte sämmtliche Frauengemächer sehen, da ich sehr absichtlich die Behauptung ausgesprochen hatte, daß der Grund des Uebels in irgend einem ungesunden Zustande der Wohnung liegen könne. Natürlich schien ich an eine rein körperliche Erkrankung zu glauben, obgleich ich schon seit der ersten Aufzählung der Symptome wußte, daß eine Herzens- und Gemüthskrankheit vorliege, und ich war sehr geneigt, anzunehmen, daß die Ursache in einem Zwange zu suchen sei, der die Patientin in die Hände Abraham-Abraha's gebracht hatte.

Ferner durfte ich sie gehen sehen und die ersten drei Finger meiner rechten Hand um ihr Handgelenk legen, um den Puls zu fühlen. Sodann durfte ich ihr diejenigen Fragen vorlegen, welche ich für ganz und gar unumgänglich hielt; doch mußte sie mit jeder Antwort warten, bis sie von ihm die Erlaubniß dazu erhielt.

Ich war sehr zufrieden mit diesen Zugeständnissen; denn sie gewährten mir mehr, als jemals wohl einem Europäer zugestanden worden ist. Die Liebe des Egypters und infolge dessen auch seine Sorge mußte wohl eine sehr ungewöhnliche sein, da er sich zu solchen Opfern verstand. Freilich konnte ich die ingrinnigste Erbitterung gegen mich aus jeder seiner Mienen lesen, denn ihm war ich ein leider unabweisbarer Eindringling in die bisher unentweiheten Mysterien seiner inneren Häuslichkeit, und ich hegte die Ueberzeugung, daß ich ihn auch selbst im Falle einer vollständigen Heilung als unverföhllichen Feind zurücklassen würde.

Jetzt war er gegangen, um das Nöthige selbst anzuordnen, denn keiner seiner Diener durfte ahnen, daß er einem Fremden Eintritt in das Heiligthum verstatte. —

Endlich kehrte er zurück. Es lag ein Ausdruck fester, trotziger Entschlossenheit um seinem zusammengekniffenen Mund, und mit einem Blicke voll verdeckt sein sollendem und doch hervorbrechendem Hasses drohte er:

„Bei der Seligkeit aller Himmel, Effendi, sobald Du ein Wort sprichst, was ich nicht wünsche, oder nur das Geringste mehr thust, als Dir erlaubt ist, stoße ich sie nieder. Ich schwöre es Dir bei jedem Worte des Korans und bei allen Kalifen, deren Andenken Allah segnen möge!“

Er hatte mich also doch kennen gelernt und wußte, daß ihm diese Versicherung mehr nützen würde, als die

fanguinischesten Drohungen, wenn sie gegen mich selbst gerichtet waren. Uebrigens war es mir ja gar nicht in den Sinn gekommen, ihn in seinen Rechten zu kränken, nur konnte ich mich bei seinem Verhalten je länger desto weniger einer Ahnung entschlagen, daß sein Verhältniß mit der Kranken irgend einen dunklen Punkt habe.

Wir gingen. Er schritt voran und ich folgte.

Zunächst kamen wir durch einige fast in Trümmern liegende Räume, in denen allerlei nächtliches Gethier sein Wesen treiben mochte; dann betraten wir ein Gemach, welches als Vorzimmer zu dienen schien, und nun folgte der Raum, welcher allen Anzeichen nach als eigentlicher Frauendivan benutzt wurde. All' die umherliegenden Kleinigkeiten waren solche, wie sie von Frauen gesucht und gern benutzt werden.

Eine größere Ausdehnung schien der Harem; außer einem noch anstoßenden Raume nicht zu haben, und das unentbehrliche Bad lag jedenfalls unten zur ebenen Erde.

„Nun siehe, ob Du den Dämon der Krankheit hier findest!“ forderte mich Abraham mit einem halb spöttischen, halb gläubigen Lächeln auf. „Ich will sehen, ob die Sonne ihr Angesicht verhüllt hat vor dem Auge des Fremden. Wage nicht, mir nachzufolgen, bis ich wiederkomme!“

Ich war allein. Wo war sie? War sie da draußen? Ganz gewiß; seine Worte waren ja deutlich genug. Wer sie doch sehen könnte, Leilet, die Nacht, die kranke, todesmatte! Welch' süßer, lieblicher, simbethörender Duft strömte und fluthete doch hier um mich! Waren das die sterbenden Wohlgerüche der hier gepflegten und verwelkten Blumen, oder war es der würzige Hauch ihres reinen, jungfräulichen Mundes, der sich bisher gegen die Klüfte des Verhaßten gewehrt hatte? Es war mir so wunderbar, so märchenfüß zu Muthe, gerade so, als käme eine jener Feen, wie sie in den Märchen leben, hereingeschwebt, um meine Kühnheit zu erproben, die dann gefeit ist und Alles vollbringen kann, ohne selbst Schaden zu leiden.

Mit Anstrengung mußte ich mich aus dieser Stimmung herausreißen und ließ mein Auge durch den Raum schweifen. Ich hatte ja gewußt, daß der Heerd der Krankheit hier nicht zu suchen sei, und war nur von dem Wunsche hergeführt worden, einmal das Innere eines Harems zu sehen. Es war hier ganz dieselbe Einrichtung getroffen, wie im Zimmer des Hausherrn: das Geländer, der Divan, die Nische mit den Kühlge — doch halt, halt, was ist das?

Auch hier, grad' so wie dort, befindet sich grad' über diesen Gefäßen ein Zuchloch in der Mauer, damit die Abkühlung des Wassers rasch vor sich gehe und auch den Nebengelassen mit zu Gute komme, und diese Oeffnung, sie führt —

Mit einigen raschen Schritten bin ich an der Mauer, neige das Auge an die Oeffnung und — ja, das ist sie, das ist Leilet, die Nacht, die Nacht des Südens, wie sie dem Thore des Abendrothes entschweben mußte, wenn ihr der Schöpfer die Erlaubniß gäbe, in menschlicher Gestalt wieder auf die traumbedürftige Erde zu steigen! Das ist die Nacht, die himmlische, das ist Leilet mit den dunklen, fast an der Erde schleifenden, sie wie ein Schleier umwalenden Locken.

(Fortsetzung folgt.)

Leilet.

Novelle von M. Gisela.

Dramatisirung und Uebersetzungsrecht vorbehalten.
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

(Fortsetzung.)

Leilet mit dem reinen, blassen, schwermuthsnersten und doch so milden, unvergleichlich schönen Angesichte, Leilet mit Augen so offen und groß, so tief und klar, in deren Blicke sich die ganze unberührte Unschuld eines Kindes mit dem Herzensglühen des beglückenden Weibes vermählt, Leilet mit der weichen, herrlichen Gestalt, wie sie kaum der Meißel des Künstlers dem Marmor zu entlocken vermag, Leilet, die thauzerfließende, die weinende, an deren Wimpern die Diamanten des Schmerzes glänzen, Leilet — doch nein, das ist nicht eine gottgewollte Incarnation jener sterngeschmückten Göttin, deren Kommen und Scheiden der Himmel mit purpurnen Flammen und goldenen Reflexen feiert, sondern das ist ein vom tiefsten Grame zerrissenes Menschenkind, welches keinen Seufzer auf der Lippe trägt, weil sein ganzes Dasein eine einzige, ungestillte und ungehörte Klage ist.

Sie hat keinen Befehlen noch nicht Gehorsam geleistet, in der Tiefe ihres Schmerzes vielleicht noch gar nicht wieder an sie gedacht und steht nun da im leichten, sich innig an die Glieder schmiegenden Gewande, während er unter allen möglichen Drohungen sich bemüht, sie zu schnellerem Anlegen der entstellenden Hüllen zu bewegen.

Ich habe genug gesehen, trete zurück und begeben mich, um nicht den leisesten Verdacht zu erregen, auch noch zurück in das vordere Gemach. Ich habe noch nie die Liebe gekannt, habe gescherzt, gespottet und gelacht über die Schwächlinge, die ihre goldene Freiheit für einige Tage des Tädelns verkaufen, um in Ketten und beengenden Banden zu erwachen; nie sollte mein Herz anders klopfen, als unter dem Knalle meiner Büchse oder der Arbeit eines begeisternden Schaffens, und jetzt —? Ein einziger Augenblick, ein einziger kurzer Moment hat tief hinunter in das starre Herz gegriffen, um ein Leben, Knospen, Treiben, Blühen, ein Sehnen, Verlangen und Begehren zu erwecken, von dessen Dasein ich bisher keine Ahnung hatte, dessen Größe ich jetzt noch gar nicht ermessen kann, und dessen Reichthum sich mir erst in der Zukunft zu zeigen vermag. Nur das Eine fühle ich — nein, das weiß ich mit der heiligsten und unumstößlichsten Sicherheit: daß die Stunden ihres Aufenthaltens in diesem Hause gezählt sind.

Doch hier gilt es nicht, zu träumen und zu säumen; es will gehandelt sein! Das Gitter, welches die Stelle des Fensters vertritt, besteht aus zwei senkrecht an einander geschobenen Theilen, welche aus einander gezogen oder geschoben werden können, falls es einmal nothwendig ist, die Oeffnung frei zu geben. Bei näherer Betrachtung bemerke ich einen schmalen Holzriegel, welcher die beiden Hälften zusammenhält; rasch ist er, ohne die Stellung des Gitters zu verändern, beseitigt, und das Glück mag alles Uebrige besorgen! —

„Tritt herein, Effendi!“ tönte die Stimme Abrahims.

Ich trat wieder ein. In weite Gewänder gehüllt, stand sie tief verschleiert an der hinteren Wand des Zimmers. Nichts war von ihr zu sehen, als die kleinen, in Sammetpantoffeln steckenden Füße.

„Einige Schritte gehen!“ wandte ich mich an den Ägypter.

Bei dem Klange meiner Stimme fuhr der Kopf mit einem raschen, jähen Rucke empor, und es schien mir, als ob die dunklen Augen mit einem überraschten und ängstlich forschenden Ausdrucke durch die Schleierlücke hindurch auf mir ruhten. Ich bedurfte meiner ganzen Kaltblütigkeit, um ruhig zu scheinen.

Auf das Geheiß ihres Gebieters vollführte sie einige Bewegungen, deren Unsicherheit ich aber mehr auf Rechnung der Befangenheit, als der Schwäche schrieb; dann begann ich meine Fragen, deren Enthaltbarkeit Abraham vollständig befriedigte.

Endlich ließ ich mir die Hand reichen, und fast wäre ich trotz der ernstlichen Situation in eine laute Heiterkeit ausgebrochen, als ich sah, daß die Hand so vollständig in ein dickes Tuch gebunden war, daß es unmöglich war, auch nur die Lage oder Form eines Fingers durch dasselbe zu unterscheiden. Der Arm war in der Weise ebenso verhüllt, daß am Handgelenke grad' genug freier Raum blieb, um meinen kleinen Finger zu placiren. Und bei so eingeschnürtem Arme und so zusammengepreßter Hand sollte ich aus dem Pulse meine richtigen Schlüsse ziehen!

Ich gab mir doch den Schein dazu, und obgleich mein Gesicht die strengste Unempfindlichkeit bewahrte, war es mir bei der Berührung der kleinen, weichen, weißen Stelle doch, als fließe ein unbeschreibliches Etwas auf mich über und gäbe mir Verständniß für die geheimste Regung des hinter den dichten Gewändern klopfenden Herzens. Es war, als sei ich jetzt nicht mehr ich, sondern Eins mit ihr, als fühlte ich jeden Tropfen ihres Blutes rollen und jeden Gedanken erwachen und jetzt — ja, jetzt wollte sie mir etwas sagen — ich sah Nichts, kein Zeichen, nein, aber ich wußte es und neigte mein Ohr tiefer, wie um den Puls ihres Handgelenkes nicht bloß zu fühlen, sondern auch zu hören, und — wirklich, da wehte es leise, leise, fast unhörbar durch den Schleier:

„Rette mich!“

Das war Alles so schnell und wie unter dem Einflusse eines unwiderstehlichen sympathetischen Gesetzes geschehen, daß Abraham Nichts gemerkt hatte, trotzdem er dicht an meiner Seite stand. Ich mußte ihr eine Antwort geben, und noch ehe der Tyrann sie fortschicken, oder sich selbst mit mir entfernen konnte, gab ich den kurzen Bescheid:

„Allah kerim, Gott ist gnädig; bald wird die Krank-

heit dieses Haus verlassen. Mein Trank muß Schlaf und tiefe Ruhe bringen, und dann wird neue Kraft einziehen in die kranke Seele. Leilkum saade, glückliche Nacht!"

Ich konnte im Gehen diesen Gruß jetzt aussprechen; während der langen Verhandlungen mit Abraham war der Nachmittag vergangen, und jetzt dunkelte der Abend in seiner südlich schnellen Weise schon herein. Omar Arha wurde gerufen, da ich ein Opiat geben mußte, und dann brachen wir auf.

Meine Versicherung, daß ich die Patientin in kurzer Zeit vollständig herstellen werde, hatte Abraham=Arha bewogen, das Vorhergegangene einstweilen zu vergessen, und so bot er mir für die Nacht seine Gastfreundschaft an. Ich schlug diese ebenso aus wie jedes Geschenk, zu welchem er sich geneigt zeigte; doch konnte und wollte ich auch gar nicht verhindern, daß mein treuer Omar mit einem Batschisch beglückt wurde, wie er es wohl seit langer Zeit nicht bekommen hatte.

Als wir das Boot bestiegen, welches uns unter der Leitung unseres vorigen Führers wieder zurückbringen sollte, wandte er sich deshalb mit stolzem Selbstbewußtsein zu dem Diener:

„Wir werden das Weib Deines Gebieters gesund machen, trotzdem sie keine Seele hat. Dafür hat der Mann, den Du Abraham=Arha nennst, meine Hand mit Segen gefüllt, was mir lange nicht so wehe thut, wie daß Du deshalb Deine guten hundert Streiche eingebüßt hast. Ich bin gern bereit, sie Dir aus unseren eigenen Mitteln zu erstatten, und paßt es Dir auch jetzt nicht gleich, so komme in drei Tagen wieder. Wir reisen morgen noch nicht ab!

Unser Boot legte in der Nähe einer Dahabie, einer Nilbarke an, welche wegen Mangel an Wind das Ufer gesucht hatte. Die Laue waren befestigt, die Segel eingezogen und nach dem frommen mohamedanischen Gebrauche lud der Reis, der Kapitän des Schiffes, seine Leute zum Abendgottesdienste.

„Hat al el salah, auf, zum Gebete,“ tönte seine tiefe, männliche Stimme, und schon im Fortgehen, wandte ich mich schnell wieder zurück.

Hatte ich recht gehört? War das wirklich mein alter Freund Hassan, der Abu el Rejsahn, der Vater der Schiffsführer, wie er von allen seinen Bekannten genannt wurde? Die Stimme war die feine; klar und deutlich schallte sie vom Bord herüber, und als er die letzten Worte: „el salem alekum, der Friede sei mit Euch,“ mit einer Betonung gesprochen hatte, die nur ihm eigenthümlich war, konnte ich keinen Zweifel mehr hegen.

Fast hüpfte mir das Herz vor Freude über diese willkommene Ueberraschung. Auf ihn, meinen alten Führer und Beschützer, konnte ich mich in jeder Lage, auch in der gegenwärtigen verlassen. Wir hatten zahlreiche Fahrten und Kameelwanderungen mit einander unternommen und uns in Folge der gemeinschaftlich bestandenen Gefahren so innig zusammengelebt, als seien wir Vater und Sohn. Nach wenig Augenblicken stand ich bei ihm auf dem Schiff und fühlte die kräftige Umarmung, mit welcher er mich,

ganz gegen den kalten orientalischen Gebrauch, an sich drückte.

„Heil sei mit Dir, mein Sohn, daß Du meinen Augen Dein Angesicht zeigst; Allah hat Dich beschützt mitten im Gifte des Sudan, damit mein Herz Freude an Dir habe. Komm, steige über diese Gummiballen und laß mich hören, was Deinen Fuß an diesen schlimmen Ort geführt!“

„Ein schlimmer Ort?“

„Vor dem Auge des Ungerechten welkt das Gras, und vor seinem Blicke sterben die Blumen des Feldes. Weißt Du nicht, daß hier Abraham=Arha wohnt, der sich früher Hedjahn=Bei nannte?“

„Hedjahn=Bei, der Mörder der Karawanen!“ rief ich so laut, daß es weit über das Wasser schallte und Hassan mich mit einer angstvollen Bewegung zum Schweigen mahnte. „Hedjahn Bei, der dann vom Vicekönig begnadigt wurde, um seine früheren Spießgesellen an den Strick zu liefern?“

„Ja, Hedjahn=Bei, der auch uns beraubte und gefangen nahm, und dem wir nur entkamen, weil Du sein Kameel tödtetest!“

„Komm näher, immer näher, damit kein anderes Ohr meine Worte vernehme, Abu el Rejsahn! Weißt Du, daß ich bei ihm war?“

„Bei ihm? Kannte er Dich wieder?“

„Fast. Er zeigte mir seinen Harem.“

„Seinen Harem? Allah bewahre Deinen Kopf! Hat Dich die Sonne gestochen?“

„Ich bin gesund und bei Sinnen, Hassan; Du sollst Alles wissen. So höre!“

Ich erzählte ihm das Abenteuer des heutigen Nachmittages, aber ohne noch Etwas über meinen Entschluß, die Kranke zu befreien, verlauten zu lassen.

Seit ich nun wußte, warum mir Abraham=Arha so bekannt vorgekommen war, hatte dieser Entschluß womöglich noch an Festigkeit gewonnen. Hassan hörte mir lautlos bis zum Schlusse meiner Erzählung zu und beobachtete auch dann noch ein nachdenkliches Schweigen. Endlich fragte er langsam und mit Betonung:

„Wann willst Du fortgehen von hier?“

„Noch diese Nacht.“

„Und die Rose des Mörders?“

„Sie wird mit mir gehen,“ antwortete ich, erstaunt über den Scharfsinn des Alten, welcher mich vollständig errathen hatte.

„Mein Sohn —“

„Laß Deine Zunge schweigen, mein Vater!“ fiel ich ihm in die Rede. „Ich weiß, was Du mir sagen willst und kenne meine Wege. Du sollst nicht sündigen an dem Gesetze des Propheten; aber zur Zeit des ersten Gebetes wirst Du mit dem Schiffe da sein, wo mein Kahn Dich erwartet.“

Wieder schwieg er eine geraume Zeit; dann antwortete er:

„Die Dahabie ist nicht mein Eigenthum. Ich komme vom Bahr el abiad, wo ich Gummi und Senna bestellt habe, und reise als Gast zurück. Aber um die Zeit der Morgenröthe werden wir schon weit von diesem Orte sein.“

Damit war es abgemacht. Der alte „Vater der Schiffsführer“ stand in so hohem Ansehen bei seinen Standesgenossen, daß er auf jedem von ihm bestiegenen Schiffe sich getrost als Herr benehmen konnte, und ich mußte, daß

er mir den größtmöglichen Schutz gewähren werde, trotzdem er als Muselman sich nicht näher in eine Angelegenheit einlassen konnte, welche sich zwischen einem Weibe und einem Ungläubigen entwickeln sollte. —

In meine Wohnung zurückgekehrt, ging es vor allen Dingen nun eifrig an's Einpacken. Meine Sammlungen gab ich in Obhut des mir freundschaftlich gesinnten Consul's, den ich noch besuchte, und alles Uebrige mußte Omar auf die Dahabie besorgen. Sodann construirte ich mir eine Laterne, wie sie zu dem vorliegenden Zweck am besten geeignet erschien. Ich füllte nämlich ein kleines geschliffenes Fläschchen fast bis an den Rand mit feinem Oele und gab ein Stückchen Phosphor hinein; dann schloß ich die Vorrichtung luftdicht zu und hatte eine Laterne, die nicht nur einen genügenden Lichtschimmer verbreitete, sondern auch wenig Platz beanspruchte und selbst unter dem Wasser keinen Schaden leiden konnte.

Zuletzt noch, als ich die Brieffschaften in das Portefeuille schloß, fiel mir der letzte Brief meines Bruders in die Hände. Er war von Kairo datirt und lautete an einer seiner Stellen:

... „Ich weiß, daß Du mit Deinem mehr auf die That gerichteten Character die Liebe für eine Schwäche hältst und kann leider Deine Ansicht auch nicht widerlegen, da Du noch kein Wesen getroffen hast, welches es verstanden hätte, sich aller Gefühle und Empfindungen Deines Herzens zu bemächtigen. Aber wenn Dir ein derartiges Wesen entgegen träte, wie ich es voll unendlicher Seligkeit in meinen Armen halte, so würde auch Dein Gemüth sich dem Sonnenstrahle der Liebe öffnen und alle Stimmen Deines Innern müßten zusammenklingen zu einem einzigen großen, unendlichen Jubel. Du weißt, daß ich ein nüchternes Menschenkind und kein Phantast und Schwärmer bin, aber seit ich in dieses Auge geblickt, seit ich diese Lippen geküßt, seit diese Locken mir duften und diese Stimme mir klingt, habe ich einen guten Theil des trägen, irdischen Stoffes abgestreift und lebe in einer ununterbrochenen Entzückung, welche mich fast an die Himmel Muhamed's glauben läßt. Lache und spotte meinethwegen über mich, aber komm' und siehe selbst — ich bin überzeugt, daß dann Dein Spott verstummen wird!“

Wirklich hatte ich mich beim Lesen dieser Zeilen eines gewissen Lächelns nicht erwehren können; jetzt aber weckte die Wiederholung ganz andere Gefühle in meinem Herzen.

Welch' eine Schickung, daß wir beide fast zu gleicher Zeit unsere bisher so widerstrebenden Nacken unter dem Scepter der Schönheit beugen mußten! Welch' ein Glück, daß uns das Geschick grad' in dieser seligen Zeit zusammenführen sollte! Und Welch' eine Wonne, welche uns im enggeschlossenen Kreise für die ganze Zeit unseres Lebens erwartete! —

Der Kahn stieß ab.

Es war eine jener Nächte, in denen die Natur in so tiefem Vertrauen ruht, als gäbe es auf der ganzen weiten Erdenrunde keine einzige drohende oder störende Macht.

Die leisen Lüfte, welche mit den Schatten der Dämmerung gespielt, waren zur Ruhe gegangen; die Sterne des Südens lächelten verschwiegen aus dem tiefblauen Dunkel des Himmels herab, und die Wasser des göttlichen Stromes flutheten ruhig und fast lautlos in ihrer breiten Bahn dahin. Wir ließen das kleine, schwante Fahrzeug von den Wellen treiben. Ich lehnte halb liegend am Steuer; Feierstunden.

Omar saß regungslos und träumend bei den eingezogenen Rudern, und so gaben wir uns widerstandslos der Ruhe hin, welche jeder That, sei es in der großen Gottesnatur oder im Leben des schaffenden Menschen, voranzugehen pflegt.

Auch in den Tiefen meines Innern herrschte Ruhe, stille, friedliche Ruhe; es war, als zöge ein heiliger Gotteshauch über die Gefilde meines Herzens, und ich dachte unwillkürlich an die Worte des orientalischen Königs, welcher unter den Palmen Zions dem Herrn Jehova die Klänge seiner Psalmen opferte: „Meine Seele ist stille in Gott!“ Ja, so war es; die wahre Liebe lehnt sich an Gott, gründet sich auf das Vertrauen zu seiner Hülfe und spricht in der Stunde der Gefahr: „Mit dem Herrn wollen wir Thaten thun.“

Es war nichts Leichtes, was ich zu vollbringen gedachte; denn ich wollte mich in die Höhle des Löwen wagen, vor dessen Namen das ganze Nilthal, die angrenzenden Wüstenstrecken und die in ihnen zerstreuten Däsen gezittert hatten; die Schießwaffen mußte ich zurücklassen und sah mich also fast wehrlos ihm und den Seinen gegenübergestellt, falls ich überrascht und entdeckt wurde. In diesem Falle konnte ich auch auf den Beistand meines sonst so tapfern Dieners nicht zählen, denn dieser mußte zurückbleiben, um das Boot zu bewachen und den an das Ufer befestigten Kahn Abrahims in den Grund zu bohren, damit eine etwaige Verfolgung abgeschnitten und verhindert werde. Aber die Gefahr war mir so oft begegnet, daß ich mich nach und nach an sie gewöhnt hatte, und zudem galt es hier ja einen Preis, für den das größte Wagniß noch kein zu hohes Opfer genannt werden konnte.

Also vorwärts; bis zur Morgenröthe ist es keine Ewigkeit, und jetzt gilt es zu handeln; dort heben sich schon die dunklen Umrisse des Gebäudes aus ihrer grauen, steinigten Umgebung hervor!

Ich ließ mich eine Strecke oberhalb des Ortes, den Omar dann in einem weiten Bogen umfahren sollte, um weiter unten anzulegen, an das Land setzen und schritt dann vorsichtig, zwischen den zerstreut umherliegenden Felsenblöcken Deckung nehmend, der Mauer zu, um zunächst zu recognosciren.

Wie sich allerdings erwarten ließ, war das äußere Thor verschlossen; aber es war auch in keiner Weise die Spur eines lebenden Wesens zu bemerken, ein Umstand, welcher mich mit Genugthuung erfüllte, denn so konnte ich annehmen, daß die Bewohner des einsamen Hauses nicht mehr wach seien.

Trotzdem schritt ich nicht in aufrechter Stellung zum Kanale, sondern gebrauchte die auf keinen Fall schädliche Vorsicht, mich auf die Erde zu legen, um ihn kriechend zu erreichen.

Seine Wasser blinkten mir nicht sehr einladend entgegen; jedenfalls war es nicht angenehm, einem schönen weiblichen Wesen in tiefender, vielleicht schlammiger Kleidung entgegen zu treten. Natürlich hatte ich nur diejenigen Stücke angelegt, welche unumgänglich nothwendig waren, und alles Andere im Boote gelassen. Ich warf einen Stein in das Wasser und hörte an dem dadurch hervorgebrachten Schalle, daß es nicht tief sei. Wirklich brauchte ich gar nicht zu schwimmen; es reichte mir kaum bis an den Mund, aber eine hohe Lage Schlamm hatte sich

auf dem Boden abgesetzt, der mir das Vorwärtskommen sehr erschwerte.

Nach wenigen Schritten befand ich mich unter dem gewölbten Bogen der Leitung und zählte genau die Schritte, welche ich vorwärts that. Als ich mich nach meiner ungefähren Berechnung unter dem innern Hofe befinden mußte, senkte sich plötzlich die Wölbung bis herab auf die Oberfläche des Wassers, und ich wußte nun, daß ich mich in der Nähe des Bassins befände. Die noch übrige Strecke mußte ich tauchend und in gebückter Stellung durchkriechen, was nicht bloß höchst unbequem und anstrengend, sondern auch mit Gefahr verbunden war. Wie nun, wenn sich mir ein unvorhergesehenes Hinderniß in den Weg stellte und ich auch nicht so weit zurückkehren konnte, um den nöthigen Athem zu holen — oder wenn ich beim Emportauschen von irgend Wem bemerkt wurde? Es war doch immerhin möglich, daß sich Jemand in dem Hofe befinden konnte.

Aber alle diese Bedenken konnten mich nicht irre machen. Ich sog die Lunge voll Athem, bog mich unter das Wasser und schob mich, halb schwimmend, halb gehend, so schnell wie möglich vorwärts.

Eine ziemliche Strecke hatte ich zurückgelegt, und schon verspürte ich den eintretenden Luftmangel, als ich mit der Hand an ein Hinderniß stieß. Es war ein aus starken Stäben zusammengesetztes Gitterwerk, jedenfalls angebracht, um Thiere und grobe Unreinigkeiten von dem Bassin abzuhalten.

Bei dieser Entdeckung wollte sich doch eine gewisse Aengstlichkeit meiner bemächtigen.

Zurück konnte ich nicht, denn ehe ich die Stelle erreicht hätte, wo ich emportauschen und athmen konnte, war ich jedenfalls schon erstickt, und doch schien das Gitter sehr dauerhaft gearbeitet und befestigt zu sein. Aber hier gab es mir zwei Fälle: entweder gelang es mir, durchzukommen, oder ich mußte ertrinken.

Mit aller Gewalt stemmte ich mich gegen die Stäbe — vergebens; das Gitter war tief in die Mauer eingefügt. Jetzt faßte ich nur den einen Stab in seiner Mitte und zog ihn mit angestemmtten Füßen an mich — er gab nach; das Wasser hatte ihn biegsam und morsch gemacht; — ein zweiter Ruck, und er brach — die nächsten folgten — jetzt war die Deffnung groß genug zum Hindurchschlüpfen, und gerade in dem Augenblick, an welchem mir die Brust zu zerpringen drohte, stand ich im Bassin, hob den Mund über die Oberfläche des Wassers, schöpfte neuen Athem und zog dann aber sofort den Kopf wieder zurück, um mich erst zu überzeugen, daß ich unbemerkt sei.

In Folge der Anstrengung aller Muskeln und der Aufregung der Athmungswerkzeuge zitterte ich heftig am ganzen Körper; doch ging das schnell vorüber, und als ich nichts Verdächtigtes bemerkte, befand ich mich halb außerhalb des Wassers und schlich mich in den Schutz des dunklen Schattenstreifens, welcher sich längs der Wand hinzog.

Ein Schreck aber blieb mir nicht erspart: bei der unausgeseht gebückten und heftigen Bewegung war mir der Dolch entfallen. Zwar hatte ich, auch diesen Fall erwägend, nicht eine meiner besseren Waffen zu mir gesteckt, und der Verlust war also ein an sich nur geringer; kam ich aber in die Lage, mich vertheidigen zu müssen, so war

er doch groß genug, um mich ernstlich besorgt zu machen.

Zunächst schlich ich zum Thore, welches den inneren Hof von dem äußern abschloß; es war durch einen einfachen Niegel verschlossen, welcher sich leicht zurückschieben ließ. Dasselbe hatte ich auch an dem Thore bemerkt, welches sich draußen in der Mauer befand. Der Rückzug konnte also unschwer vor sich gehen.

Ich öffnete, schlich hinaus und holte mir eine jener Stangen, welche ich heut' gesehen hatte. Sie waren als Stützen der Bäume verwendet worden und lagen jetzt, da diese Bäume längst eingegangen waren, zerstreut umher.

Sie war lang genug. Ich lehnte sie an die Mauer, kletter vorsichtig empor und bemerkte zu meiner großen Freude, daß das Fenstergitter nicht wieder geschlossen war. Mit einer Hand mich an der Stange haltend, schob ich die eine Hälfte leise und behutsam zurück und stand nach einigen vergeblichen und gefährlichen Versuchen endlich in dem Vorzimmer.

Aufmerksam horchend, vernahm ich die tiefen und regelmäßigen Züge eines Athmenden. Ich schlich mich näher, holte meine chemische Laterne aus der Tasche und ließ ihren phosphorescirenden Schein einen kurzen Augenblick lang auf den Schlafenden fallen.

Es war ein altes Weib, welches, mit dem Oberkörper an die Wand gelehnt, in orientalischer Weise auf einem ausgebreiteten Teppich ruhte. Ihr Schlaf war, wie ich nach aufmerksamem Lauschen vernahm, kein gewöhnlicher. Leise hatte meine Worte: „mein Trank muß Schlaf und tiefe Ruhe bringen,“ wohl verstanden und der alten Dienerin einen Theil des Opiums gegeben.

Leise, leise schritt ich nun zur nächsten, durch einen Zeugstoff verhängten Thüröffnung, schob die Portiäre zurück und befand mich im tiefsten Dunkel. Wieder lauschte ich, aber nicht der leiseste Lufthauch war zu bemerken, und schon wollte ich wieder zu der Leuchte greifen, als ich bis in das tiefste Mark hinein vor Schreck erbebt, dann aber sofort von einer Seligkeit ergriffen und durchfluthet wurde, wie ich sie noch nie empfunden hatte; eine kleine, weiche, warme Hand hatte die meine erfaßt und zog mich jetzt tiefer in das Zimmer.

„Salem alexum, Friede sei mit Dir!“ hauchte es ganz nahe an meiner Wange. „Ich wußte, daß Du kommen würdest.“

„Wer sagte es Dir?“ fragte ich leise.

„Dein Auge und mein Herz. Hattest Du nicht deshalb das Gitter geöffnet?“

„Ja, ich bin's gewesen. Aber wenn ich nicht schon heut' gekommen wäre?“

„Ich hätte Dich erwartet, morgen, später, zu jeder Zeit, in jeder Nacht!“

Sie hatte mich verstanden, mir geglaubt, mir vertraut! Eine Wonne durchzitterte meine Seele, wie sie von keiner Sprache, von keiner Rede beschrieben werden kann.

„Willst Du mit mir gehen?“

„Ja.“

„Bist Du kein Weib?“

„Nein.“

Dieses „Nein“ klang so fest und energisch, daß ich seine Bedeutung in seinem ganzen Umfange fühlen mußte.

„Wo ist er?“

„In seinem Divan. Er schläft.“

„Auch von der Medizin?“

„Nein. Er ist zu klug und hätte es entdeckt.“

„Hörtest Du mich kommen?“

„Ja. Mein Herz hat gezittert, und die Angst fesselt meine Glieder. Er kommt des Nachts sehr oft bis an die Thür.“

„So laß uns fliehen! Wie gehen wir?“

„So wie Du kamst; kein anderer Weg ist möglich.“

Sie schritt in eine Ecke des Zimmers und drückte, zu mir zurückgekehrt, mir das Ende einer starken Schnur in die Hand, welche sie sich um den Leib befestigt hatte. Bei dieser Berührung bemerkte ich das angstvolle Beben ihrer Finger.

„Wirst Du das halten?“

„Ja.“

In der andern Hand trug sie ein ziemlich umfangreiches Bündel, welches sie vorsichtig aus dem Fenster fallen ließ. So fest hatte sie an mich geglaubt, so sicher hatte sie mein Kommen gewußt, daß sie vollständig zur Flucht vorbereitet war.

Sie stieg in die Fensteröffnung. Ungewohnt einer solchen Anstrengung, konnte sie die nöthige Vorsicht nicht anwenden; eine der alten morschen Holzleisten brach mit lautem Krachen los und stürzte prasselnd hinab auf die Steine. Hier gab es kein Säumen, denn dieses Geräusch mußte man im entferntesten Winkel des Hauses gehört haben. Ich bog mich neben ihr hinaus und zog die Stange herbei. Die Angst gab ihr die nöthigen Kräfte, und an der Schnur von mir gehalten, glitt sie langsam hinab.

Stamm aber hatte sie den Boden berührt, so hörte ich rasche Schritte sich von der Seite der Männerwohnung nahen. Ich schwang mich auf die Brüstung und sprang, die Stange gar nicht bemühend, hinunter in den Hof. Dort griff ich das Bündel auf, faßte das Mädchen am Arme und zog sie in größter Eile nach dem Thore.

Da ertönte ein Schrei hinter uns, der aus gar keiner menschlichen Kehle zu kommen schien, und dann war es still. Aber diese Stille war eine gefährliche; er war nach Waffen gesprungen. In raschem Laufe flohen wir über den äußern Hof. Der Nagel des Thores ließ sich von unfähiger und ängstlicher Hand schwer regieren und raubte uns die kostbarsten Augenblicke. Endlich flog er zurück, aber hinter uns schraubte auch schon der Verfolger. Noch waren wir nicht weit über die Mauerecke gekommen, als er aus dem Thore gesprungen kam. Ich zeigte nach der Stelle, an welcher ohngefähr ich Omar vermuthete.

„Fliehe dorthin; ich werde ihn halten!“

Er kam näher; ich sprang auf die Seite, um ihn zum Schusse zu verleiten. Es gelang. Die Kugel pfiß an mir vorüber und ich stürzte wie getroffen zur Erde. Was ich erwartet hatte, geschah: sich gar nicht um mich kümmernd, sprang er dem Mädchen nach.

Sofort erhob ich mich wieder, flog hinter ihm her, packte ihn mitten im Laufe, so daß er zum Stehen kam, und schlug ihn, noch ehe er zu einem Entschlusse kommen konnte, mit der Faust zu Boden.

Ich wußte, daß er schon nach wenig Secunden wieder zu sich kommen werde, auch mußten die übrigen Bewohner des Hauses ihn sofort folgen, deshalb faßte ich das Mädchen am Arme und rief laut nach meinem Diener. Aber da tauchte auch schon seine Gestalt vor uns auf. Er war bei

dem Schusse aus dem Boote gesprungen, um mir zu Hülfe zu kommen. Jetzt drückte er mir vor allen Dingen den Revolver in die Hand und eilte uns dann voran.

Er hatte, um gleich abstoßen zu können, das Fahrzeug nicht vollständig auf das Trockene gebracht. Ohne mich lange zu besinnen, nahm ich deshalb Verlet auf die Arme und trug sie durch das Wasser. Auch das Kleiderbündel war gerettet und die größte Gefahr jedenfalls vorüber, trotzdem wir die Verfolgung jetzt wieder von Neuem hörten.

Eben legte Omar die Ruder ein und ich zog das Steuer auf die Seite, als zwei Männer am Ufer erschienen. Es war der wieder zu sich gekommene Abraham und der Diener, welcher uns heut' gerudert hatte. Mit einem lauten Fluche sprang der Erstere in's Wasser und faßte mit den beiden Händen den Rand unseres Bootes. Da aber hob Omar das eine Ruder in die Höhe und ließ es mit so wuchtigem Schlage auf die Finger des Egypters fallen, daß dieser mit einem schrillen Schmerzensschrei fahren ließ.

Der Andere stand wie eine Bildsäule am Ufer; er schien jetzt erst zu bemerken, um was es sich eigentlich handle. Mein tapferer Haushofmeister erhob sich jetzt von der Ruderbank und rief, ihm die gravitativsten seiner Grüße zuwinkend:

„Warum stehst Du da, Djemmel, Kameel, und wunderst Dich? Habe ich Dir nicht gesagt, daß wir heut' abreißen? Streck Deine Arme aus, Du Subegriff aller Weisheit, und ziehe den Fisch aus dem Wasser, den Du Abraham-Brha, Deinen Gebieter nennst. Allah tröste Euch; Salem, Salem alexum!“

Es war uns leicht, den Eindruck zu beobachten, welchen diese salbungsvolle Rede auf den armen erschrockenen Mann machte, denn der Morgen begann sich zu röthen, und da drüben kam auch schon eine Dahabie herabgesegelt, in welcher ich die erwartete vermuthete. Ich hatte mich nicht getäuscht; als wir uns ihr näherten, erkannte ich Hassan, den Reis, welcher vorn am Schnabel stand und uns zuwinkte.

Verlet hatte gleich nach der Besteigung des Bootes ihre Schleier umgelegt und zog sich, als wir auf dem Schiffe angekommen waren, sofort in die Kajüte zurück. Ich dagegen schritt zu Hassan, um zu erforschen, in wie weit die Mannschaft auf meine Anwesenheit vorbereitet sei.

„Marhaba, Du sollst willkommen sein!“ sprach er, meine Absicht errathend. „Du bist mein Freund, mein Sohn!“

Er hatte deutlich gesprochen. Daß er das Mädchen nicht erwähnte, belehrte mich, daß er mir Gastfreundschaft im vollsten Umfange gewähre, aber alle weitere Verantwortung von sich weise. Ich öffnete meine Portefenille und winkte den Kapitän herbei:

„Wem gehört dieses Schiff?“

„Dem Herrn gehört's, Effendi!“

Es war Eigenthum der Regierung, ein glücklicher Umstand für mich. Ich hielt ihm meinen Firmahn entgegen.

„Kennst Du diese Schrift?“

„Ich kenne sie, Effendina!“ antwortete er mit einer dreimaligen und so tiefen Verneigung, als stehe er vor seiner Unüberwindlichkeit, dem Großherrn selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Leilet.

Novelle von M. Gisela.

Dramatisirung und Uebersetzungsrecht vorbehalten.
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

(Fortsetzung.)

„So wisse: Wenn ich mit Dir zufrieden bin, wird meine Gnade über Euch leuchten; thut Ihr aber gegen meinen Willen, so werden Eure Füße den Bohn der Peitsche fühlen.“

Ich kannte diese Leute und wußte mit ihnen umzugehen. Wie sehr Omar-Urha in dieser Beziehung mit mir sympathisirte, bewies er mir sehr deutlich, indem er jetzt, kaum zwei Minuten nach unserer Ankunft, schon vollständig bewaffnet und mit der Milpeitsche in der Hand auf dem Decke umherstolzirte.

Der Morgenwind lag voll in den großen dreieckigen Segeln, so daß das Fahrzeug eine recht gute Fahrt machte. Wir waren schon eine ansehnliche Strecke stromabwärts getrieben, trotzdem aber bemerkte ich mit Hilfe meines guten Glases, daß an dem einsamen Hause mehrere Personen an der Stelle beschäftigt waren, wo Omar das Boot Abrahims in das Wasser gesenkt hatte. Man war also doch Willens gewesen, uns auf das Schiff zu folgen, hatte aber in Folge unserer Maßregel diesen Voratz glücklicher Weise nicht ausführen können.

So sehr mich dies befriedigte, mußte doch ein anderer Umstand die lebhafteste Besorgniß in mir erregen. In nicht großer Entfernung hinter uns segelte nämlich ein Sandal, eine jener langgebauten und starkbemannten Barken mit großen Segeln, welche fast mit einem Dampfer um die Wette gehen. Man hatte sie angerufen und ich sah deutlich, daß sie ihre Leinwand fallen ließ, um dem Rufe Gehör zu schenken. Wurde Abraham mit dem Besitzer des Schiffes einig, so konnten wir ihm zu Wasser nicht entkommen und die jetzt so günstig scheinenden Umstände mußten sich für uns in höchst bedrohliche verwandeln.

Der Tag war vergangen. Wir hatten der Windstille wegen anlegen müssen und verfolgten nun am andern Morgen mit vollgeblähten Segeln unsern Weg weiter.

Wenn man die Art und Weise, mit welcher der überschwängliche und geräuschvolle Südländer seine Geschäfte betreibt, abrechnet, so konnten wir von einer recht ruhigen und angenehmen Fahrt reden. Die ganze Bemannung des Schiffes mit sammt dem Kapitän hielt sich in durchaus respectvoller Entfernung von uns und ließen uns mit einer Freiheit schalten und walten, welche wir jedenfalls meinem Stenbahn und dem Umstande zu verdanken hatten, daß ich ein Franke war. Der Reis wußte recht wohl, daß die abendländischen Consuls nicht spaßen, wenn es gilt, einen unter ihre Protection Gehörigen in nachdrücklichen Schutz zu nehmen. Die besondere Freundschaft des Hassan trug natürlich das Ihrige ebenfalls bei, uns die wünschenswerthe Rücksicht zu verschaffen.

Mit Leilet hatte ich nur die nothwendigsten Worte gewechselt. Ich wollte ihr Zeit zur Sammlung und Einkehr geben und durfte die Vortheile meiner Stellung zu ihr nicht geltend machen. Es kam mir nicht in den Sinn, ihr gegenüber mit orientalischen Forderungen aufzutreten; die Zeit mußte die gewünschten Blüten entwickeln, und was ihre sonstigen Verhältnisse betraf, so sah ich einer darauf bezüglichen Mittheilung zwar mit unleugbarer Spannung entgegen, wollte aber die Zeit und den Umfang dieser Eröffnungen ihrem eigenen Ermessen überlassen.

Ich stand neben dem Mustahmel, dem Steuermann, auf dem Dache der Kajüte, von wo aus mir ein freier Blick über den ganzen Horizont gestattet war. Abraham war nicht der Mann, von einer Verfolgung abzusehen, vielmehr hatte ich die feste Ueberzeugung, daß er alles Mögliche und Unmögliche aufdieten werde, mir meinen schönen Raub wieder abzujagen und seiner Rache den größten Vorschub zu leisten. Nach den Gesetzen des Landes hatte ich ein todeswürdiges Verbrechen begangen, und der an seinem besten Eigenthume, in seinen heiligsten Rechten Beschädigte konnte mich einfach niederschließen, wo und wie er mich nur immer fand, ohne den geringsten Schaden von diesem Acte der Selbstjustiz davonzutragen. Meine Lage war also keine ganz beruhigende, und mit einem der Sorge sehr verwandten Gefühle beobachtete ich einen Gegenstand, welcher unsern Lauf verfolgte und unserem großen und darum wenig schnell segelnden Fahrzeuge immer näher rückte.

Erst hatte ich bloß die Mastenspitzen gesehen, welche sich deutlich am Horizonte abhoben, nach und nach aber waren die großen lateinischen Segel voll und deutlich hervorgetreten, und jetzt war auch der lange schmale Rumpf zu erkennen, welcher sich unter dem schweren und nachhaltigen Drucke des Morgenwindes mit ertaunlicher Schnelligkeit durch die Fluth bewegte. Es war derselbe Schnellsegler, welchen Abraham-Urha gestern angerufen hatte; ich erkannte ihn sofort an einer ausgebefferten Stelle des Vordersegels, welche mir gestern aufgefallen war.

Ich sprang vom Dache herab und trat an den Bug des Schiffes, wo sich stets der Sitz des Reis befindet, welcher das Fahrwasser zu prüfen und dem Mustahmel seine Befehle darnach zu ertheilen hat. Er erhob sich.

„Siehst Du den Sandal dort hinten?“

„Ich sehe ihn, Offendi. Er gehört meinem Freunde Chalid Ben Mustapha und ist das beste Schiff zwischen dem Sudan und Kafir.“

„Dein Freund Chalid Ben Mustapha wird heute noch zu seinen Vätern gehen.“

„Ich höre, was Dein Mund spricht, aber ich verstehe es nicht!“

Er hat sein Schiff einem Manne geliehen, der mein Todfeind ist. Es wird die Kugel zwischen uns gewechselt

werden, und mein erster Schuß wird Chalid Ben Mustapha wegnehmen."

"Allah behüte uns, Effendi! Warum soll der Sohn Mustapha's büßen die Sünde Deines Feindes?"

"Wail er ihm sein Schiff leiht, mich zu verfolgen."

"Ich werde nicht erlauben, daß hier auf meinem Fahrzeuge sich der Geruch des Pulvers erhebt!"

"Rabbena Chalid, der Herr erhalte Dich! Denn wenn Deine Seele nur eine Sylbe denkt, was mir nicht gefällt, so wird die erste Kugel nicht Deinen Freund, sondern Dich selbst treffen. Jetzt weißt Du meine Worte. Allah lenke Deine Gedanken!"

Hassan hatte Alles gehört und sprach, als ich mich entfernt hatte, mit dringlichen Geberden zu dem Reis. Ich konnte jetzt nichts weiter thun und mußte das Kommende geduldig abwarten.

Die Ermahnungen meines alten Beschützers schienen doch nicht ohne Erfolg zu sein, denn es dauerte nicht lange, wurde noch eine Triekhia, ein kleineres Segel, beigefetzt, um die Schnelligkeit des Schiffes zu vergrößern. Doch merkte ich gar bald, daß die Entscheidung dadurch höchstens verzögert, nicht aber aufgehoben werde.

Natürlich war ich fest entschlossen, Alles, selbst das Neueste zu wagen. Unter Umständen hätte ein Gelbeschiff große Wirkung gehabt, aber ich kannte diese Art Leute gut genug und wußte, daß die Peitsche Omars und meine Büchse mir größeren Respekt verschaffen würden, als sonst ein anderes Mittel.

Diese Meinung wurde auch sofort bestätigt; denn einer der jungen Schiffer bestieg das kleine Boot und blieb zurück. Wenn ich diesen Vorgang auch nicht zu beachten schien, so wußte ich doch, daß er den Befehl erhalten hatte, Chalid Ben Mustapha vor meiner Kugel zu warnen. Der Orientale weiß, daß der Europäer bessere Waffen besitzt und ein sichererer Schütze ist, als er, und hegt deshalb eine ganz besondere Abneigung, sich der Mündung einer französischen Büchse gegenüberzustellen.

Die Zeit verging, der Sandal kam immer näher und hatte uns endlich so weit eingeholt, daß der zurückgelassene Bote wieder zu uns stoßen konnte. Seine Botschaft war nicht unberücksichtigt geblieben, denn obgleich das eine Segel eingenommen wurde, um gleichen Schritt mit uns zu halten, steuerte man doch nicht auf uns zu, sondern hielt sich immer in vorsichtiger Entfernung, und als ich mit meinem Rohre jetzt einen ziemlich entfernten Würzsalken, welcher fischend über das Wasser zog, herunterholte, war ich fest überzeugt, die guten Leute in eine heilsame Angst versetzt zu haben.

Abraham-Nrha war mit dieser außerordentlichen Vorsicht natürlich nicht zufrieden. Ich sah ihn unter den drohendsten Gesten drüben herumrennen und sich endlich mit Gewalt des Steuers bemächtigen. Der Sandal drehte sich herum und hielt auf uns zu.

Ich schritt, die Büchse in der Hand, auf den Reis zu.

"Siehst Du Deinen Freund Chalid Ben Mustapha, den Kapitän, vorn am Bug sitzen?"

"Ich sehe ihn, Effendi!"

"Ich werde zu ihm sprechen, um ihn zu warnen."

"Allah erleuchte Dich, Effendina! Willst Du ihm das Leben rauben?"

"Nein, jetzt nur die Reiterfeder, welche auf seinem Tarbusch weht!"

Ich hob' die Büchse; der Schuß krachte, und die Feder war verschwunden. Selbst das entsetzlichste Unglück hätte den würdigen Ben Mustapha nicht so in Aufregung versetzen können, wie dieser Warnungsschuß. Er fuhr in die Luft, als beständen seine hageren Glieder aus dem besten Gummi elasticum, stürzte sich, den bedrohten Kopf mit beiden Händen haltend, unter hellem Zeder auf Abraham zu und drängte ihn mit von der Angst verdoppelten Kräften vom Steuer hinweg. Der Sandal machte eine Wendung und hielt wieder von uns ab.

Diese Gefahr schien überstanden, aber zwei größere standen uns noch bevor. Schon seit einiger Zeit hatten wir bemerkt, daß die Bogen mit größerer Gewalt und Schnelligkeit vorwärts strebten und die jetzt felsig gewordenen Ufer einander immer näher traten. Wir näherten uns einer jener Stromschnellen, welche, mehr oder weniger gefährdend für den Schiffer, dem Verkehr auf dem Nile fast unübersteigliche Hindernisse entgegenstellen. Die Feindschaft der Menschen mußte jetzt schweigen, damit sich die ungetheilte Aufmerksamkeit Aller auf das Element richten konnte. Die andere Gefahr drohte mir in einer etwaigen Untersuchung meiner Angelegenheit vor dem Richter, der ich nach der jetzigen Lage der Dinge wohl kaum entgehen konnte. Selbst wenn wir die Schnelle glücklich überstanden, waren wir früher oder später gezwungen, anzulegen, und dann brachte Abraham den Raub jedenfalls sofort zur Anzeige.

Da ertönte die Stimme des Reis über das Deck:

"Blickt auf, Ihr Männer, der Schellahl, der Katarakt kommt! Tretet zusammen und betet die Fathcha!"

Die Leute folgten der Weisung und beteten im Chore die erste Sure des Korans:

"Behüte uns, o Herr, vor dem von Dir gesteinigten Teufel!"

"Im Namen des Allbarmherzigen!" intonirte der Reis, und die Andern fielen ein:

"Lob und Preis dem Besten Herrn, dem Allbarmer, der da herrscht am Tage des Gerichtes. Dir wollen wir dienen, zu Dir wollen wir flehen, auf daß Du uns führest den rechten Weg, den Weg Derer, die Deiner Gnade sich freuen, und nicht den Weg Derer, über welche Du zürst, und nicht den Weg der Irrenden. Amen!"

Die Worte und Werke der Religion sind dem Muhammedaner keine Formeln, sondern sie sind ihm tief empfundene Wahrheit. Die kurzen Worte ergriffen auch mich mächtig. Nicht Furcht vor der Gefahr war es, was sich meiner bemächtigte, sondern Ehrfurcht vor der im tiefen Herzen eingewurzelten Religiosität dieser halbwildten Menschen, welche Nichts thun und beginnen, ohne sich Dessen zu erinnern, der in dem Schwachen mächtig ist.

"Wohlan, Ihr jungen Männer, Ihr muthigen Helden, geht an Eure Plätze," gebot nun der Führer, "denn der Strom hat uns jetzt ergriffen!"

Das Commando eines Nilschiffes läuft nicht so ruhig ab, wie die Führung eines Fahrzeuges auf abendländischem Gewässer. Das heiße Blut des Südens rollt durch die Adern und treibt den Menschen von dem Extrem der ausschweifendsten Hoffnung herab auf dasjenige der tiefsten Verzweiflung. Alles schreit, ruft, brüllt, heult, betet oder flucht im Augenblicke der Gefahr, um im nächsten Momente noch lauter zu jubeln, zu singen und zu jauchzen. Dabei arbeitet ein Jeder mit Anspannung aller Kräfte

und der Schiffsführer springt von Einem zum Andern, um Jeden anzufeuern, tadelt die Säumigen in Ausdrücken, wie sie nur ein Araber sich auszudenken vermag, und belohnt die Andern mit den süßesten und zärtlichsten Namen, unter denen das Wort „Held“ sich am meisten wiederholt.

Wir hatten uns schon heut Morgen auf das Passiren der Schnelle vorbereitet und Reservemannschaft eingenommen. Jedes Ruder war doppelt besetzt, und am Steuer standen drei Barkenführer, welche jeden Fußbreit des Stromes hier kannten.

Mit furchtbarer Gewalt rauschten die Wogen jetzt über die kaum vom Wasser bedeckten Felsenblöcke; die Wellen stürzten schäumend über das Deck und der Donner des Kataraktes übertäubte jedes Kommandowort. Das Schiff stöhnte und krachte in allen Fugen; die Ruder versagten ihre Dienst, und, dem Steuer vollständig ungehorsam, tobte die Dahabie durch den kochenden Gischt.

Da treten die schwarzen, glänzenden Felsen vor uns eng zusammen und lassen nur noch ein Thor offen, welches kaum die Breite unseres Schiffes hat. Die Wogen werden durch dasselbe förmlich hindurchgepreßt und stürzen sich in einem dicken mächtigen Strahle nach unten in ein Becken, welches übersät ist von haarsharfen und nadelspitzen Steinblöcken. Mit sausenender Hast schießen wir dem Thore zu. Die Ruder werden eingezogen. Jetzt sind wir in dem furchtbaren Loch, dessen Wände uns zu beiden Seiten so nahe sind, daß wir sie mit den Händen erreichen können. Als wolle es uns hinaustreiben in die Luft, so schleudert uns die rasende Gewalt der Strömung über die sprühenden Kämme des Falles hinaus; wir stürzen hinab in den Schlund des Kessels; es brodeln, spritzt, rauscht, tobt, donnert und brüllt um uns her, als wären die Geister von tausend Höllen losgelassen — da packt es uns wieder mit unwiderstehlicher Macht und reißt uns eine schiefabfallende Ebene hinab, deren Wasserfläche glatt und freundlich vor uns liegt, aber gerade unter dieser Glätte die gefährlichste Lücke birgt, denn wir schwimmen nicht, nein, wir fallen, wir stürzen mit rapider Vehemenz die abschüssige Bahn hinab, und —

„Allah kerihm, Gott ist gnädig!“ tönt jetzt die schrille Stimme Hassans. „An die Ruder, an die Ruder Ihr Männer, Ihr Helden! Seht Ihr den Tod denn nicht vor Euch? Amahl, amahl, ja Allah amahl, macht, macht, bei Gott, macht, Ihr Hunde, Ihr Feiglinge, Ihr Söhne, arbeitet, arbeitet, Ihr Männer, Ihr Tapfern, Ihr Helden!“

Wir schießen einer Scheere zu, welche sich gerade vor uns öffnet und uns im nächsten Augenblicke vernichten muß. Die Felsen sind so scharf und der Fall des Stromes so reißend, daß von dem Schiffe kein handgroß Holz zers beisammen bleiben kann.

„Allah ja sahdir, o Du Bewahrer, hilf! Links, links, Ihr Hunde, Ihr Söhne von Hunden, Ihr Enkel von Hundesöhnen, links, links mit dem Steuer, Ihr Braven, Ihr Herrlichen, Ihr Unvergleichlichen! Allah, Allah! Maschallah, Gott sei Dank!“

Das Schiff hat den fast übermenschlichen Anstrengungen gehorcht und ist vorübergeflogen. Auf einige Augenblicke befinden wir uns im ruhigen Fahrwasser und Alles stürzt auf die Kniee, um dem Allmächtigen zu danken.

Feierstunden.

„Gschhetu inu la ilaha il Allah!“ tönt es jubelnd über das Deck. „Bezeuget, daß es nur einen Gott giebt! Sellen aalema be baraktak, begnadige uns mit Deinem Segen!“

Da kommt es hinter uns hergeschossen, wie von der Sehne eines Bogens geschneilt. Es ist der Sandal, welcher dieselben Gefahren hinter sich hat, wie wir. Seine Schnelligkeit ist jetzt wieder größer als die unsrige, und er muß an uns vorüber. Aber das offene Fahrwasser ist so schmal, daß wir nur mit Mühe auszuweichen vermögen, und fast Bord an Bord rauscht er vorbei. Am Masten lehnt Abraham-Urha, die Rechte hinter sich versteckend. Mir gerade gegenüber reißt er die verborgen gehaltene, lange arabische Flinte an die Wange — ich werfe mich nieder — die Kugel pfeift über mich hinweg — und in der nächsten Secunde ist der Sandal uns weit voran.

Alle haben den Meuchelversuch gesehen, aber Niemand hat Zeit zur Verwunderung oder zum Zorne, denn wieder packt uns die Strömung und treibt uns in ein Labyrinth von Klippen. Eben will ich einmal nach der Kajüte, um mich von dem Befinden Lelets zu überzeugen, als mich ein lauter Schrei zurückblicken heißt.

Der Sandal ist an einem der Felsen gerannt und von der Gewalt des Stoßes ein Mensch über Bord geworfen worden. Die Schiffer schlagen die Ruder in die Fluth und das nur leicht beschädigte Fahrzeug schießt, von den Wogen erfaßt, wieder frei davon. Aber der Herabgestürzte hängt im Wasser, sich verzweiflungsvoll an die Klippe klammernd. Ich ergreife einen der vorhandenen Dattelbaststricke, eile an das Seitenbord und werfe ihn dem Bedrohten zu — er faßt darnach, ergreift ihn und wird emporgezogen — es war Abraham-Urha.

Glücklich auf dem Decke angekommen, schüttelte er das Wasser aus dem Gewand und stürzte dann mit geballten Fäusten auf mich zu. Aber, wie sich besinnend, hielt er mitten in dieser Bewegung inne, drehte sich ab und eilte nach der Kajüte. Aber ehe er den Eingang noch erreicht hatte, stand ich schon vor demselben.

Die Stromschnelle war in ihren gefährlichsten Stellen glücklich durchschifft, und wir konnten uns nun mit der nöthigen Ruhe unserer Privatangelegenheit zuwenden. Aber wie es schien, sollte mir das Handeln jetzt noch erspart bleiben, denn Omar war herbeigesprungen, riß den Gegner beim Genicke zurück und hielt ihm die gespannte Pistole entgegen.

„Abraham-Urha, vergiffest Du, daß ich der Diener meines Gebieters bin und den Zugang zu seinem Harem zu behüten habe?“

„Hinweg mit Euch, Ihr Räuber! Allah möge —“

„Abraham-Urha, schweige, sonst ist Deine Seele im nächsten Augenblicke da, wo die Bürger der Hölle wohnen. Beim Worte des Propheten, ich scherze nicht!“

Mein guter Omar fühlte sich in seinem Mute gekränkt, und wenn dies der Fall war, so gab es keinen energischeren Kopf als ihn. Abraham mochte das erkennen und trat zurück. Er stand hier allein Zweiten gegenüber und war klug genug, den Kampf einstweilen aufzugeben. Aber in jedem seiner Züge war der unumstößliche Entschluß zu lesen, ihn bei der nächsten Gelegenheit mit doppelter Kraft wieder zu beginnen. Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, wandte er sich ab und nahm auf einem der Sonnenblätter packete Plak, welche, da der Raum die ganze Ladung nicht

gefaßt hatte, auf die Planken des Verdeckes befestigt worden waren.

Am nächsten Landeplätze mußten die oberhalb der Stromschnelle eingenommenen Schiffer wieder an das Land gefest werden. Unsere Dahabie wandte sich deshalb dem Ufer zu. Doch gebot ich dem Reis, keine Zeit zu verlieren und sofort wieder abzustößen. Obgleich er seinen Leuten gern die nach der gehabten Anstrengung so nothwendige Ruhe gegönnt hätte, war er doch bereit, auf meinen Wunsch einzugehen, wurde aber leider davon abgehalten; denn als wir uns dem Ufer näherten, kam uns ein Boot entgegengerudert, welches von finsterblickenden Männern besetzt war, die sofort zu uns an Bord stiegen. Es waren Schawassen — Polizisten.

Die Bemannung des Sandal, welcher hier gelandet war, um die erlittene Beschädigung auszubessern, hatte von dem Frauenraube erzählt, und so durfte ich mich über den unliebsamen Besuch nicht wundern. Zudem war der fürtreffliche Chalid Ben Mustapha eilenden Fußes zum Richter gesprungen und hatte eine so wohlgefegte Rede gehalten von dem ungläubigen Mörder, Räuber, Anführer und Empörer, daß ich sehr zufrieden sein mußte, mit dem Köpfen oder Säcken davonzukommen.

Da die Gerechtigkeit in jenen Ländern von der wichtigen Institution der Actenstöße noch keine Ahnung hat und deshalb sehr schnell und summarisch verfährt, so wurden wir sammt und sonders in Beschlag genommen und sofort „anhero transportirt.“ Selbst Verlet, tief verschleiert, wurde in eine Säufte genöthigt und mußte unserem Zuge folgen, der bei jedem weiteren Schritte größer wurde, weil Jung und Alt, Groß und Klein sich ihm anschloß. Doch noch im Vorübergang rief sie mir einige Worte in italienischer Sprache zu, welche alle meine Befürchtungen sofort verschwendten:

„Ich bin eine Christin und von ihm gewaltsam entführt worden!“

Welcher Grund sie bisher auch veranlaßt haben mochte, zu schweigen, jetzt erkannte sie, daß diese Mittheilung nothwendig und von größtem Vortheile für mich sein müsse. Aber wie kam sie zu dem Italienisch — wer und woher war sie?

Der Sahbeth-Bei oder Polizeidirektor saß mit seinem Secretair schon unserer Ankunft gewärtig.

Er trug die Abzeichen eines Majors, sah aber weder sehr kriegerisch noch überhaupt übermäßig intelligent aus. Wie die Bemannung des Sandal schien auch er den verunglückten Abraham-Urha für ertrunken gehalten zu haben und behandelte jetzt den vom Tode Auferstandenen mit einem Respekto, aus welchem ich auf die Furcht schließen konnte, in welche sich der frühere Hedjahn-Bei zu setzen gewußt hatte.

Nachdem er diesem eine Pfeife angeboten, welche natürlich auch angenommen wurde, begann die Verhandlung mit dem Berichte, welchen Abraham über das Geschehene machte. Ich hatte mich auf den Divan niedergelassen, von welchem ich mich trotz der Aufforderung des Sahbeth-Bei auch nicht wieder erhob.

Nach beendigtem Vortrage des Anklägers wandte sich der Mann der Polizei zu mir:

„Was hast Du zu den Worten des Urha, den Allah beschützen möge, zu sagen, Franke?“

„Nichts.“

„Du giebst also die Wahrheit Dessen, was ich gehört habe, zu?“

„Ja.“

„Gut. Du bist schuldig und wirst nachher Deine Strafe vernehmen!“

Sich zu Omar wendend, fuhr er in seinem zornigsten Tone fort:

„Weißt Du, was Dich erwartet, Hund von einem Sklaven? Denke nicht, daß Du unter dem Schutze dieses Ungläubigen stehest, welcher sich auf seinen Consul berufen wird! Du bist Unterthan des Großherrs — Allah mehre seine Herrlichkeit — und hast den Tod verdient. Ich werde Deine verruchte Seele vorbereiten. Schawassihn, bring die Peitsche!“

Die verhängnißvolle Kette mit den Lederriemen zur Bastonade wurde herbeigeholt, und die Diener der Gerechtigkeit näherten sich meinem braven Haushofmeister, um die stets gern gesehene Execution an ihm zu vollziehen. Mit angstvollen und hilfeseuchenden Blicken flehte er zu mir herüber.

„Besch jähz, gebt ihm fünf Hundert!“ lautete der Befehl.

Jetzt erhob ich mich.

„Laß die Diener Deiner hohen Gerechtigkeit noch ein Wenig verziehen, o Bimbashi, und wirf den Blick Deines erleuchteten Auges auf diese Schrift!“

Ich winkte Omar und ließ durch ihn den Ferman überreichen.

„Was soll's mit diesem Schreiben?“

„Ich fordere, daß Du die ersten Worte desselben laut vorliestest oder durch Deinen Sahbeth-Effendi vorlesen lässest!“

Er gab das Pergamentpapier seinem Secretair, und dieser las:

„Der Inhaber dieses Buiruldu ist der Kapitän-Effendi M. N. aus N., der auf Befehl seines Königs in Egypten, Arabien und Habesch reist —“

„Halt, jetzt weißt Du, wer ich bin, und nun befehl Deinem Diener, die letzten Zeilen zu lesen!“

Es geschah.

„Es ist ihm alle Ehre zu erweisen; man soll ihm Schutz und Hilfe geben und seine Wünsche so erfüllen, daß er bei seiner Rückkehr uns nur Gutes von unserem Lande erzählen kann!“

Das Gesicht des ehrwürdigen Bei wurde bei diesen Worten um Einiges länger, als es vorher gewesen war. Noch größer aber wurde seine Unruhe, als ich fortfuhr:

„Willst Du mir wohl sagen, o Bimbashi, welche Ehre ein Beamter dem Ferman seiner Majestät zu erweisen hat? Du hast ihn in die Hand genommen und wieder fortgegeben, wie eine Düte, aus welcher die Datteln gefallen sind!“

„Ich wußte nicht, daß Du einen Ferman besitzest.“

„Gut. Ich werde seiner Unübertrefflichkeit erzählen, daß Du zuweilen Etwas nicht weißt, was Du doch wissen solltest. Aber noch schlimmer ist es für Deine Seele, daß Du nicht gelernt hast, den Kläger von dem Angeklagten zu unterscheiden. Wer hat Dir befohlen, den Verbrecher mit Ehren zu überhäufen und den Beschädigten zu verurtheilen, ohne ihn zu hören?“

Eine lautlose, tiefe Stille war während meiner Worte unter der vorher ziemlich unruhigen Versammlung eingetreten. Das Gesicht des Beamten bekam einen geradezu

unbeschreiblichen Ausdruck totaler Verblüffung, und vollständig rathlos wanderte sein kleines, nichtsagendes Auge zwischen mir und Abraham-Urha hin und her. Dieser Letztere war von seinem Divan emporgesfahren und rief:

„Welch Hund, was wagest Du?“

Ohne diese Beschimpfungen zu beachten, fuhr ich fort:

„Ich bin es, o Bimbashi, der hier die Klage zu erheben hat. Ich klage diesen Mann, den Ihr jetzt Abraham-Urha nennt, um seine früheren Thaten zuzudecken, des Frauenraubes an. Er hat meine Freundin mit Gewalt entführt, und sie ist nicht eine Tochter des Islams, sondern eine Christin. Ich habe sie seinen Händen wieder entrisen, wie es mir die Pflicht und die Gerechtigkeit gebot, und Du willst uns bestrafen, Sahbeth-Bei? Allah schenke Deinem Geiste Licht, damit Du thust, was ihm und Deinem Herrscher wohlgefällt!“

Es gehörte die ganze in diesem Lande so nothwendige Unverfrohenheit dazu, in dieser Weise die Situation geradezu auf die Spitze zu stellen; aber während sich der Bei unter der Last meiner Worte förmlich zusammenbückte, brachten sie bei dem von mir Beschuldigten die gerade entgegengesetzte Wirkung hervor. Er riß, vor Wuth Alles um sich

her vergebend, den Dolch aus dem Gürtel und stürzte mit einem heiseren Brüllen auf mich los. Ich war ihm sowohl an Körperkraft, als auch an Besonnenheit überlegen, entwaffnete ihn mit einem raschen Griffe und warf ihn meinem Diener in die bereitwilligen Arme, die sich sofort wie ein Schraubstock um ihn schlossen.

„Bimbashi, bist Du hier Obrigkeit, oder soll ich selbst mich schützen?“ rief ich jetzt, den Revolver ziehend.

Das gab ihm die nöthige Thatkraft zurück, und wie er erst gedankenlos gegen mich gewesen war, so wandte er sich jetzt ohne Mäßigung gegen den wuthschraubenden Hedjahn-Bei.

„Bindet ihm Hände und Füße und schafft ihn in das Gefängniß. Der Fall ist schwer; ich werde über ihn nachdenken und ein gerechter Richter sein!“

(Fortsetzung folgt.)

Zur Ruhe sehen!

Erzählung von Carl Görlich.

(Schluß.)

Dramatisirung und Uebersetzungsrecht vorbehalten.
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

„Der neue Bediente, — aufzuwarten!“ — erwiderte Fröhlich unter tiefer Verbeugung, und versuchte, bei dem Fremden vorbeizuhuschen.

Aber Jener folgte ihm unverzüglich.

„Melden Sie mich, mein Lieber,“ — sagte er zu Fröhlich, — „Geheimsecretair Nebel vom Gericht!“

„Vom Gericht!“ —

Fröhlich hätte beinahe vor Schreck die Flasche Burgunder fallen lassen und eilte mit großen Schritten fort, um diesen „Geheimen vom Gericht“ der Herrschaft anzumelden.

Der Gerichtsbeamte seinerseits blickte Fröhlich ebenso mißtrauisch an wie dieser ihn, und als er den Letzteren sich so eilig entfernen sah, murmelte er halblaut vor sich hin:

„Der Mensch scheint mir Etwas anzumerken, und doch hin ich zugeknöpft wie immer; ich habe stets Furcht, meine Pläne hier vereitelt zu sehen, und muß noch mehr auf meiner Huth sein!“ —

Er wurde in seinem Selbstgespräch durch Veronika's Erscheinen unterbrochen, die in größter Aufregung aus dem Speisesalon heraustrat.

Fröhlich hatte bei seiner Meldung sogleich gesehen, daß der Geheimsecretair Nebel ein Bekannter der Herrschaft war, wodurch seine augenblickliche Angst zwar etwas gemindert wurde, doch blieb seine Furcht vor Entdeckung seiner wahren Individualität unausgesetzt dieselbe.

„Herr Geheimsecretair, Sie hier?“ — fragte Veronika Eintreten unruhig, und diese Unruhe mußte sehr groß denn sie vergaß, den Gruß des Gerichtsbeamten zu ern.

„Ich komme, den Herrn Stadtgerichtsrath Dorn vom Vormundschaftsgericht anzusagen,“ — erwiderte Nebel mit geschmeidiger Höflichkeit.

„Heute?!“ rief die Dame erbleichend.

„Er kann bald hier sein!“

„Und mein Mann in solcher Frühstückslaune!“ — lamentirte Frau Röden.

„Dann werden Sie Hede stehen müssen,“ — sagte er mit schlecht verhehlter Schadenfreude, und indem er ein großes Papier in Aktenform aus der Tasche zog, fügte er hinzu: — „ich habe die Kopie des Testaments bei mir!“

„Daß mein selbiger Bruder auch solche unselige Klausel in das Testament einfügen konnte,“ — rief die Dame, indem sie unruhig auf- und abging.

„Er hat dabei an den Vortheil seiner Tochter gedacht, daß das Vormundschaftsgericht zu jeder Zeit die Verwaltung des Vermögens von Fräulein Hermine prüfen darf! nun soll heute controlirt werden!“

„Das kommt uns sehr unerwartet!“

Der Gerichtssecretair machte ein bedenkliches Gesicht und sah achselzuckend nach der Uhr.

„Das kann für Sie Weitläufigkeiten geben,“ — bedauerte er grinsend, — „die Zeit rückt vor!“

„Könnte nicht ein Aufschub verschafft werden?“ — fragte sie unter fortwährendem Farbenwechsel des Gesichtes; die Röthe der Erregung wich der Blässe der Angst in ihren Zügen.

„Nein,“ — antwortete er scharf, — „die Controle des

Leilet.

Novelle von M. Gisela.

(Fortsetzung.)

Dramatisirung und Uebersetzungsrecht vorbehalten.
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Sei mir gegrüßt, Kahira, du herrliche, wüstenbegrenzte, gärtenumlegene, palmenumstandene Königin Egyptens! Sei mir gegrüßt mit deinem milden Himmel, deinen schlanken Minarets, deinen kühlen Straßen, deinen rauschenden Platanen und fruchtreichen Sykamoren, deinen balsambuftenden Orangenhainen und dattelschweren Palmen! Ich grüße euch, ihr sarazenischen Häuser, ich grüße dich, o blumenreiche Esbekie, ich grüße euch, ihr himmelstrebenden Pyramiden und dich, du Stadt der Todten in der Wüste, dich, o Mokhadam, mit deinen Bergen, dich, o Bulakh, mit deinem barkenreichen Hafen, und dich, o Fostat, mit deiner herrlichen Insel — ja, ich grüße dich, o Kahira, dich und all' dein Volk! Gl' salahm aaleikum, mit euch sei das Heil!

Lange Monate war ich ein Wanderer in der Wüste gewesen und kehrte nun zurück zur unvergleichlichsten der Städte, wo ich wieder den Spuren europäischen Lebens begegnen, den Bruder finden und die Grüße der fernem Heimath empfangen sollte. Wer Kairo kennt, der wundert sich nicht über die Begeisterung, mit welcher ich die Stadt der fünfhundert Moscheen begrüßte, als unsere Dahabie in Alt-Kairo anlegte. Omar-Arha tanzte vor Entzücken um das Gepäck herum, und selbst Hassan, der alte Abu el Kerfahn rief ein tiefathmiges „Sallah el nebbi, preist den Propheten!“

Wohin das Auge nur schaute, erblickte es Glück und Freude; nur Leilet lehnte bewegungslos am Eingange zur Kajüte und ließ kein Zeichen irgend welcher Gefühlserregung bemerken. Sie war mir ein Räthsel, ein tiefes, unlösbares Räthsel, und diese Undurchdringlichkeit warf ihre schweren, dunklen Schatten bis hinein in die heiligsten und verborgensten Räume meines Herzens.

Die Verwicklung vor dem Sahbeth-Bei war unaufgelöst geblieben. Um vielleicht von meiner günstigen Meinung profitieren zu können, hatte er mir seine Gastfreundschaft angeboten; aber ein Verweilen bei ihm konnte mir keinen Vortheil bringen, und so war ich, ohne die Entscheidung des Rechtsfalles abzuwarten, abgereist. Zwar versicherte er mir beim Worte des Propheten und den zahllosen Bärten aller Khalifen und Moslemim, daß er ein Exempel statuiren werde; aber ich war überzeugt, daß er dem Gefangenen nicht das geringste Leid zufügen, sondern ihn sobald wie möglich entlassen werde. Die Wahrheit zu gestehen, war ich herzlich froh, so leichten Kaufes aus der Verlegenheit zu kommen, die leicht eine höchst verhängnißvolle für mich hätte werden können, und drang deshalb auf die möglichste Beschleunigung unsrer Fahrt. Sie war eine glückliche in Beziehung auf den äußern Verlauf, nicht aber in Hinsicht auf den heißesten Wunsch meines Herzens, welches mit jeder Stunde höher und sehrender klopfte unter der mächtigen Regung einer Liebe, deren ich mich nie für fähig gehalten hätte.

Stundenlang saß ich bei Leilet und konnte mein Auge nicht wenden von den herrlichen Zügen, welche sie mir unverhüllt darbot, wenn kein Fremder in der Nähe weilte, und aus denen mir die ganze Seligkeit eines Himmels entgegenstrahlte. Aber diesen Himmel, ich durfte ihn noch nicht mein nennen. Es war nicht Muthlosigkeit oder Mangel an Selbstvertrauen, was mich abhielt, ein entscheidendes Wort zu sprechen, sondern es lag über dem ganzen Wesen des schönen Mädchens ein Etwas ausgegossen, welches sie einem rücksichtsvollen Character unnahbar machen mußte, ein Noli me tangere, ein Rühr' mich nicht an, welches ich unmöglich verletzen und entheiligen konnte.

Ich wußte es und fühlte es nur zu deutlich, daß sie sich unendlich glücklich fühle, aus den Banden Abrahims befreit zu sein, und doch sprach sich in ihren Zügen, in dem Klange eines jeden ihrer Worte eine Wehmuth, eine Unruhe und Beängstigung aus, welche mich mit stiller Sorge erfüllte. Oft schon hatte ich die Frage nach Aufklärung auf den Lippen, aber dann traf mich stets ein so innig stehender Blick des großen, tiefleuchtenden Auges, daß ich nicht anders konnte, als die Frage zurückzudrängen und die Lösung der Zukunft anheimzustellen. Und doch überraschte ich dieses Auge oft bei einem Blicke, der mit dem Ausdruck der herzlichsten Liebe und des rückhaltslosesten Vertrauens auf mir ruhte, und nur zuweilen schien es mir, als spreche sich daneben eine unwillkürliche Theilnahme aus, welche mich mehr beunruhigte, als es eine offen dargelegte Abneigung gethan hätte.

Gestern Abend war's; der Mond warf sein magisches Licht hernieder auf die dunklen Berge des Mokhadam, und silberne Reflexe zuckten über das Wasser. Die großen, hellen Sterne der südlichen Halbkugel traten so nahe zur Erde herab und die Abendluft war geschwängert von balsamischen Düften. Ich lehnte einsam vorn in der Nähe des Heis und gab mich widerstandslos dem elegischen Eindrucke hin, welchen eine solche Nacht auf jedes empfängliche Gemüth übert.

Da trat Leilet an meine Seite, schlug den Schleier zurück und gab ihre Wangen dem leise fächelnden Hauche preis. Es war mir, als eilten die Strahlen des Mondes schneller und freudiger hernieder, um ihr Stirne und Mund zu küssen, als nickten ihr die Palmen des Ufers aus dem Halbdunkel ihre Grüße entgegen und als verstumme das Blättschern der Wellen vor dem bezaubernden Einflusse ihrer Nähe. Es lag so weich und wehe in dem engelgleichen Angesichte, und ein langer, tiefer und schwerer Athemzug hob den Busen, dessen Bewegung ich trotz der Hülle deutlich zu erkennen vermochte. Plötzlich legte sie die Hand auf meinen Arm, und leise und gepreßt klang es:

„O, zürne mir nicht, Du Guter!“

Ich wußte ihr nicht zu antworten, und mein Schwei-

gen falsch deutend, schlang sie, wie von einem unwiderstehlichen Impulse getrieben, die Arme um meinen Nacken, presste ihr Köpfchen fest, fest an meine Brust und schluchzte:

„Leilet kann nicht dafür!“

Noch ein langer, tiefer, unbeschreiblicher Blick, als müßte sie ihre ganze Seele in mein Auge senken, und dann floh sie der Rajüte zu.

Ich blieb zurück unter einem Sturme von Empfindungen, der mich die ganze Nacht nicht ruhen ließ und auch am Morgen sich noch nicht beschwichtigt hatte. Es lastete ein Geheimniß, ein Druck auf ihrer Seele, der ihres Herzens Freiheit raubte und die Erfüllung meiner freudigsten Hoffnung verzögerte. Aber ich beschwichtigte meine Befürchtungen; die nächste Zukunft schon mußte mir ja die Lösung des Räthfels bringen und mich über die Verhältnisse meines schweigamen Schützlings unterrichten. Möchten aber dieselben sein, wer sie wollten, das stand felsenfest: mein mußte sie werden, und sollte ich einen einzigen Augenblick des Glückes mit dem Tode oder mit einem öden und freudeleeren Leben bezahlen! —

Die wenigen Passagiere, welche die Dahabie unterwegs aufgenommen hatte, waren jetzt über das Landungsbret geschritten, und ich wandte mich nun zu Leilet, um sie an den Aufbruch zu mahnen. Sie eilte herbei und bat hastig und flehend:

„Verlaß mich nicht schon jetzt, sondern nimm mich mit Dir!“

Wie klang doch diese Bitte so sonderbar! ich bog mich zu ihr nieder und flüsterte mit überfließendem Herzen:

„Ich werde Dich nie, nie wieder von mir lassen!“

Da ich wußte, daß mein Bruder die Wohnung geändert hatte und ich seine gegenwärtige Adresse noch nicht kannte, so nahm ich für mich und Leilet eine Baruttsche, einen jener meist zweiräderigen und mit Rissen ausgelegten Wagen, wie sie in Kairo üblich sind, und fuhr, die Sorge für das Gebäck meinem Omar überlassend, nach dem Hotel d'Orient, um dort einstweilen Wohnung zu nehmen.

Es war schon zu spät, den Consul aufzusuchen, um die nöthigen Erkundigungen einzuziehen und etwa eingangene Briefe und Schriftstücke in Empfang zu nehmen. Deshalb beschloß ich, nicht auszugehen und mich vielmehr mit dem Ordnen meiner Effekten zu beschäftigen.

Eben hatte ich diese Arbeit beendet, als Leilet bei mir eintrat. Jeder ihrer Züge sagte mir, daß irgend ein Entschluß sie beschäftige, und als sie sich dem Tische näherte, wußte ich, daß sie im Begriffe stehe, die bis heut' aufgeschobene Aufklärung anzusprechen. Da fiel ihr Blick auf eine vor mir liegende Mappe, welche in goldenen Lettern meinen Namenszug trug. Ein Blitz der Ueberraschung zuckte über ihr erbleichendes Angesicht, und mit unsicherer, ja zitternder Stimme hauchte sie:

„Ich kam, um Dir den Abendgruß zu bringen. Leiletum saade, gute Nacht!“

„Leilet,“ rief ich empor springend, „worüber erschraust Du? Wolltest Du mir nur diese zwei Worte sagen?“

„O nein, Herr, Du solltest Vieles vernehmen, aber meine Lippe muß sich schließen, bis sie morgen sprechen darf.“

„Morgen? Warum nicht heut', nicht jetzt? Hast Du nicht gefühlt, daß mein Herz sich allezeit gesehnt hat nach

dem Worte, welches Du aufgehoben hast bis jetzt und nun auch weiter noch verschweigen willst?“

„Ich habe das Leid Deiner Seele zu jeder Zeit in Deinem Auge gelesen, aber die Lippe blieb mir stumm, weil —“

Die Hände vor's Gesicht legend, lehnte sie tiefathmend den Kopf an meine Schulter. Ich schlang den Arm leise um ihre weiche, schlanke Gestalt; da aber wand sie sich los und war, noch ehe ich es verhindern konnte, hinter der Thüre zu ihrem Gemache verschwunden.

Was war das? Was hatte sie so erschreckt, so erschüttert; konnte es wirklich die unschuldige, bedeutungslose Mappe sein, welche eine so plötzliche Zurückhaltung bewirkt hatte? Von tausend unklaren und ungewissen Gedanken hin und her geworfen, saß ich da und zermartete mir den Kopf mit Vermuthungen und Befürchtungen, deren Stichhaltigkeit ich doch immer wieder bezweifeln mußte. Mein auf der Mappe stehender Name, den sie bisher allerdings nur in seiner arabischen Verdolmetschung gehört hatte, konnte doch unmöglich auf die Stimmungen und Entschlüsse eines mir bis vor kurzer Zeit vollständig fremden Wesens einen so gewaltigen Eindruck haben, wie ich ihn soeben bemerkt hatte. Es blieb mir Nichts weiter übrig, als mich in Geduld zu fassen und den morgenden Tag, von dem sie ja gesprochen hatte, abzuwarten. —

Der Bruder wohnte, wie ich am andern Morgen erfuhr, in Bulath, wohin ich mich sofort verfügte, um ihn nach so langer Zeit wiederzusehen und Zeuge seines Glückes zu sein, von welchem er mir geschrieben hatte.

Ungemeldet trat ich ein. Mit untergeschlagenen Beinen saß er wie ein echter Hadischa mit würdigem Gesichtsausdrucke auf dem Divan und hob das Auge zu dem Eindringling empor. Meine von der Sonne fast schwarzgebrannten, von der Gluth der Wüste bis auf die Knochen ausgetrockneten und mit einem dichten Warte verhüllten Züge schienen ihm für den ersten Augenblick befremdlich vorzukommen, und schon wollte ich versuchen, wie lange ein Incognito zu behaupten sei, indem ich mit orientalischem Ernste grüßte:

„Salem al —“ als er, auffpringend und mit ausgebreiteten Armen auf mich losstürzend, rief:

„Halt's Maul, Goldjunge, mit Deinem Salem und rede, wie Dir der Schnabel gewachsen ist! Aber, um's Himmels willen, Herzensbruder, wie bist Du von der Frau Sonne mitgenommen! Wahrhaftig, ich ertappte mich auf dem wohlthuernden Gedanken, der König der sieben Indien habe einen seiner schwärzesten Mohren zu mir geschickt, um als abschreckendes Beispiel einer verbrannten Menschenschwarte Modell zu sitzen. Komm, mache Deine langen Beine krumm und lasse Dich nieder, damit man in Ruhe Deine alte, liebe, treue, ehrliche und hausbackene Physiognomie genießen kann. Doch halt, vorher muß ich Dich küssen, mein Sohn!“

Das war noch ganz der aufgeräumte, lebensfrohe und neckische Gumpan, der selbst die ernstesten Regungen seines Herzens in ein heiteres Gewand zu kleiden wußte und deshalb von Fremden oft für oberflächlich gehalten wurde, wo er doch nur zu stolz war, sein Inneres unberufenen Blicken preiszugeben. Mit beiden Händen zog er, um die rechte Stelle für den Fuß zu finden, mir den wirren Bart weit auseinander und lachte:

„Höre, Schatz, laß Dich mit diesem Mimosengestrüpp

nur ja von keiner Dame sehen, sonst kannst Du Dir gar kein entschiedeneres Fiiasco wünschen. Unter drei Monaten darfst Du Dich in keiner Gesellschaft attrapiren lassen, das steht bombenfest, und ich werde Dich ganz gehörig in die Wäsche nehmen müssen, um Dich ohne Blamage als meinen Bruder sehen lassen zu können!"

Es war die herzlichste Freude des Wiedersehens, die ihn so sprechen ließ, und ich wußte ja, wie gut gemeint seine Worte waren, aber dennoch thaten sie mir wehe, denn er hatte mit ihnen den einzigen wunden Fleck berührt, den ich jetzt besaß. Wenn das fatale Klima meinen äußern Menschen in der Weise verschimpfirt hatte, daß selbst der Bruder so wenig Angenehmes darüber zu bemerken wußte, wie konnte ich da an eine Liebe glauben, wie ich sie von Leilet erwartet hatte? Ich Thor! Allerdings konnte ich im Punkte der weiblichen Zuneigung wohl noch von keiner Erfahrung sprechen, aber so viel weiß doch auch der einfachste Mensch, daß die Liebe vorzugsweise gern durch das Auge ihren Einzug hält, und ich gleich jetzt allerdings mehr einen Beduinen vom berühmten Stamme der Uelad Skiman als einem civilisirten Jünger Mesulaps, der in den Heirathsstiefeln umherspaziert. Das Räthsel war mir gelöst, und zwar auf eine Weise, welche mich nicht ganz ohne Hoffnung für die Zukunft ließ.

Nachdem dem froherregten Herzen Genüge geschehen war und sich der Sturm der Gefühle gelegt hatte, nahmen wir eng neben einander Platz, um die nothwendigen Mittheilungen gegenseitig einzutauschen. Jetzt nun erst, im Laufe der ruhigen Unterhaltung, bemerkte ich den Zug schwerer Ermüdung, welcher um die eingesunkenen Augen, die eingefallenen Wangen und den schmerzlich geschlossenen Mund des Bruders lag. Seine Haltung, sonst kräftig und elastisch, war eine sichtlich schlaffe, und das vorhin so freudige Roth seiner Farbe war einer krankhaften Blässe gewichen. Er war krank — er litt — ich konnte keinen Zweifel hegen. Mit theilnehmender Sorge ergriff ich seine Hand und erkundigte mich nach der Ursache der Veränderung, welche dem brüderlichen Auge eher auffallen mußte, als jedem anderen. Ein minutenlanges Schweigen folgte meiner Frage, und dann klang es mit leiser, vibrirender Stimme:

„Du hast meinen letzten Brief erhalten?“

„Ja.“

„Und von meinem Glück gelesen?“

„Mit inniger Freude und Dank gegen Gott, Bernhard, der Dir ein solches Wesen finden ließ!“

„Es ist aus — aus — wohl für immer!“

Das klang so trostlos, so aller Hoffnung bar, und da ich fest geglaubt hatte, ihn im Schooße eines reichen Glückes zu finden, so mußte ich betroffen ansrufen:

„Aus —? Inwiefern und warum?“

„Ich habe sie verloren.“

„Verloren? Auf weichen Verschuldung? So sprich doch!“

„Natürlich mußt Du Alles wissen, schon aus brüderlicher Offenheit. Aber noch Eins: Du kennst die Verhältnisse dieses unglücklichen Landes besser, als ich und weißt vielleicht da noch einen Rath, wo ich schon längst am Ende meiner Klugheit stehe und vergebens die Gedanken zermartere, um noch Etwas zu finden, was mir Hoffnung giebt. Ja, ich begrüße Deine Ankunft als das einzige Ereigniß, welches mir, wenn auch vielleicht nicht die ersuchte Hilfe, **Feterstunden.**

so doch wenigstens Trost und Beruhigung bringen kann.“

„Aber ich wiederhole meine Bitte: So sprich doch endlich! Du siehst ja, daß Du mich förmlich auf die Folter spannst. Was ist denn nur geschehen, das Dich, den fröhlichen, hoffnungsreichen und glücklichen Gefellen so niederschmettern, so muthlos machen, so um die gewohnte Energie und das glückliche Selbstvertrauen bringen konnte?“

„So höre! Du weißt, daß ich das obere Geschloß eines alten Gebäudes bewohnte, von dessen plattem Dache man einen freien Ueberblick auf die niedriger gelegenen Dächer der Nebenhäuser hatte. Ich pflegte da oben die kühlen Stunden des Tages zuzubringen und stieg auch öfters des Abends hinauf, um die milde Luft und die Pracht des Himmels zu genießen, trotzdem ich als Ausländer Gefahr lief, mir dadurch eine hier so gefährliche Augenentzündung zuzuziehen.“

Das Nachbarhaus bewohnte einer jener Levantiner, welche meist als arme Schlußer nach Egypten kommen und durch ehrlose Kunstgriffe und elende Schurkereien nach und nach ein Vermögen zusammenscharren, nach welchem sie bloß streben, um es zu besitzen, da bei den Verhältnissen dieses Landes die Klugheit ihnen verbietet, ihre Wohlhabenheit bemerken zu lassen. Der Mann war mit einem Weibe und deren Schwester aus Syrien herübergekommen und, wie ich bald erfuhr, für Geld zu Allem bereit, was Gewinn zu bringen verspricht.

So wenig Sympathie man für den männlichen Theil der Levantinischen Christen hegt, so berühmt sind die Frauen der Levante wegen ihrer oft geradezu sinnberückenden Schönheit und ihrer Herzenseigenschaften, durch welche sie in den vortheilhaftesten Gegensatz gestellt werden zu ihren moralisch verderbten Angehörigen, und ich glaubte fest, unter den Frauen all' der hier vertretenen Racen und Völkerschaften des Orientes sind sie die einzigen, denen sich ein Lebensglück anvertrauen läßt.

Desters schon hatte ich die beiden Nachbarinnen auf der Plattform ihres Hauses luftwandeln sehen, stets aber tief verschleiert, und nur zuweilen drang ein abgerissener Laut ihres immer leise geführten Gespräches empor zu mir. Durfte ich nach dem süßen, weichen Wohlklänge einer Stimme schließen, so war die Sprecherin jung und sicherlich nichts weniger als häßlich; wenigstens begann meine Phantastie ihre schmeichelnde Thätigkeit, und da ich bemerkte, daß auch mir einige Aufmerksamkeit gewidmet wurde, so regte sich bald der Wunsch in mir, die Geheimnisse des Schleiers einmal küssen zu können. Sie waren keine Muhamedanerinnen, und ich durfte also annehmen, daß eine kleine Wißbegierde meinerseits nicht auf eine völlige Unmöglichkeit stoßen werde, zumal ich schon von Türkinnen die Erlaubniß bekommen hatte, einen Blick hinter die grausamen und neidischen Falten thun zu dürfen.

Eines Morgens waren sie nach beendigter Erholungsstunde wieder hinabgestiegen, und ich stand schon im Begriffe, mein Zimmer nun auch aufzusuchen, als ich von Neuem leichte Schritte vernahm. Rasch wandte ich mich zurück. Aber wie soll ich Dir die Herrlichkeit beschreiben, auf welche jetzt mein Auge fiel! Ich will es gar nicht versuchen, denn es würde mir doch unmöglich gelingen, Dir einen auch nur annähernden Begriff von der Schönheit, Reinheit und Unschuld zu geben, welche sich mir hier

offenbarte, zu einem weiblichen Wesen verkörpert, wie es mir weder ein Gemälde noch ein Gebild meiner Phantasie gezeigt hatte. Das war nicht ein Weib, sondern ein Mädchen, nicht die Frau des Kaufmanns, sondern jedenfalls ihre Schwester. Mit einem raschen Schritte stand ich an der Brüstung, und mit einem schnell gewagten Sprunge befand ich mich unten bei ihr, vor ihr, in ihrer unmittelbaren Nähe, so daß ich meine Arme hätte um sie legen können, wenn sie nicht zurückgewichen wäre.

Sie hatte etwas Vergessenes vermißt und war wieder zurückgeeilte, ohne zuvor den Schleier umzulegen. Jetzt nun stand sie vor mir, übergossen von der Gluth des Schreckens, und deutlich sah ich das Zittern, unter welchem sie erbebt. Es war mir, als sei der Himmel offen, um mir all' seine Seligkeiten anzubieten, und mit einem raschen Griffe faßte ich nach ihr und hielt sie bei den beiden kleinen, weißen Händen. Aber sprechen, sprechen konnte ich nicht, ebensowenig wie sie; ich war nicht der rasche, waghalsige Mann, als den Du mich ja kennst, sondern ich war wie ein Kind, wie ein Bettler, der nicht wagt, einen Laut über seine Lippen kommen zu lassen und das Verlangen nach Gnade und Barmherzigkeit nur in dem überwältigenden Blick seines Auges concentrirt.

Auch ihr Auge sprach. Zwar suchte es den Boden, aber ich bemerkte keinen Jörn in seinem Blicke, sondern nur Angst und Beklemmung. Ich wußte Alles, Alles: Auch sie hatte mich während ihrer wiederholten Anwesenheit auf dem Dache bemerkt, mich beobachtet und vielleicht Theilnahme für den einsamen Fremden empfunden, der ihr so viel Aufmerksamkeit schenkte. Ein Gefühl unendlichen Glückes schwellte mir die Brust, und im nächsten Augenblicke hatte ich sie an mich gezogen und legte meinen Mund auf ihre weichen, schwellenden, lebenswarmen Lippen. Mit Anstrengung all' ihrer Kräfte wollte sie sich loswinden, ich aber hielt sie fest und fragte:

„Bitte, o bitte. sage mir Deinen Namen!“

„Ich heiße Warde,“ Klang es leise, und mit einem neuen Versuche, mir zu entzwickeln, fügte sie hinzu: „Laß mich gehen, es ist Tag, und mir wird angst!“

„Warde, Warde heißest Du? Das bedeutet in der Sprache meines Landes „Rose.“ Willst Du meine Rose sein — meine Rose?“

Sie antwortete nicht, sondern rang weiter mit meinen sie noch immer umschlingenden Armen.

„Es ist Tag, sagst Du, und darum wird Dir angst? Würdest Du fliehen, wenn es dunkel ist und kein Verwäther meine Küsse sehen könnte?“

„Laß mich gehen, o laß mich!“

„Kommst Du denn wieder, hent', wenn es Abend geworden ist?“

„Ich darf nicht!“

Enger zog ich sie wieder an mich und drohte ihr energisch:

„Ich halte Dich fest, bis Du mir sagst, daß Du kommst.“

„Du bist ein Franke, und Dein Herz gehört der Heilmath und —“

„O nein, nein,“ unterbrach ich sie, „mein Herz gehört Dir, Dir, nur Dir, und nie wird es an eine Andere denken! Kommst Du?“

„Ich komme,“ hauchte sie.

„Mein?“

„Mein!“

Noch einen Kuß, gegen den sie sich jetzt nicht sträubte, und dann eilte sie davon. Ich stand wie ein Träumender; doch bald mußte ich mich an das Gefährliche meiner Lage erinnern. Ein Blick empor zur Brüstung, von welcher ich herabgesprungen war, zeigte mir, daß die zerbröckelten Backsteine der Mauer meinen Händen und Füßen zwar gefährliche, aber doch Stützpunkte zum Emporklimmen boten, und bald befand ich mich wieder oben. Zurück mich wendend, gewahrte ich die letzte verschwindende Falte eines weiblichen Gewandes. Sie war in Sorge um mich gewesen und hinter dem Treppenvorsprunge stehen geblieben, bis sie mich in Sicherheit wußte. Sie liebte mich; jetzt wußte ich es sicher, und mit Ungeduld erwartete ich den Abend. —

Während er von diesem glücklichsten Augenblicke seines Lebens erzählte, rötheten sich seine blassen Wangen und seine Augen füllten sich mit seligem Glanze. Ja, so war er: kühn, entschlossen und den Augenblick benutzend. Warum hatte ich es nicht auch so mit Verlet gethan! —

„Sie hielt ich Wort,“ fuhr er in seiner Erzählung fort; „sie kam, und von nun an sahen wir uns täglich und beschäftigten uns bald ernstlich mit der Berathung über unsere Zukunft. Da bemerkte ich, daß sie einschliger und stiller war als sonst. Ich frug nach dem Grunde und erfuhr, daß jetzt täglich ein reicher Egyptianer zu ihrem Bruder komme und mit ihm über sie zu verhandeln scheine. Du weißt, daß hier die Frauen gekauft werden, oder wenigstens durch die Auszahlung einer Summe Geldes zu erlangen sind. Wir fehlten augenblicklich die Mittel, aber trotzdem beschloß ich, morgen schon den Bruder zu besuchen, um dem Andern zuvorzukommen. Warde wollte ihn vorbereiten.“

Am nächsten Vormittage saß ich oben auf der Plattform. Da hörte ich ein Geräusch, bog mich vor und erblickte zwei Männer, welche zu derselben Zeit nach oben sahen und mich sofort bemerkten.

„Nach aaleihu, Schande über ihn!“ hörte ich den Einen rufen, während er mit finsternem Blick die Stelle der Mauer musterte, welche ich als Stiege zu benutzen pflegte.

Wer waren die Beiden? War es der Bruder, welchen ich noch nicht kannte, vielleicht mit jenem Egyptianer? Ich ließ mich nach einer Weile zu einer Unterredung bei ihm anmelden und erhielt den Bescheid, morgen zu kommen. Warum erst morgen? Ich konnte mich des Gefühles nicht erwehren, das etwas Feindseliges gegen uns im Werke sei, und erwartete mit einer nicht zu überwindenden Beklemmung den Abend, an welchem ich Warde sprechen konnte.

Die Zeit unserer Zusammenkünfte kam, aber die Geliebte nicht. Ich wartete bis spät in die Nacht hinein, aber vergebens, und wünschte nun sehnsüchtig den Anbruch des Tages herbei, um mir bei dem Levantiner Gewißheit holen zu können.

Er empfing mich mit einem Gesichte, in welchem die Schadensfreude deutlich geschrieben stand und beobachtete kaum die gegen einen Besuch gebräuchlichen Höflichkeiten. Trotzdem trug ich ihm meine Angelegenheit mit möglichster Ruhe und Freundlichkeit vor und sah dann mit Spannung seiner Antwort entgegen.

„Du bist einer von den Offendi's, welche der Vicekönig gerufen hat, damit sie ihm große Häuser bauen, in denen der Dampf mehr arbeitet, als hundert Männer?“

„Ja.“

„Ich hasse diese Fremden, welche zu uns kommen, um uns arm zu machen. Du wirst Warde niemals wiedersehen!“

Das war allerdings deutlich genug, trotzdem aber hielt ich meinen Zorn zurück und gab mir die möglichste Mühe, ihn zu einer Aenderung seines Entschlusses zu bewegen, doch vergebens. Und als ich schließlich darauf bestand, das Mädchen selbst zu sprechen, erhob er sich und gab mir den niederschmetternden Bescheid:

„Du hast die Sitte und das Gesetz des Landes verletzt und das Angeficht eines Weibes gesehen, welches das Eigenthum eines Andern geworden ist. Warde ist gestern abgereist mit dem Manne, dem ich sie gegeben habe. Gehe, laß Deinen Fuß nicht wieder mein Dach berühren!“

„So hast Du sie gezwungen, dieses Haus zu verlassen!“

„Gezwungen?“ lachte er; „Du irrst, Fremdling; sie ging mit Freuden nach dem Schiffe, denn sie hoffte Dich dort zu finden.“

„Nicht? Also getäuscht, verrathen habt Ihr sie! Weißt Du, Glender, daß ich sie suchen und auch finden werde? Aber, wehe Dir, wenn ich Dich zur Rechenenschaft ziehen werde!“

„Schweig! Du bist ein Unwissender hier im Lande, sonst wäre Dir bekannt, daß ich die Gewalt habe, mit den Frauen meines Hauses zu thun nach meinem Wohlgefallen. Entferne Dich, damit mein Zorn Dich nicht dem Gesetze überweise!“

Er sprach die Wahrheit und hatte das Recht, die Beleidigung, zu welcher ich mich hatte hinreißen lassen, dem Richter anzuzeigen. Deshalb beherrschte ich mich und ging, fest entschlossen, Alles zu thun und zu wagen, um die mir Entriffene wiederzufinden.

Möglich war es, daß er mir ein Märchen erzählt und Warde noch bei sich hatte, doch brachten mich meine Nachforschungen bald zu der Ueberzeugung, daß er mir die Wahrheit berichtet. Um so erfolgloser aber waren alle meine Anstrengungen, eine Spur der Geliebten aufzufinden, obgleich ich Nichts unterließ, was mir nur einen Schimmer von Hoffnung bringen konnte.

So sind Monde verflossen und haben mir nichts weiter gebracht, als die Ueberzeugung, daß ich verzichten muß, obgleich Alles in mir sich gegen den Gedanken sträubt, das herrliche Wesen, welches mit aller Gluth des Herzens nur mich allein liebt, in den Armen eines Andern zu wissen. Sieh mich an — was ist aus mir geworden?“ —

Er schwieg. Ich kannte ihn und wußte, daß jeder Versuch, ihn zu trösten, nutzlos sein würde.

„Hast Du nicht den Gedanken gehabt, durch ihre Schwester Etwas zu erfahren?“

„Natürlich; er lag so nahe, daß ich ihn gleich in der ersten Stunde hegte und befolgte. Ich war entschlossen, sie zu sprechen, selbst wenn ich dadurch in Gefahr gerathen sollte; aber sie wurde streng bewacht, durfte das Dach nicht mehr betreten, und als ich doch den Posten auf der Plattform nicht aufgab, brachte es mein Gegner dahin, daß der Wirth mich unter tausend Versicherungen seines Bedauerns von der Nothwendigkeit benachrichtigte, mir eine andere

Wohnung zu suchen, da er meine jetzige von jetzt an für sich selbst haben müsse.“

„Und Du folgtest der Weisung freiwillig?“

„Ich mußte wohl oder übel, da es mir nicht einfallen konnte, mich mit dem Manne herumzustritten.“

„Und jetzt bewohnt er die Kämme wirklich?“

„Das fällt ihm gar nicht ein; sie stehen noch leer, obgleich er sie vermietthen will.“

„Gut, ich werde zu ihm gehen und sehen, ob ich sie für mich bekomme.“

„Für Dich?“ rief er überrascht. „Wahrhaftig, Du hast recht. Geh' hin, geh' hin, Bruderherz; Du giebst mir neues Leben! O, ich wußte wohl, daß Dein Kommen mir Trost und Ermuthigung bringen würde!“

„Da hat man den Sanguiniker! Erst vollständig hoffnungslos und jetzt in Folge dieses einen Wortes große Erwartungen hegend. Täusche Dich nicht, Bernhardt. Wir müssen uns berathen und werden allerdings wohl Nichts verfäumen, was sich möglicher Weise thun läßt, aber waren Deine Anstrengungen vorher erfolglos, so dürfen wir nach so langer Zeit keine zu großen Ansprüche an das Glück oder den Zufall machen.“

„Ich weiß, ich weiß es! Aber Du darfst mir doch nicht verwehren, mich über Deine Gegenwart und Mithülfe zu freuen und dabei die Ansicht zu hegen, daß Zweien Etwas leichter wird, als Einem. Nur eine Spur, eine kleine, leise Spur verschaffe mir, und ich habe genug! Ich hole mir dann die Verschwundene, und wenn ich sie unter den Pyramiden hervorgraben sollte.“

Er war aufgesprungen. Die Hoffnung spannte jetzt seine Muskeln wieder, röthete seine Wangen und belebte seinen Blick. Ich konnte nicht anders, als mich darüber freuen, und ging daher auf seine glückliche Stimmung ein:

„Das scheint mir denn doch etwas zu anstrengend; aber wenn Du sie aus irgend einem Harem entführen willst, so bin ich mit dabei. Ich habe in solchen Sachen einige Uebung und auch das nöthige Glück.“

„Du?“ fragte er lachend. „Mit welcher Zuleika bist Du denn dem Großtürken oder Padiſcha entwischt?“

„Zuleika? Pah, ein zu ordinärer Name für ein solches Abenteuer! Leiset muß sie heißen, ja, und so heißt sie auch wirklich. Willst Du sie sehen?“

„Junge, entweder fängst Du an, Romane zu schreiben, oder Du hast sonst irgend einen Klappz, was bei der hiesigen Hitze sehr zu verzeihen wäre.“

„Selig sind, die nicht sehen und doch glauben, aber am allereligsten sind, die nicht glauben und doch sehen. Du sollst zu den Allereligsten gehören, d'rum ziehe Dein Feierkleid an, Du Ungläubiger, und mache Dich auf, denn stehe, Du sollst im Hotel d'Orient die Krone aller Schönheiten sehen, mit welcher sich vielleicht selbst Deine Warde nicht vergleichen kann!“

„Höre, mein Sohn, Du scheinst im Ernst zu sprechen!“

„Natürlich ist es mein Ernst.“

„Wirklich? Also auch Du bist verliebt? Du, diese Krankheit scheint in unserer Familie epidemisch zu werden: erst ich, jetzt auch Du! Komm und erzähle!“

(Schluß folgt.)

Leilet.

Novelle von M. Gifela.

Dramatisirung und Uebersetzungsrecht vorbehalten.
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

(Schluß.)

„Nein, komm und siehe! Zum Erzählen ist es später ebenso Zeit, und übrigens bin ich fast schon allzulang fortgeblieben.“

„Wie Du bestiehlst. Aber Eins sage ich Dir: wenn die Schönheit Deiner Zuleika —“

„Leilet heißt sie!“

„Gut, Deiner Leilet nur halb so groß ist wie meine Neugierde, so hat der „Klapps“ seine vollständige Berechtigung. Also, en avant!“

Wir brachen auf und wanden uns bald durch das farbenreiche Gewimmel der engen Straßen. Schon waren wir in der Nähe des Hotels, da faßte mich der Bruder plötzlich bei der Hand.

„Mein Gott, ist's möglich? Bruderherz, es ist wahr, daß Dein Kommen mir Glück bringt. Blicke die beiden Männer an, welche soeben an uns vorüber müssen!“

Ich folgte der Richtung seines Auges und — wäre fast erschrocken, denn der Eine von den Beiden war kein Anderer, als — Abraham = Arja, der Hedjahn = Bei. Also hatte ihn der Sabeth = Bei ganz so, wie ich, gedacht, sofort nach meiner Abreise freigegeben, und er war mir gefolgt.

Auch er erblickte mich. Ein Blick freudiger Genugthuung zuckte über sein Gesicht, doch faßte er sich schnell und schritt mit seinem Begleiter an uns vorüber. Das Mienspiel des Ueberraschten war meinem Bruder nicht entgangen.

„Kennt Ihr einander?“ fragte er fast athemlos.

„Sehr gut. Warum?“

„Warum? Mein Gott, erräthst Du denn aus meinen vorigen Worten nicht, wer die Beiden sind?“

„Sprich!“

„Der Levantiner mit dem Manne, den ich an jenem Vormittage auf dem Dache des Nachbarhauses sah. Wer ist dieser — und wo hast Du ihn kennen gelernt?“

Ich hörte diese Fragen kaum noch. Es war, als sei mir ein Keulenschlag mitten hinein in's tiefste Herz versetzt worden; wie erstarrt blieb ich stehen und mußte in diesem Augenblicke einen Besorgniß erregenden Anblick geboten haben, denn der Bruder rief, mich am Arme fortziehend:

„Am des Himmels Willen, was hast Du? Komm, komm, wir müssen den Beiden folgen; jetzt haben wir ihn!“

Ich hielt ihn zurück, denn ein einziger Blick hatte mich belehrt, daß wir ihnen nicht nachzuschleichen brauchten.

„Das ist nicht nothwendig; sie werden vielmehr uns verfolgen!“

„Sie uns? Weshalb?“

„Frage jetzt nicht, sondern komm!“

Mit ängstlicher, fieberischer Hast drängte ich vorwärts; es war in mir eine Ahnung aufgestiegen, eine Ahnung, so furchtbar und doch auch wieder — doch nein, ich konnte

den Gedanken nicht fassen, sondern eilte, die Bemerkungen des Bruders gar nicht beachtend, auf das Entree des Hotels zu und sprang mehr als ich stieg die Treppe empor, welche zu meinem Zimmer führte.

Es war leer, als wir eintraten; Leilet befand sich also im Nebengemache.

„Aber sage mir nur endlich, was Du hast? Du bist ja trotz des Sonnenbrandes so blaß wie eine Leiche, und Deine Augen blicken wahrhaft furchterregend.“

„Was ich habe? Da siehe es selbst!“

Ich öffnete die Thür und schob ihn in das Zimmer. Eine einzige Sekunde war es still da drinnen, eine Sekunde, die für mich wie eine Ewigkeit wog, und dann jubelte es laut und jauchzend:

„Warde!“

„Bernardo!“

Sie hatten sich erkannt; sie hatten sich wieder. Ich aber stand inmitten meines Zimmers und fühlte, wie mir das Blut das Herz zu zer Sprengen, zu zerreißen drohte; es wurde dunkel vor meinen Augen — die Wände wirbelten mit tausender Schnelle um mich herum — die Füße fühlten den Halt unter sich weichen — die Hände suchten vergebens nach einem Stützpunkte — und wie von einer riesigen Faust niedergestreckt, brach ich zusammen und schlug beinungslos auf den Boden nieder.

Wie lange ich gelegen, ich weiß es nicht; aber als ich erwachte, lag ich auf dem Divan, fühlte meine Hand in derjenigen des Bruders und blickte in das liebevoll auf mich gerichtete, thränenfeuchte Auge Leilet's, welche sich voll Sorge über mich gebengt hatte.

„Ich heiße Warde, Abraham = Arja nannte mich Leilet,“ erklärte sie mir.

Ich nickte; sprechen konnte ich nicht; es war mir unmöglich, auch nur einen einzigen Laut zu stammeln. Sie war die Geliebte des Bruders; nun war mir Alles klar, und so manche Kleinigkeit, so mancher Zug, für den mir die Erklärung gefehlt hatte, wurde mir jetzt begreiflich.

Sie hatte ihr Auge forschend auf mich gerichtet, als sie meine Stimme zum ersten Male hörte. Der Klang erinnerte sie an Bernhardt. Meine Ähnlichkeit mit ihm hatte ihr Vertrauen eingeflüßt, ohne daß sie sich dieses Grundes klar bewußt wurde. Dankbarkeit und Liebe waren in ihrem Innern in Zwiespalt gerathen, daher die Unklarheit in ihrem Thun und Wesen. Erst gestern hatte sie bei dem Blicke auf die Mappe meinen wirklichen deutschen Namen erfahren und ihre Mittheilung zurückgehalten, da sich nun Alles ja ganz von selbst auflösen mußte.

Da trat der Kellner ein und meldete zwei Männer, welche nach mir gefragt hatten. Warde entfernte sich, und ich richtete mich empor.

„Bitte, Bernhardt, laß mich für Dich handeln!“ konnte ich nur noch sagen und dann traten sie ein. Es

war der Schwager Leilet's und Abraham, in deren Mienen der Triumph, uns überrumpelt und gefangen zu haben, sich deutlich ausdrückte.

Es verließ ganz gegen die gewöhnliche Handlungsweise des Morgenländers, uns ohne ceremonielle Vorbereitung, persönlich und ohne obrigkeitliche Begleitung in einer Angelegenheit aufzusuchen, die einen strafgesetzhichen Character hatte. Jedenfalls wurden sie von gewissen Berechnungen dazu bewogen, denen ich durch ein möglichst kurzes, bündiges und kräftiges Verhalten begegnen mußte. Ohne eine Anrede abzuwarten, nahm ich deshalb zuerst das Wort und begann, die Glocke nach einem Diener ziehend:

„Abraham=Arha, Du bist ein höflicher und gütiger Mann. Ich hätte vielleicht vergeblich nach Dir suchen müssen, wenn Du nicht selbst gekommen wärest!“

„Ich verstehe nicht, was Du sprichst!“ antwortete er, sichtlich verblüfft über die ruhige Art und Weise, ihn zu empfangen, der doch jedenfalls erwartet hatte, uns im höchsten Grade in Schrecken und Angst zu versetzen.

„Du wirst mich bald begreifen!“ Und mich an den eintretenden Omar wendend, frug ich: „Omar=Arha, sind die Läufe Deiner Pistolen geladen?“

„Herr!“ antwortete er, die beiden Männer, von denen wenigstens der Eine ihm nur zu wohl bekannt war, mit feindseligem Blicke messend, „sage mir, wen ich niederschließen soll!“ Und in demselben Augenblicke bligten auch die blankgeputzten Läufe der beiden Schießwaffen in seinen Händen.

„Jeden, der dieses Zimmer verlassen will, ohne daß ich es ihm erlaube!“

„Gut, Effendi!“

Die Säbne knackten, und wie er in entschlossener Haltung und mit haßerfüllten Zügen an der Thüre stand, mußten die Weiden sofort erkennen, daß er meinem Befehle unbedingte Folge leisten werde, so wenig ernst es mir auch eigentlich mit ihm gemeint war.

„Abraham=Arha, kennst Du mich?“ wandte ich mich wieder an diesen.

„Dich, den Räuber meines —“

„Halt!“ unterbrach ich ihn. „Nicht seit dieser Zeit meine ich, sondern früher? Als ich zu Dir kam, gerufen von Dir, um Leilet gesund zu machen, da sah ich Deinem Auge den Gedanken an, daß Du mich schon einmal gesehen habest. Doch war Deine Erinnerung zu schwach, Dir zu sagen, wo.“

Er blickte, ohne zu antworten, mich erwartungsvoll an.

„Denke an den Franken, den Du, Hedjahn=Bei, der Mörder der Karawanen, in der Wüste von Dakel überfielst, beraubtest und tödten wolltest. Er war stärker und klüger als Du und entkam Dir, aber Alles, was er besaß, seine Habe, seine kostbaren Sammlungen, mußte er verloren geben. Wo hast Du mein Eigenthum, Mann? Ich fordere es von Dir bis auf das letzte Kameelhälfte, bis auf die letzte Zeltstange — mein Eigenthum, oder Dein Leben!“

In seinem Angesichte kämpften Furcht und Muth miteinander, Furcht, meiner Entschlossenheit gegenüber, und Muth, mir zum zweiten Male als Besiegter gegenüber zu stehen, mir, den er jetzt erst und allerdings nun zu spät wieder erkannte. Aber fast noch mehr, als er, nahm Omar meine Aufmerksamkeit in Anspruch, der jenem Ueberfalle

ebenfalls mit beigewohnt und später wohl tausend Mal dem Räuber in den glühendsten und dabei belustigendsten Ausdrücken Haß und Rache geschworen hatte. Mit weit vorgebogenem Oberkörper und vor Hast flotternder Stimme rief er:

„Effendi, Effendina, ich beschwöre Dich bei Allem, was im Himmel und auf Erden ist, sogar bei dem Barte aller alten Weiber — den ihnen Allah noch lange erhalten möge — ist er's, ist er es wirklich?“

„Er ist es!“ bekräftigte ich, mußte aber den erbitterten Diener mit einem strengen Befehle abhalten, sich auf Abraham zu stürzen.

„Und Du,“ wandte ich mich jetzt zu seinem Begleiter, „Du hast geraubtes Gut empfangen, um die Schwester Deines Weibes zu verkaufen! Frag' das Gesetz, welches Loos Deiner wartet.“

Der Egyptianer hatte sich jetzt endlich von seiner Ueberaschung erholt und erkannte — allerdings wenigstens mit einigem Rechte — in meinen Worten eine leere Drohung.

„Deine Rede ist weise,“ meinte er in dem Tone schadenfroher Ueberlegenheit. „Aber, Du vergiffest, daß die Gnade des Mächtigsten im Lande mich erleuchtet hat. Du zuckst die Waffe Deines Dieners gegen mich; das Gesetz wird diese That bestrafen!“

„Du hast recht gesagt: meine Rede ist weise; aber die Quelle Deines Mundes giebt schmutziges Wasser. Weißt Du nicht, daß dieser Mächtigste im Lande keine Missethat vergeben kann, die an einem Unterthanen meines Landes, an einem Diener meines Herrschers verübt worden ist? Du kannst der Strafe nicht entgehen, denn der Consul meines Volkes wird nicht ruhen, bis der Gerechtigkeit genug gethan ist!“

Er erblaßte und schwieg, und auch der Levantiner bot einen Anblick dar, welcher mich auf den Gedanken brachte, daß er in irgend einer Weise, vielleicht als Fehler und Ankäufer des erbeuteten Gutes, dem früheren Thun Abrahams nahe gestanden habe. Ich mußte den Vortheil, den ich errungen hatte, auszunutzen suchen.

„Abraham=Arha, ich habe Dir die Kraft meines Armes und den Muth meiner Seele gezeigt, Du sollst auch die Güte meines Herzens kennen lernen. Setze Dich an meine Seite; wir wollen Worte der Versöhnung miteinander sprechen!“

Er folgte halb gern, halb widerwillig meiner Aufforderung, und nun begann eine Unterredung, in welcher Alles entwickelt wurde, was die Betheiligten an Scharfsinn und Willenskraft besaßen, eine Unterredung, welche alle Empfindungen und Regungen, deren das menschliche Herz fähig ist, in Gährung brachte, eine Unterredung, so heiß und aufregend, daß ich schließlich fast an dem Erfolge zu zweifeln begann und deren endliches Resultat doch noch ein für mich so zufriedenstellendes war, daß ich Omar den Befehl gab, die Pfeifen zu bringen.

Er stand während unseres Wortkampfes wie auf glühenden Kohlen und hoffte immer, daß ich die Geduld verlieren und meine gegen Abraham ausgesprochene Drohung wahrmachen werde. Jetzt nun sah er sich so vollständig enttäuscht, daß er mit vor Mergel fast weinender Stimme ausrief:

„Wenn es Dir Vergnügen macht, unseren kostbaren Djebeli mit Räubern zu verrauchen, da werde ich auch einer, Effendi. Er mag sich seine Pfeife selber stopfen!“

Ein Blick der tiefsten Verachtung auf Abraham gab dieser Revolution gegen meinen Willen noch einen ganz besonderen Nachdruck, und jetzt erst die Pistolen wieder in den Gürtel schiebend, schritt er aus der Thür, um — meinen Befehl doch trotz Alledem gehorsam auszuführen.

Unser Uebereinkommen war ein einfaches. Abraham-Arha verzichtete auf Warde und ich auf eine gerichtliche Verfolgung gegen ihn. Mit diesem Zugeständnisse brachte ich kein Opfer, da mir seine Bestrafung, die übrigens noch sehr in Zweifel zu ziehen war, das verlorene Eigenthum nicht zurückbringen konnte, während seine Verzichtleistung ihm so schwer wurde, daß ich mich einer Regung des Mitleides nicht erwehren konnte.

Als er sich mit seinem Freunde, der den Wunsch, die Schwester seines Weibes zu sehen, gar nicht ausgesprochen hatte, entfernte, kehrte diese zu uns zurück. Sie hatte jedes unserer Worte gehört und dabei eine Angst empfunden, die an Größe nur mit dem Entzücken zu vergleichen war, welches jetzt aus ihren Augen strahlte.

Sie warf sich schluchzend an die Brust Bernhardt's; dieser aber führte sie mir zu.

„Nicht mir gehörest Du, sondern dein Eigen sollst Du sein! Er hat Dich gefunden und befreit, hat Dich beschützt in den Gefahren der langen Wasserfahrt und gegen die Angriffe Abrahams, hat Dich erkämpft und errungen jetzt wieder von Neuem durch seine Vertheidigung, und deshalb bist Du dein Eigenthum. Nimm sie hin, Bruder, und sei

glücklich! Du hast sie verdient, und ich werde Trost finden in dem Gedanken, daß ich meine Pflicht gethan!“

Er weinte laut auf vor tiefinnerer Bewegung, und auch mir stürzten die Thränen über die sonneverbrannten Wangen.

„Nein, Bernhardt, Dein Opfer würde Dich und auch uns Beide nur unglücklich machen! Gott weiß es, daß sie mir nicht weniger theuer ist, als Dir, aber ihre Liebe gehört Dir, und deshalb darfst Du sie nicht von Dir geben. Wache über ihr Glück, so wie ich es gethan hätte zu jeder Stunde, zu jeder Minute meines Lebens, wenn ihr Herz mir nicht fremd geblieben wäre!“

Da schlang sie die Arme fest um meinen Nacken, legte ihre Rippen auf meinen Mund und sprach dann mit bethuerndem Tone:

„Es würde nur Dir allein gehören, hätte ich nicht ihn vor Dir gekannt, aber es liebt auch Dich — Dich — nur ihn und Dich!“

Ich nahm sie, legte sie in seine Arme und zog sie Beide an mich. So standen wir lange, lange, weinend und schluchzend, als wären wir Kinder, bis sich die Thür öffnete und Omar-Arha eintrat.

„Gfendi — ach so — verzeihe! — aber — Mah kerim, Gott ist gnädig — und wenn Abraham-Arha, der Hedjahn-Bei, der Räuber da wäre, so hätte ich — beim Barte des Propheten, auch Jemanden, den ich umarmen könnte. Salam aleikum, Friede und Heil sei mit Euch!“

Dora.

Novelle von J. Brunzing.

(Fortsetzung.)

Dramatisirung und Uebersetzungsrecht vorbehalten.
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Ich konnte den Ausdruck seines Gesichts nicht beobachten, aber seine Stimme klang wieder ganz kalt und abstoßend hochmüthig, als er erwiderte:

„Du hast Recht, Tantchen, es ist eine Narrheit, um das kleine dumme Ding so viel Worte zu machen.“

Ich hatte nicht horchen wollen und war nur unwillkürlich ihnen gefolgt; jetzt wandte ich mich aufgebracht als vorher ab.

Bei der nächsten Begegnung — es war in Tante Gusti's Garten — wollte ich schweigend an dem Freiherrn vorbeigehen, doch der Ausdruck meiner Züge mochte ihm auffallen; er begann:

„Nun, kleine Feindselige —“

Sein spöttischer Ton reizte mich noch mehr, doch er hinderte meine Absicht, davon zu laufen, indem er mich am Arm festhielt.

„Lassen Sie mich!“ rief ich heftig.

Er lachte.

„Sie haben kein Recht mich zu halten!“ rief ich wieder.

Ich hatte vor ihm nie einen Menschen, der in mehr als ganz oberflächliche Berührung mit mir kam, „Sie“ angeredet.

„Kleine, sei nicht albern,“ sagte er hochmüthig, „und Feiertunden.“

fühle Dich nicht so sicher, daß Du mir allein gegenüber — Dir solch' ungezogenen Ton erlaubst!“

Das klang, als wolle er mir vorwerfen, ich sei nicht aufrichtig und heuchele in Gegenwart Anderer.

„O!“ rief ich aufgebracht, „Sie sind noch viel schlimmer, Sie sind falsch! Zu Tante Gusti sprechen Sie gut von mir, und wenn sie nicht da ist, sind Sie schlecht gegen mich!“

Seine blauen Augen blitzten auf in Zorn, seine Lippen zuckten.

„Wie!“ rief er und stieß mich zurück, „mir, einem Coßmar, dem noch nie ein Mensch nachzusagen gewagt, er sei falsch, er lüge oder heuchle — der stets seiner Devise „wahr und treu“ gefolgt — mir, erdreistest Du Dich, das zu sagen! Geh' — das verzeih' ich Dir nie!“

Ich war doch erschrocken; seine zornbebende Stimme, seine aufbrausende Heftigkeit machten mich bestürzt, aber Neue — fühlte ich nicht.

Seit diesem Tage würdigte mich der Freiherr keines Wortes, nicht der geringsten Beachtung und erfüllte damit nur meinen Wunsch.

Ich athmete auf und fühlte mich erst ganz meines Lebens wieder froh, als mit seiner Abreise der einzige

Im Wollteufel.

Humoreske von Karl May.

Dramatisirung und Uebersetzungsrecht vorbehalten.
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

„Gut, es soll reihum ein Jeder erzählen, wie er zu seiner Frau gekommen ist, und da fängt Du an, Hillmannfritze!“

„Ich? Warum denn grad' ich?“

„Weil Du der Älteste bist und auch der Erste hier am Tische.“

„So! Na, wenn Ihr denkt, daß es nicht langweilig wird, da sollt Ihr meinetwegen hören, wie ich mir meine Alte erobert habe. Bekommen sollte ich sie freilich nicht, aber meine ist sie doch noch geworden, und daran ist der Wollteufel schuld; denn wenn der nicht gewesen wäre, so lief ich heute noch auf Freierrücken, wenn ich sie mir nicht derweile abgelaufen hätte.“

„Der Wollteufel! Was ist denn das für ein Kerl?“

„Für ein Kerl? S nu ja — Ihr seid keine Seiden-, Zeug- und Wollenweber und habt also von dem Dinge auch keinen rechten Begriff. Ich muß es Euch schon erklären; aber Alles hat seine Zeit, und wenn ich's machen will, wie es sich gehört, so kann ich nicht mit dem Wollteufel anfangen, sondern erst muß mein Schwiegervater, Gott hab' ihn selig, der alte Multumfranke, d'rankommen.“

„Aha, da giebt's wieder einen Spaß! Der alte Frankenaugust war ein sonderbarer Kerl; sie hießen ihn auch den Gänserichfranke, weil — —“

„Du halte 'mal eeh! Wenn ich erzählen soll, da erzähle ich, und wenn Du d'ran bist, so erzählst Du, das ist so parlamentarischer Takt, und der Gänserich wird schon auch noch an die Reihe kommen!“

„Na, da fange an, alter Krachehlfritze!“

„Höre Du, ich will's bloß für Spaß nehmen, das mit dem Krachehl, sonst wollte ich Dich befrühen, daß Du Dein Lebtag an meinen Wollteufel denken solltest. Also, da paßt auf:

Da unten am Markte, grad' neben der Apotheke, da wohnte der Zeug-, Leinen- und Wollenweber August Ehrengott Franke mit seiner Frau, die eine geborene Wellner war und Johanna hieß, was aber abgekürzt im Deutschen wie Hamme ausgesprochen werden muß. Er war mager und lang wie eine Baunlatte; sie war fett und klein, mit einer Taille von drei Ellen Umfänglichkeit, und Beide hatten eine Tochter, die bei der heiligen Taufe den Namen Nöschen erhalten hatte und deshalb in ihrem achtzehnten Jahre ein Mädchen war, das man gar nicht ansehen durfte, wenn man nicht aus lauter Liebe perflöx werden wollte. Das hatte ich an mir selbst erlebt, und das ging nämlich folgendermaßen zu:

Ich stamme doch eigentlich vom Gebirge herunter, das wißt Ihr Alle, und da giebt es so viel arme Leute, daß sie sich, wenn unglücklicher Weise 'mal die lieben Kartoffeln nicht gerathen, vor lauter Hunger einander aufessen möchten. Von großem Verdienste ist da oben nicht die Rede, und so gehen denn Viele herunter ins Niederland, um sich Arbeit zu suchen, oder sie legen einen kleinen Handel an

und haufsiren mit Böffeln, Bürsten, Band, Spizen und dergleichen im Lande herum. Mein Vater, der liebe Gott tröste ihn für die vielen Prügel, die ich geschmeckt habe, war ein armer Holzhacker, und meine Mutter klöppelte Spizen; er verdiente in der Woche zwei Thaler sechs gute Groschen und sie alle Tage achtzehn Pfennige, das macht bei sechs Kindern, einem Großvater und zwei Großmüttern zusammen acht gute Groschen vier Pfennige und elf Mäuler für den Tag. Zu heißen gab's da wenig, zu kauen noch weniger und zu essen am allerwenigsten, und Ihr könnt es Euch da wohl vorstellen, daß der Magen fast noch mehr Verstand hat haben müssen, als der Geldbeutel. Da mußten wir Kinder denn hinaus unter die Leute oder in den Wald, um ein Stückchen Brod, ein Tuch voll Schwämme oder eine Hude Holz zu holen, und als ich so halbwegs herangewachsen war, nahm mich der Bruder mit auf seine Beerfahrten.

Wenn im Gebirge die Heidel- und Preiselbeeren reif werden, so buckeln Hunderte von großen und kleinen, alten und jungen Menschen im Walde herum, um die kleinen Früchte zu sammeln, die dann in Körben oder auf Karren und Wagen hinunter ins flache Land geschafft werden, wo sie nicht so häufig vorkommen. Der Bruder war schon einige Male mit seinem Hundewagen fort gewesen, und jetzt mußte ich auch mit.

Da kommen wir denn eines schönen Tages hierher, haben fast noch die volle Wagenladung und machen ganz gute Geschäfte. Wir halten auf der oberen Marktseite beim reichen Lahritz, der uns so zwanzig und etliche Kannen, die Kanne zu fünf Pfennigen, abkauft, und nach dem Handel ruft er uns in die Stube, wo es ein Bisichen Uebbriggebliebenes vom Mittagessen giebt. Ich glaube, es war mein Leibessen, saure Flecke mit Möhren und Kartoffeln d'rin; wir legen uns also tüchtig hinein und merken gar nicht, was derweile mit unserm Wagen vorgeht. Da hat sich nämlich eine Anzahl von Jungens und Mädels eingefunden, denen unsre Heidelbeeren in die Augen stechen; wegen dem Hunde aber getrauen sie sich nicht heran, und nur das kleine Nöschen wagt sich hin und steigt hintenauf, um sich eine Handvoll weg zu stibitzen. Da springt der Karo in die Höhe und will auf das arme Ding hineinfahren, der Wagen bekommt dadurch einen Stuck, setzt sich in Bewegung und rollt, weil der Markt abschüssig ist, erst langsam, dann schneller und immer schneller den Platz hinunter; der Hund wird mit fortgerissen und bellt und heult; das Mädchen ist vornüber in die Heidelbeeren gestürzt, schreit wie ein Zahnbrecher und krabbelt, um wieder in die Höhe zu kommen, mit Händen und Füßen in unsrer appetitlichen Waare herum, und dahinterher stürmen die Andern und vollführen einen Spektakel, daß die Leute mit den Köpfen durch die Fensterscheiben fahren. Jetzt geräth der Wagen an einen Stein, macht eine Schwenkung viertel rechts, wie es beim Militaire heißt, kippt um, und — pardauk, da liegt Alles

bunt durch einander: untend'runter die Heidelbeeren und obend'rauf der Hund, der Wagen, das Mädel und ein halbes Duzend von dem andern Gezüchte, denen bei der Schwengung die Deichsel zwischen die Beine gefahren ist. Na, so ein Jammerthal! Das heult, weint, schreit, wimmert, bellt, schlägt, stößt, kriecht und wibbelt und kribbelt Alles durcheinander; wir sind natürlich wie aus einer Pistole beim Laritz heraus- und hinter dem Chore hergefahren, stoßen mitten in den Haufen hinein und walken uns nach Leibesträften mit den Buben herum; die erheben darüber ein Zeternordio, so daß die Alten herbeischießen und aus Leibesträften wieder auf uns hineinschlagen, und mich faßt der alte Gänserichfranke beim Schopfe und steckt mir Eine, daß mir's himmelblau vor den Augen wird und ich in einen Turkel komme, der mich wie mit Pulvergewalt mitten durch den Haufen hindurch und an die dicke Frau Johanna geborene Wellner treibt. Diese hat ihren Liebling in Gefahr gesehen, ist mit herbeigesprungen und steht grad' im Begriffe, die Hände über dem Kopf zusammen zu schlagen, als ich mit ihr zusammenplage; die Carambolage hebt ihr die Beine aus, sie klammert sich an mich, um nicht zu fallen, ich halte mich an ihr fest, um nicht nach den physikalischen Gesetzen wieder zurück zu fliegen, wir drehen uns im Dreizehnachteltakte einige Male rund herum und kugeln dann, immer Eins über das Andre, ein Stück den Marktplatz hinunter. Der ehrfame Zeug-, Lein- und Wollenweber August Chregott Franke denkt, ich will mich an seiner Hausehre vergreifen, kommt uns nachgeslogen, reißt uns auseinander und gerbt mir das Leder in der Weise, daß ich es als Marokko hätte verkaufen können, wie die Gelehrten sagen, und um das Unglück nun ganz und gar vollständig zu machen, kommt der alte Polizeidiener Oberhardt dazu und arretirt uns mitsammt dem vollständigen Heidelbeergeschäft, wie es da auf dem Markte steht und liegt.

Ja, lacht nur! Mir war's nicht wie lachen zu Muth. Wie es mit den Beeren ausah, das will ich Euch gar nicht beschreiben, denn das könnt Ihr Euch selber denken; das war ja ein vollständiger Brei, und die sich d'rin herumgewälzt hatten, die sahen aus, als hätte es Tinte geregnet; der Karo winselte und wimmerte zum Erbarmen, denn er hatte die Büsse und Tritte alle aus der ersten Constanz erhalten, wie die Gelehrten sagen; der Bruder saß auf dem umgestürzten Wagen und rieb sich den Körper auf allen zweiunddreißig Seiten, und mir summte und brummte es um die Ohren, als stäke ich in einer Waßgeige.

Und so, in diesem Zustande mußten wir ins Loch. Na, den Tag vergesse ich nicht und die Nacht noch viel weniger! Aber am andern Morgen, da wurde es besser. Wir wurden zum Stadtrichter geführt; dem erzählten wir Alles, wie es gewesen war, es wurden Zeugen geholt, und als das Lied zu Ende ging, da bekamen wir Schadenersatz und obend'rein auch noch ein Schmerzensgeld. So rasch waren wir unsre Heidelbeeren noch gar nicht losgeworden!

Das Beste aber kam für mich noch hinterher. Damals lebte nämlich noch der Magister Grabenmacher. Wie er zu diesem Titel gekommen ist, weiß ich freilich nicht; er war von Profession ein Schneider und später Schulmeister geworden. Als alter Junggeselle hatte er sich schon lange nach einem Jungen für seine Aufwartung umgesehen, aber immer nichts Gescheidtes bekommen können. Jetzt hörte er von unserm Unglück, und da er eine alte gute und mit-

leidige Seele war, so kam er zu uns und fragte mich, ob ich bei ihm bleiben möchte, er wolle etwas Tüchtiges und Gelehrtes aus mir machen, wenn ich fleißig und folgsam sei. Ich hatte wohl große Lust, doch konnte ich ohne die Eltern nicht ja sagen; da meinte er aber, das werde er schon brieflich abmachen, und so mußte ich gleich bei ihm bleiben und den Bruder sammt dem Karo allein gehen lassen.

Ich hab's zwar nie bereut, aber der Heidelbeerschiffbruch ist doch nicht ganz ohne unliebsame Folgen geblieben, denn der alte Multumfranke hat es lange, lange Zeit nicht verwinden können, daß er meinetwegen hat zahlen müssen, und der Frau Johanna ist es auch nicht leicht geworden, den Riesensprung zu vergessen, den ich auf sie gemacht habe. Dafür jedoch habe ich es recht gut bei meinem Magister gehabt; viel zu thun gab's nicht in seiner kleinen, ärmlichen Wirtschaft, und so konnte ich fast den ganzen Tag über den Büchern liegen, woher es auch kommt, daß ich noch heut' in allen Wissenschaften Bescheid weiß und eine Zeleberrät bin in Sachen, von denen andre Leute nicht 'mal eine Ahnung haben. Ich sollte auf eine lateinische Schule gehen, ich weiß gar nicht mehr, auf welche, und so studirte und lernte ich Tag und Nacht, freilich lateinisch nicht, denn das verstand der Magister Grabenmacher selber nicht, dafür aber alles Andre, was es nur geben kann, und zuletzt war ich so weit, daß mir mein Herr nicht 'mal mehr Red' und Antwort stehen konnte.

Aber das sollte doch anders kommen, als ich gedacht hatte, denn eines schönen Tages legte sich der Magister hin und bekam einen solchen Apoplex, was auf Deutsch Schlagfluß heißt, daß ich vor Schreck auch ganz perplex dabei stand, freilich ohne Apo, was der gefährlichste Theil von der Krankheit ist — er war mausetodt.

Nun kam das Gericht und sah seine Sachen durch; da lag in dem Tischkasten ein Zettel, auf dem er mich zu seinem Universalerben gemacht hatte; der gute Mann mußte also doch etwas von dem Tode geahnt haben. Er wurde auf Erbschaftskosten begraben, und als ich von der Leiche nach Hause kam, war mir von dem Universum nichts übrig geblieben als die Bücher, die kein Mensch hat erstehen wollen, ein Paß alter Schreibereien, ein Viertelduzend Pfeifenköpfe, ein Fidelbogen, ein Schanfelstiel und zwei Töpfe, einer ohne Henkel und der andre ohne Boden.

Was nun? Ins Gebirge hinauf und Hunger leiden, dazu hatte ich keine Lust, mit der lateinischen Schule war's aus — ich mußte also zu einem Handwerke greifen und sprach darüber mit meinem Vormunde. Wegen der Erbschaft war mir nämlich, weil ich die Eltern nicht da hatte, so eine Art Vormund gesetzt worden, und wißt Ihr, wer's war? der Zeug-, Lein- und Wollenweber August Chregott Multumfranke. Wie es kam, das weiß ich nicht, aber wo es im Orte eine Vormundtschaft gab, da wurde niemand Anderes dazu genommen als er, und er machte sich zuletzt eine Ehre daraus, Allerweltsvormund zu sein. So hatte er denn auch bei mir ja gesagt, trotzdem er mich nicht gut verschmupfen konnte, und so war er also auch gewissermaßen verpflichtet, mir mit Rath und That beizustehen. Nach langem Bitteln und Betteln brachte ich ihn endlich so weit, daß er mich als Lehrlingen zu sich nahm, und das war mir von Allem grad' das Allerliebste.

Weshalb? I nu ja, natürlich von wegen dem Röschen. Ihr müßt nämlich wissen, daß wir beide seit den

Heidelbeeren sehr gute Freunde gewesen sind und immer zusammengesteckt haben, wenns nur halbwege möglich zu machen war. Dem guten Mädchen hat es herzlich leid gethan, daß es mir damals so schlecht gegangen ist, und es ist ihr der Gedanke in den kleinen Lockenkopf gefahren, mich durch ihre Freundschaft für die Brügel zu entschuldigen. Mir ist das herzlich lieb gewesen, und wenn ich nicht über den Büchern gefessen bin, so haben wir uns bei gutem Wetter ganz gewiß im Freien herumgetummelt, und bei schlechter Witterung sind wir in den Hof geschlichen und haben uns in den Wollteufel gesteckt.

Na, seht Ihr's denn, daß der Wollteufel auch noch ganz richtig d'rankommt? So eine biographinische Geschichte will ihre gehörige Ordnung haben, wenn sie belletrifig werden soll, wie die Gelehrten sagen. Eine ordentliche Geschichte zu erzählen, das ist nicht so leicht, als wie man's denkt; aber davon habt Ihr keine Ahnung, und mit dem Wollteufel war's nämlich so:

Die Wolle wird in langen, dicken und großmächtigen Säcken gekauft, und wenn man so einem Kerl den Leib aufschneidet, da ist's kaum zu glauben, was außer der Wolle noch für Schmutz und anderes unnützes Zeug drinnen steckt. Dieser Unrath muß natürlich aus der Wolle herausgemacht werden, und daderzu ist eben der Wollteufel dagesewen. Das war ein langer, schmaler, vierbeiniger Kasten, hinten ein Loch mit einer Klappe und vorn ein Loch mit einer Klappe, in der Mitte aber eine Walze, in der ein Duzend anderthalbelliger Arme staken und die mit einem großen Schwungrad in Verbindung stand. Hinten wurde die Wolle hineingethan und die Klappe wieder zugemacht, und wenn man nachher das Rad in Schwung setzte, so schlugen die Arme in die Wolle hinein und peitschten sie in dem Kasten herum, daß es eine Art hatte; dabei pfiß und heulte und sumnte und brumnte das alte Ding, grad' als wenn im Puppentheater der Beelzebub den Doctor Faust holt, und deshalb hatte es den Namen Wollteufel. Der Schmutz fiel unten durch ein Gitter, und durch die vordere Oeffnung, die anderthalb Ellen ins Gevierte hatte, wurde dann die gereinigte Wolle herausgenommen.

Diese Oeffnung war mehr als groß genug zum Hineinsteigen für uns, und es saß sich so schön lauschig da d'rin, wenn draußen der Regen niederprasselte oder die Wolken ein Graupelwetter herschüttelten. Neben einander hatten wir keinen Platz, sondern ich blieb vorn sitzen, und sie mußte unter der Walze hindurchkriechen und sich hintersetzen. Erst ließen wir gewöhnlich die Klappe auf und lachten einander an, nachher aber machten wir zu und erzählten einander Gespenstergeschichten, und die packten ganz gewiß dahinein in den finstern, gruseligen Wollteufel.

Der stand natürlich nicht unter freiem Himmel, sondern in einem besonderen Lattenhäuschen, und mit diesem hatte es auch so seine eigenthümliche Bewandniß.

Dem Mulkumfranke sein Haus hatte nämlich nur einen winzig kleinen Hof, und der stieß an den Garten des Agenten Rosenbaum. Dem seine Frau war Hebamme, und weil sie ein hübsches Geld verdiente, so hatte er seine eigentliche Profession, die Seilerei, an den Nagel gehängt und machte den Heirathsvermittler, spielte den Winkeladvocaten und trieb überhaupt allerlei Geschäfte, wie sie eben die Gelegenheit mit sich bringt. Er war ein guter Freund von Franke, lag fast alle Abende mit ihm zusammen und hatte ihm von seinem Garten den für das Wollteufel-

Feierstunde.

häuschen nothwendigen Platz abgetreten. Darüber war eine Schrift abgefertigt worden, und die lag bei Frankens in der Nürnberger Bilderbibel, die mit einigen andern Büchern über der Thür auf dem Brette stand. Sie war unterschrieben worden von zwei Zeugen, nämlich dem Klempnermeister Himmelreich und dem Tuchscheerer Krauke, welcher Kirchenvater war und den Klingelbeutel trug, und hatte außerdem noch zwei großmächtige Siegel in den beiden untern Ecken, nämlich dem Franke und dem Rosenbaum seines.

Wenn nun auch die Beiden recht dicke Freunde waren, so konnten doch wir, nämlich das Nöschchen und ich, weder den alten Rosenbaum noch seinen Jungen recht leiden; der Alte hatte in seinem Gesichte so Etwas, was mir gar nicht behagte, und mit seinem Sohne war ich erst recht spinnfeind, denn der war ein rechter Störenfried und Spaßverderber, that Jedermann gern einen Schur und hatte es ganz besonders darauf abgesehen, uns im Lattenhäuschen zu überfallen und den Wollteufelfrieden zu brechen, wie die Juristen sagen. Da kam es denn oft zu einem tüchtigen Zusammenstoß, und das Ende vom Liede war allemal, daß ich ihn gehörig durchwalkte, obgleich er einige Jahre älter war als ich. Das kam wohl daher, daß er ein kleiner, dürftiger Kerl war und ich ein kräftiger Bursche, und wenn ich so eine Schlacht gewonnen hatte, war ich stolz wie ein König auf meinem Sieg, denn das Nöschchen sagte dann allemal:

„Fritz, Du wirst über Alle Herr · ich werde 'mal Deine Frau werden!“

So vergingen die Jahre; das Nöschchen wuchs und wurde immer schöner; ich wuchs und wurde immer größer, und der Rosenbaum wuchs und wurde immer schlimmer. Wo nur irgend ein ungueter Streich ausgeführt worden war, da hieß es gewiß allemal: „Das ist der Rosenbaum gewesen,“ und das ging so immer weiter, bis er endlich gar vor's Gericht gekommen ist, wo sie ihn aber nicht besser gemacht haben.

Das gab natürlich ein gewaltiges Aufsehen in Orte; seine Mutter hat sich fast gar nicht trösten können, und sein Vater ist zu Frankens gekommen und hat gesagt, das sei nur so ein kleiner Jugendfehler, und der Leichtfuß müsse sich eine Frau nehmen, die ihn gehörig kurz halte. Der Franke hat freilich den Kopf dazu geschüttelt, er aber hat sich nicht aus dem Concept bringen lassen und endlich gar auf das Nöschchen angepielt. Da ist er freilich schon angekommen, denn ihr Vater hat ihm die Leviten so gelesen, daß ihm gleich die Butter vom Brode gefallen ist und er sich ganz ruhig davongeschlichen hat.

Von da an aber ist Feindschaft gewesen zwischen Frankens und Rosenbaums; Keines hat das Andere mehr angesehen, und nur der Tangenichts ist dem Nöschchen auf Schritt und Tritt nachgelaufen und hat ihr nirgends Ruhe gelassen. Das hübsche Kind hat ihm gar sehr in die Augen gestochen, und er ist sogar des Abends über den Zaun gesprungen, um einmal mit ihr zusammenzutreffen. Aber da sind Zwei gewesen, die ihm die Suppe versalzen haben, nämlich ich und der Gänserich.

Na, seht Ihr's, daß der auch noch an die Reihe kommt? Alles hat seine Zeit, sogar der Gänserich, obgleich man von einer Zeit bei ihm eigentlich gar nicht hat reden können, denn kein Mensch hat so recht gewußt, wie alt das Thier gewesen ist. Jedern hat's bei ihm gar nicht mehr gegeben,

sondern nur noch Stummel und Borsten, und wenn man den alten „Gat“ angegriffen hat, was aber nur Wenige wagen durften, so war's grad', als wäre ihm der dürrer Balg mit Blei ausgegossen. Zum Schlachten und Braten taugte er schon seit Menschengedenken nicht mehr, dafür aber war er wachsammer als der beste Kettenhund, und wenn er sich des Nachts irgendwo Etwas regte, da hätten Ihr nur den Spectatel hören sollen. Seine Gänserichstimme hatte er schon lange nicht mehr, dafür aber konnte er heulen wie ein Brüllaffe, und wenn er einmal den Schnabel aufgesperrt hatte, so klappte er ihn ganz gewiß nicht eher wieder zu, als bis Ein's von uns kam und ihm zurief: „Gat, halt's Maul!“ Dann war's aber auch gleich wie mit einem Schläge alle, denn folgsam war er, das muß ich ihm noch heut' zu seiner Ehre nachsagen. Spazieren ist er mit uns gegangen, durch die ganze Stadt und noch viel weiter, und der alte Franke ist des Sonntags fast gar nicht anders ausgegangen, als mit ihm. Deshalb hat er auch der Gänserichfranke geheißten. Der alte wachsame Methusalem hatte seine Wohnung im Schweinestalle, und Frankens zogen bloß deshalb keine Schinken und Schladwürste, um den Urahnen nicht aus seinem Palaste zu vertreiben. Der Stall stand Tag und Nacht offen, damit Gat nach Belieben heraus- und hineinspazieren konnte, und nun brache ich Euch wohl gar nicht erst zu sagen, warum dem Rosenbaum sein Zaubersprung so schlecht bekommen ist. Ich habe ihn den Rücken bearbeitet und der Gänserich die Beine, und welche Arbeit am dauerhaftesten gewesen, das hat bis heutigen Tages noch kein Mensch erfahren.

Aber die Sache hat auch ihre Schattenseite gehabt. Dem alten Muttum ist es nämlich aufgefallen, daß ich für seine Tochter so gar lebhaft in's Feld gezogen bin; darauf hin hat er uns beobachtet und ist gar bald dahinter gekommen, daß wir uns zuweilen beim Kopf genommen haben. Wie ein Wetter ist er dazwischengefahren, hat das Mädchen in die Kammer gesperrt und mir meinen Wochenlohn ausgezahlt.

„Wie kann Er nur glauben,“ hat er gesagt, „daß ich so einem Heibelbeerjungen meine Tochter zur Frau gebe. Packer Er sich auf der Stelle, daß Er fortkommt!“

Und die Meisterin hat die Arme in die Seiten gestemmt und gemeint:

„Weiß Er noch, wie Er mich damals auf dem Markte herumgefollert hat? Und jetzt will Er gar thun, als wolle Er meinem Franke sein Schwiegersohn werden? Daraus wird nichts!“

Na, ich mochte mich mit den beiden Leuten nicht herumzanken, retourbirte mich zur Thür hinaus, wie die Gelehrten sagen, und ging in die Herberge. Ich hatte noch nicht einmal einen halben Tag dageessen, so bekam ich einen neuen Meister, und die Sache war abgemacht. Aber nicht etwa mit dem Nösschen, i bewahre, denn mit der stat ich alle Abende im Lattenhäuschen beisammen; vor dem Gänserich brauchte ich ja keine Angst zu haben, und vor dem Mädchen erst recht nicht.

Da komme ich denn eines schönen Tages auch zu ihr, und ihr erstes Wort war:

„Weißt Du's schon?“

„Was denn?“

„Daß der Vater den Wollteufel wegsetzen soll.“

„Warum denn?“

„Der Rosenbaum will sein Gartenstückchen wiederhaben.“

§

„Das hat ihm doch Dein Vater bezahlt!“

„Er spricht, es wäre nicht wahr.“

„Die Quittung liegt doch in der Bibel!“

„Ja, das ist es ja eben, die ist weg.“

„I bewahre; wo soll sie denn hin sein? Sucht nur erst mal richtig!“

„Wir haben die ganze Bibel Blatt für Blatt durchgesehen.“

„Das ist wunderbar. Wer soll das Papier denn herausgenommen haben?“

„Weißt Du, der Vater denkt, Du bist's gewesen. Er meint, weil Du mich nicht bekommen sollst und der Rosenbaum auch nicht, so steckt Ihr unter einer Decke und wollt ihm nun einen Streich spielen. Er ist ganz fuchswild; denn wenn er den Platz verliert, so muß er das ganze Muttumgeschäft bleiben lassen, weil er den Wollteufel nirgends wo anders aufstellen kann.“

„So so! Also für einen Spigbuben hält er mich? Da muß doch gleich der helle, lichte Popanz d'rimesigen! Und Du?“

„Ich weiß, daß Du's nicht gewesen bist, Fritz; der Rosenbaum hat's gethan, und kein Anderer; aber ich möchte nur wissen, wie er in unsere Stube gekommen ist!“

„Wenn's wirklich Jemand genommen hat, so ist er's gewesen, und auf mir lasse ich das nicht sitzen. Ich werde jetzt hineingehen und Deinem Vater — —“

„Fritz, bist Du denn nicht recht gescheidt!“ fiel sie mir in die Rede und hielt mich zurück. „Der Vater hat's ja nur so nebenhin gemeint, und wenn Du Dich mit ihm zankst, so geht mir's nicht gut; er darf ja gar nicht wissen, daß ich mit Dir rede!“

Das sah ich ein und suchte meinen Aerger zu unterdrücken.

„Gut, da will ich Dir zu Liebe ruhig sein; es wird sich schon noch zeigen, ob ich ein ehrlicher Kerl bin oder nicht. Aber den Rosenbaums, dem werde ich auf die Finger sehen, und wehe ihnen, wenn ich das Corpus delicti bei ihnen sehe, wie die Gelehrten sagen!“

Nun habe ich aufgepaßt fast Tag und Nacht, um den Spigbuben zu erwischen, aber vergebens. Rosenbaums sind zum Advokaten gegangen und haben geklagt, und nun ist bei dem Gerichte ein Hin- und Herziehen losgegangen, welches in alle Ewigkeit nicht zu Ende gehen wollte, denn damals gab's noch keine Stahlfedern, und die Herren Juristen konnten am Nachmittage kaum fertig werden, die Gänsefelle zu schneiden, die sie am Vormittage zerlaut hatten. Die beiden Zeugen, nämlich der Klempner Himmereich und der Tuchscheerer Krause, waren mittlerweile gestorben, und so haben für den Franke also die Actien nicht gerade mit dem Besten gestanden.

Da krame ich eines Abends nach der Arbeit in den alten Papieren herum, die ich mit der großen Universalerbschaft bekommen hatte, und was finde ich? — einen Entwurf, und wovon? — von der Schrift, die dem Franke abhanden gekommen ist. Das Papier war zwar voll von Flecke, Del- und Fettflecken, aber ich steckte es doch sofort zu mir und sprang voller Freude zu meinem früheren Vormund und Behrmeister.

Der machte natürlich große Augen, als ich in die Stube trat, und frug mich barsch:

„Was fällt Ihm denn ein, he — was hat Er hier zu suchen? Weiß Er nicht, daß ich Ihm mein Haus verboten habe?“

„Laßt doch das Raisonniren, Meister, und wartet erst 'mal ab, was ich will! Wer hat denn eigentlich den Aufsat gemacht wegen des Lattenhäuschens?“

„Warum?“

„Das werdet Ihr gleich sehen; antwortet nur erst!“

„Der Magister Grabenmacher; damals lebte er noch, und der Rosenbaum konnte grad' nicht schreiben, weil er sich in die Hand geschnitten hatte.“

„Da, guckt Euch 'mal das Papier hier an!“

„Weshalb?“

„Weil es das Concepticus ist von der Schrift, und da könnt Ihr den Prozeß am Ende doch noch gewinnen.“

„Warte Er 'mal rasch ein Bißchen!“ rief er da und suchte sich die Nasenklemme aus dem Tischkasten hervor. Dann pußte er den Lampendocht und fing an zu buchstabiren:

„D-i-e Die — — b-e-i bei-d-e-n — den — — beiden — — Die beiden — — U-n-lu — — t-e-r-ter — — Unter — — z-e-i-ch-zeich — — Unterzeich — — n-e-ne — — Unterzeichne — — t-e-n-ten — — Unterzeichneten — — Die beiden Unterzeichneten — — — —“

So ging es fort fast anderthalbe Stunde lang; wir Andern saßen dabei und waren mäusestill, um ihn nicht irre zu machen. Als er endlich fertig war, legte er das Papier behutsam auf den Tisch, nahm die Quetsche von der Nase, schob den Docht wieder zurück und gab mir die Hand:

„Hillmann, Er ist eine gute, ehrliche Haut, und ich habe Ihn unrechter Weise im Verdachte gehabt. Da hat Er meine Hand; ich will's Ihm abbiten! Wir wollen gute Freunde sein, und ich werde Ihn gern allen möglichen Gefallen thun, aber — von dem Mäd'el muß Er wegbleiben; daraus wird Nichts! Will Er mir das Papier dalassen?“

„Meinetwegen!“

„Gut; ich danke Ihn! Uebermorgen kommt das Gericht aus Lichtenthal gefahren, um sich den Platz einmal zu besehen; sie nennen das eine Commission oder Confession, ich weiß das Wort nicht so genau, und da werde ich das Concepticus abgeben. Jetzt kann Er gehen. Gute Nacht!“

Ich ging. Der alte Kerl war zwar nicht so manierlich gewesen, wie ich's erwartet hatte, aber was konnte ich denn machen? Ich mußte mich eben in Geduld fügen und bessere Zeiten abwarten. Und wißt Ihr's — die kamen rascher, als ich's selber dachte. Nämlich das ging so zu:

Am andern Abende, spät, als die Alten schon zu Bette waren, sitze ich mit dem Nöschchen d'rin in der Stube auf dem Kanapee. Es regnete draußen, was mir vom Himmel herunter wollte, und da hatte sie es einmal gewagt, mich mit hinein zu nehmen. Wir hatten uns wie gewöhnlich viel zu sagen und zu erzählen, und so verging die Zeit. Die Lampe durften wir natürlich nicht brennen, laut zu reden fiel uns auch nicht ein, und so konnten wir vom Hofe aus nicht gut bemerkt werden.

Da plötzlich hören wir ein Geräusch, als wenn die Hintertür leise aufgemacht wird; dann kommt's ganz sachte, sachte an die Stubenthür geschlichen und horcht.

Wir Zweie halten den Athem an und lauschen. Jetzt steckt's einen Drücker an, dreht ihn ein paar Mal herum und klinkt dann auf. — Damals gab's nämlich noch die alten Schlösser mit Schraubenklinken; Schlüssel brauchte man gar nicht, weil man die Klinke abdrehen oder anschrauben konnte, um zu verschließen oder wieder aufzumachen, und weil der einzige Schlosser in der Stadt nur eine Sorte von Schrauben zu machen verstand, so konnte man mit Jedermanns Klinke in Jedermanns Stube gehen. — Einige Augenblicke ließ sich Nichts hören, dann aber flüsterte es:

„Hast Du die Bibel?“

„Ja.“

„Gut; so wollen wir Licht machen. Er hat den Wisch ganz gewiß wieder dahinein gelegt!“

Das waren die beiden Rosenbaums! Sie wußten also schon, daß der Franke das Concepticus von mir bekommen hatte, und wollten es sich jetzt holen. Entweder hatte der alte Mustum selber gegen Jemand geplaudert, oder war der neue Geselle zum Verräther geworden, ich weiß es nicht, aber in diesem Augenblicke kommt mich so ein dummer Nieserich an, und zwar was für einer — die Bibel fällt in die Stube, die Spitzbuben reißen aus, und ich —? na, ich bin schnell gefaßt und schieße hinter ihnen her, durch den Flur, zur Hintertür hinaus und in den Hof. Da bleibe ich stehen. Ueber den Zaun hinweg konnten sie noch nicht sein, so schnell war das nicht möglich — aber wo denn? Als ich noch so horche und speculiere, geht's auf einmal im Schweinestalle los:

„Gaf — gaf — gafgaf — gafgafgafgafgafgaf!“

Sofort schießt mir ein Gedanke durch den Kopf: morgen kommt die gerichtliche Commersion, und da muß der Kerl im Stalle stecken bleiben, bis der Herr Amtmann mit seinen Leuten da ist. Aber dem Franke darf ich Nichts davon wissen lassen, sonst könnte er mir den ganzen Spaß verderben, und vielleicht — — na, rasch bin ich also am Stalle, riegle die Thür zu und rufe leise:

„Halt's Maul, Gaf!“

Sofort ist das Thier ruhig und mag nun sehen, wie's mit seiner Einquartierung zu Fache kommt. Ich aber suche mir den Andern, denn Zweie konnten nicht beim Gäuserich stecken, weil bloß für Einen Platz d'rin war. Zuerst gehe ich in das Lattenhäuschchen; aber da ist Niemand, und schon will ich wieder fort, als ich einen Lieb in's Gesicht bekomme, daß mir das helle Feuer aus den Augen springt. Der Andre hat sich nämlich im Häuschchen nicht sicher gewußt und ist in den Wollteufel gekrochen; aber da hat ihm die nöthige Topographie gefehlt, wie die Gelehrten sagen, und er ist mit den Beinen so an die Walze gestoßen, daß es mir die Kurbel in die Physiologie geschleudert hat. Ich aber fühle vor lauter Freude gar keinen Schmerz, mache die Klappe fest zu und suche nun das Mäd'chen auf, um ihr den Gang zu erzählen.

„Da muß ich gleich den Vater wecken!“ sagt sie.

„Du, den läßt Du ruhig schlafen, sonst kriege ich Dich im ganzen Leben nicht zur Frau!“

„Kriegst Du mich denn, wenn ich ihn nicht hole?“

„Wollen sehen! Komm herein; wir wollen die Bibel wieder an ihren Platz legen, und dann will ich Dir sagen was wir machen.“ — — —

(Schluß folgt.)

Im Wollteufel.

Humoreske von Karl May.

[Schluß.]

Dramatisirung und Uebersetzungsrecht vorbehalten.
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Am andern Morgen ist der Zeug-, Leinen- und Wol-
lenweber August Ehregott Multumfranke bezeitener auf-
gestanden als gewöhnlich, weil ihm die Commersion im
Kopfe herumgegangen ist.

„Was war denn das heute Nacht für ein Spectakel
mit dem Gänserich?“ hat er gefragt.

„Es wird Jemand auf der Gasse vorbeigegangen sein!“

„Röse, riegle ihn gleich 'mal fest ein, daß er nachher
nicht etwa gar dem Gerichte in die Beine fährt!“

Das hat dem Mädchen gepaßt. Freilich war er schon
die ganze Nacht eingeschlossen gewesen, aber das sagte sie
nicht. —

Punkt Neune sehe ich den Meister über den Markt
zum Stadtrichter gehen, wo der Termin abgehalten werden
soll. Alles ist da, sogar der Amtmann, der sonst immer
zwölf Stunden zu späte kommt, und nur die Rosenbaums
fehlen. Da wird der Polizeidiener Eberhardt zu ihnen
geschickt, aber er kommt allein zurück und meldet, daß der
Agent schon seit gestern Abend nicht zu Hause gewesen sei.
Der Termin muß also verschoben werden, aber die Besich-
tigung kann stattfinden, und nun steige ich so nach und
nach aus meinem Wehstuhle und fahre langsam in die
Stiefeln.

So ein Gerichtstag machte bazumal in unserm kleinen
Nestle Furore, wie die Gelehrten sagen, und vor Frankens
Hausthür standen die Menschen so dicke beisammen, daß keine
Stednadel zur Erde fallen konnte. Ich drängte mich durch,
und als ich in den Flur trat, hörte ich die beiden Franke's
draußen im Hofe lamentiren.

„Ja,“ sagte eben der Amtmann, „dieser Entwurf be-
weist höchstens, daß eine Schrift, wie die betreffende, hat
angefertigt werden sollen, ob sie aber wirklich an- und
auch ausgefertigt worden ist, das bleibt zu beweisen.
Wenn Ihr nicht schwören wollt, so ist der Prozeß für
Euch verloren.“

„Schwören!“ rief die Meisterin und schlug die Hände
über dem Kopfe zusammen.

„Schwören!“ sagte der Meister, „nein, diese Sünde
nehme ich nicht auf mich; denn es steht in der Bibel:
„Du sollst allerdings nicht schwören!“ Lieber mag das
Lattenwerk verloren gehen und meinewegen auch der Hof,
das Geschäft, das ganze Haus obend'rein!“

Er war nämlich ein sehr frommer Mann und hatte
vor dem Schwören einen ganz entseflichen Abscheu. —
Da trat ich zu den Leuten.

„Meister, was gebt Ihr mir, wenn ich's mache, daß
Ihr den Prozeß in einer Viertelstunde gewonnen habt?“

Sie guckten mich Alle an, als ob ich gradewegs aus
den Wolken herabgepurzelt wäre.

„Was fällt Ihm ein — will Er mich vielleicht gar
zum Narren machen?“ fragte Franke, und der Amtmann
that's noch besser:

⚡

„Wer hier nicht bestellt ist, der hat Nichts zu reden.
Pade Er sich!“

„Oho, Herr Amtmann, das werde ich bleiben lassen!
Ihr habt nun ein Jahr lang in der Sache herumgestitzt
und nichts Nichtiges herausklauben können, und nun ich
es in einer Viertelstunde ausmachen kann, werde ich mich
nicht fortweisen lassen. „Nullum regulum sinum exceptum!“
wie die Gelehrten sagen, und ich bleibe da, wenn ich auch
nicht bestellt worden bin!“

So eine Wissenschaft hat der Mann bei mir gar nicht
vernuthet, und die Ehrfurcht ist ihm gleich in alle Glieder
geschlagen, weil es ihm noch nie arrevirt ist, daß ihn Einer
in der Weise abgedonnert hat. Ich drehe ihm also auch
stolz den Rücken hin und frage den Meister zum zweiten
Male:

„Also was gebt Ihr mir?“

„Geben? Wenn Er's ausmacht? Kann Er's denn?
Was will Er denn haben?“

„Freilich kann ich's, sonst würde ich es Euch doch nicht
sagen! Also paßt auf Meister: Wenn ich das Röschen
zur Frau bekomme, so habt Ihr in einer Viertelstunde der
Prozeß gewonnen.“

„Der Kerl ist ganz heillos verrückt!“ ruft der Amt-
mann aus Rache darüber, daß ich Hebräisch mit ihm ge-
redet habe und er hat nicht antworten können. Ich will
ihm auch gleich wieder eine Nuß zu beißen geben, aber da
kommt das Mäd'el dazwischen, fällt ihrem Vater um den
Hals und ruft einmal über das andre:

„Sag Ja, Vater, er kann's!“

Das erbarmt auch die dicke Frau Johanna, geborene
Wellner, und weil sie von vorn keinen Platz mehr hat,
packt sie den Multum von hinten, und nun geht ein
Schlabbermaul immer über das andre, bis er endlich mit
den Händen an die Ohren fährt und verzweifelt ausruft:

„Na, denn meinewegen mag er sie haben; aber den
Prozeß muß ich gewinnen!“

„Gut,“ sage ich; „da kommt 'mal mit herein!“

Das Röschen hat schon längst einen Korb mit der
allerschmuckigsten Wolle parad gefeszt; den nehme ich und
trete in das Lattenhäuschen — die Andern mir alle nach.
Dort mache ich vorsichtig die hintere Klappe vom Woll-
teufel auf, schiebe die Wolle hinein und schließe wieder zu.
Ich habe in meinem Leben so manches dumme Gesicht ge-
sehen, aber so dumm wie damals, war mir's noch nicht
vorgekommen und habe auch nach der Zeit keines wieder
aufgabeln können. Die Kerls wußten gar nicht, was sie
aus mir machen sollten, guckten einander an, guckten mich an,
guckten den Wollteufel an und wurden von Augenblick zu
Augenblick immer consternalischer, und als nun gar der
Wollteufel zu heulen und zu fausen anfang, da fuhren sie
samt und sonders zur Thür hinaus; denn Ihr könnt
Euch denken, daß ich mich nicht garstig ins Zeug legt

und an dem alten Kasten drehte, als hätte ich die ganze Himmelskugel in Gang zu erhalten.

Dem da d'rin ist's jedenfalls auch nicht ganz selig zu Muthe gewesen, denn kaum habe ich angefangen, so höre ich ihn zetern und lamentiren, daß es einen Stein erbarmen konnte, aber die Andern haben gedacht, es ist der Wollteufel. Da mache ich die Klappe ein Wenig auf und rufe hinein:

„Wo ist die Schrift?“

Keine Antwort; ich drehe also weiter. Nach einer Weile frage ich wieder — keine Antwort, immer weiter drehe ich! Da endlich, als ich das zehnte oder zwölfte Mal frage, Klingt's:

„Daß mich 'raus, nachher will ich's sagen!“

Na, die Augen hätten Ihr sehen sollen, die jetzt gemacht wurden, als auf einmal der Wollteufel zu reden anfängt; ich aber drehe ruhig weiter. Da sieht denn der da d'rinne ein, daß keine Rettung ist, und als ich wieder frage, antwortet er:

„In meinem Vater seinem Filzhut, unter'm Schweißleder.“

„Gut. Komm 'raus!“ rufe ich, mache die vordere Luke auf und drehe, daß die Wollfetzen wie ein Schneegestöber im ganzen Hofe herumfliegen.

Da kommt er gekrochen — aber wie! Du meine Güte, war der Kerl zugerichtet! Von der Nacht im Wollteufel war er zusammengeschrumpelt wie ein Stück dreißig-jähriges Kuhfleisch, wenn's in's Wasser kommt; die Ellbogen hingen bis an die Knie herunter, und der Rücken lag in einer richtigen Kometenbahn. Vom Regen war er durch und durch naß geworden, denn die beiden Spitzbuben hatten erst lange haufen herumspionirt, und nun hing ihm die Wolle auf dem Leibe, als wäre sie dort angewachsen.

„Alle gute Geister!“ schrie der Amtmann, „was ist denn das für ein Geschöpf?“

Ich aber habe ihm gar keine lange Erklärung gegeben, sondern bloß über den Hof hinüber gerufen:

„Gut, komm 'raus — leid's nicht!“

Da erhebt sich d'rin im Stalle ein Krawall, daß dem ganzen Gerichtspersonale die Haare über den Schinborasso hinüberfahren. „Hülfe, Feurio, Mordio!“ schreit der Rosenbaum, und dazu trompetet der Gänserich wie ein afrikanischer Elefant, wiehert wie ein Pferd, brüllt wie ein Tiger, und als der alte Eberhardt die Thür aufmacht, da kugelt sich der Agent auf allen Vieren heraus und kann gar nicht in die Höhe kommen, weil der Erzbater Gut immer über ihm ist. Na so ein Gefstrample und Gewälze! Da sieht der Vogel plötzlich den jungen Rosenbaum, der wie das lebendige Glend an der Schuppenthüre lehnt, und wer weiß, für was für ein Stück Vieh er ihn wegen der Wolle gehalten hat, kurz und gut, jetzt stürzt er sich auf ihn, fährt von ihm wieder hinüber zu seinem Vater,

stößt in dieser Weise gahend, wiehern und brüllend immer von Einem zum Andern; der alte Eberhardt will den Beiden zu Hülfe kommen, da fährt der Vogel auf ihn hinein, daß er die Arme drei Stockwerk hoch in die Höhe wirft und Gut, Stock und Acten fallen läßt; der Amtmann will rasch nach den Papieren greifen, aber im Augenblicke hat ihn der wüthende Gänserich bei den Haaren; die andern Herren springen herbei, aber das war dem Vogel nun doch zu viel, so toll war man ihm noch nicht gekommen, und so entfaltete er seine ganze Gloarie, wie die Franzosen sagen, flog in die Höhe, sprang von Einem zum Andern, hieb, biß und kratzte wie ein Teufel und ließ sie gar nicht zu Athem und Besinnung kommen, so daß sie, immer übereinander stolpernd und stürzend, sich durch die Hintertür und den Flur auf den Marktplatz drängten, der Amtmann, der Assessor, der Registrator, der Stadtrichter, der alte Eberhardt, die zwei Rosenbäume und der Gänserich tapfer hinter ihnen her. Alle Fenster werden aufgerissen, aus allen Thüren strömen die Menschen herbei, aber immer fort geht die wilde Jagd über den Platz hinweg und drüben beim Stadtrichter hinein; nur die Rosenbaums haben sich wo andershin verduftet. Der Gänserich aber hat die Schlacht gewonnen, kehrt um, spannt die kahlen Flügel auseinander und kommt mit einem wahren Bärenrotte stolz und triumphirend zurückgaloppirt, dreht sich an der Thür noch einmal um, brüllt ein dampfpfeifenartiges und herzerreißendes: „Gut — gut — gutgackgackgackga—a—a—ak!“ und ist dann im Innern des Kriegsschauplatzes verschwunden.

Ich habe mir gar keine Zeit genommen, das Alles so richtig zu beobachten, denn kaum ist das wüthende Heer zur Thür hinausgewesen, so bin ich über den Zaun gesprungen und durch den Garten in Rosenbaums Haus gegangen. Dort habe ich mir ein Paar Hausleute als Zeugen mit in die Wohnung des Agenten genommen und auch gleich den Hut gefunden und die Schrift darin.

Was es nun gegeben hat, das könnt Ihr Euch denken. An der Gänserichschlacht ist der Eberhardt schuld gewesen, weil der den Stall aufgemacht hat; der hat eine Nase gekriegt, drei Gassen lang. Die Rosenbaums haben nicht leugnen können und sind eingesponnen worden. Wo's besser ist, dort, oder beim Wollteufel und Gänserich, das haben sie uns später nicht gesagt. Das Röschen und ich, wir sind ein Paar geworden; Gut hat den Spaß noch fünf Jahre überlebt und am Jahrestage allemal eine Cytradelicateffe bekommen; in welchem Alter er verstorben ist, das ist in keiner Chronik zu finden; vielleicht lebt er, wie Mhaspharus, als „ewiger Gänserich“ fort. Und der Wollteufel? Dem ist's eigenthümlich gegangen: Als ich das Geschäft übernahm, wollte der Mulum nicht mehr gehen, ich schaffte also Jaquardmaschinen an und habe aus dem alten Kasten meinen Jungens und Mädels ein Wiegepferd machen lassen, zwei Ellen lang, anderthalbe hoch — — — je älter der Teufel wird, desto besser ist er zu etwas Lustigem zu gebrauchen!“

Ein Fang.

Polizei-Geschichte in fünf kurzen Capiteln.

Dramatisirung und Uebersetzungsrecht vorbehalten;
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

1. Capitel.

Es war fast Mitternacht. Dicke Wolken zogen, so schnell sie bei ihrer Schwere konnten, über die gute Stadt Schlummerhausen dahin, in aller Geschwindigkeit derselben einen Theil ihres, in Schnee und Wasser bestehenden Inhalts freundlich zusendend.

Die Bewohner des Ortes merkten freilich nicht viel davon. Die Straßen waren öde; nur am Fuß des Gensberges, wo zwei Straßen sich kreuzten, stand, in einen grauen Mantel gehüllt, ein Mann. Wer war der Mann und warum stand er hier zur Nachtzeit und bei diesem Wetter? Es war der Polizeiergeant Schnapski und er wollte ein — Liebespärichen abfassen.

Die gute Stadt Schlummerhausen hatte nämlich vor Kurzem einen neuen Polizeidirector erhalten, und der wollte dem neuen Polizeipräsidenten in der neuen Reichshauptstadt nachahmen und zog mit großer Strenge gegen harmlose Liebespaare zu Felde. Er hatte seinem untergeordneten Personale besondere Belohnungen versprochen, wenn sie ein solches zur Nachtzeit in den Straßen der Stadt fängen.

Da war nun Schnapski der Eifrigste von Allen. Während seine Collegen dachten: „Bei diesem Wetter ist's Nichts,“ dachte er: „Gerade bei diesem Wetter ist's Etwas!“ und mit einer Beharrlichkeit, die einer besseren Sache werth gewesen wäre, spähte er mit seinen Luchsaugen, die nebst einer dicken rothbraunen Nase aus dem aufgezogenen Mantelkragen hervorsahen, nach den vier Richtungen, die sich ihm von seinem Standpunkte öffneten.

Aber seine Hoffnung schien sich nicht erfüllen zu wollen. Seit 10 Uhr stand er da und nun war's fast Mitternacht und er hatte, außer zwei oder drei vereinzelt vorüberreisenden Männern, Niemanden gesehen. Der Wind fuhr bisweilen unfaust über die mürrischen Ziegel des alten Hauses, an dessen Ecke er stand; eben jetzt fiel einer derselben nieder und hätte beinahe die jetzt braunrothe Nase getroffen (denn wenn er sich ärgerte, war sie braunroth, sonst rothbraun); mit einem Fluche wandte er sich zum Gehen — da hörch!

Den Gensbergweg herab kommt Jemand gelaufen. Ha! es sind ihrer zwei: Vorn ein Mädchen, dann ein Mann, offenbar verfolgt Lekturer das Erstere — Bomben- und Granatensplitter! Gewalt! Ein Criminalfall! Ein Fang, besser als er ihn erhofft; das setzt doppelte Belohnung ab! Er drückt sich hinter die Ecke des Hauses, läßt das Mädchen vorüberlaufen, den Mann aber hat er mit einem raschen Griff beim Kragen.

„Zum Teufel, was soll das?“ ruft dieser zornig, „laßt mich los, ich habe Gile!“

Feierstunden.

„Das glaube ich,“ lacht Schnapski; „das Mädchen läuft schnell — Ihr würdet es nicht mehr erreichen, auch wenn ich Euch losließe.“

„Aber was wollt Ihr von mir? Macht schnell, ich muß zum Arzt!“

„So?“ spottet Schnapski, „und bei der Gelegenheit lauft Ihr einem Mädchen nach?“

„Das Mädchen ist mein Dienstmädchen und läuft zur Hebamme.“

Jetzt lachte Schnapski laut auf:

„Ha! ha! gut ausgedacht; aber mich betrügt man nicht; wir kennen das! Jetzt marsch fort, ins Prison!“ und er zog mit seinen starken Armen den kleinen, schwächlichen Gefangenen mit sich fort.

„Ins Gefängniß soll ich!“ rief dieser entrüstet, „bedenkt, was Ihr thut — ich bin der Appellationsgerichtssecretariatsassistent Schmal!“

Wieder lachte Schnapski.

„Macht keine Pöffen; so langen Titel hab' ich nie gehört.“

„Ich auch früher nicht und doch bin ich jetzt selbst damit behaftet; seid wir preussisch sind, haben wir Manches, was wir früher nicht hatten. Aber, Mann Gottes“ — sagte er jetzt in bittendem Tone. —

„Ach was, ich bin kein Mann Gottes, ich bin ein Mann der Polizei!“

„Ja so, das ist freilich etwas Anderes, also Mann des —, laßt mich endlich los, meine arme Frau —“

„Ihr seht mir gerade aus, als ob Ihr verheirathet wäret!“

Diese spöttische Bemerkung brachte den armen Appellationsgerichtssecretariatsassistenten wieder von seinem Vorsatz, sich auf's Bitten zu verlegen, ab, und zornig rief er: „Ich verlange, daß Ihr mich sofort zum Herrn Polizeidirector führt.“

„Morgen, Männchen, morgen; im Schlafe darf ich den Herrn Director nicht stören.“

„So? Im Schlafe nicht stören? Und mich stört Ihr mit roher Hand im ernstesten, kritischsten Moment meines Lebens und greift vielleicht vernichtend ein in mein Familienglück! Aber wehe Dir, Polizeiseele, wenn Deine Gewaltthat schlimme Folgen hat! Ich schwöre Dir, daß Du mir büßen sollst!“

Nun wurde Schnapski wüthend, denn er glaubte sich in seiner Dienstehre verletzt; er packte den Gefangenen und schüttelte ihn.

„Kein Wort weiter und marsch fort!“ knirschte er und der Appellationsgerichtssecretariatsassistent, einsehend, daß aller fernere Widerstand vergeblich sei, ließ resignirt die Arme sinken und ging schweigend mit seinem Dränger, der nach einigen Minuten mit ihm in einem düsteren, steinerne Gebäude verschwand.

Zweites Capitel.

Das Dienstmädchen Catharine war im Eifer, möglichst rasch Hülfe für seine Herrin herbeizuschaffen, dahingeflogen und hatte nichts davon bemerkt, was hinter seinem Rücken mit seinem Herrn vorgegangen. Es stand alsbald athemlos am Haupte der Hebamme Kraus und riß gewaltig an der Schelle.

Es währte keine Minute, da öffnete sich das der Hausthüre nächste Fenster, und in demselben erschien ein dickes gutmüthiges, von einer weißen Nachthaube umrahmtes Gesicht.

„Im Gottes Willen, Mädchen, was giebt's? Du hast mir ja meine Schelle abgerissen!“

„Kommen Sie geschwind, Frau Kraus, zur Frau Schmal. Sie wissen ja schon, Gensbergstraße Nummer elf; sie ist sehr krank und sagt, sie müsse sterben, — der Herr ist auch eben zum Doctor gelaufen!“

„Nun, nun, es wird so gefährlich nicht sein; aber ich gehe gleich mit Dir; warte nur einen Augenblick!“

Wirklich erschien die trotz ihrer 55 Jahre noch sehr rasche und resolute Frau nach einigen Minuten und folgte, weit ausschreitend, dem forteilenden Mädchen.

Die Catharine war ein treues Geschöpf, das an seiner Herrschaft hing und deshalb jetzt voll Sorge und Angst um seine Herrin war. Es trieb die ohnedies schon dienst-eifrige Hebamme zu immer größerer Eile an, und als diese keuchend das Haus erreicht hatte, trat sie mit dem offenen Regenschirm rasch in die von dem Mädchen weit geöffnete Hausthüre, so daß das alte Regendach in allen Fischenbeinen krachte.

Wir lassen die erfahrene Frau mit der Frau Appellationsgerichtssecretariatsassistentin eine Weile allein und harren mit der ängstlich lauschenden Catharine vor der Thür der Dinge, die da kommen sollen.

Es dauerte nicht sehr lange, so öffnete sich die Stubenthür ein wenig und Frau Kraus rief:

„Schnell das Wasser!“

Die Catharine ergriff mit zitternder Hast den bereit stehenden Zuber mit warmem Wasser, stürzte mit hochgerötheten Wangen und fliegendem Athem nach der Thüre und alsbald zappelte in dem Zuber ein kleiner Weltbürger und schrie so eindringlich, als wollte er dagegen protestiren, daß er wider seinen Willen in's Dasein gerufen worden.

Die kundige Frau Kraus wußte ihn indeß zu beruhigen; alsbald hielt sie ihn, kunstgerecht gewickelt, in ihren Armen; aber nun sah sie sich seufzend um — sie wollte, wie sie's gewohnt war, den Kleinen mit freundlichem Glückwunsch zu dem „Prinzen“ dem Vater in die Arme legen aber wo war der?

Auch die Wöchnerin, die schon mehrmals nach ihrem Manne gefragt hatte, wurde jetzt sehr unruhig wegen des langen Ausbleibens desselben, sodaß die erfahrene Hebamme ernstlich besorgt wurde. Sie halte die Pflicht, die Wöchnerin, welcher die Aufregung schädlich werden konnte, zu beruhigen und sie mußte deshalb zu einer Nothlüge greifen. Sie sprach in der Nebenstube leise mit der Catharine und sagte dann zur Wöchnerin, sie hätte eben den Herrn Gemahl unten am Gensberg im Schein der Gellaterne gesehen und habe ihm schnell die Catharine entgegen geschickt,
F.

damit er den Doctor wieder abbestelle; denn der dürfe nicht kommen, der würde jetzt nur stören und unnöthiges Geld kosten — und nun müsse die Frau Appellationsgerichtssecretariatsassistentin unbedingt schlafen, dann gehe Alles sehr gut.

Und siehe da! nach drei Minuten lag die erschöpfte junge Mutter in tiefem Schlaf, ein glückliches Lächeln auf dem blassen Angesicht, und neben ihr lag in sanftem Schlummer der kleine Weltbürger und lutschte an einem zusammengewickelten, in Milch getauchten leinenen Lappchen, welches aus dem roßigen Mündchen emporragte.

Ein rührender Anblick! Hättest Du es sehen können, armer Appellationsgerichtssecretariatsassistent!

Und hättest Du es gesehen, o Schnapski! Du aber hoteft zu dieser Stunde einen anderen Anblick. Schnarrend, wie das Räderwerk einer Maschine, lagst Du in Deinem Bette und hieltest noch in den Händen die leere Schnapsflasche; dunkelroth brannte Dein Gesicht, und empor stieg, wie eine reife Samengurke, Deine Nase; vor Dir aber in der Luft schwebte im Traume die Gratification von zehn Thalern für Deinen „Gang.“

Drittes Capitel.

In einer Zelle des Polizeigefängnisses schritt in heftigster Erregung der Appellationsgerichtssecretariatsassistent Schmal auf und ab und stieß in der Dunkelheit ab und zu den Kopf wider die Wände.

Es war 2 Uhr in der Nacht; so rannte er umher in dem engen Raum seit anderthalber Stunde, und ob seine Füße ihm fast den Dienst versagten, mußte er weiter und weiter rennen und dem Borne, der Angst und der Ent-rüstung, die ihn erfüllten, in lauten Ausrufen und Selbstgesprächen Luft machen.

„Bin ich Vater oder nicht? Ist's ein Bub' oder ein Mädchen? Mein Weib! die Arme! Lebt sie oder ist sie gar todt?“ so rief er laut durch die stille Nacht und rüttelte bisweilen heftig an der Thüre, als müßte er sie sprengen und hineinrennen nach seiner Wohnung am Gensbergweg.

„Ist's nicht zum Rasendwerden?“ sprach er mit bitterem Lachen — „die Polizei, zum Schutze des Bürgers vor Vergewaltigung bestellt, schafft selbst dem Ruhigsten der Bürger größere Bedrängniß, als je der größte Strolch es hätte thun können!“

Und in seiner sonst so sanften Seele entstand ein glühender Born gegen die Polizei und deren Schergen Schnapski:

Ich lebte still und harmlos, und der Stahl
War auf Papier und Tinte nur gerichtet,
Meine Gedanken waren rein von Mord —
Du hast aus meinem Frieden mich heraus
Geschreckt; in gährend Drachengift hast Du
Die Milch der frommen Denkart mir verwandelt,
Zum Ungehener hast Du mich gebracht —
Wenn meinem Weib ein Unglück widerfährt,
Dann wehe, Schnapski, dreimal wehe Dir —
Dann hast Du Deinen letzten Schnaps getrunken!

Jetzt blieb er lauschend stehen; er hatte vor der Thüre ein Geräusch vernommen — der Schlüssel wurde im Schloß

herumgedreht, die Thüre öffnete sich langsam, und in derselben erschien eine Hand mit einer Laterne; diese Laterne aber beleuchtete das gutmüthigste Gesicht, das je innerhalb der Mauern eines Gefängnisses erschienen war, und doch gehörte dasselbe dem Gefängnißwärter an.

Wie kam der Mann mit den unendlich sanften Zügen zu diesem Posten? Als nach 1866 das Land dem siegreichen Staat einverleibt und die bestehenden Einrichtungen vielfach beseitigt und dagegen die anderen eingeführt wurden, erhielten die an den aufgehobenen Anstalten angestellte Gewesenen Stellen, für die sie mehr oder weniger schlecht paßten, und so geschah es denn auch, daß der sanfte, bisherige Renteidiener Sander zum Gefängnißwärter in Schlummerhausen gemacht wurde, wo er sofort die ganze Liebe und Milde, die den Grundzug seines Wesens bildeten, auf die Gefangenen übertrug, die er nicht anders als „liebe Kinder“ nannte und die er sämmtlich als gute, aber unglückliche Menschen betrachtete, welche durch irgend widrige Verhältnisse oder Zufälle vom rechten Wege abgelenkt worden.

„Was giebt's denn, liebes Kind?“ fragte er in so mitleidigem Tone und blickte dabei mit seinen Vergißmeinnichtaugen so milde auf den Appellationsgerichtssecretariatsassistenten, daß diesem das Herz aufging und er in beredten Worten sein Schicksal erzählte.

Das greise Haupt vorwärts und etwas zur Seite geneigt, die Unterlippe herabhängend, hörte Sander diese Erzählung an und seine sanften blauen Augen füllten sich mit Thränen.

„Die arme Frau, die arme Frau!“ sagte er leise. „Sie müssen sofort zu ihr, liebes Kind, das versteht sich ja ganz von selbst; ich könnte es ja vor Gott nicht beantworten, wenn ich Sie nicht hinausließe. Sie müssen aber um sechs Uhr sich wieder hier einfinden; ich könnte sonst um meinen Dienst kommen!“

„Engel in Gefängnißwärtergestalt!“ rief der Gefangene und küßte Sanders herabhängende Unterlippe; „wenn ich Dein Vertrauen nicht rechtfertige, dann soll meine Rechte verdorren, daß sie nie wieder ein Protokoll schreiben und nie wieder mein Weib und nie mein hoffentliches Kind an's Herz drücken kann; mit dem Schlage Sechs bin ich, todt oder lebendig, wieder hier!“

So war wohl noch nie Jemand den Gemtsbergweg hinaufgerannt, wie in dieser Nacht um dreiviertel auf drei Uhr der Appellationsgerichtssecretariatsassistent Schmal.

Als er an dem Lager, auf welchem sein noch ruhig schlafendes Weib mit dem schlummernden Knäbchen lag, niedersank, war er ebenso durch körperliche Erschöpfung wie von Entzücken und Nüßrung überwältigt. Seine Brust hob und senkte sich wie in krampfhaftem Schluchzen, als er leise betete:

„Herrgott! ich danke Dir, der Du, barmherzig und allmächtig, selbst die größten Mißgriffe der Polizei unschädlich machst!“

Viertes Capitel.

Es war acht Uhr am folgenden Morgen, als der Appellationsgerichtssecretariatsassistent Schmal mit der

Hebamme Kraus, welche heute besonders resolut ausfiel, beim Herrn Polizeidirector eintrat.

Schmal war, ein zweiter Friedrich der Schöne von Oesterreich, Punkt sechs Uhr in seine Haft zurückgekehrt, und der gute Sander war bald darauf zum Polizeidirector geeilt und hatte durch seine warmen Worte bewirkt, daß der ungewöhnliche Fall zu ungewöhnlich früher Stunde vorgenommen wurde.

Im Flur des Gefängnisses wartete Frau Kraus.

„Lassen Sie mich nur reden,“ sagte sie, und als sie vor dem gestrengen Herrn stand, sprach sie feierlich und eindringlich:

„Ich erkläre hiermit auf meinen Dienstleid, daß der Herr Assistent Schmal, welcher hier allgegenwärtig ist, in dieser Nacht ein Kind bekommen hat und daß er, als er nach dem Doctor und vor ihm her sein Dienstmädchen nach mir lief, von dem Schnapski verhaftet worden ist, weil er einem Mädchen nachgelaufen sei, obgleich ihm Herr Schmal den wahren Sachverhalt dargestellt hat.“

Der Herr Polizeidirector that jetzt etwas, was er noch nie gethan. Er wurde nicht grob.

„Das ist ja ein bedauerliches Mißverständnis,“ sagte er; „gehen Sie geschwind nach Hause, Herr Schmal, Sie sind frei!“

„Bedauerliches Mißverständnis?“ fragte aber jetzt dieser; „und weiter Nichts? Sehen Sie, Herr Polizeidirector, der liebe Gott und die Frau Kraus haben es gelenkt, daß die unverantwortliche Gewaltthat ohne weitere schlimme Folgen geblieben ist. Wenn es aber anders gekommen wäre, wenn meine Frau sich wegen meines Verschwindens so alterirt hätte, daß ein Unglück geschehen wäre? Was dann, Herr Director? Und auch so — wer entschädigt mich für die ausgestandene Angst? Welche Genugthuung erhalte ich für die widerrechtliche Verhaftung? Wird wenigstens der 2c. Schnapski bestraft?“

Wieder that der Herr Polizeidirector etwas, was sonst nicht seine Art war — er schwieg still; er winkte nur den Beiden, daß sie entlassen seien und — ging in's Nebenzimmer.

Fünftes Capitel.

Drei Wochen sind seit dem erzählten Ereignisse vergangen.

In der Wohnung des Appellationsgerichtssecretariatsassistenten Schmal ist es ungewöhnlich lebendig. Es ist Sonntagabend und am Nachmittag ist das Schmal'sche Söhnchen getauft worden. Jetzt sitzt eine fröhliche Gesellschaft bei dem Kindtaufschaus, welchen der glückliche Vater in der Freude seines Herzens reichlicher ausgerüstet hat, als es seine Verhältnisse eigentlich gestatten.

Am Ehrenplatze sitzt der Gefängnißwärter Sander und das Schmal'sche Ehepaar wird nicht müde, ihm Aufmerksamkeit zu erweisen und zu Speise und Trank zu nöthigen. Er hat das Kind aus der Taufe gehoben und wie er, dasselbe während der salbungsvollen Rede des dicken Stadtpfarrers in den Armen haltend, so da stand, das treue Antlitz geneigt, die Unterlippe herabhängend und die blauen Augen in unendlicher Milde auf das runde Gesicht-

den des kleinen Geschöpfes gerichtet, da sind langsam zwei helle Thränen in den Furchen seines Angesichtes niedergeglitten und auf den Säusling herabgefallen, und wenn all' die Segenswünsche, die aus des Pathen kranker Brust damals zum Himmel emporgestiegen, in Erfüllung gingen, dann würde der kleine Schmal der glücklichste Mensch, der jemals auf der Erde gelebt hat.

Der dicke Stadtpfarrer ist fortgegangen, nachdem er drei Cotelets gegessen und zwei Flaschen Wein getrunken hat, und nun herrscht in der kleinen Gesellschaft ungewöhnliche Heiterkeit. Auf das Wohl des „Prinzen“ und der Eltern ist bereits zum dritten Male getrunken worden und Frau Kraus hat eine und dieselbe Anekdote bereits zum zweiten Male erzählt.

Plötzlich erhebt sich der Regierungssupernumerarius Langenberger, ein äußerst fideles und durchtriebener junger Mensch, und ruft:

„Freund Schmal und sämtliche verehrliche Anwesende! Es ist jetzt Zeit, Euch mitzutheilen, daß noch ein Gast fehlt, der aber ohne Zweifel jetzt bald erscheinen wird.“

„Wer sollte denn das sein?“ sagte Schmal und auch von den Anderen kann es Niemand errathen.

„Der Polizeiergeant Schnapski!“ sagt Langenberger. „Ich habe ihn in Deinem Namen eingeladen, und er will kommen. Erstaunt nur nicht so sehr und hört, warum ich den Mann eingeladen habe. Von seinem Collegen Fressel erfuhr ich, daß der Schuft wegen seines Gewaltstreiches gegen Dich, Schmal, nicht nur keine Strafe, sondern sogar eine Belobung für seinen Diensteifer erhalten hat. Da dachte ich: So müssen wir für seine Bestrafung sorgen, und entwarf meinen Plan, zu dessen Ausführung ich von Euch nur dies verlange, daß Ihr unbefangen und freundlich gegen ihn seid und ihm tüchtig zutrinkt. Ich ging also zu ihm und sagte, Du seiest durch Dein Familienglück so fröhlich und versöhnlich gestimmt, daß Du die ganze Welt umarmen möchtest und deshalb sehr wünschtest, heute Abend beim Rindtaufschnaure Versöhnung auch mit ihm zu feiern. Ich rechnete hierbei auf die zwei hervorstechenden Eigenschaften Schnapski's, seine lächerliche Eitelkeit und seine Trunksucht, und ich hatte mich nicht verrechnet. Er läßt Dich, Freund Schmal, seiner Wohlgenommenheit versichern mit dem Bemerkten, daß er um acht Uhr hier erscheinen werde — und er wird es, verlaßt Euch darauf.“

Die Anderen wollten es meist nicht glauben.

„Er muß doch fühlen, daß er nicht hierher gehört,“ bemerkte Frau Schmal.

„Der?“ lachte Langenberger; „die Aussicht, umsonst tüchtig trinken zu können, in Verbindung mit seiner Wichtigkeitsmeinung läßt ein solches Gefühl bei ihm gar nicht aufkommen, und, Frau Gevatterin, ist er denn überhaupt jemals dort, wohin er gehört und nicht vielmehr immer da, wohin er nicht gehört?“

Und kaum war das letzte Wort dieser Frage verklungen, als es an der Thür klopfte und auf Langenbergers lautes „Herein!“ Schnapski in der That eintrat.

Seine Blicke flogen rasch über die lange Tafel, weniger, um zu erfassen, wer an derselben saß, als vielmehr, was auf derselben stand, und mit grinsender Freundlichkeit sprach er zum Familienwater:

„Ich freue mich sehr, Herr Schmal, daß das Mißverständniß so gut abgelaufen ist!“

Rasch rief Langenberger, um eine etwaige unangenehme Entgegnung auf diese Unverschämtheit abzuschneiden:

„Ohne dieses Mißverständniß hätten wir nicht die Ehre und das Vergnügen, unseren hochgeehrten Herrn Schnapski hier zu sehen — darum trinken wir ein volles Glas und sagen: Die Mißverständnisse sollen leben!“

Schnapski nahm schmunzelnd das Glas, trank es in einem Zuge aus, und damit war ein guter Anfang gemacht. In seiner jämmerlichen Eitelkeit bildete er sich in der That ein, die Gesellschaft sei durch seine Anwesenheit erfreut, und er wurde nach jedem weiteren Glas (und die Gläser folgten rasch aufeinander) unverschämter. Die Frauen entfernten sich bald.

„Jetzt wird's erst recht gemüthlich,“ sagte er zu dem neben ihm sitzenden Langenberger. Der umarmte ihn und stieß mit ihm an und:

„Bruder ich und Du,
Bruder ich und Du,
Wir saufen immer zu
juh hu!“

sangen die Beiden laut und schlugen auf den Tisch, daß es knallte.

Später präsentirte Langenberger einen ganz besonderen, von ihm selbst gemischten Stoff. „Sehr süffig!“ sagte er zu Schnapski; dieser trank den süffigen Stoff und die Wirkung kam bald gewaltig. Als Langenberger das Studentenlied anstimmte: „Uns ist ganz cannibalisch wohl,“ da sang Schnapski nicht mehr mit, er grunzte nur, als gehörte er wirklich zum Geschlecht der Fünfhundert, von denen der weitere Text spricht.

Der kundige Langenberger sah, daß der edle Polizeiergeant ganz nahe daran sei, abzufallen, und ging an's Fenster, wo er seinen schon lange harrenden Gefährten ein Zeichen gab.

Als bald kamen zwei sehr starke junge Männer herein, packten den Trunkenen unter den Armen und trugen und führten ihn halb auf die Straße und den Gensbergweg hinunter.

„Er hot!“ rief eine schallende Baßstimme. (Dies war der übliche Ruf, wenn ein Betrunkener über die Straße taumelte). „Er hot!“ wiederholten mehrere Stimmen, und je weiter der Zug sich fortbewegte, desto größer wurde er und desto lauter und voller erscholl der Ruf: „Er hot! er hot!“

So ging's durch die Brauergasse und die Josephstraße, vorüber am Gasthaus „zum Rinoceros,“ in welchem, wie Langenberger wohl wußte, der Polizeidirector um diese Zeit bei seinem Schoppen saß. Schief gegenüber befand sich dessen Wohnung und hier, auf der steinernen Treppe des Hauses wurde Schnapski niedergelegt.

Wie Langenberger erwartet hatte, erschien der Polizeidirector und fragte, was da vorgehe, und auf die Antwort, daß ein schwer Betrunkener auf der Treppe liege, befahl er:

„Ruft den Schnapski, daß er die Sau in's Gefängniß bringt!“

Da beugte sich Langenberger zu dem Liegenden nieder und rief mit sehr lauter Stimme:

„Schnapski! Der Herr Polizeidirector hat befohlen, Sie sollen eine Sau ins Prision bringen!“

Schnapski grunzte.

„Was?“ rief der Polizeidirector. — „Schnapski!“

„Aufzuwarten, Herr Director,“ sagte Langenberger. „Schnapski ist's selber.“

Der Polizeidirector stand eine Weile stumm, dann ordnete er an, daß Schnapski in's Gefängniß transportirt werde.

Als es in den Straßen der Stadt längst wieder ruhig geworden, versammelte sich am Polizeigefängniß ein Häuflein junger Leute, und durch die Stille der Nacht erscholl der Gesang:

„Nun weißt Du, Schnapski, wie es thut,
Wenn man auf einer Pritsche ruht.“

Du hast gefaßt manch' harmlos Paar,
Nun faßt man Dich selber gar.

Schnell warst Du da, wenn's hieß: „Er hot!“
Und hast doch selbst so oft „gehot.“

Die Nemesis kam endlich doch —
Du liegst nun selber in dem Loch.“

* * *

Nach dem Vorgefallenen konnte der Polizeidirector seinen treuen Schnapski nicht mehr halten, mußte vielmehr dessen Verzehung auf eine Strafstelle veranlassen. Schnapski gedachte, mit einem Nachtzuge unbemerkt zu verschwinden. Aber darin hatte er sich verrechnet. Als er eingestiegen war und der Zug in Begriff stand, sich in Bewegung zu setzen, ertönte der weithin schallende Gesang:

„Muß i denn, muß i denn zum Städle hinaus,
Städle hinaus,

Wo der Schnaps so gut und das Bier!
Wär' i doch, wär' i doch, Bureauassistent,
o Assistent,

Mit eingekehrt bei Dir!“

Durch Nacht.

Novelle von Ch. Kamrau.

Dramatisirung und Uebersetzungsrecht vorbehalten,
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

— 1 —

Der erste Schritt in's Glend.

Die Sonne eines warmen Sommertages hatte sich bereits gesenkt; ihre goldenen Strahlen glitzerten nur noch auf dem breiten Spiegel eines großen See's, an dessen Ufer auf einer Anhöhe ein großes, schönes Schloß stand, dessen prächtige und eigenthümliche Bauart jedes Auge auf sich zog. Die Form war ein Oval, an das sich zwei Pavillons angeschlossen. Um das Ganze herum lief ein Arkadengang, über welchem sich eine breite Galerie befand, auf die zwei schöne Freitreppen führten.

Das Parterre war in der Mitte von Osten nach Westen durchbrochen, und diese Oeffnung ging auf eine mit Bäumen bepflanzte Straße, welche in grader Richtung auf die acht Meilen entfernte Residenz Dresden zunging.

War schon die Aussicht auf dem freien, das Schloß umgebendem Platz unvergleichlich, so vergrößerte sich dieselbe noch auf der Galerie, wo man die Naturschönheit in ihrer unermeßlichen Ausdehnung überschauen konnte.

Die Natur athmete Frieden. Nur ein leiser Wind wehte durch die Blätter der Bäume, auf deren Nesten die kleinen bestiederten Säger ihr Abendlied ertönen ließen. —

Alles athmete Ruhe und Frieden, nur nicht die Einsame, die sich auf der Galerie befand.

Ihre hohe Gestalt mit der kaum durchschimmernden Röthe auf den überaus lieblichen Zügen eines kaum den Kinderjahren entwachsenen Gesichtes bewegte sich unruhig hin und her, während ihre großen blauen Augen mit dem Ausdruck tiefter Rathlosigkeit bald nach dem See hinunterblickten, als suchten sie seine Tiefe zu ergründen,

3

bald aber sich wieder nach dem klaren, wolkenlosen Himmel hinaufwandten, als könne ihr einzig nur von dort her die Hülfe kommen, die sie zu erstehen schien.

Sie mußte sich wohl ganz allein glauben, als sie sich so fessellos ihrer Rathlosigkeit hingab. Sie überhörte, daß von innen eine Glasthür, die zur Galerie führte, geöffnet wurde, aus der mit leisen, unhörbaren Schritten eine ältere Frau heraustrat, aber regungslos stehen blieb und ihre Augen mit dem Gefühl der tiefsten Theilnahme auf das junge Mädchen richtete.

„O mein Gott!“ rief die Letztere jetzt mit fast weinender Stimme, „kann mir denn Niemand sagen, ob ich mit diesem Schritte auch den rechten Weg einschlage?“

„Das kann wohl Niemand, als Ihr Gewissen allein!“ antwortete die Frau hinter ihr in ernstem Tone, indem sie einige Schritte näher trat.

Erschrocken und verlegen wandte sich das junge Mädchen nach ihr um.

„Du hier, Bertha?“

„Wenn ich gehen soll, so haben Sie das nur zu wünschen!“ sagte die Frau in demselben ernsten Tone.

„Ach nein, bleib bei mir!“ rief das junge Mädchen, sich in die Arme der Frau werfend. „Bertha, ich fühle mich recht unglücklich!“

Die Frau umfaßte sie mit der Bärtlichkeit einer besorgten Mutter, und ihre Stimme klang um Vieles milder, als sie entgegnete:

„Welche Aeden, mein Kind! Unglücklich kann sich nur der Mensch nennen, der arm, ungeliebt, verlassen und hoffnungslos in der Welt alleinsteht. Worüber haben Sie zu klagen? Sie sind jung und schön; das schützende Dach dieses Schlosses ist Ihre Heimath. Sie sind das geliebte, einzige Kind eines edlen Vaters. — — —“

Freierstunden am häuslichen Herde.



Redaction, Druck und Verlag von S. G. Münchmeyer in Dresden, Jagdweg 14.

Filialen: Berlin, Ruppinerstraße 44; Wien, Josephstadt, Wickenburggasse 3; Dortmund, Düppelstraße 6.

Der beiden Auikows letzte Fahrten.

Historischer Roman aus der Jugendzeit des Hauses Hohenzollern von Karl May.^{*)}

Uebersetzung und Dramatisirung wird vorbehalten,
Nachdruck gerichtlich verfolgt.

— 1 —

Suteminn.

Westlich von dem kleinen Ländchen Bessin lag der Bohlen. Es war das ein Wald, welcher zu der Zeit, von der wir erzählen, alle Erscheinungen eines nur wenig begangenen Urwaldes bot. Im Sommer, wenn die Strahlen der Sonne ihren Weg durch das dichte Laubwerk nahmen und von den golden und purpurn umsäumten Blättern zitternde Reflexe wie sprühende Karfunkel um die riesigen Stämme und das knorrige Geäste blitzten, herrschte hier ein gar reges, thierisches Leben, denn Bären, Wölfe, Luchse, Schweine, Hirsche, Rehe, Füchse, wilde Katzen und anderes Wild trieb zwischen den umgestürzten und modernden Bäumen oder in den von Besinagesträuch und Farrenkräutern verdeckten Vertiefungen sein Wesen, giftige Schlangen lauerten im tiefen, feuchten Moose, und es bedurfte wohl eines nicht gewöhnlichen Muthes, in diesen wilden Gründen dem edlen Waidwerke obzuliegen. Jetzt aber war es Winter; die mächtigen Eichen, Buchen und Nüstern streckten ihre Zweige entblättert in die Luft, und wenn auch eine Decke dichtliegenden Schnees sich über die kahlen Wipfel und den hartgefrorenen Boden legte, konnte man doch leichter als zur schönen Jahreszeit den Wald passiren, da das dicht verschlungene Gewirr der Gesträuche der unerbittlichen Kälte hatte weichen müssen.

Trat man auf der östlichen Seite aus dem Walde

heraus, so gelangte man nach einer kurzen Wanderung über den Bruchboden nach dem Dorfe Dachtow, dessen Häuser mit ihrem halbverwitterten und vom Alter dunklen Lehmwerke wenig einladend von der weißen Schneefläche abstachen.

Es war Abend; der Mond warf seinen ruhig leuchtenden Schimmer zur Erde; ein leiser Lufthauch bewegte die Atmosphäre, und tiefer Frieden lag über die weite Gegend ausgebreitet. Im Dorfe schien Alles schon schlafen gegangen zu sein, denn keines der kleinen Fenster erglänzte von dem flackernden Feuer eines qualmenden Kienspanns. Aber doch — dort im Kruge herrschte noch Leben, und zwar ungewöhnlich reges Leben; an der Rückseite desselben standen in einem halb offenen Stalle eine Reihe aufgezäumter Pferde, und durch die geschlossenen Läden konnte man ein lautes Durcheinander von kräftigen Stimmen vernehmen.

Auch das Dorf herab ertönten jetzt die nahenden Hufschläge eines Pferdes, und bald war ein einzelner Reiter, ein sogenannter Einspänner zu sehen, welcher, vorsichtig Umschau haltend, sich dem Kruge näherte. Es war eine kolossale Gestalt auf einem ebenso gewaltigen Streitrosse. In der Rechten hielt er eine baumstarke Lanze, unter deren Spitze ein kleines Fähnlein flatterte, dessen Farbe aber bei dem ungewissen Lichte grad so wenig zu erkennen war, wie das Zeichen, welches den mächtigen Schild schmückte, der seine linke Seite bedeckte. Ein ungewöhnlich langes und breites Schwert hing ihm von der Hüfte

^{*)} Den von allen Seiten auf uns eindringenden Wünschen unserer verehrten Abonnenten zufolge beginnen wir schon mit der heutigen Nummer; diese in No. 49 des „deutschen Familienblattes“ angekündigte Fortsetzung des Friedrich Armann'schen Romanes „Fürst und Junker.“ Wir erfüllen unser Versprechen in der Ueberzeugung, daß die „letzten Fahrten“ in jeder Beziehung sich des Beifalles der Leser erfreuen werden.

nieder, und ein doppelschneidiges Messer, wegen seiner Gefährlichkeit „Guadegott“ geheißten, war in lebener Scheide durch eine Kette an den starken Leibgurt befestigt.

Mit einem raschen Sprunge war er vom Pferde, einem Falben von außerordentlich kräftigem Gliederbaue, und trat laufend an einen der Läden.

„Das sind Kriegsgurgeln, die sich da d'rin hören lassen! Sicherlich ist kein Ritter dabei, sonst wäre nach löblichem Schick und Brauch eine Wache ausgestellt. Ich muß doch sehen, was für eine Farbe sie tragen. Babieca, bleib fein ruhig stehen; ich will meine Lanze an dich lehnen!“

Als hätte das Thier ihn verstanden, streckte es die Glieder in eine bequeme Stellung und wandte nur leicht den Kopf, um ihn bei seinem Eintritte in den Hausflur nachzublicken. Er öffnete die Thür und erblickte nun eine Anzahl reißiger Knechte, welche sämmtliche Tische besetzt hielten, um sich bei einem Schlucke gütlich zu thun. In der hinteren Ecke erhob sich die knochige hagere Gestalt, eines alten Wachtmeisters, welcher ihm entgegentrat:

„Mit Verlaub, Herr Ritter, wollt Ihr uns wohl Euren Namen sagen? Wir haben Euch nicht kommen hören, und es sind gar schlimme Zeiten!“

Wirklich trug der Eingetretene keine Farben, an denen er zu erkennen gewesen wäre, aber seine aus blau angelauftenem Stahle gefertigte Rüstung war von so eigenthümlicher und zugleich vorzüglicher Arbeit, daß sie recht gut als Merkzeichen dienen konnte, und als ihr Träger statt aller Antwort den Schild erhob, welcher einen Amor mit gespanntem Bogen zeigte, trat der Frager mit einer Ehrerbietung zurück, wie man sie sonst nur hervorragenden Persönlichkeiten zu erweisen pflegt, und der Wirth, dies bemerkend, öffnete die Thür zu einem besonderen Nebengemach, in welches er den Fremden einzutreten lud.

„Das sind ja Leute des Ritters Rymand von Löben! Was thun sie hier hinter dem Bissen?“

„Sie kehren von einem Streifzuge heim und wollen noch heut in das Lager vor Friesack zurück,“ antwortete der Wirth.

„So ist es also wahr, daß der Markgraf vor Friesack liegt, wie ich hörte?“

„Ihr müßt hier sehr fremd sein oder sehr weit herkommen, wenn Ihr von dieser Fehde nicht längst schon wißt!“

„Ich komme aus dem Lande Preußen, wo das schwarze Kreuz des deutschen Ritterordens starker Arm bedarf. Doch, gebt mir einen Trunk, aber einen guten, wie es nach löblichem Schick und Brauch sich geziemet, und dann führet mein Roß Babieca in den Stall; das edle Thier bedarf der Pflege und Erholung!“

Der Wirth that, wie ihm geheißten war. Unterdessen saßen die Reißigen in dem räucherigen Schenkzimmer und unterhielten sich mit gedämpften Stimmen über den fremden Rittermann.

„Und ihr wißt wirklich nicht, wer er ist?“ fragte der Wachtmeister, „trotzdem Ihr den nackten Buben mit dem Pfeile gesehen habt, der auf seinen Schild gemalt ist!“

„Wir kennen hier nicht jeden Rittermann, dieweilen wir aus dem Lande Schwaben sind,“ entschuldigte sich einer der Angeredeten.

„Das ist wahr. Aber wenn Ihr ihn auch noch nicht gesehen habt, so kennt Ihr doch ganz gewißlich seinen

8

Namen, denn der ist bekannt fast über die ganze Erde und noch drei Meilen darüber hinaus. Er heißt Sutmim.“

„Sutmim?“ rief überrascht im Kreise. „Wohl haben wir von dem gewaltigen Kämpfen gehört, dem Keiner gleichen soll, so Viele sich auch mit ihm gemessen haben! Erzähle uns von ihm!“

„Ja, von dem, was er hier zu Lande gethan, läßt sich wohl viel erzählen, nicht aber von seiner Abstammung und seinen Abenteuern in fernen Ländern. Er war bei den Russen und Normannen, bei den Dänen und Friesen, im Lande der Franken und Welschen, ja sogar bei den Türken und Tataren soll er gewesen sein, doch von seinen Thaten weiß man nichts, denn er zieht stets einspännig aus, und Keiner hat ihn jemals in Begleitung eines Knappen gesehen.“

„Sie werden seine Burg bewachen sollen.“

„Seine Burg? Er hat keine. Er wohnt zu Tänger-münde in einem kleinen Häuschen, welches ringsum von einer Mauer umgeben ist, so daß kein Auge sehen kann, was in seinem Hausfrieden vor sich geht; aber wunderbare Dinge mögen das wohl sein, denn des Nachts steigen feurige Bluthen aus dem alten Schornsteine, und oft kommen seltsame, glühende Gestalten geflogen und tanzen um das hauffällige Dach. Dann erhebt sich hinter der Mauer ein Lärm, als ob ganze Heere Gewappneter mit einander kämpften; mächtige Fußtritte stampfen die Erde, Schwerter klirren und klingen, Panzer rasseln, Pferde wiehern, Hunde heulen und bellen, und Federmann schießt das Haus, in welchem die höllischen Geister ihr Wesen treiben. Aber er hegt nicht die schwarze, sondern die weiße Kunst, und — —“

„Die weiße? Was ist das für eine Kunst?“

„Bei der schwarzen Kunst gehört die Seele dem Teufel, welcher dafür eine bestimmte Zeit lang in allem Schlimmen dienstbar sein muß; bei der weißen Kunst aber wird er gezwungen, Gutes auszuführen, und weil er dafür nichts bekommt, so könnt Ihr Euch denken, daß er mit seinen Gefellen sich ganz gewaltig dagegen sträubt und des Nachts einen solchen Heiden-spectakel vollführt. Wer die weiße Kunst versteht, der hat Macht über alle guten und bösen Geister, über Leben und Tod, über Hab und Gut und kann Alles vollbringen, was Gott und den heiligen Engeln wohlgefällig ist. Deshalb ist Sutmim ein so gewaltiger Ritter und zugleich ein Gelehrter, dem nichts verborgen ist in den sieben Reichern der Unterwelt. Er kann das Wetter machen und den Sonnenschein, die giftigen Dünste vertreiben und alle Krankheiten heilen; er fängt den Bären mit der bloßen Hand und spaltet einem Gewappneter den Kopf bis herunter auf die Brust und auch noch weiter, wenn er will; seine Haut ist fest wie Eisen, denn er hat sie mit Drachenblut bestrichen, und durch seine Rüstung dringt weder Schwert noch Dolch, weil sie von den guten Zwergen geschmiedet worden ist. Er ist keinem Menschen unterthan und Niemand, kein Herzog und kein Fürst, darf ihn zu einem Heereszuge entbieten; er kommt von selbst, und die Seite, auf welche er sich stellt, gewinnt den Sieg.“

„Aber wer bewacht sein Haus, wenn er auf Fahrten ausgezogen ist?“

„Es wird behütet von seinen Geistern, die in allerlei menschlichen und thierischen Gestalten um dasselbe streifen oder über die Mauer lugen. Bald hinkt ein altes, trief-ängiges Weib aus dem kleinen Thore hervor, bald erblickt

der kühne Laufher ein herrlich gebildetes Weib, welches sich aber sofort in einen riesigen Köder verwandelt und mit gefletschten Zähnen auf ihn losstürzt; bald tritt ein schöner Jüngling durch die Pforte, um im nächsten Augenblicke spurlos zu verschwinden, bald erblickt man ein runzelvolles Greisenangezicht in der Mauercharte; aber wehe dem, der nicht schleunigst umkehrt und flieht: er würde in ein Thier verwandelt werden, um seine Neugierde zu büßen!"

In diesem Augenblicke wurde der abergläubische Erzähler von einer Hand unterbrochen, welche mit kräftigen Schlägen von Außen an den Laden klopfte. Eine tiefe, volltönende Stimme rief nach dem Krugwirthe, und dieser eilte hinaus, um die Wünsche des nächtlichen Gastes zu erfragen.

"Wer ist's?" beehrte der Wachtmeister zu wissen, als er wieder in die Stube trat.

"Ein Rittermann," antwortete der Befragte, "der es sehr eilig hat. Er will seinen Durst löschen und dann weiter reiten."

"Hast Du ihn erkannt?"

"Er hat sich tief verhüllt; fast scheint es mir Einer von den Quizow'schen zu sein!"

"Von den Quizow'schen? Dann ist er geflohen oder bei dem heutigen Kampfe entkommen. Macht Euch in die Höhe, Ihr Mannen! Ich will mir den Patron einmal ansehen, und wenn es einer der Feinde ist, so werde ich Euch rufen. Geht durch die Hinterpforte leise zu Euren Pferden; zu Fuß ist einem Berittenen nur schwerlich beizukommen!"

Er steckte einen der vorhandenen Fienzspäne in Brand und trat mit demselben vor die Thür, um dem ungewissen Lichte des Mondes möglichst nachzuhelfen. Mit der einen Hand den Zügel des Pferdes erfassend, leuchtete er mit der andern empor, und kaum hatte er das Gesicht des Reiters erblickt, so warf er die Leuchte von sich und riß das Schwert aus der Scheide.

"Grüß Euch Gott, Ritter Dietrich! Was habt Ihr von Friesack hier zu schaffen?"

Aber schon blühte das Schwert des Angeredeten durch die Luft und hätte sicher den Kopf des Wachtmeisters gespalten, wenn derselbe nicht schnell bei Seite getreten wäre und durch einen Ruck an den Zügeln das Pferd zum Bäumen gebracht und somit den Hieb unsicher gemacht hätte.

"Herbei, herbei, Ihr Leute!" rief er dabei mit laut-schallender Stimme. "Ritter Dietrich von Quizow ist zu fangen!"

Er bezahlte diesen Ruf mit dem Leben, denn ein zweiter Hieb Dietrichs traf besser und streckte ihn lautlos in den Schnee. Aber schon waren die Andern herbeigeeilt und hieben, den Ritter umzingelnd, auf ihn ein.

"Ergebt Euch!" wurde ihm zugerufen. "Ihr seht, daß der Unrigen zu viele sind!"

"Ergeben?" lachte er grimmig, riß sein Pferd empor und warf es, mit mächtigen Schlägen sich vertheidigend, im Kreise herum. "Da habt Ihr meine Antwort, und fahrt zur Hölle, Ihr feilen Knechte!"

Einer nach dem Andern sank unter seinen wuchtigen Hieben vom Pferde, während es Keinem von Ihnen gelang, ihm eine Wunde beizubringen, und eben wandten die beiden Letzten ihre Thiere, um sich dem Unwiderstehlichen

§

durch die Flucht zu entziehen, als ein neuer Streiter auf dem Platze erschien.

Es war Suteimin. Er hatte in seinem Stübchen den lauten Ruf des Wachtmeisters vernommen und war zu seinem Pferde geeilt, um sich an dem Kampfe zu betheiligen. Um die Ecke des Hauses biegend, bemerkte er, daß Dietrich ganz allein und ohne Begleitung sei.

"Holla!" rief er; "hat sich der Fuchs aus seinem Bau gewagt? Hier ist Einer, mit dem er sich wohl messen mag! — Ihr seid ohne Lanze, Ritter? Gut, fechten wir nach ritterlichem Schick und Brauch!"

Er warf die seinige von sich, riß das Schwert heraus und drängte seinen Falben an Dietrichs Rappen.

"Suteimin!" rief dieser, und der Ton seiner Stimme verrieth nichts weniger als Freude über das Erscheinen dieses Feindes.

"Ja, Suteimin, der heut beginnen will, Rechnung von Dir zu fordern, Diez!"

Dietrich drängte sein Pferd zurück.

"Halt ein, Otto; ich kreuze mein Schwert nicht mit dem Deinigen!"

"Fürchtest Du Dich? Steh' fest und wehre Dich!"

"Nein! Ich mag Dein Leben nicht!"

"So, magst Du's nicht? Es ist Dir wohl Nichts werth, weil Du mir schon alles Andere nimmst? Doch tröste Dich, Du wirst's auch nicht bekommen. Ich sage: wehre Dich, sonst schlage ich Dich nieder!"

Dietrich parirte einen fürchtbaren Hieb seines Gegners und rief:

"Warum begannt Du nicht früher Dein Nachwerk? Wußtest Du mich nicht zu finden?"

"Du hattest der Feinde genug, die Dich mir festhielten. Jetzt, wo Du entrinnen willst, ist meine Zeit gekommen, und ich trete in die Lücke. Wehre Dich, Mann; es ist nicht Scherz gemeint!"

"Gut, so fahre hin. Du willst es nicht anders!"

Sich in den Bügeln empor richtend, ergriff er das Schwert mit beiden Händen und schwang es zu einem vernichtenden Streiche auf Suteimin. Dieser aber fing den Schlag mit seinem Schilde auf, als sei er von einem schwachen Knaben geführt worden und schlug im nächsten Augenblicke Dietrich die Waffe aus der Hand, so daß sie weit über das Feld hin flog.

"Hier siehst Du Deinen Meister. Ergieb Dich oder stirb!"

"Keins von beiden. Komm, fahre hin!"

Er hatte den Gnadegott aus dem Gürtel gerissen und stieß ihn mit kräftiger Faust dem Feinde nach der Brust. Dort aber prallte die Klinge von der festen Rüstung ab und zersplitterte wie Glas unter dem mächtigen Stoße.

"Das war gut gemeint, Diez; hier hast Du meinen Dank!" rief Suteimin; er ließ das Schwert sinken, zog den zweischneidigen Dolch aus der Scheide und wollte damit auf Quizow eindringen, als dieser, aller Waffen beraubt, seinen Rappen wandte und die Flucht ergriff.

"Halloh, Ritter Dietrich von Quizow, fest gestanden, wie sich's geziemet nach altem Schick und Brauch!" rief Suteimin, indem er sich vom Pferde schwang, um die weg-geworfene Lanze zu ergreifen. Wieder aufgestiegen, stemmte er dieselbe in die Seite und stürzte wie ein Rachegeist dem Davonstehenden im Fluge nach.

"Halt Verräther, Mörder, Franenräuber!" klang es

mit donnernder Stimme hinter dem herabgeschlagenen Bistire des Verfolgenden hervor. Mit Anstrengung aller Kräfte flog der Rapp über den aufwirbelnden Schnee dahin; Dietrich von Quitzow kannte seinen Gegner und wußte, daß er verloren sei, wenn er eingeholt werde; mit Schmeichelworten und ermunternden Zurufen suchte er sein treues Roß zur Ausdauer zu bewegen und warf sogar, um die Last zu verringern, den bis jetzt festgehaltenen Schild von sich. Aber stetig und unerbittlich rückte ihm der Verfolger näher; der Falben war dem Rappen überlegen; die starken Glieder trugen den langgestreckten und fast den Boden berührenden Leib wie im Spiele dahin; die einzelnen Bäume und Sträucher schwandten wie Schattenbilder hinter den beiden Reitern, die jetzt lautlos, aber mit Aufbietung aller Kunst und Geschicklichkeit dahinstoben; jetzt tauchte zu beiden Seiten des Weges der Hochwald auf; knolliges Wurzelwerk durchbrach den Boden und machte den Ritt mit jeder Sekunde lebensgefährlicher; aber unaufhaltsam ging es vorwärts, voran der Fliehende, hinter ihm her der Verfolger; immer kleiner wurde der Raum zwischen ihnen, immer kürzer die Sprünge des Rappen, immer weiter die mächtigen Säue des Falben, dessen Sehnen aus Stahl geformt zu sein schienen. Das brave Thier schien zu wissen, daß es sich um Ungewöhnliches handle; der Grimm, welcher die Muskeln seines Herrn spannte, funkelte auch aus seinen großen, dunklen Augen, und die tiefen Laute, welche seinen dampfenden Rüstern entstiegen, waren nicht Zeichen der Ermüdung, sondern der Begeisterung, mit welcher das edle Thier dem Schenkeldrucke seines Reiters gehorchte.

So ging es fort über Stock und Stein, weiter, nur weiter, immer weiter, bis endlich Dietrich spürte, daß die Kräfte seines Pferdes auf der Reige seien. Jetzt gab es nur noch einen Weg zur Rettung: die Flucht zu Fuße durch das Dickicht, und schon war er im Begriffe, den Zügel seitwärts anzuziehen, als hinter ihm ein Ruf ertönte, der ihn freudig auffauchzen ließ.

„Sie Quitzow!“ erscholl es aus einem Duzend kräftiger Rehlen, und ebenso viele Reiter drängten sich aus dem dunklen Unterholze heraus zwischen ihm und seinen Gegner, welcher, keinen Augenblick stehend, mit eingeleger Lauze mitten unter sie hinein fuhr und sich im nächsten Augenblicke im Handgemenge mit ihnen befand.

„Ja, seid Ihr Mannen Holzkendorffs? Herr Werner wird die Zeche zahlen müssen!“ rief er, mit dem Schwerte unter ihnen aufräumend, so daß Einer nach dem Andern vom Gaul stürzte. Es war wirklich, als hätten die Waffen der Andern keine Macht über ihn und als wüchse seine Kraft mit jedem Schlage, den er austheilte. Aber trotz alledem sah er nur zu gut, daß Dietrich ihm entgangen sei, denn dieser war schon längst mit einem der Reiter verschwunden, und dieser war Werner von Holzkendorff selbst, welcher die Nacht hatte benutzen wollen, um sich mittelst eines Streifzuges von der Lage Friesacks zu überzeugen, und bei dieser Gelegenheit auf seinen Freund Dietrich gestoßen war.

Er hatte das Nahen der Reiter bemerkt und sich mit den Seinen hinter die Büsche zurückgezogen. Trotz der Schnelligkeit des Rittes und der nichts weniger als rühmlichen Lage, in welcher er den Ritter von Quitzow als Fliehenden noch nie gesehen hatte, war dieser doch sofort von ihm erkannt worden, und schnell hatte er seinen Reifigen Befehl ertheilt, sich zwischen die Weiden zu werfen. Auf

8.

diese Weise war es ihm gelungen, Ritter Dietrich von seinem Bedränger zu erlösen, und jetzt trabte er nun wohlgenuth mit ihm über Kremsen auf Schloß Bützow zu, wo er durch eine offen gelassene Seitenpforte, unbemerkt von dem Gesinde, mit ihm anlangte.

Unterdessen war auch der Kampf zwischen Suteninn und den Knechten Werners von Holzkendorff beendet. Sobald diese bemerkten, daß ihr Herr mit dem Ritter in Sicherheit sei, gaben sie den höchst ungleichen, aber für sie trotzdem gefährlichen Kampf auf und zogen sich fliehend zurück, um die verwundeten Thirigen auf dem Kampfplatze erst dann aufzusuchen, wenn der gewaltige Kämpfe, dem ihre Ueberzahl Nichts hatte anhaben können, denselben verlassen habe. —

Sie brauchten nicht lange zu warten. Suteninn, wohl einsehend, daß eine Verfolgung zu Nichts führen könne, entschloß sich, umzukehren. Langsamem Schritte ritt er zurück. War ihm der Quitzower auch heut entgangen, so wußte er doch, daß er ihn später wieder treffen werde, und dann, das nahm er sich vor, sollte ihm ein Entkommen nicht zum zweiten Male gelingen.

Es war schon gegen Morgen, als er Dectow wieder erreichte. Der Wirth hatte sich der Todten und Verwundeten wohl angenommen, und Suteninn versprach ihm, vom Lager des Markgrafen aus ihm Hülfe zu senden. Sodann ritt er, die Richtung nach dem Bogen einschlagend, auf Friesack zu.

Dort angekommen, bemerkte er unter den Kriegsvölkern eine lebhafte, freudige Bewegung und erfuhr auf sein Befragen, daß das Schloß durch einen unterirdischen Gang diese Nacht überrumpelt und genommen worden sei. Es war sofort besetzt und der Frau Elisabeth mit ihren Kindern und all' ihrem Eigenthume freier Abzug bewilligt worden. Auch die Leute Dietrichs konnten abziehen mit dem, was sie auf dem Leibe trugen, und vorher wurde ihnen auch noch ihr Sold ausgezahlt.

Eben jetzt öffnete sich das Thor, und die Zugbrücke fiel nieder. Langsam und traurig, gleich einem Leichenzuge, bewegten sich die Abziehenden den Schloßberg herab. Voran fuhren zwei Wagen; der eine war mit dem Eigenthum der unglücklichen Frau beladen; auf dem anderen befand sie sich selbst mit den Thirigen, und hinter ihnen folgten betrübt und niedergeschlagen die waffenlosen Knechte. Der Zug ging zwischen den versammelten Heerführern und den aufgestellten Kolonnen der Feinde hindurch. Die Ersteren grüßten die Frau des einst so mächtigen Anführers der mährischen Mitterschaft achtungsvoll, als sie an ihnen vorüberzog, aber die rohen Kriegleute sandten ihr manches schimpfende Wort, manche Spottrede nach, durch welche ihr die traurige Lage, in welcher sie sich befand, noch schwerer und fühlbarer gemacht wurde. Nahe am Wege, auf dem Windmühlenberge, stand die große Donnerbüchse, welcher ganz vorzugsweise der Fall Friesacks, wie auch der übrigen eroberten Burgen zu verdanken war; Elisabeth wandte sich, mit Thränen in dem verschleierten Auge, von der furchtbaren Kriegsmaschine ab.

Oben auf dem Berge angekommen aber, sandte sie in tiefster Trauer und bitterster Wehmuth noch den letzten, Abschied nehmenden Blick zurück nach dem gewaltigen, jetzt halb in Trümmern liegenden Baue des Schloffes, in welchem sie die glücklichsten Jahre ihres Lebens verlebt hatte. In blauen Nebel gehüllt und nur noch in blaffen

Unrissen erkennbar, lag es wie eine Erinnerung an längst verschwundene, schöne Zeiten vor ihrem Auge. Mit stillem Ingrimm standen ihre beiden Söhne an ihrer Seite, und auch mancher der Kriegsknechte ballte die harte, knöchige Faust und warf den Arm drohend zurück auf die fröhlich im Lager sich tummelnden Sieger.

Da der Weg sich jetzt abwärts senkte, war die Stätte ihrer letzten Leiden bald ihrem Auge entschwunden, und nun ließ sie abermals halten, um sich von den einstigen Untergebenen ihres ritterlichen Gemahls zu verabschieden. Es wurde nicht viel gesprochen, aber die blinkenden Augen und finsternen Mienen der Scheidenden sprachen ebenso deutlich als Worte, als sie der Herrin, die sich in Begleitung von vier markgräflichen Reitern nach Burg Taupitz begab, wehmüthig nachblickten. Sie selbst zerstreuten sich nun in alle Welt, aber in dem Herzen eines Jeden von ihnen lebte die frohe Hoffnung, daß Ritter Dietrich gar bald wieder zu Kräften kommen und ihres Armes bedürfen werde, und dann, ja dann wollten sie all den Schimpf mit dreifachen Zinsen wieder heimzahlen. — —

Suteminn hatte, an einer einsamen Stelle sein Ross haltend, dem Schauspiel zugesehen, und bog jetzt nach der Gegend ein, in welcher er das Zelt des Grafen Ulrich von Lindow, welcher die Belagerung geleitet hatte, erblickte. Mancher frohe Ruf, mancher stumme, aber achtungsvolle und ehrerbietige Gruß wurde ihm auf seinem Ritze durch die langen Reihen der Zelte zu Theil, und als er vor demjenigen des Grafen anlangte, trat derselbe eben zwischen einer Oeffnung der Leinwand hervor und stieß, ihn erblickend, einen Ruf der freudigsten Ueberraschung aus.

„Suteminn, Ihr kommt zur glücklichen Stunde! Steigt ab und tretet näher. Unser gnädigster Herr ist heut selbst gegenwärtig und gab mir soeben den Auftrag, den Tapfersten und Zuberlässigsten aus der Schaar unserer Ritter auszuwählen, um ihm die Ausführung eines sehr wichtigen Auftrages anzuvertrauen. Keiner von Allen aber ist so werth und würdig wie Ihr, das Vertrauen Sr. Gnaden zu genießen, und so bitte ich Euch, einzutreten, um den hohen Herrn zu begrüßen!“

Suteminn stieg ab; aber sein Angesicht blieb ernst, und keine seiner Mienen verrieth, daß er sich von der höflichen Rede des Grafen geschmeichelt fühle.

„Wohl, es sei! Ich will dem Herrn Markgrafen meinen ehrerbietigen Gruß bringen, aber ob ich meinen Arm zu seinen Diensten stelle, das vermag ich noch nicht zu sagen!“

Er folgte dem Grafen in das Zelt.

Dasselbst saß auf einem Feldstuhle Markgraf Friedrich, den Rücken dem Eingange zugekehrt; in den Händen hielt er einen Brief, welchen er soeben gelesen zu haben schien, und in seinen Zügen war deutlich die Freude zu lesen, welche ihm der Inhalt desselben verursacht hatte. Bei dem Eintreten der beiden Männer wandte er sich um und sprang, Suteminn erblickend, überrascht empor.

„Willkommen, Ritter, hier im Lager!“ rief er, dem Angeredeten mit gewinnender Herzlichkeit die Hand entgegenstreckend. „Eure Gegenwart will Uns mit froher Hoffnung erfüllen, daß ein schwieriges Werk gelingen werde, für dessen Ausführung Unser lieber Graf Lindow Uns den passenden Mann suchen sollte. Doch sagt, wo kommt Ihr her? Es ist wohl eine sehr geraume Zeit, daß Wir Euch nicht gesehen haben!“

W.

Es entspann sich zwischen den drei Männern ein Gespräch, dessen Inhalt von Wichtigkeit sein mußte, wie auch der leise Ton bewies, in welchem es geführt wurde. Am Ende desselben erhob sich der Markgraf von Neuem:

„Jetzt wißt Ihr Alles, Ritter, und nun laßt es uns hören, ob Ihr Uns die Ausführung Unserer wichtigen Vorhabens zusagen wollt!“

Der Gefragte streckte dem Fürsten die Rechte entgegen.

„Hier meine Hand, Fürst, daß ichs thue, und was ein Mann vermag, das soll geschehen!“

„Und habt Ihr einen Helfer, dem Ihr vertrauen dürft?“

„Ich habe ihn. Zwar ist's kein Mann, sondern ein Jüngling erst, der noch niemals seinen Fuß hinausgesetzt hat in das gefahrvolle Leben, aber er ist unter meinen Augen emporgewachsen, hat ein Herz, so rein und treu wie Gold, und einen Arm, dessen Stärke selbst ich zu fürchten hätte, wenn er mir im Kampfe gegenüber stünde.“

„Wohl, thut Alles, was Ihr wollt; den Ritter Dietrich aber überlaßt für jetzt Uns selbst! Vor Allem mache ich Euch auf Schloß Garlosen und die Ritter von dem Krüge aufmerksam; es sind unruhvolle Geister, die Uns noch oft zu schaffen machen werden. Jetzt aber geht und ruht Euch aus; der Graf wird für Euch Sorge tragen!“

In Begleitung des Genannten verließ Suteminn das markgräfliche Quartier, und bald war auch für ihn ein Zelt errichtet, in welchem er sich ausruhen konnte von dem Abenteuer der letztvergangenen Nacht. —

— 2 —

Lockere Gesellen.

An dem Zusammenflusse der Elbe und des Mahen an der Mecklenburgisch = Priegnitzischen Grenze, anderthalb Meilen nördlich von Lenzen an der Elbe, lag das feste Schloß Garlosen, später Gorlosen genannt. Es hatte von je her das Schicksal gehabt, unruhigen Geistern die entweder dem Landesherrn oder den Landstrafen gefährlich wurden, zum Aufenthalte zu dienen und wurde jetzt besessen von vier Männern, die ihr Schwert gut zu führen verstanden und am liebsten den Wein tranken, den Andre bezahlt hatten. Es waren dies der alte und der junge Boldewin von dem Krüge, ihr Vetter Thomas von dem Krüge und der tapfere Claus von Quikow, zu Stavenow wohnhaft.

Die vier wackern Degen kamen des Morgens auf Garlosen zusammen, erzählten sich von ihren Tethen und Kriegsthaten oder sammelten auf neuen Ruhm und tranken dazu mit einer Ausdauer, daß Guno, der alte Kellermeister, gar öfters sich auf eine der Stufen setzte, um von dem ununterbrochenen Auf- und Absteigen ein wenig zu verschmaufen. Wenn dann der Abend hereingebrochen war und das edle Raß nicht mehr recht durch die rauhen Gurgeln wollte, so ließ Der von Quikow sich von seinen zwei Knappen auf das Ross heben, um, hüben und drüben gehalten, heimwärts zu reiten, während die Drei von dem Krüge nach dem gemeinschaftlichen Schlafgemache taumelten und sich mit den unmöglichsten Abenteuern anlogen, bis

Einer nach dem Andern die Sprache verlor und ein dreifaches Schnarchen bewies, daß die Recken nun ernstlich begonnen hatten, von ihrem schweren Tagewerke auszuruhen.

Aunders freilich verlief der Tag, wenn eine Fehde auszufechten war oder sich ein Zug mit Kaufmannsgütern nahete; da erhob sich ein gar kriegerisches und lebhaftes Treiben zwischen den Mauern des Schloßhofes, und wenn das Thor sich öffnete, um die Schaar der Gewappneten zu entlassen, so kehrten sie gewiß nicht anders denn als Sieger wieder, denn die vier Herren zeigten sich zwar täglich vom Trinken ermüdet, waren aber noch niemals vom Dreinschlagen matt geworden.

Es war an einem kalten Februartage, als auf der Straße von Lenzen nach Grabow ein Ritter wohlgenuth dahintrabte. Der Gaul, auf welchem er saß, zeigte zwar wenig überflüssiges Fleisch, hatte aber desto stärkere Knochen, und die Art und Weise, wie er ausritt, ließ kaum eine Art von Schwäche vermuthen. Auch die lange, hagere Gestalt des Reiters saß so stramm im Sattel, als seien erst zwanzig Sommer über sie dahin gegangen, und doch zeigte das Grau von Bart und Haupthaar und der Faltenreichtum des wetterharten Gesichts alle Spuren jenes Alters, in welchem man den warmen Ofen allen Schönheiten eines wintersstarrten Waldes vorzieht.

„Ist das eine Dummheit,“ sprach er vor sich hin, „ein Schloß so weit in's Land hinein zu bauen, wo auf der Elbe so reicher Fang zu machen ist! Da reite ich nun — aber halt, wer ist der Mann, der da vorn so langsam dahinschendert, als ginge er zur Sommerzeit spazieren? Muß ihn 'mal fragen, wo der Weg nach Garlosen mündet!“

Er gab dem Pferde die Sporen zu kosten und befand sich bald an der Seite des Fußwanderers, welcher, ohne den Ritter groß zu beachten, langsam seines Weges fürbaß schritt. Er war eine gewaltige Figur mit mächtigen und muskulösen Gliedern. Aus dem verwitterten Gesichte ragte ein mit Pech zusammengedrehter Schnauzbart zu beiden Seiten der Nase um eine Handlänge in die Luft hinaus und gab der Physiognomie einen grümmigen Ausdruck. Die Tracht des Mannes war aus ungegerbtem Leder gefertigt und bestand aus hohen Stiefeln, unsauberen Hosen, einem abgenutzten Wamms und einem schäbigen Hute, der so breite Ränder hatte, daß man aus der Ferne recht wohl annehmen konnte, der kräftige Patron trage einen Mühlstein auf dem Kopfe. Von dem Hute wallten mehrere rothe Hahnenfedern zur Seite herab, und an einem ebenso rothen Gurte hing ein ungeheurer, langer Kaufdeggen. —

„Geda, alter Bursche,“ rief ihm der Ritter zu, „woher des Wegs und wohin willst Du?“

„Alter Bursche!“ antwortete der Gefragte. „Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche, aber der Teiwel soll Den anplafen, der da behaupten thut, daß ich alt bin! Woher ich komme und wohin ich gehe, das ist nur meinen eigenen Beinen ihre Sache; ich bin Wachtmeister und heiße Kaspar Liepenow, und wer mich noch einmal einen alten Burschen nennt, Mordelement, den zerhacke ich, bis er in Feggen davonreitet!“

Unser guter Kaspar Liepenow, den wir noch von „Fürst und Junker“ her kennen, fühlte sich jedenfalls durch die Ausrufe an seiner persönlichen Ehre gekränkt; seine

Augen funkelten, und seine Hand legte sich drohend um den Griff des Schwertes. Doch schien der Ritter diese Zornesäußerungen gar nicht zu bemerken; er fuhr in dem vorigen Tone fort:

„Also Kaspar Liepenow heißt Du und Wachtmeister bist Du? Wohl bei den Rittern von dem Krüge?“

„Beim Krüge, ja, da bin ich stets Wachtmeister, so lange als ein Tropfen zu sehen pleipt, aber bei den Rittern vom Krüge — nein, da will ich plos 'mal nachfragen, op Herr Dietrich von — na, das ist auch wieder Sache für meine eigenen Beine!“

„Bleibe mir mit Deinen Beinen vom Halse,“ lachte der Reiter, „und behalte Deine Weisheit meinethwegen so lange Du nur immer willst, für Dich! Aber sage mir, wie lange ich noch bis Burg Garlosen zu reiten habe.“

„Bis Burg Garlosen? Nicht weiter, als bis Thrd'ran seid, Mordelement, Gott straf mich, wenn's nicht wahr ist! Den Weg weiß ich selber nicht; aber er wird pald zu finden sein. — Ich will zu Herrn Claus nach Stapenow und zuvor nachfragen, op er vielleicht bei den Bolbewins zu treffen ist,“ setzte er hinzu, vertraulicher gemacht durch die Mittheilung des Ritters, daß dieser nach Garlosen wollte.

„Meinst Du den Claus von Quikow?“

„Denselpen!“

„Du sprachst vorhin von Herrn Dietrich! Bist Du vielleicht Einer von den Quikow'schen auf Friesack?“

„Das ist schon wieder Sache für meine eigenen Beine; aber Ihr sollt es wissen, wenn Ihr mir vorher sagt, wer Ihr seid. Ich hape Euch noch nie gesehen und kenne Eure Farpen nicht.“

„Hast Du noch Nichts gehört von dem Heyso von Steinfurth auf Alvensleben?“

„Heyso von Steinfurth? Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche, aber der Heyso ist ein Kerl, vor dem ich Respect hape! Er ist reich wie ein Prinz, denn er hat mehr als zwanzig Burgen und Dörfer, und hant eine Klinge, pesser als der Teiwel selber. Den — den kenne ich wohl, opgleich ich ihn noch nicht gesehen hape. Er war mit Herrn Hanns von Quikow gegen den Brandenburger und sitzt dem Krämervolke immer tapfer auf dem Nacken. Seid Ihr es denn vielleicht selber?“

Der Ritter nickte und Liepenow fuhr fort:

„Da prauche ich vor Euch keine Angst zu hapen und kann Euch sagen, wer ich bin, denn Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche, Ihr werdet meinen Herrn, den Ritter Dietrich von Quikow nicht verrathen, wenn Ihr ihn etwa auf Garlosen findet!“

„Dachte mir's — denn nur ein Mann Dietrichs wagt es, mit einem Ritter so zu reden. Ich habe Euer Unglück vernommen und auch gehört, daß Herr Dietrich entkommen sei. Denkst Du, ihn auf Garlosen zu finden?“

„Nein, aber der Claus sitzt den ganzen Tag bei den Bolbewins, und von ihm kann ich erfahren, ob sich Herr Dietrich vielleicht bei ihm verporgen hält. Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche, ich will auf der ganzen Welt weiter Nichts hapen, als nur meinen Herrn, und nachher wollen wir den Münperger Burggrafen zusammenfuchteln, daß er all' sein Leptage daran denken soll!“

Während dieser geharnischten Rede waren auf einem Waldwege seitwärts aus den Büschen zwei Reiter hervorgekommen, welche auf den ersten Blick die Aufmerksamkeit

der Beiden in Anspruch nahmen. Der Vorderste war von einem ungeheuren Leibumfang und saß auf einem ebenso dicken Schimmel, so daß seine kurzen Beine kaum über den halben Leib des Thieres herabreichten; aus dem vollen, runden Gesichte ragte eine Nase hervor, welche, hochroth gefärbt, fast die knorrige Gestalt einer ungeheuren Kartoffel hatte und an ihrer Spitze in allen Nuancen der blauen Farbe erglänzte; die kleinen, listigen Auglein waren kaum im Stande, über die mit Fett gepolsterten Backen hinweg zu sehen; die Zügel hingen lose über dem Halse des Thieres und die beiden Hände des Reiters hatten sich in sorgloser Beschaulichkeit über den Bauch gefaltet, als könne es dem Schimmel im ganzen Leben nicht einfallen, einen ordnungswidrigen Schritt zu thun. Und wirklich arbeitete der corpulente Gaul seine schwere Körpermasse mit einer Behaglichkeit weiter, die auf eine wahre Engelsfrömmigkeit schließen ließ und höchstens die Gefahr besorgen ließ, daß er einmal in seinem eignen Fette stecken bleiben könne.

Hinter diesem wohlgenährten Bilde der Gemüthlichkeit schaukelte mit steifen Beinen sich eine Rosinante vorwärts, deren mattgelb durchschimmernde Knochen nur durch eine Haut zusammengehalten wurden, auf welcher es nur nach angestrengtem Suchen möglich war, ein vereinsamtes Haar zu entdecken; auf dem grad emporstehenden, kahlen Schwanzstummel wiegte sich ein Etwas, dessen Lehnlichkeit mit einem von den Wotten zerfressenen Borstenwische unverkennbar war; die beiden Ohren gaben sich alle erdenkliche Mühe, eine aufwärts gerichtete Stellung einzunehmen, fielen aber immer wieder ermüdet auf den schwindstüchtigen Hals herab, und die Lippen des wackern Bierfüßlers hatten jene in sich gefehrte und Mitleid erregende Haltung eingenommen, welche ein Zeichen von der vollkommenen Unschädlichkeit des Gebisses ist. Auf dem scharfkantigen Rücken balancirte sich eine Gestalt, deren lange, spindeldürre Beine fast bis herab zur Erde reichten, während die spizen Ellbogen fast eine halbe Pferdeslänge über den Rücken ihres Besitzers hinausragten; eine fürchterliche Stößernase sprang aus dem schmalen, blassen Gesichte hervor, und über die schmalen Lippen hingen hüben und drüben zwei oder drei Haare herab, welche als Stellvertreter des Schnurrbartes zu dienen hatten. Und das Ganze krönte ein Ding, welches, halb Hut, halb Helm, halb Sturmhaube, selbst nicht zu wissen schien, weshalb es eigentlich da oben auf dem Schädel sitze. —

Als die beiden Neuangekommenen unsre zwei Bekannten erblickten, hielten sie an, um die fremden Erscheinungen einer sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen. Der Schimmel spreizte, um das sicherste Gleichgewicht zu erhalten, die Beine so weit wie möglich aneinander, und sein magerer College verdrehte die Augen vor Bedrüßniß darüber, daß es hier auf der Straße keinen Nagel gab, an dem er einstweilen seinen müden Kopf aufhängen könnte.

Endlich schien der Dicke zu einem Entschlusse gekommen zu sein. Er versuchte, durch bittende Worte und ermahnende Püffe sein Pferd zum Weitergehen zu bewegen, und als ihm dies endlich gelungen war, hielt er grad' auf Heyso zu, räusperte sich nachdrücklich und begann:

„Hrrr! Hm! Woher des Weges, Ritter? Hrrr! Hm!“

„Von daher!“ lachte der von Steinfurth, indem er nach rückwärts zeigte.

‡

„Hrrr! Hm! Und wohin des Weges? Hrrr! Hm!“
„Dahin!“ antwortete Heyso, noch lauter lachend, indem er nach vorwärts zeigte.

„Hrrr! Hm!“ räusperte sich weiter der Dicke, indem er seine über dem Bauche gefalteten Hände löste und die Rechte nach hinten streckte. „Balthasar, mein Schwert!“

Der Knappe ergriff den verlangten Gegenstand, welcher bisher quer über seinen beiden Knien gelegen hatte, und reichte ihn seinem Herrn hin, indem er zugleich nach seinem eigenen Schwerte griff.

„Hrrr! Hm! Wollt Ihr mir nun wirklich sagen, woher Ihr des Weges kommt — hrrr! hm! — und wohin des Weges Ihr wollt, Ritter?“

Es war eigenthümlich, was für eine Veränderung mit den vier zwei- und vierbeinigen Wesen in dem Augenblicke vorging, in welchem der Sprecher nach der mächtigen, zweischneidigen Waffe griff. Er selbst schien mehrere Zoll größer geworden zu sein, seine Auglein bligten höchst unerfroden unter den überhängenden Brauen hervor, und die ganze Gestalt zuckte in eine Haltung empor, die augenblicklichen Respect einflößte. Ebenso ging es mit Balthasar, dem Knappen, dem man es sehr deutlich ansah, daß jetzt mit ihm nicht sehr zu spaßen sei; der Schimmel begann vor Vergnügen zu tänzeln und schaukelte muthig durch die Rüstern, und der magere Fuchs stieß gar ein helles, trompetenartiges Wiehern aus und sprang vor Vergnügen mit allen Vieren zugleich in die Luft.

„Was soll das heißen!“ frug Heyso jetzt ernst.

„Hrrr! Hm! Das soll heißen, daß der Ritter Claus von Quikow auf Stavenow sich die schuldige Antwort mit dem Schwerte holt, wenn er sie nicht freiwillig bekommt. — Hrrr! Hm! Zieht blank, Ritter, ich werde Euch die Lippen öffnen!“

„Herr Claus von Quikow?“ rief Heyso, halb erkrent, halb betroffen, denn der Ruf des Muthes und der Tapferkeit, in welchem Claus stand, machte ihn doch an dem Eindrucke, welchen die äußere Erscheinung desselben auf ihn hervorgebracht hatte, ein wenig irre. „Verzeiht, Ritter, das habe ich nicht gewußt! Gebt Euer Schwert immerhin wieder zurück. Ich bin der Steinfurth auf Alvensleben und gedachte, Euch auf Garlosen bei den Baldewins zu treffen.“

„Der Ritter Heyso? Hrrr! Hm! Das läßt sich hören. Balthasar, hier hast Du das alte Eisen wieder.“

Der Knecht folgte dem Rufe, und während die beiden Herren neben einander voranritten, lenkte er seinen Fuchs an die Seite des Wachtmeisters, um mit ihm nachzufolgen.

„So, also!“ schnarrte er, „zum Heyso von Steinfurth gehöhrst Du? Bei dem giebt es ein lustiges Leben, keine Sorge, keine Roth, Schlägerei und Wein die Hülle und die Fülle. Verdamntes Leben dagegen auf Garlosen und Stavenow! Wein genug, aber keine Fehde, keinen ehrlichen Kampf die ganze ewige Winterszeit. Bin in die Haut gerostet wie eine alte, verschimmelte Schladwurst und sehne mich einmal nach einem guten, richtigen Degenstoß!“

(Fortsetzung folgt.)

Freierstunden am häuslichen Herde.



Redaction, Druck und Verlag von G. G. Münchmeyer in Dresden, Jagdweg 14.

Filialen: Berlin, Nuppinerstraße 44; Wien, Josephstadt, Wickenburggasse 3; Dortmund, Düsselstraße 6.

Der beiden Quibows letzte Fahrten.

Historischer Roman aus der Jugendzeit des Hauses Hohenzollern von Karl May.

[Fortsetzung.]

Uebersetzung und Dramatisirung wird vorbehalten
Nachdruck gerichtlich verfolgt.

„Hohso von Steinfurth, sagst Du? Der mag meiner wegen ein ganzer Kerl sein, aber gegen meinen Ritter kommt er doch nicht auf. Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche, aber einen Herrn wie den Dietrich von Quibow giebt's nicht wieder, so weit man denken kann!“

„So, also?“ rief erstaunt der Andere. „Du gehörst zu dem edeln Herrn Dietrich, den sie jetzt in Friesack eingeschlossen haben?“

„Eingeschlossen? Herausgeworfen haben Sie ihn, herausgeworfen wie einen Dachs, dem die Hunde zu viel geworden sind. Aber das Gesindel hätte es gar nicht fertig gebracht ohne die unvereschämte große Büchse, mit der sie den Mond vom Himmel schießen. Doch habe mir keine Sorge, Bruder Balthasar; wenn ich nur erst meinen Ritter finde, dann, Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche, werden wir die Büchse holen und Berlin, Brandenburg, Magdeburg und die ganzen Heidenwälder in die Erde hinein begraben!“

„So, also! Dann ist Ritter Dietrich wohl geflohen?“

„Geflohen?!“ rief der Wachtmeister. „Höre, Bruder Steckelpein, nimm Deine Knochen zusammen, sonst schüttle ich sie Dir hinunter in die Stiefel. Ritter Dietrich und geflohen! Durchgeschlagen hat er sich, durchgeschlagen, um ein Heer anzuwerfen, mit dem er den Markgrafen pis zurück nach Schwaben prügeln wird. Das merke Dir, sonst bist Du mein Freund gewesen!“

„So, also! Denkst Du etwa, der Balthasar fürchtet sich vor irgend Jemandem? Ihn und seinen Gregorimanorosewitsch hat noch Niemand zum Falle gebracht!“

„Gregorimanorodewitsch?! Wer ist denn eigentlich der Türkenhund, der diesen gotteslästerlichen, heidnischen Namen führt? Solche sündhaften Dinge sollten in einem christlichen Lande gar nicht gelitten werden!“

Freierstunden.

„Ein Türkenhund?“ lachte der Hageré. „Nimm mir's nicht übel, aber meinen Fuchs mit einem Türken zu verwechseln, das hätte ich einem Quibow'schen nicht zugetraut! So, also jetzt weißt Du es!“

„Ja, jetzt weiß ich es, daß nur Dein Gaul einen so langen und dünnen Namen haben kann, als wie Ihr Weidelselber seid. Aber wie ist er denn zu den Glegimanitafessich eigentlich gekommen?“

„Das ist sehr einfach: er stammt aus einem russischen Tabun und muß deshalb auch einen russischen Namen haben. Sein Vaterhengst hieß Gregorewitsch, dem sein Vater hieß Nimanowitsch und dem seiner hieß Rosewitsch, und darum heißt er zum Andenken an seine drei letzten Ahnen Gregorimanorosewitsch. So, also! Hast Du das verstanden? Und daß er nicht übermäßig vom Fette trieft, das ist ja grad eine Ehre für ihn: er hatte nämlich eine Herzallerliebste, und als er von ihr getrennt wurde, konnte er das nicht erwinden und hat sich fünf und zwanzig Jahre lang so darüber gekränkt, daß er fast ein wenig vom Fleische gekommen ist.“

„Ja, die Liebe, die hat schon Manchen vom Fleische gebracht, der nicht gerade ein Pferd gewesen ist. Aber Bruder Steckelpein, sage mir doch, was das für ein altes Gepäude ist, das da über den Pannen hervorblüht!“

„Das ist Schloß Garlosen.“

„Das alte gichtprüchige Nest wäre das berühmte Garlosen?! Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche, aber das muß ja zusammenstürzen, sobald ich mich nur mit dem Rücken d'ranlehne.“

„Warte es ab! Die Gräben sind so breit und tief und die Mauern so fest und stark, daß keine Donnerbüchse Etwas dagegen thun könnte. Und dazu sind die Ritter von dem Krüge die drei tapfersten in der ganzen

Runde, von meinem Herrn Claus gar nicht zu sprechen, der ein Viertelduzend zinnerne Teller mit der bloßen Hand zusammenrollt.“

„Das ist keine Kunst, Bruder Steckelpeinewitsch, aber ein ganzes Duzend irdene Teller zusammenwickeln, das ist eine Kunst! Doch höre einmal, hast Du Nichts gespürt von Herrn Dietrich von Duitow? Ich denke, er muß sich in die Gegend von Stavenow geschlagen haben, um sich bei Euch ein Asyl zu suchen.“

„Bis jetzt noch nicht, doch frage Herrn Claus; vielleicht weiß der mehr. So, also, da ist das Schloß. Hörst Du das Zeichen?“

Der Thorwart hatte jetzt die Ankommenden erblickt und gab mit dem Horne das Signal; kurze Zeit darauf raffelte die Zugbrücke nieder, das Fallgatter wurde in die Höhe gezogen und die eisenbeschlagenen Flügel des mächtigen Thores öffneten sich. Im Schloßhofe stand der alte Boldewin, um die Gäste zu empfangen. Er hatte sich auf einen Stock gestützt und verrieth beim Gehen durch die schmerzlichsten Verzerrungen seines Gesichtes, daß er von den Zipperlein heimge sucht sei.

Nachdem er die beiden Ritter gebührend bewillkommnet hatte, stieg er mit ihnen die Treppe empor. Balthasar gab seinem Pferde einen Schlag, worauf es sich augenblicklich dem Stalle zuwandte, und schritt dann mit Caspar Liebenow nach der Gefindestube.

Während hier der gewaltige Wachtmeister bald die Mannen der Boldewins um sich versammelt hatte und, den Schnurrbart drehend, von seinen Thaten erzählte, saßen droben die Ritter beisammen und hatten gar heimliche und wichtige Dinge mit einander zu verhandeln.

„Es ist keine faule Mähr, sondern ganz gewiß und sicher,“ sagte Heyso in halblautem Tone; „ich habe meine Späher in Berlin und Brandenburg, und wer gut bezahlt, der wird auch gut berichtet.“

„Hrrr! Hm!“ machte Claus von Duitow. „Das wäre ein Fang, wie er so leicht nicht wieder kommt, ja, wie er noch gar nimmer dagewesen ist. Wie schön könnten wir da dem Markgrafen den Streit mit meinem Vetter, dem Dietrich, heimzahlen? Also zweimal hundertundfünzigtausend Goldgülden hat er zu beschaffen? Eine Heidensumme, die man sich gar nicht denken kann! Und wie viel soll dazu von Hamburg kommen?“

„Das weiß ich nicht genau; aber wenig ist es nicht. Wenn der Streich gelingt, so können wir mit dem großen Mogul um die Wette trinken!“

„Und fünfzigtausend Weiber haben, wie die Könige vom Morgenlande,“ fiel der junge Boldewin hier ein. Die Dreie von dem Krüge hatten bisher mit weit offenem Munde den Enthüllungen Heyso's von Steinfurth gelauscht und ihr Erstaunen über den Inhalt derselben war so groß, daß sie nur ganz allmählig wieder in den Besitz der Sprache kamen.

„Zweimal hundertundfünzigtausend Goldgülden!“ stieß leuzend der alte Boldewin hervor und that eine Zug aus seinem Humpen, als wolle er sich vor Freude erkaufen.

„Zweimal hundertundfünzigtausend Goldgülden!“ rief sein Vetter Thomas von dem Krüge und schlug dabei mit der Faust auf die Tafel, daß es frachte. „Da kaufe ich mir das Frankenland und trinke den Wein ganz allein der dort wächst. Topp, Herr Heyso, ich bin dabei,

und ein besseres Schwert als das meine, sollt Ihr gar nicht finden.“

Er streckte dem Genannten beide Hände hin, in welche dieser auch kräftig einschlug. Der alte Boldewin war, wenn ihn die Geister des Weines nicht beherrschten, ein gar überlegamer Kopf und voll der weisen Rathschläge. Er nahm auch jetzt die Sache von einer weniger leidenschaftlichen Seite und meinte vorsichtig:

„Ein schönes Geld ist es, und wohl etwas mehr werth als das halbe Schock böhmischer Groschen, welches wir vorige Woche dem Juden abnahmen, aber haben — haben muß man die Goldfuchse, das ist die Hauptsache. Wer weiß denn, wann der Transport hier vorübergeht? er ist gar leicht zu veräumen!“

„Da ist es eben unsere Sache, Tag und Nacht auf der Lauer zu liegen, damit er uns nicht entgehe,“ meinte Heyso. „Ich werde mit einer guten Schaar meiner Mannen zu Euch stoßen, denn die Bedeckung wird eine zahlreiche sein.“

„Hrrr! Hm!“ räusperte sich Herr Claus. „Nehmt's nicht übel, Ritter, aber ich denke anders als Ihr. Hrrr! Hm! Der Markgraf ist viel zu klug, um durch eine große Anzahl Reifiger die Aufmerksamkeit erst auf den Zug zu lenken; mich dünkt vielmehr, daß der Transport in aller Stille und unter irgend welcher listigen Verkleidung vor sich gehen wird.“

„Hast Recht, Bruder!“ rief der alte Boldewin. „Komm trink!“

Claus that ihm gehörigen Bescheid und fuhr dann weiter fort:

„Und wer soll sich jetzt im Winter Tag und Nacht in den Bruch oder auf das Moor legen, um den Fang gehörig abzuwarten! Hrrr! Hm! Das ist eine Arbeit, die ich selbst meinen Balthasar mit seinem Gregorimandrosowitsch nicht vertraue, und das sind doch Zwei, die Alles möglich machen. Nein, ich schlage vor, daß wir einen Kundschafter aussenden, durch den wir erfahren, was uns zu wissen nothwendig ist.“

„Ihr habt weise gesprochen, Herr Claus,“ meinte Heyso. „Aber es wird schwer sein, einen Mann zu finden, der klug und tren genug ist für dies Beginnen.“

„O, der ist schon gefunden,“ beruhigte der junge Boldewin. „Es giebt im ganzen Reiche keine besseren Kundschafter, als den Vater Gusebins, unsern Burgkaplan. Und wo es sich um einen Streich gegen den Nürnberger Burggrafen handelt, da ist er mit Freunden dabei. Laßt uns ihn rufen!“

„Der ist nicht daheim, sondern nach Grabow gegangen, um irgend eine arme Seele vom Verderben zu retten. Hahaha, Pfaffenrutz geht doch zehnmal über Weiberlist! Aber da ist er ja! Gott zum Gruß, ehrwürdiger, frommer Vater! Ich habe doch den Thorwart nicht vernommen. Ihr seid wohl durch die Seitenpforte eingetreten?“

Mit salbungsvollem Gruße nahte der Kaplan, eine kurze, runde Gestalt mit einem außerordentlich pfiffig-frommen Gesichte.

„Des Herrn Gnade walte über Euch, Ihr edlen Ritter!“ Und sich zu dem Frager wendend, antwortete er: „Die Wege der Kinder Gottes sind ohne Geschrei und im Verborgenen, und ihr Fuß geht dem Verlorenen nach, um zu suchen und zu retten, die da wandeln in Irthum und Finsterniß.“

„Hrrr! Hm!“ machte Herr Claus mit listig blinzeln- den Neuglein. „Habt Ihr vielleicht wieder einmal eine arme Seele gefunden, welche wir retten können vom Ver- derben?“

Nach dem hingehalteneu Humpen des Burgherrn grei- fend und denselben in einem Zuge leerend, nickte der Priester bejahend.

„Der Jude Kron Izig aus Gardelegen mit seinem Schwager Beit Schmucl sind in Schwerin gewesen und kehren mit einem ganzen Wagen voll Güter, welche die Motten und der Rost fressen, zurück in die Heimath. Nächste Nacht werden sie unter einer Bedeckung von Meis- sen, die ihnen der Ritter von Karezin mitgegeben hat, hier vorüberkommen. Aber, wo der Herr nicht das Haus behütet, da wachen die Wächter umsonst, und die Kinder Israels erwartet Heulen und Zähnkappen, wenn sie nicht umkehren zum rechten Wege, denn sie haben den Gefalben an das Kreuz geschlagen.“

„Der Teufel soll mich holen, Vater,“ rief Thomas von dem Krüge, indem er drohend auf den Tisch schlug, „wenn Ihr nicht ein außerordentlich frommer Mann seid, und ein kluger dazu! Wenn wir die Juden bekommen, so werden wir sie Euch schenken, und Ihr könnt sie dann in den Himmel kuriren oder in die Hölle, ganz wie es Euch beliebt!“

„Ich danke Euch, Herr Thomas! Aber es ist auch noch ein junges Mägdlein dabei, eine ungläubige Tochter Sebulono der Isaschar, welche des Wortes von der Barmher- zigkeit bedarf!“

„Ist sie schön?“ fuhr da der junge Bolbewin dazwischen, noch ehe sein Vetter antworten konnte.

„Ich habe sie noch nicht gesehen!“ antwortete Gusebins zögernd und mit einem lauernden Blicke auf den Trager.

„So! Wenn sie schön ist, so wollen wir erst noch ein- mal über die Sache reden. Ein Diener der heiligen Kirche hat es mir mit der armen Seele zu thun; die Schönheit aber ist für uns andere sündhafte Menschen!“

„Junke Bolbewin,“ entgegnete der Vater mit etwas scharferer Stimme und einem nicht ganz freundli- chen Blicke seiner stechenden Augen, „Ihr vergeßt, daß die Kirche sich nicht nehmen oder schenken läßt, was ihr gehört, und zudem —“

„Hrrr! Hm!“ fiel Ritter Claus dem Zürnenden, um jeder Entzweigung zuvorzukommen, in das Wort. „Laßt die Juden jezt, Gusebins, und sezt Euch anher an meine Seite. Wir haben Wichtigeres zu besprechen, und die Gardelegener kommen auch noch an die Reihe!“ — — —

— — — Es war am späten Abende desselben Tages, als zwei Männer durch den finstern Wald schritten, welcher Burg Garlosen umgab.

„Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche!“ meinte der Eine; „ist das eine pech- rapenschwarze Finster- niß! Wenn der liebe Mund nicht pald kommt, so sehen wir von dem Schmucl und Izig nicht einen einzigen Zipfel!“

„Aber hören werden wir sie ganz gewiß. Die Strafe ist hart und fest gefroren, und die Räder werden also genug Lärm machen, um bemerkt zu werden.“

„Das ist wahr. Aper, Bruder Steckelpein, bei dieser Kälte ist es nicht gut, im Schnee liegen und auf Juden lauern. Das ist ein Geschäft, welches ich seit langer Zeit nicht mehr mitzumachen nöthig gehapt habe, und ich pin

plöz mit Dir gegangen, weil Du und Dein Gregownafe- stisch es mir miteinander angethan hapt.“

„Danke schön, Bruder Kaspar! Ich kann Dich auch gut leiden, und wollte, Du bliebest für immer bei uns. Was aber die Kälte betrifft, so ist für uns gesorgt. Dort im Dickicht, ganz nahe an der Straße haben wir uns eine Hütte gebaut, in der wir Wache halten, wenn wir einen Fang erwarten; dort werden wir nicht frieren! Und hier ist auch ein guter Schluck, der uns erwärmen soll!“

„Schön! Ich glaube, mit Euch läßt es sich nicht ganz übel hantiren, und es wäre gar wunderschön gewesen, wenn ich Herrn Dietrich auf Garlosen oder Stavenow gefunden hätte. Aper ich muß ihn finden, und wenn ich bis zu den Mongolen laufen soll. Ich gäpe siepen Jahre von meinem Lepen hin, wenn ich diesen Nürnbergger Burg- grafen einmal vor meine Klinge bekommen könnte! Gif Schläffer verloren, Herr Dietrich fort, und Schwalpe, Bruder Schwalpe, Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche, wo mag der gute Junge sein!“

„Wer war denn dieser Schwalbe?“

„Höre, Bruder Steckelpein, Respect vor dem Schwalpe! Er war der Leiptnecht des Herrn Dietrich, ein kreuz, lustiges Pflut, und klug und tapfer wie — wie — na, fast wie ich selber. Er wurde von der Seite unsers Ritters weggefangen, und ich weiß nun nicht, op er noch lept, oder op sie ihn vielleicht gar geschlachtet, gepraten und gefressen haben. Ich glaube, wenn ich ihn wiederfände, so könnte ich mir vor Freuden meinen Part wegpeifen!“

Im Gedanken an dieses Manoeuvre fuhr er sich mit den beiden Händen an die Spitzen seines Schnauzbartes, und da er wegen der Finsterniß die ersteren bisher als Fühl- hörner gebraucht hatte, so ramte er jezt mit dem Kopfe an den Stamm eines Baumes, den er im freudigen Ge- danken an das Wiederfinden seines Kameraden unbeachtet gelassen hatte.

„Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche, aper da steht der Kerl auch grad' da, wo ich hinkaufe! Komnte er denn nicht auch wo anders hingewachsen sein?“

„Ist, Kaspar, jezt nicht so laut; wir sind hart an der Straße und müssen nun vorsichtig sein!“ mahnte Bal- thasar und drängte sich, den Wachtmeister nach sich ziehend, vorsichtig in ein dichtes Gestrüpp, welches hier den Rand der Waldung bildete.

Nach einer Weile blieb er halten und deutete auf einen niedrigen, dunkeln Gegenstand, welcher vor ihnen lag.

„Das ist die Hütte. Laß uns hineinkriechen, aber hüde Dich sehr!“

Der Sprecher bog sich nieder auf die Erde und schob sich in das Innere des kleinen, dicht von Moos und Strauch- werk umschlossenen Stammes. Kaum aber befand er sich mit den Schultern darin, als er einen Auf der Ueber- raschung ausstieß und erschrocken wieder zurückfuhr.

„Mordelement, Bruder Steckelpein, sticht der Deiwel in dem Boche?“ fragte halblaut Kaspar Liebenow.

„Ich habe ein Paar Beine gefühlt,“ antwortete Bal- thasar, und zu gleicher Zeit ließ sich ein schnarrendes Stöhnen vernehmen, wie es ein Mensch ausstößt, welcher, ohne ganz zu erwachen, im Schlafe gestört worden ist.

„Heda, wer sticht da d'rin?“ rief der lange Kriegs- knecht halblaut in die Hütte.

Keine Antwort war zu hören, aber ein rasches,

zuckendes Geräusch und darauf folgende tiefe Stille ließen vermuthen, daß der Schläfer jetzt erwacht sei und horche.

„Nun, ich frage, wer in der Hütte ist!“

„Wer?“ antwortete jetzt von innen eine gährende Stimme. „Und ich werde fragen thun, wer da draußen ist.“

„Mach keine Fragen, Kerl, und komm heraus, daß man Dich sehen kann!“

„Mach keine Fragen nich, und komme rin, daß man Dir greifen thut!“

Bei der ersten Antwort des unwillkommenen Hüttenbewohners hatte Liebenow gestutzt; jetzt aber schob er Balthasar rasch auf die Seite und fuhr mit dem Kopfe nieder zu dem engen Loche, welches den Eingang bildete.

„Schwalpe, Bruder Schwalpe, pißt Du es, oder ist es Dein Geist?“

„Liebenow, Kaspar Liebenow, thut es möglich sin, daß ich Dir hier getroffen haben thue?“ Und zu gleicher Zeit barst die Hütte auseinander, denn der hocherfreute Insasse derselben nahm sich gar nicht erst Zeit, langsam hervorzukriechen, sondern fuhr mit Kopf und Schultern gleich direct durch die verwitterte Moosdecke. „Daß Dich dat Wetter! Wo thust denn Du herkommen thun, alte Kriegsmaschine, in diese ungeheuerliche Nacht. Ich denke, sie haben Dir todt geschlagen oder uffgehungen, und da thust Du jetzt frisch und gesund lebendig vor mich stehen bleiben!“

„Todtgeschlagen oder aufgehängt? Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche, aber Bruder Schwalpe, hat Dich die Kälte so um den Verstand gebracht, daß Du denkst, den Wachtmeister Kaspar Lipenow könnten sie zum Baumeln bringen oder gar mit dem Säpel auf den Hut klopfen, daß es ihm an's Leben ginge? Da sollte dem Gezüchte doch gleich der Deiwel in die Peine fahren! Aber komm an mein Herz, Bruder Schwalpe; ich muß Dir einen Kuß geben, den man pis Friesack hören soll!“

„Schön, hier hast Du mir! Wenn Dich dat Umarmeln Spaß machen thut, so kannst Du dat Vergnügen haben, so lange es Dich gefallen thut. Aber erweise mich die Liebe und schiebe Deinen Bart erst in die Höhe, damit ich Dich auch richtig auf den Schnabel kommen thue!“

Sie umarmten sich mit brüderlicher Herzlichkeit, und wäre es nicht finstere Nacht, sondern Tag gewesen, so hätte man in den Mienen Beider die Rührung bemerken können, in welche sie durch das unverhoffte und freudige Wiederfinden versezt worden waren.

„So Bruderherz, da hat die Schnäperei ein Ende, und nun mußt Du wissen, wer der Kamerad ist, der hier neben Dir steht.“

„Na nu, ich thue selbst ein wenig neugierig sin und habe gar keine Ahnung nich, wie Du in diese Gegend kommen thust mit Genen, den ich noch niemals nich gesehen haben thue!“

„Das ist dem Herrn Claus von Quikow auf Stapenow sein Leipknappe, Balthasar geheißn, ein ganz verbeiwelt streitbarer Degentknopf, den die Natur ein Bißchen zu viel in die Länge gezogen hat, weil es in der Quere keinen Platz mehr gegeben hat. Er ist mit seinem Flegelsahndlipeperpitsch durch aller Herren Länder gezogen und kann von manchem schönen Strauß erzählen!“

„So, also!“ bekräftigte der Dürre. „Ja, der bin ich selber!“

„Schön,“ machte Schwalpe. „Aber wer thut denn
F.

eigentlich der tapferere Resignotriebelisch sin, von dem Du Deine Rede gehalten haben thust?“

„Das, Bruder Schwalpe, ist der Fuchs hier von dem Ritter Steckelpein, auch ein ganz verbeiweltes Vieh, das den lebendigen Drachen im Leibe hat, wenn es zum Zuschlagen geht. Das Vieh steht bei den andern Pferden da drüben hinter dem Busche, wo unsere Leute auf das Zeichen warten.“

„Wat thust Du für een Zeichen meenen?“

„Wir liegen hier im Hinterhalte gegen zwei Juden, die von Schwerin mit Waaren kommen, und gepen — halt, Bruder Schwalpe, hast Du nicht Etwas gehört?“

Die drei Männer lauschten einige Sekunden mit angehaltenem Athem in die Nacht hinaus. Es ließ sich von fernher ein Geräusch, ähnlich demjenigen von rollenden Rädern, hören.

„Es is mich ganz so, als ob een Wagen kommen wollen thäte; wat thust Du dazu meenen, Balthasar?“

„So, also! Da kommen sie; ich habe es auch gehört!“

„Ja, da kommen sie. Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche, aber das wird eine Freude für meinen Säpel sein!“

„Wegen der paar Juden braucht Ihr keene große Freude nich zu haben thun?“

„Höre Bruder Schwalpe, das versteht sich ja ganz von selbst, daß ich Die gleich mit den ploßen Händen zu Pulver zerreiße, aber es sind eine Anzahl Reifige Dessen von Karezin dapei, und die werden sich nicht freiwillig apthun lassen. Weißt Du was, Bruder Steckelpein — halt, der ist nicht mehr da, der ist uns davongelaufen, um die Andern zu penachrichtigen; aber das thut nichts, denn wir brauchen ihn hier gar nicht. Du thust mit, Bruderherz?“

„Dat versteht sich ganz von selber. Ich thue zwar keene Waffe nich haben, aber die Kareziner werden mir wohl eine borgen thun.“

„Keine Waffe? Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche, aber das ist doch eine ganz besondere Schande für einen Kerl wie Du. Es muß Dir schlecht gegangen sein pisher, und das mußt Du mir später erzählen.“

„Dat werde ich thun; doch thue jetzt ruhig sein und gib mich wenigstens Dein Messer; sie sind schon da!“

Während dieses im Flüstertone geführten Gesprächs war der erwartete Zug allmählig immer näher gekommen und passirte jetzt die Stelle, an welcher die beiden Männer hinter dem Gebüsch verborgen standen. Obgleich die Einzelheiten sich in der Finsterniß nicht leicht unterscheiden ließen, war doch wahrzunehmen, daß die Zahl der begleitenden Reiter nicht eine ganz geringe sei. Die gekleideten Güter mußten also schon einen bedeutenden Werth repräsentiren, da es sonst den Juden nicht eingefallen wäre, die hohe Gratifikation für die Reifigen zu bezahlen.

Voran ritten zwei Männer hüben und drüben an den beiden Straßenrändern, um scharfe Augen auf die Säume des Strauchwerkes zu haben; erst eine gute Strecke hinter ihnen kam der von vier Pferden gezogene Wagen, welcher von einer Anzahl Kriegsknechten beschützt wurde, und hinter ihm ritten die Uebrigen, um ihn von hinten zu decken und bei einem etwaigen Ueberfalle schnell bei der Hand zu sein.

Die Gegend, welche man jetzt passirte, war als eine

gefährliche bekannt, denn noch selten war es einem Geschäftsmann gelungen, mit seinem Eigenthum ungeschädigt Carlösen zu passiren, und ganz besonders waren es die Bürger der zur Hausa gehörigen Städte, zu deren Hab und Gut die Boldewins mit ihren Verbündeten eine auffällige Zuneigung an den Tag zu legen pflegten. Darum befließigte sich jeder Reisende hier einer ganz besonderen Vorsicht, und die beiden Besitzer des Wagens, welche auf ihren mageren und abgetriebenen Kleppern zur Seite desselben ritten, fühlten ihre verzagten israelitischen Herzen schneller und ängstlicher als sonst klopfen.

Der Eine von ihnen lenkte jetzt sein Pferd zu dem Anführer der Kriegsschaar.

„Ist mir doch, Herr Ritter, als ob wir kämen an einen Ort, wo wir müssen halten offen die Augen, damit nicht komme über uns die Rote der Philister, welche verderben möge der Gott unserer Väter in alle Ewigkeit!“

„Sei ruhig, Izig. Man muß hier jedes Geräusch beobachten, und wenn Du plauderst, höre ich nichts!“

Izig zog sich zu seinem Genossen zurück.

„Hat er etwas gesagt, der große Kriegsheld, ob wir sind geritten vorbei an der Gefahr?“ frug ihn dieser.

„Nichts hat er gesagt! Ruhig soll ich sein, hat er gesagt! Als ob ich könnte sein ruhig, wenn ich höre im Geiste das Getrappel von Pferden, auf welchen sitzen die Räuber und Mörder, welche kommen dahergesprengt auf der Straße, um mir zu nehmen meine Sachen und mein schönes Kind, welche ist die Perle der Kinder Suda und die Freude von meinen alten Tagen.“

„Aber er muß doch haben gesagt, warum Du sollst sein ruhig! Wenn Du ihm bezahlst Dein Geld, mußt Du doch auch dürfen sprechen von dem Gedanken Deines Herzens!“

„Er hat gesagt, ich soll sein ruhig, weil in dem Walde stecken die Ammoniter, Moabiter und Zebusiter, welche uns wollen überfallen mit der Schärfe ihres Schwertes. — Gott, der Gerechte!“ unterbrach er sich, vor Schreck nach dem Arme Schmuels greifend; „hörst Du nicht kommen da vorn die Kinder Midian, welche sind wie die Sterne am Himmel und wie der Sand am Meere? Mügen sie gestraft werden mit ewiger Blindheit, bis wir sind gekommen zehn Tagereisen von hier.“

Wirklich waren jetzt die Schritte von Pferden zu hören, welche, dem Zuge entgegen, langsam die Straße dahergebracht kamen. Sofort wurde dieser zum Stehen gebracht und die Reisigen griffen zu den Waffen.

„Halt! Wer seid Ihr?“ rief der Anführer den Nahenden entgegen.

Es waren das nur zwei Männer, welche, Einer hinter dem Anderen, gemächlich herangeritten kamen. Der Hochwald trat an dieser Stelle etwas von der Straße zurück, und dadurch wurde die Dunkelheit etwas weniger dicht, so daß man wenigstens die Umrisse der nächsten Umgebung erkennen konnte. Der Vordere von ihnen, eine runde, dicke Gestalt auf einem ebenso umfangreichen Thiere, hielt sein Pferd an, und der hinter ihm Folgende, dessen spindeldünne Figur von dem nächtlichen Scheine in das riesenhafte gezogen wurde, sprante sein Scheinbar ebenso gigantisches Roß an die Seite des Ersteren.

„Wer wir sind? Hrrr! Hm! Ich bin der König Salomo,

†

und das hier ist meine Frau, die schöne Melusine,“ antwortete Claus — denn dieser war es — bei den letzten Worten auf seinen Balthasar deutend. „Hrrr! Hm! Wir haben ein Gebot ausgehen lassen, daß alle Welt geschähet werde, und bei Schmucl und Izig wollen wir es selber thun!“

Balthasar zog vor Erstaunen über die herrliche Rede, die sein Ritter gehalten hatte, die beiden Kniee bis an den Leib heran und bog sich weit zur Seite, um zu sehen, ob es wirklich noch Herr Claus sei, der auf dem fetten Schimmel da neben ihm hielt. Er hatte von ihm eine gar hohe Meinung, aber daß er eine solche Rede thun könne, das hatte er doch noch nicht gewußt.

Auch der Anführer der Bedeckung war für die Dauer eines kurzen Augenblicks verblüfft, aber es währte nicht lange, bis ihm die rechte Ahnung kam und er antwortete:

„Treibt Eure Narrethei mit wem Ihr wollt, uns aber geht mit dem Munnenschanz zur Seite!“

„So, also! Munnenschanz?“ brummte der Dürre. „Wir werden Euch bemunnen und beschauzen, daß Ihr der Narrethei gedenken sollt!“

„Hrrr! Hm! Jetzt wißt Ihr, wer wir sind!“ gab der dicke König Salomo auf seinem Schimmel zur Antwort. „Und nun geht Eure Wege zurück nach Karenzin. Wir werden Euren Beit und Aron selbst zu schützen wissen!“

Damit war er mit einem weiten Saße, den man dem Schimmel ganz unmöglich zugetraut hätte, zwischen den Knechten hindurch, hatte Aron Izig beim Kragen, warf ihn mit einem gewaltigen Rucke empor quer über den Sattel und flog mit ihm wieder zwischen den Reisigen, denen dieser Angriff so plöglich kam, daß sie die Fassung vollständig verloren hatten, davon. Balthasar hatte das Manöver seines Herrn mit derselben Geschicklichkeit nachgemacht, so daß er in gleichem Tempo, den unglücklichen Beit Schmucl vor sich auf dem Fuchse, mit ihm davonsprengte. Und zu gleicher Zeit erhob sich eine dunkle Gestalt vom Erdboden, sprang auf das vorderste Sattelpferd, und fort ging das Doppelgespann, fort, im tausenden Galopp, den beiden kühnen Reitern nach.

Dieses letzte Ereigniß brachte die Mannen der Bedeckung wieder zu sich; auf den Zuruf ihres Führers gaben sie den Pferden die Sporen und sprengten mit lautem Geschrei dem fliehenden Wagen nach. Noch aber hatten sie denselben nicht erreicht, so erscholl ihnen donnernder Hufschlag entgegen, die Knechte Derer von dem Krüge stießen über sie her und es entspann sich ein Kampf, der nach kurzer Zeit mit ihrer vollständigen Niederlage und Flucht endete.

Während dieses Kampfes trat eine hohe, breitschultrige Gestalt aus dem Gebüsch hervor auf die Straße und schritt nach der Stelle, an welcher der Wagen gehalten hatte.

„Ein Deiwelskerl, dieser dicke Claus; Gott straf mich, wenn ich fluche, aber wahr ist es doch. Zu verwundern giebt es dapei freilich nicht viel, denn er ist ein Quitzow, aber wer so einen Panch hat und so einen Elephanten zwischen den Beinen, wie der Schimmel ist, dem traut man so einen Streich bald gar nicht zu. Und der Balthasar, der ist erst recht ein Deiwelskerl mit seinem Glegi- oder Plegi- oder Plegiwitsch! Da stehen Einem ja alle Haare zu Berge, wenn man die beiden dürren Creaturen so auf der Straße dahindonnern hört! Wenn ihnen nur die paar Knochen peisammen pleipen, piß ich wieder pei ihnen

pin! Und der Schwalpe, der ist der größte Deiwelskerl! Schleicht sich auf den Erdboden hin, reißt den zwei Fuhrknechten die Leine aus den Händen und fährt davon, ohne mir vorher zu sagen, was er im Schilde führt! Und ich? Da stehe ich, und lasse mir die Pachtstelzen vor der Nase wegfangen. Ich werde — gut, da kommen Zwei, die hapen Pferde und ich habe keins!“

Es waren die ersten Flüchtlinge, welche, noch unversorgt, im scharfen Trabe daherkamen und den Wachtmeister nicht bemerkten, welcher sich vorsichtig zur Erde gebückt hatte. Sobald sie ihn aber erreicht hatten, sprang er empor, riß den Einen von ihnen vom Pferde, saß im nächsten Augenblicke oben, zog seinen langen Degen aus der Scheide und gab damit dem Andern einen solchen Hieb über den Kopf, daß er lautlos vom Thiere glitt.

„So, jetzt habe ich einen Gregowitsch und auch einen Megiwitsch — und prauche mich vor dem Steckelstein nicht mehr zu schämen! Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche, aber der richtige Deiwelskerl, der allergrößte Deiwelskerl, das pin doch ich, der Wachtmeister Kaspar Liebenow!“

— 3 —

Im Zauberhause.

Die vierundzwanzig Schlösser, welche sich in den Händen der Quikow's befunden hatten, waren gefallen; die kriegerischen Erfolge des Markgrafen Friedrich machten in der Mark ein ungeheures Aufsehen, und weithin durch Deutschlands Gauen verbreitete sich ihr Ruf.

Die Urtheile darüber waren sehr verschieden. Groß war die Berühmtheit der Quikows gewesen, groß die Vorstellung von ihrer Macht, ihrer Tapferkeit und Klugheit; sie waren theils hiedurch, theils durch ihren großen Anhang und ihre weitgehenden Verbindungen die Wichtigsten des Landes gewesen. In der Mark hatte man nicht gewagt, ein Schwert gegen sie zu ziehen; sie hatten in Gemeinschaft mit den Pommeren selbst über Friedrichs Heer triumphirt, und als es bekannt geworden war, daß sie an der Spitze einer ausgebreiteten Adelsverbindung standen, deren Mitglieder zwar meist unbekannt waren, aber um so kräftiger im Geheimen wirken konnten, so zitterten Friedrichs Freunde für ihn, und sahen mit nicht ganz ungerechtfertigten Mißtrauen auf das gefährliche Wagniß, sie zu bekriegen, welches im Falle des Mißlingens ihm nur zu wahrscheinlich das Land kosten konnte, denn es fehlte ihm nicht an heimlichen Feinden, welche die Art, wie er regierte, mit großen Besorgnissen ansahen, und die sich, wenn er Unglück gehabt hätte, ohne allen Zweifel gegen ihn erklärt hätten.

Die mächtigste Familie des Landes, groß durch Güterbesitz, hohe Eigenschaften und allgemein anerkannten Ruf, hatte er wie durch Zaubererei in wenig Wochen gestürzt; ihre Freunde wagten sich nicht zu regen, und seine Herrschaft schien auf die Dauer begründet zu sein. Ein allgemeines Erstaunen bemächtigte sich der Gemüther. Wo war die imposante, ihm weit überlegene Macht seiner Feinde so plötzlich geblieben? Ein furchtbares Geschick hatte sie

betroffen, und die launenhafte Unbeständigkeit des Glückes, der schnelle Fall menschlicher Größe erregte in jeder Brust ein zaghaftes Bangen, wie es sich des Menschen bemächtigt, wenn er das von ihm Angefaunte, Bewunderte und vielleicht gar Beneidete sinken, zertrümmern und der Vernichtung anheimfallen sieht.

Das tiefste Mitgefühl ihrer Freunde begleitete der Quikows tragischen Fall. Die Hoheit adeligen Sinnes, die Kraft des lebendigsten Freiheitsgefühles, der Zauber höchst bedeutender Macht und Größe, das Gewicht ungewöhnlicher Klugheit und eines hellen Verstandes, die Festigkeit ihrer Mauern, die enge Verbindung mit mächtigen und kampferüsteten Fürsten — nichts hatte ihnen dies Alles geholfen; erbarmungslos schritt das furchtbare Schicksal über ihren Häuptern dahin und trat sie schonungslos unter die Füße. Weinend sahen es die Freunde und fragten:

„Wie sollen wir widerstehen, wo auch die Stärksten fallen? Was haben die Marken von diesem Fremdlinge zu erwarten, wenn er das Größte und Beste in ihnen zertrümmert? Man hat ihn zu mächtig werden lassen; unsere Freunde hätten sich früher gegen ihn erheben sollen. Wer kann jetzt noch würdig und mit männlichem Muthe gegen ihn die Rechte des freien Mannes verfechten? Die Einzigen, die es vermocht, hat sein Arm ins Elend gestoßen, und hinfort ist der stärkste Mann nichts als sein untergegebener Diener.“

Nur die Wenigen, welche über die Quikows gleichgültig dachten, blieben auch gleichgültig bei dem Schicksale derselben. Anders aber sahen ihre Feinde die Sache an, selbst in dem Falle, daß sie Friedrich nicht wohl wollten. Sie sahen in dem Falle der mächtigen Partei die rächende Vergeltung für das ihnen wirklich oder vermeindlich widerfahrne Unrecht; und eine Menge kleiner Seelen, die vorher nicht gewagt hatten, gegen die Quikows den Mund aufzuthun, triumphirten und ergingen sich in tapferen Worten und Redensarten. Friedrich aber arbeitete, unbeirrt um den verbissenen Grimm der Feinde und die kriechenden Lobhudeleien sogenannter Freunde, mit Kraft und unangesehener Mühseligkeit an dem so glorreich begonnenen Werke weiter. Es war ihm die hohe und allerdings schwere Aufgabe geworden, den Marken eine rühmliche Zukunft zu geben; er hatte erkannt, welche Wege er zu wandeln habe und welche Mittel er anwenden müsse, um die Lösung dieser Aufgabe anzubahnen, und so griff er denn mit fester und sicherer, starker Hand hinein tief in das Geschick des ihm anvertrauten Landes, weder rechts noch links hörend, sondern einzig und allein nur den Stimmen seiner hohen Verpflichtungen folgend. —

Wenn man von dem Dorfe Fischbeck aus gen Tangermünde über die Elbe setzte und von dem unten an dem Flusse gelegenen Theile der Stadt emporstieg nach der Straße, welche nach Stendal führt, so gewahrte man zur rechten Hand ein Mauerviereck, über welches zwischen einigen Baumwipfeln das Dach eines Hauses emporragte. Ein breiter Thorweg in der Mitte der Frontseite und neben demselben eine kleine, schmale Pforte führten durch die Mauer nach dem Hause, welches von den Bewohnern Tangermünde's mit heiliger Scheu betrachtet und — wo möglich gemieden wurde.

Hier wohnte und lebte Sutenim, der Ritter ohne Furcht und Tadel, in der Mitte der dienstbaren Geister,

welcher sich vermöge seiner Kunst und Wissenschaft unterthänig gemacht hatte. Der Wanderzmann, der hier vorüberging, sah mit scheuem Blicke nach der Strohfirne des geheimnißvollen Hauses; die Frauen der Stadt machten lieber einen weiten Umweg, als daß sie sich in die Nähe desselben begeben hätten, und wenn gar der Abend nahte mit seinem gefahrvollen Dunkel, so war der Ort gemieden von Jedermann, und kein lebendes Wesen, welches nicht durch wichtige Gründe herbeigeführt wurde, klopfte an das alte, dunkle Thor. — Aber wenn irgend Jemand schwerkrank mit dem Tode rang, wenn irgend einer der umwohnenden Burgherren das Hab und Gut eines Bürgers mit dem seinigen verwechselt hatte, oder auf sonst irgend eine Weise in der Noth eine Hilfe erforderlich war, die kein Anderer gewähren konnte, da schritt man nach dem „Zauberhause“ und ward für die ausgestandene Angst vor dem überirdischen Insassen desselben gewöhnlich durch den gewünschten Erfolg belohnt.

Es war an einem späten Februernachmittage, als die Schelle des Rathsdieners durch die Straßen erklang, um die ehrbaren Bürgerleute auf eine Kunde aufmerksam zu machen, welche die hohen Väter der Stadt ihren getreuen und lieben Kindern durch seinen Mund zugehen lassen wollten. Die Thüren und Fenster öffneten sich trotz der herrschenden grimmigen Kälte und ließen die Köpfe oder die vollständigen Gestalten der Hausbewohner hervor, denen die rathsherrliche Mittheilung galt. Und angenehm mußte dieselbe sein, wie aus der freudigen Wirkung zu erkennen war, welche sie auf die Hörer hervorbrachte, die eilig über die frostigen Gassen sprangen und sich zusammewotteten, um das Ereigniß angelegentlichst zu besprechen.

Froh lächelnd über den Erfolg seiner Verkündigung, schritt der Diener empor zur Stendaler Straße, ließ auch hier seine Schelle ertönen und begann mit lauter, weithin schallender Stimme:

„Se. Liebden, der hochehrwürdige Herr Bürgermeister sammt dem weisen Rathe unserer guten Stadt und Gemeinde Tangermünde, thun hiermit den ehr- und tugend samen Bürgern, Hausfrauen, Söhnen und Töchtern nebst Jungfräulein folgendes hochlöbliche, landesherrliche Mandat zur strengen Nachbeachtung kund und zu wissen:

„Wir, Friedrich von Zollern, Markgraf von Brandenburg, Burggraf von Nürnberg, Bayreuth und Karlsberg, Herr von Hof, Wunsiedel, Ansbach u. s. w. haben den mannigfaltigen Schaden angesehen, der den Landen der Marken in vergangenen Zeiten zugefügt ist. Um ihm zu wehren, haben wir mit Rath und Wissen aller Herren, Mannen und Städte der beiden Marken, auch des Grafen von Ruppin und seiner Lande, sowie auch der Priegnitz, eine solche Einigung geboten und Sakung gemacht, als hiermit allen Bewohnern der gedachten Lande beigefügt wird. Es sollen Alle den Frieden in und außer Landes stets fest und unverbrüchlich halten. Wer jener Lande oder eines ihrer Bewohner Feind ist, dem sollen alle andere Herren, Mannen, Städte und Einwohner dieser Lande Feind sein, ihm feindlich nachstellen, ihn weder hausen, hegen, speisen und tränken, mit ihm keine Gemeinschaft, noch Berrichtung haben, weder heimlich noch offenbar. Alle Herren, Mannen und Städte sollen ihren Nachbarn alle bei ihnen angefahrenen Räuber, Missethäter und Feinde des Ortes und des Landes namhaft machen und sie

beschreiben, und zu wem solche Missethäter und Räuber kommen, der soll sie anhalten und Demjenigen, dessen Feinde sie sind, Anzeige davon machen. Der soll dann die Missethäter fordern, und der Herr, Mann oder die Stadt, wo dieselben ergriffen worden sind, sollen gehalten sein, ihm unverzüglich zu seinem Rechte zu verhelfen.

Keiner und Niemand soll Unsere oder des Landes Feinde in oder durch das Land geleiten und keinen Frieden mit ihnen machen, ohne unser Wissen und Bolkwort. Wer von solchen Uebelthätern und Räubern erfährt, der soll sie ohne Verzug anzeigen, oder er werde, wenn sich sein Wissen darum ergibt, ebenso gestraft wie sie. Auch soll Niemand Mordbrenner schlägen oder ihnen Schutz gewähren. Wird ein Mann oder Ort mit Raub und Brand angegriffen, da soll man die Sturmglocken läuten und Lärmen machen lassen. Dann sollen Alle den Feind verfolgen, ihn nachstellen, ihn hindern und anhalten, seinen Schaden wieder gut zu machen. Ist ein Jemand nicht in handhafter, wahrer That ergriffen oder verächtigt, den wollen Wir vor Uns kommen lassen und ihn darum zur Rede setzen; kann er sich dann rechtlich entschuldigen, so soll ihm das zu gute kommen, wo nicht, so soll er leiden, was sich gebühret. Auch soll Jeder seine Knechte anhalten, hiernach zu verfahren, und in allen diesen löblichen Dingen für sie stehen. Alle Herren, Mannen und Städte sollen ihre weltlichen Gerichte löblich bestellen, damit Jedermann schnell Recht erhalten könne, und es soll auch Niemand dem Andern in seine Gerichte eingreifen. Jeder aber, der gegen diese Befehle handeln wird, soll deshalb gestrafet werden, wie es sich von Rechts wegen gebühret.

Solches ist gegeben und befohlen zum allgemeinen Wohle Unsers Landes, damit ein Jeder wohnen könne in Fried und Eintracht unter den Seinen und sich freute der redlichen Arbeit seiner Hände!“ —

Hier draußen vor der Stadt hatte diese Verkündigung keinen, wenigstens keinen bemerkbaren Zuhörer gefunden, und der Diener wandte sich langsam zur Stadt zurück, in welcher Freude und Jubel herrschte über diesen kraftvollen Griff der markgräflichen Faust in die schädlichen Wirren des Fausrechtens. Mit dieser Verordnung war eine Drohung ausgesprochen worden gegen die heutesüchtige Ritterschaft, die es sich zur Hauptaufgabe gestellt hatte, den friedfertigen Bürger und Handelsmann seines Eigenthums und rechtmäßigen Gewinnes zu berauben, und in ihr lag der Anbruch einer geordneten Zeit garantirt, wie sie von den bisher Schutzlosen längst schon ersehnt worden war.

Darum ging es hent, und besonders am Abende, gar laut und fröhlich in den Schankstätten und Herbergen der Stadt Tangermünde her und das Lob des Herrn Friedrich von Zollern ward verkündigt von Haus zu Haus, von Stube zu Stube. Tiefe Ruhe dagegen herrschte in dem mauerumschlossenen Hause an der Stendaler Straße, und von seinen Bewohnern war kein hörbares Lebenszeichen zu bemerken.

(Fortsetzung folgt.)

Freierstunden am häuslichen Herde.



Redaction, Druck und Verlag von S. G. Münchmeyer in Dresden, Jagdweg 14.

Filialen: Berlin, Nuppinerstraße 44; Wien, Josepstadt, Wickenburggasse 3; Dortmund, Düppelstraße 6.

Der beiden Quikows letzte Fahrten.

Historischer Roman aus der Jugendzeit des Hauses Hohenzollern von Karl May.

[Fortsetzung.]

Uebersetzung und Dramatisirung wird vorbehalten,
Nachdruck gerichtlich verfolgt.

Nur aus der Esse stieg zuweilen ein rothglühender Schwall, durch welchen hellleuchtende Funken gleich feurigen Käfern schossen, oder es hob sich in kerzengradiger Richtung eine schwarze, dicke Rauchsäule empor, welche sich oben ausbreitete, um dann schwer und langsam auf die Umgebung herab zu fallen. „Im Zauberhause wird der Höllenzwang gesprochen,“ sagten die Leute, welche es bemerkten, bekreuzigten sich und beteten ein Ave Maria.

In dem vordern Wohnraum des Hauses saßen drei Personen, welche wohl geeignet waren, einen ungewöhnlichen Eindruck auf den Beschauer hervorzubringen. Es waren dies ein Jüngling und zwei Frauen. Der Erstere saß an dem mit einer starken Eichenholzplatte versehenen Tische und seine hohe, kraftvolle Gestalt war über ein dickes Buch gebeugt, welches die Inschrift führte: „Kreuterbuch des Hochgelahrten und Weitberühmten Herrn Doctor Petri Andrae Matthioli. Jetzt wiederumb mit vielen schönen neuen Figuren, auch nützlichen Arzneyen und anderen guten Stücken zum dritten mal auß sonderm Fleiß gemehret und verfertigt durch Joachimum Camerarium, der löblichen Reichsstadt Nürnberg Medicum Doctor. Sampt wohlgeordnetem genugsamem Bericht von den Destillir und Brennösen.“ Er schien seine Aufmerksamkeit ungetheilt auf den Inhalt dieses Buches zu verwenden, denn es lag eine sehr sichtbare Spannung in seinen männlich schönen Zügen, und nur selten warf sein ernstes Auge einen Blick auf die beiden weiblichen Gestalten, welche mit ihm den niedrigen Raum belebten. Die Eine von ihnen war eine Jungfrau fast in demselben Alter wie er und ebenso wie er durch Schönheit und Adel ausgezeichnet, welcher sich ihrem lieblichen Angesichte sehr leicht erkennbar aufprägte; die Andere aber, vom Alter krumm und geküßt, trug eine seltene Häßlichkeit zur Schau, und ihre

Gesichtsbildung war ganz eine solche, mit welcher der Aberglaube seine Hexen auszustatten pflegt.

Die Frauen spannen und der Jüngling las, und keins von ihnen versuchte, die dabei herrschende Stille durch ein Wort, eine laute Bemerkung zu unterbrechen, bis draußen vom Thore her ein lautes Klopfen ertönte. Ueberrascht horchten alle Drei empor, und die Jungfrau sprach mit einer tiefen, klangvollen Altstimme:

„Wer mag es sein, der in so später Abendstunde sich an unser verrufenes Haus wagt? Detlew, willst Du vielleicht nachschauen?“

Der Angerufene erhob sich.

„Doch vielleicht ein Hilfsuchender, den die Noth zwingt, seine Scheu vor dem „Zauberhause“ zu überwinden,“ meinte er.

„Halt!“ fiel die Alte ein; „bleibt hier, junger Herr. In einem verzauberten Hause muß die Hexe das Thor bewachen, und mein Gesicht paßt besser hinaus, als das Curige!“

Sie legte die tanzende Spindel zur Ruhe, schob den Jüngling zur Seite und trat hinaus in den Hof. Sie war nicht das einzige Wesen, welches durch das Pochen an das Thor gerufen worden war, sondern an demselben wurde sie von noch zweien mit laut jubelnden Tönen empfangen, die einen Andern zur sofortigen Flucht bewogen hätten: es war ein riesiger Fanghund mit wahrhaft bärenmäßigen Gliedern und ein Leopard, welcher unter unbeschreiblichen Tönen seine elastisch kraftvolle Gestalt schmeichelnd an die Herrin schmiegte. Diese trat zu einem kleinen Guckloche, durch welches man, ohne selbst bemerkt zu werden, einen forschenden Blick auf jeden Einlaßgehenden zu werfen vermochte, und erkannte zwei Männer,

von denen der Eine wartend am Thore stand, während der Andere einige Schritte zurück bei den Pferden hielt.

„Wer seid Ihr, und was ist Euer Begehrt zu dieser späten Stunde?“ frug sie mit einer Stimme, deren schriller Ton ganz zu dem Ausdruck ihres Gesichtes paßte.

„Wohnt Herr Sutenim in diesem Hause?“ gegenfragte kurz und befehlend der Angeredete.

„Ja, Was wollt ihr von ihm?“

„Ist er daheim oder nicht?“

„Er ist daheim. Aber hört Ihr es denn nicht, daß ich wissen will, was Ihr von ihm begehrt?“

„Deffne die Thür; ich habe mit ihm zu reden!“

„Dieses Haus steht nicht für Jeden offen. Sagt, wer Ihr seid und was Ihr wollt; ich darf nicht um jedes Fremden willen den Herrn bei seinen Büchern stören.“

„So geh' und sag', Herr Friedrich schicke mich!“

So dunkel und ungenügend der Alten diese Worte erschienen, sie waren in einem Tone gesprochen, welcher sie veranlaßte, von weiteren Fragen abzusehen, und ihre sich entfernenden Schritte bewiesen, daß sie der erhaltenen Weisung Folge leistete. Auch wahrte es nur eine kurze Zeit, so erschien sie wieder, aber nicht in dem breiten Hauptthore, sondern an dem kleinen Nebenspörtchen, welches sich, nachdem die Kiegel zurückgeschoben waren, kreischend in den Angeln drehte.

„Tretet ein! ich werde Euch führen.“

Er mußte sich hücken, um in den Hof zu gelangen, und wäre bei dem Anblicke der beiden Thiere, welche an den Seiten der Frau standen, fast wieder zurückgetreten, wenn ihn nicht die friedliche Haltung derselben und sein persönlicher Muth daran verhindert hätten. Der Weg führte durch das Wohnzimmer. Als der Fremdling dieses betrat und die beiden jungen Leute erblickte, hemmte er erstaunt seine Schritte; er schien Wesen von ihrer Art gar nicht in diesem Hause vermuthet zu haben; aber schon hatte die Alte die in das Nebengemach führende Thür geöffnet und winkte ihm, einzutreten.

Es war nur ein kleiner Raum, in dessen hinterstem Winkel sich ein breiter Heerd befand, über welchem die trichterförmige Oeffnung des Schornsteins gähnte. In einem über dem Feuer angebrachten Kessel brodelte eine Flüssigkeit, welche ein kräftiges, kräuterhaftes Aroma verbreitete; die Wände waren mit Flaschen, Gläsern, Tiegeln und allerlei für den Laien räthselhaften Gefäßen und Gegenständen bedeckt, und aus dem bis zur Decke reichenden Büchergestell sah eine für die damalige Zeit ganz bedeutende Anzahl Hefte, Rollen und Folianten auf den Besucher herab.

Der Inhaber dieses Gemaches hatte am Tische gefessen und ein vor seinem Sessel aufgeschlagenes Buch zeigte, in welcher Beschäftigung er unterbrochen worden war. Jetzt aber stand er vor seinem Besuche, und es war in diesem Augenblicke selbst für Denjenigen, welcher die Weiden nicht gekannt hätte, zu bemerken, daß sich hier zwei nicht ganz gewöhnliche Leute einander gegenüber befanden. Die hochaufgerichtete, rechenhafte Gestalt des Hausherrn zeigte von einer Fülle physischer Kraft, wie sie nur Wenigen gegeben ist, während seine Umgebung ebenso wie der Ausdruck seiner Züge bewies, daß er auch in geistiger Beziehung von der Natur nicht vernachlässigt sei; feiner dagegen, wenn auch lang und kräftig, war die Figur des Andern, und in dem edelgeschnittenen Gesichte lag ein Etwas,

8

welches auf ein geübtes Denk- und Urtheilsv. mögen schließen ließ.

„Ihr seid von dem Herrn Markgrafen abgesandt, wie Ihr mir sagen liebet?“ frug Sutenim, das Gespräch beginnend.

„So ist es, und da Ihr mich sonder Zweifel noch nicht gesehen habt, so erlaubt, daß ich Euch meinen Namen nenne! Er heißt: Henning von Bismarck.“

Ueber das Angesicht des Hörers flog ein Zug freudiger Ueberraschung, und schneller vielleicht als gewöhnlich streckte sich seine Hand zum herzlichen Willkommen aus.

„Henning von Bismarck, Herrn Clausens Bruder, den ich keine? Er ist ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, so wie auch Ihr; viel Gutes habe ich von Euch gehört, und zwar aus hohem Munde. Seid willkommen und macht es Euch behaglich!“

Während er ihm den breiten Lehnstuhl hinschob, blieb er selbst mit über die Brust geschlagenen Armen erwartungsvoll vor ihm stehen. Bismarck nahm mit jener Unumständlichkeit, die den selbstständigen Character kennzeichnet, auf dem alten Sessel Platz, streckte sich dehnend, die in gewaltigen Stiefeln steckenden Beine von sich und warf dabei einen prüfenden Blick auf die Umgebung.

„Das also ist das Zauberhaus,“ begann er endlich, „vor dem das ganze Land sich fürchtet! Herr Ritter, könnt Ihr wirklich hexen?“

Mit lächelnder Miene hatte der Gefragte das ungenirte Benehmen seines Gastes verfolgt; bei dieser aufrichtigen Frage wurde das Lächeln zum leisen, kurzen Lachen.

„Was nennt ihr hexen, Herr? Zur Erreichung gewisser Zwecke Kräfte gebrauchen, welche Anderen unbekannt, ja furchtbar sind, und die sie deshalb übernatürliche nennen? Ja, dann kann ich hexen.“

„Gut, so macht einmal aus der alten schweinsledernen Gelehrsamkeit hier auf dem Tische so rasch wie möglich einen Imbiß mit einem guten, kräftigen Schlucke irgend einer Flüssigkeit! Ich bin gar weit geritten, und die Bismarck's haben sich mit Fasten und Kasteiung nie befreundet.“

Statt aller Antwort ergriff Sutenim den mächtigen Folianten, schob ihn unter den Tisch und zog statt seiner den unter der Tischplatte angebrachten Kasten hervor, den er an die Stelle des Buches placirte. Er enthielt einen Laib schwarzen Brodes, einen hölzernen Teller mit einem umfangreichen Stücke Scharkens, ein Gefäß mit Salz und Pfeffer und alle zum Essen nothwendigen Schneid-, Hieb- und Stechwerkzeuge.

„Das trockne Element ist Eurem Zaubersprüche gehorsam,“ lachte Henning, nach dem Messer greifend; „das nasse — — —“

„Wird mir ebenso gehorsamen,“ fiel ihm der Wirth in die Rede, „sobald ich in die Unterwelt hinabsteige.“

Er langte nach einem vielverheißenden irdenen Krüge, welcher in brüderlicher Eintracht mit den Büchern auf dem Brette stand, und verschwand durch eine kleine Thür, die in der Nähe des Heerdes abwärts führte. Bismarck ergriff, wie um das augenblickliche Alleinsein auszufüllen nach einer neben ihm an der Wand stehenden Pergamentrolle, die er unwillkürlich entfaltete. Kaum aber hatte er den ersten Blick darauf geworfen, so stieß er einen Ruf des Erstaunens aus. Er hatte einen Namen gelesen, der vor

nicht langen Jahren in Schweden und Dänemark viel genannt worden war, und welchen eine auch in Mecklenburg anständige Familie trug.

„Moltke — sollte dieser räthselhafte Mann vielleicht derselbe Moltke sein, welcher —“ er unterbrach sein Selbstgespräch und stellte die Rolle eilig an ihren früheren Platz zurück. „Der Zufall führt mich auf die Spur des Geheimnisses, und ich werde mir den Faden nicht wieder entziehen lassen!“

Als Suteninn mit dem gefüllten Krüge wieder in die Stube trat, verrieth keine Miene Bismarcks, daß seine Theilnahme für ihn seit einigen Sekunden eine doppelte sei; er nahm den gastlich credenzen Trunk in Empfang und machte sich mit einem Eifer über das Essen her, als habe er seit Wochen gehungert, oder müsse seinen Körper für lange Zeit mit Proviant versorgen. Suteninn leistete ihm dabei — „nach löblichem Schick und Brauch,“ wie er bemerkte — Gesellschaft, und es dauerte eine geraume Weile, bis die beiden Männer ihre gastronomische Thätigkeit einstellten und sich zur Fortsetzung ihres von Herrn Henning so drastisch unterbrochenen Gesprächs anschickten.

„So,“ begann dieser; „dem Leibe ist kein Recht geschehen, und ich kann Euch zuschwören, daß der alte verzauberte Foliant mir ganz prachtvoll gemundet hat. Uebrigens liegt Schweinsleder und Schinken nicht sehr weit auseinander, und ich hatte Euch also eine nicht sehr schwierige Aufgabe gestellt. Vielleicht gelingt es mir, Euch mit einer andern in Verlegenheit zu setzen.“

Bei diesen Worten überflog er die Gestalt Suteninns mit einem rasch prüfenden Blicke, den dieser gleichmüthig ausstieß.

„Ihr habt über diese Aufgabe schon mit dem Markgrafen gesprochen?“

„Ja, vor Friesack.“

„Und über ihre Ausföhrung nachgedacht?“

„Nein; ich erwarte erst nähere Weisungen.“

„Die ich Euch zu überbringen habe!“

„Nun wohl, ich bin bereit, sie zu hören.“

„Habt Ihr schon gehört von der Cule zu Rom?“

„Nein.“

„Aber Ihr wißt, daß Balthasar Cossa, welcher trotz seiner Abscheulichkeit unter dem Namen Johann XXIII. den päpstlichen Thron bestiegen hat, jüngst ein Concilium nach Rom berief, weil er den beiden Gegenpäpsten gegenüber die Nothwendigkeit erkannte, dem allgemeinen Wunsche nach Verbesserung der Kirche eine, wenn auch nur scheinbare Beachtung zu schenken. Daß diese Versammlung nichts als eine leere Spiegelfechterei bedeuete, war leicht einzusehen, und so erschienen auch nur wenig Prälaten, welche es nicht weiter als zu zwei erfolglosen Sitzungen brachten. Bei der ersten erschien eine große Cule in der Kirche, setzte sich grad vor den Papst hin und blickte ihn starr an. Ihr könnt Euch denken, welches Entsetzen ihn und die Versammlung ergriff, als der unheilverkündende Schuhu in die von dem heiligen Geiste regierte Versammlung einbrach. Er wurde zwar mit Mühe verschleudert, aber die heiligen Väter fühlten sich von diesem unglückseligen Dmen so angegriffen, daß sie auseinander gingen. Vor der nächsten Sitzung wurde das Gotteshaus einer sorgfältigen Durchsuchung unterworfen, und da keine Spur des Vogels zu finden war, so naheten sich die furchtsamen Patres mit der Hoffnung eines besseren Resultates. Kaum aber hatte seine Heiligkeit das Wort ergriffen, so vernahm man von dem Hochaltar her einen markerschütternden Ruf und der Vogel flog herbei, setzte

sich wie vorher vor den Stellvertreter Gottes auf Erden und blickte ihn, ängstlich die Flügel schlagend, starr mit den großen, nächtlichen Augen an. Da bemächtigte sich Grausen und Entsetzen der frommen Versammlung, und Alle, Johann an der Spitze, stürzten nach der Thür, um der Unglück weissagenden Erscheinung zu entgehen. Zwar wurde der Vogel später gefangen und erschlagen, und dadurch der Beweis geliefert, daß man es nicht mit einem überirdischen Wesen zu thun habe, aber das Vorkommniß gilt doch als ein böses Zeichen und wird auf das Schicksal des Papstes beim Concile zu Costniz gedeutet.“

„Hängt diese Mähr mit Eurem Auftrage zusammen?“

„Vielleicht. Die Herren Prälaten sind in Rom mit dem Bemerken aneinander gegangen, daß der heilige Geist unter ihnen in einer seltsamen Gestalt erschienen sei, und wenn die Fürsten der Kirche sich einer solchen Gotteslästerung schuldig machen, so ist es kein Wunder, wenn die weltlichen Herren und Leute es müde werden, einen Mann an der Spitze der Christenheit zu sehen, von dem man nichts als Laster und Verbrechen zu berichten hat. Der König Ladislaus von Neapel, von ihm in den Bann gethan, ist unvermuthet mit seinen Schaaren vor Rom erschienen, hat die Stadt erobert und den Papst vertrieben, welcher sich nach Oberitalien flüchtete. Dort hat ihn der Kaiser gezwungen, eine allgemeine Kirchenversammlung nach Costniz zu berufen, wo die vorhandenen Wirren geschlichtet und geordnet werden sollen. Und dort — dort“, fuhr er mit sinkender Stimme fort, „will der rothe Adler der Marken über ihn herfallen und seine starken Fänge um ihn schlagen, um der Welt zu zeigen, daß der Schuhu nicht falsch geweissagt habe!“

Es entstand eine Pause, während welcher die beiden Männer sich ersten Gedanken hingaben. Endlich nahm Henning wieder das Wort:

„Seid Ihr nicht erfüllt von Bewunderung über die Größe und Kühnheit dieses Gedankens? Ein kleines, unscheinbares Burggräflein kommt herbei, wirft sich binnen wenigen Wochen den trotzigsten, kraftvollen und weit überlegenen Adel des Landes zu Füßen, und — noch ist die Ruhe und der Frieden nicht hergestellt, noch gährt es und hebt der Boden auf allen Seiten, die Grenzen sind bedroht, die Polen, Pommern, Mecklenburger, die Herren von Wenden, die Herzöge zu Sachsen erheben drohend die Schwerter — da wagt es das Burggräflein, den mächtigsten Mann der Christenheit, den Beherrscher von Millionen und Abermillionen Gewissen, den Stellvertreter Gottes auf Erden beim Schopfe zu nehmen, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen vor den Augen des gesammten Volkes!“

Die Augen des Sprechers leuchteten und die Röthe der Begeisterung lag auf seinen Wangen.

„Seit es Weltgeschichte giebt,“ fuhr er fort, „ist es zum ersten Male, daß der Norden zum Bewußtsein seiner Kräfte kommt und an der Sendung zu arbeiten beginnt, die ihm von dem Herrn der Welten anvertraut worden ist. Finsterniß bedeckt das Erdreich und Dunkel die Völker, aber es wird, es muß der Schleier reißen, welcher Jahrhunderte dazu diente, die Wahrheit zu erfüllen, und nicht ein Kaiser oder König, nicht ein Gewaltiger unter den Kronenträgern ist es, welcher den ersten Riß thun wird, sondern der kleine Zollern, der sich bis heut nicht anders nennen darf als einen Statthalter, einen Diener des Schwächling Sigismund. Und wer sind die Männer, die er sich zu

diesem verwegenen Vorhaben ausersehen hat? Niemand nennt sie im großen Reiche, kaum daß man sie im eigenen Lande kennt; der Eine saß über seinen Büchern, der Andere jagte den Hirsch in seinen Wäldern; Größeres thaten sie nicht. Der Eine hat keinen Namen, der Andere kaum — einen Bismarck, nur Wenige haben ihn bisher gehört — Beide aber werden ohne Wanken und mit treuen Kräften an ihrem Werke schaffen — hier meine Hand!"

Er streckte Suteimin die Rechte entgegen, in welche dieser mit kräftigem Schläge die seinige legte.

„Ihr habt gleichen Auftrag wie ich vom Fürsten bekommen?“ frug er.

„Den Auftrag, an der gleichen Aufgabe zu arbeiten, ja, aber nicht mit den gleichen Werkzeugen. Ihr, Ritter, sollt das scharfe, schneidige Schwert sein, ich der Hüter, welcher dafür sorgt, daß Euch das Hochwild nicht entgehe. Und nun laßt Euch den Plan mittheilen, welche E. Gnaden in dieser hochwichtigen Angelegenheit gefaßt haben!“

Lange saßen die beiden Männer, bald flüsternd, bald in lauten, energischen oder begeisterten Ausrufungen sich ergehend, beisammen; das Licht brannte trübe und immer trüber, und schon warf der anbrechende Wintertag seine dämmernde Helle durch die kleinen Fenster, als Henning sich erhob und damit andeutete, daß die Einigung zwischen ihnen endlich zu Stande gekommen sei.

„Und nun laßt mich noch den jungen Mann sprechen, in dessen Eigenschaften Ihr ein so großes Vertrauen setzt!“ sprach er.

Als der Genannte auf den Ruf Suteimins erschien, trat Bismarck überrascht einen Schritt zurück. Der Jüngling war, was vorher in der Vorderstube bei der gebückt sitzenden Stellung desselben nicht bemerkt worden war, um einen Kopf länger als er, und in richtigem Verhältnisse zu dieser außerordentlichen Körperhöhe waren seine Glieder geformt. Er konnte ohne alle Uebertreibung ein wahrer Gnacksjahn genannt werden, und wer ihn so in voller strotzender Jugendkraft erschaute, dem wurde nicht schwer zu glauben, daß er vielleicht selbst Suteimin überlegen sein könne. Mit Genugthuung bemerkte dieser den Eindruck, welcher sich in den Zügen seines Gastes unverhohlen zu erkennen gab, und stolze Freude leuchtete aus seinem Angesichte bei den Worten:

„Ich darf Euch versichern, daß er in der Führung der Waffen nicht ungeschickter ist, als ich.“ Und mit der Hand nach dem Fenster zeigend, fügte er hinzu: „Wir haben gar manchen ersten Gang da draußen mit einander unternommen, nicht zum Spiele, sondern auf Tod und Leben, wie sich gebührt unter Männern nach löblichem Schick und Brauch, und bei Tag und Nacht, um ihn für das Leben vorzubereiten, welches keine Nachsicht kennt. Das Klirren unsrer Schwerter ist bis hinunter in die Stadt gedrungen und hat dem Aberglauben willkommene Nahrung gegeben.“

Bismarck nickte. Er schien von dem, was er sah und hörte, vollständig zufriedengestellt zu sein und frug: „Und wenn ich nun Eure Versicherungen einer nahen Prüfung unterzöge?“

„Zweifelt Ihr an der Wahrheit meiner Worte?“

„Nein, sondern ich wollte nur sagen, daß eine Gelegenheit für ihn vorhanden sei, die Wahrheit Eurer Worte zu bewähren. Ich habe in Gemeinschaft mit Herrn Gebhard von Alvensleben auf Schloß Gardelegen von zwei dort-

gen Juden eine Summe Geldes in Schwerin erheben lassen. Diese beiden Männer sind sammt ihrer Habe auf der Heimreise von Denen auf Garlosen und Stavenow überfallen und festgenommen worden und sollen nebst der mitgefangenen Tochter des Einen nur gegen ein Lösegeld ihre Freiheit zurückerhalten. Da die Juden ihr ganzes Vermögen in dem Transporte stecken hatten, so können sie weder ihre Auslösung selbst bestreiten, noch dürfen wir Hoffnung hegen, unser Geld auf friedlichem Wege zurückzuerhalten; dennoch aber will ich selbst einen Versuch machen und nach Garlosen reiten, um mit den Boldewins und Herrn Claus von Quikow in Güte zu verhandeln. Für meine persönliche Sicherheit sollte ich eigentlich keine Gefahr befürchten, da ich aber als ein Freund und Helfer des Markgrafen bekannt bin, und ihm die Herren feindlich gesinnt sind, so fühle ich mich zur Vorsicht geneigt und möchte Euch bitten, mich zu begleiten!“

Diese legten, an den jungen Mann gerichteten Worte ließen die Röthe der Freude auf seine Wangen treten, und mit einer raschen, zustimmenden Bewegung antwortete er:

„Herr Ritter, schon längst ist es mein Wunsch gewesen, mein Schwert in ernstem Kampfe zu erproben; voll Freude gehe ich mit Euch, und ich hoffe, Ihr sollt mit meinem Arm zufrieden sein!“

„Möge diese Eure Hoffnung in Erfüllung gehen, dann wird Euer Thun auch reiche Lohnung finden!“

„Das ist es nicht, wonach ich strebe. Nicht auf Fürstengunst und äußeren Gewinn ist mein Sinn gerichtet. In des Menschen Thun selbst liegt der Segen oder der Fluch, welchen er zu erwarten hat; und ist sein Thun ein gutes, so wird es sich von selbst belohnen.“

„So recht, mein junger Freund! Eure Gedanken sind eines Mannes würdig, der an hohen Aufgaben arbeiten soll. Jetzt aber macht Euch bereit zum Aufbruche; mein Knecht wird wieder vor dem Thore sein, und unser Weg ist ein weiter.“ —

Bald stand der Bruder, zur Reise gerüstet, in der vorderen Stube vor der Schwester. Mit leuchtendem Blicke ruhte ihr Auge auf seiner herrlichen Gestalt, die im Schmucke der glänzenden Waffen auf jeden Begegnenden einen ungewöhnlichen Eindruck machen mußte. Sie war beschäftigt, ihm eine köstlich gestickte Binde um den Leib zu befestigen.

„Nimm dieses Zeichen meiner Liebe mit hinaus in die Kämpfe des Lebens, Detlev. Ich habe an ihr gearbeitet so manche Nacht und dabei daran denken müssen, daß unsere Zukunft an der Spitze Deines Schwertes geschrieben steht. Lebe wohl! Gott der Herr sei mit Dir jetzt und immerdar, und niemals werden die Gedanken und Gebete Deiner Schwester von Dir weichen!“

„Lebe wohl, Marie!“ Mehr sprach er nicht, aber als er sie bei diesen drei zitternden Worten voll herzlicher Innigkeit an seine Brust zog, glänzte die Feuchtigkeit der Thränen in seinen Augen und seine Lippen zuckten unter dem Einflusse des männlich niedergekämpften Schmerzes.

Da traten die beiden Männer aus dem hintern Raume.

„Lebt wohl, Ritter,“ sprach Bismarck. „Ich wiederhole Euch das Wort des Fürsten, Dietrich von Quikow für jetzt ihm zu überlassen. Seid wachsam und haltet treue Huth über den Hamburger Zug. Der Herr bedarf

in Costniz des Geldes, und es wäre viel verloren, wenn es verspätet einträte oder gar verloren ginge! —“

Einige Minuten trabten zwei Reiter, gefolgt von einem Knechte, auf der Straße dahin, welche von Tangermünde über Osterburg nach Lenzen führt.

— 4 —

Bei „Mutter Quail.“

Bristol, die Hauptstadt der im südwestlichen Theile von England liegenden Graffschaft Somerset, ist an die Ufer der beiden Flüsse Avon und Tame gebaut und seit den ältesten Zeiten berühmt wegen seiner Schifffahrt, zu welcher es fast niemals weniger als dreihundert eigne Fahrzeuge stellte. Zur Zeit, von welcher wir erzählen, lag in der Nähe des alten, nun längst abgebrochenen Rathhauses ein zwar nur einstöckiges aber desto längeres Gebäude, über dessen niedriger Thür in grellen Farben ein Haifisch abgebildet war, welcher im Begriffe stand, einen Matrosen zu verschlingen, und für Denjenigen, welcher sich über die Bedeutung dieses Meisterstückes der edlen Malerkunst nicht klar werden konnte, ragte ein Brett im rechten Winkel aus der Mauer hervor, an dessen beiden Seiten in hohen Buchstaben zu lesen stand: „Taberne zum heiligen Menschenfresser.“

Dieser Taberne, zu deutsch Schankstätte, wird in den Annalen der Stadt Bristol des Ofteren Erwähnung gethan, denn die Besitzer derselben waren von je her Leute, welche sich Gäste herbeizuziehen verstanden, und sowohl bei der Gefangenschaft des Königs Stephan als auch während der früher abgehaltenen Sklavemärkte wurden in den Stuben des niedrigen Menschenfressers die Zusammentünfte Derer abgehalten, welche entweder unbelauscht einen politischen Streich zu werthen oder irgend ein einträgliches Handelsgeschäft miteinander abzuschließen hatten. Niemals aber, weder früher noch später, war der Verkehr ein so bedeutender wie zur Zeit, da Mutter Quail hinter dem Schänktische ihr kräftiges Scepter schwang. Wie sie in das Haus gekommen und wie ihr eigentlicher Name lautete, das wußte keiner von ihren Gästen. So weit nur irgend Einer zurückzinken konnte, hatte sie ihren Platz zwischen den Flaschen, Gläsern und Krügen inne gehabt und „Quail“ war nicht ihr richtiger, sondern ein Spitzname, den sie sich gar wohl verdient hatte, denn das Wort lautet im Deutschen „Wachtel,“ und die resolute Frau verstand sich auf das „Schlagen“ so gut wie nur irgend einer von ihren wetterharten Gästen. Bei allen Streitigkeiten, welche vorkamen, und deren gab es bei der bekannten Derbheit und dem raschen Temperamente des Seebvolkes fast alle Tage welche, pflegte sie Niemanden zu Rathe zu ziehen, sondern den Schiedsrichter in eigner Person zu machen, und wenn da „Mutter Wachtel“ ihre hohe, corpulente Gestalt durch die Menge der Anwesenden drängte und zu „Schlagen“ begann, so hatten die Besucher des Haifisches Nichts zu thun, als einfach Platz zu machen und — der Störenfried lag, ehe er sich dessen versah, draußen vor der Thür und konnte sich den heiligen Menschenfresser in der bequemsten Stellung von der

Welt betrachten. Und wehe ihm, wenn er es einmal wagte, das Haus wieder zu betreten. — Mutter Quail besaß ein ganz besonderes Gedächtniß für Diejenigen, welche die Kraft ihrer dicken Arme gefühlt hatten — er wurde ohne Gnade und Barmherzigkeit fortgewiesen.

Aber ebenso treu war ihr Gedächtniß für solche Gäste, welche sich mit Anerkennung ihrem weisen Regimente fügten; sie waren willkommen zu jeder Zeit und konnten sich keine aufmerksamere Pflege und Bedienung wünschen. Und gehörten sie gar zu den Wenigen, welche in Folge ihres ehrbaren Wandels und einer längeren Anhänglichkeit an den Menschenfresser die besondere Gewogenheit der Wirthin besaßen, so bekamen sie die Erlaubniß, die nach hinten liegenden kleinen Stübchen zu betreten, und das war nicht nur eine große und ehrenvolle Auszeichnung, sondern war auch mit gewissen Annehmlichkeiten verbunden, denn die sogenannten „Hinterleute“ durften ohne Bedenken den Credit des Hauses im Anspruch nehmen und wurden von der Besitzerin desselben mit einer Rücksicht und Bärtlichkeit behandelt, wie sie sonst nur eine Mutter für ihre Kinder an den Tag zu legen pflegt.

Wie gewöhnlich, so war auch heut Abend der anfänglich in die Länge und Breite gehende Raum so vollständig von Gästen besetzt, daß die noch Ankommenden stehend ihren Krug nahmen und auf einen leer werdenden Platz warten mußten. Mutter Quail hatte mit vollen Händen zu thun und arbeitete für drei Personen; trotzdem aber entging ihrem Auge nicht das Geringste und keiner der Anwesenden durfte über eine Säumniß klagen. Da vorn, nicht weit vom Eingange, hatte sich ein Wortwechsel erhoben, der immer lauter wurde und in Thätlichkeiten auszubrechen drohte. Schon brachen die Gäste ihre Gespräche ab, um dem Creite ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, und nur Mutter Quail schien nichts von ihm zu bemerken.

„Die Alte hat heut' weder Augen noch Ohren, sonst hätten wir längst schon Ruhe!“ bemerkte Einer.

„Daß es gut sein, Jan; sie kennt schon ihre Zeit. Ich wecke unser Schiff gegen ein altes Theerfaß, daß sie bei dem ersten Schlage richtig zur Stelle ist. Schau, da hast Du es!“

Die Zankenden hatten sich erhoben und standen im Begriffe, einander zu fassen, da stellte Mutter Quail das Glas, welches sie eben in der Hand hielt, auf den Tisch und war im nächsten Augenblicke nach dem Orte unterwegs, an welchem die Rauferei beginnen sollte. Noch aber hatte sie denselben nicht erreicht, als sich die Thür öffnete und ein Mann eintrat, bei dessen Anblicke sie sofort stehen blieb, während ihr Gesicht von freudiger Ueberraschung erglänzte.

„Willkommen Piet, alter Swalker,“ rief sie mit voller Stimme durch das entstehende Getümmel. „Nimm doch einmal den kleinen Jungen dort, den mit dem großen Mantel, und trage ihn hinaus. Aber nimm Dich in Acht und greife etwas leise zu, sonst könntest Du ihn zerbrechen!“ „Schön, Mama Haifisch,“ nickte er mit freundslichem Grinsen seines breiten, christlichen Gesichtes. „Werde die Sache in Ordnung bringen!“

Die im Wege Stehenden rechts und links auseinander schiebend, stand er nach wenigen Schritten vor dem Bezeichneten, faßte ihn an den Hüften, hob ihn leicht wie einen Federball über die Köpfe der Anderen empor und

war im nächsten Augenblicke mit ihm durch die Thür verschwunden.

Alle waren erstaunt, nicht nur über die Riesenkraft dieses, den Meisten von ihnen unbekanntes Mannes, sondern mehr darüber, daß ihm Mutter Quail den Auftrag gegeben hatte, an ihrer Stelle zu handeln. Das war, so weit man sich entsinnen konnte, noch niemals vorgekommen, und es ließ sich annehmen, daß er das ganz besondere Wohlwollen der Wirthin besitzen müsse, zumal diese schon im Voraus die Thür eines der Hinterzimmer öffnete und den jetzt wieder Eintretenden mit außergewöhnlicher Freundlichkeit zu sich winkte.

„Willkommen in Bristol, Piet!“ begrüßte sie ihn. „Bist endlich wieder einmal zu Lande?“

„Freilich, Du alte, liebe Porterkanne Du! Komme von Messina, wo ich Wein und Früchte geladen habe. Werde aber in einigen Stunden schon wieder in See stechen, hörst Du, und nach Deutschland gehen.“

„Nach Deutschland, Alter? Was hast Du denn dort zu suchen?“

„Ein Weniges oder viel; weiß es noch nicht! Habe nur den Befehl bekommen, meinen Aheber, den Grafen von Warwick, nach Hamburg zu bringen und werde das Ueprige erst noch erfahren. Kann mir aber ungefähr denken, was er da drüben zu suchen hat.“

„Nun, was denn?“

„Sie sind mit dem Vater Papst nicht zufrieden; ich glaube gar, sie haben drei Vater Päpste anstatt nur einen, und da kommen sie aus aller Herren Länder zusammen, um einmal das Fahrzeug der heiligen christlichen Kirche auf den richtigen Cours zu bringen, denn pisher hat es immer nur gegen den Wind gelenkt und geschlingert und gestampft, daß es zum Götterparmen gewesen ist.“

„Und was geht das Deinem Grafen an?“

„Meinem Grafen? Du willst fragen dem Viscount Richardt Beauchamp, Herrn von Warwick, dem reichsten Mann in den drei Königreichen und tapfersten Ritter der Christenheit? Den wird der König beauftragt haben, als sein Stellvertreter nach Costnitz zu gehen, wo die Herren alle zusammen kommen. Er ist mit seinem Gefolge hier im Somersethouse apgestiegen und will am frühen Morgen mit der Gppe in See stechen. Jetzt sind wir darüber, Gepäck und Fracht in die Boote zu laden, um sie nach meiner „Schwalpe“ zu bringen, welche draußen im Warwicker Kanale liegt, und Du glaubst gar nicht, was das für eine Pracht und Herrlichkeit mit den vielen und kostbaren Sachen ist; es schaut grad' so aus, als ob der Kaiser von Indien oder der König von Golconda in See gehen wollte!“

„Und fürchtest Du Dich nicht vor den vielen Gefahren welche Euch jetzt auf der See erwarten?“

„Gefahren? welche meinst Du wohl?“

„Nun, es ist doch noch Winterzeit, wo eigentlich die Schifffahrt in Ruhe liegt. Da giebt es böse Stürme; Du findest die Häfen erfroren, und wenn das Alles überwunden ist, so haufen da drüben in den deutschen Gewässern die Victualienbrüder, welche die Fahrzeuge überfallen und ausplündern und die Mannschaften tödten.“

„Stürme und Eis, die schene ich nicht! Habe schon oft mit ihnen zu thun gehabt, daß wir vertraut mit einander geworden sind, und die Victualienbrüder, die sollen sich vor mir und meinen praven Jungens nur immer in

8.

Nacht nehmen! Es giebt auf keinem Meere ein solches Schiff, wie meine „Schwalpe.“ Du hast sie noch nicht gesehen, denn ich habe sie erst vorigen Herbst neu wie eine Jungfer vom Elyde geholt. Sie ist nach einer Art gehaut, die der Graf sich selber ausgedenkt hat, lang und schmal, mit niedrigen Masten und kleinerem Vorder- und Hintercastell. Sie geht vor dem Winde wie eine Möve und tanzt auf der Seite wie eine Prant unter Segel. Ihr Kiel und Stewen ist scharf, so daß ihr kein Eis etwas anhaben kann; das Manövriren versteht der Piet Diepenow wie kein Anderer, so daß er sich vor den Stürmen nicht zu fürchten braucht, und was die Kaper betrifft, so weiß er sein Guterpeil zu handhaben so gut wie nur Einer, seine Mannen sind auserlesene, gutbewährte Seehunde, und außerdem habe ich sechs metallne Domierpüchsen an Bord, die gelegentlich auch das ihrige thun werden. Also brauchst Du wohl keine Sorge zu tragen, Du alte, gute Menschenfresserei Du!“

Bei diesen Worten legte er seinen Arm um ihre umfangreiche Taille und zog sie mit einer Vertraulichkeit an sich, wie sie nur von ihm gewagt werden durfte. Sie erwiderte dieselbe mit einem zärtlichen Klappz, der jeden Anderen zu Boden geschlagen haben würde und meinte:

„Ja, das weiß ich, daß Du ein Manneskind bist, welches nicht nothwendig hat, sich vor irgend Etwas oder irgend Jemandem zu fürchten. Das habe ich Dir gleich angesehen, weißt Du, als Du mit dem Grafen aus Deutschland kamst und den Haifisch zum ersten Male besuchtest. Und reputirlich bist Du auch, wie nur Einer, und geschickt und klug, sonst hättest Du es nicht vom Matrosen bis zum Kapitän gebracht. Seit mein Alter todt ist, hat es Keinen gegeben, der mir so an das Herz gewachsen ist wie Du, und wenn ich noch eine junge, schmucke Dirne oder Wittib wäre und Du nicht immer auf dem Wasser sein müßtest, so wüßte ich gar wohl, was geschehen könnte. So aber — — doch,“ unterbrach sie sich, „da sitze ich und plaudere dummes und unnützes Zeug und lasse Dich hungern und dursten! So ist es, wenn man alt und faselig wird. Na, ich kenne Deinen Geschmack und werde nachholen, was ich versäumt habe!“

„Hast Recht, alte Kampüse! Geht mir auch so, wenn ich in den Bauch des Haifisches gerathe und an die alten Zeiten denke. Bring dem Piet Diepenow Etwas, was Palten und Planken zusammenhält!“

Die Wirthin eilte zur Thür und begegnete unter derselben einem Manne, welcher im Begriffe stand, einzutreten. —

„Halt!“ rief sie ihm entgegen; „hier ist nicht Jedermanns Stube. Sucht Euch Platz da draußen bei den Andern!“

„Heiliges Pulver!“ klang die mit schnarrender Bassstimme gesprochene Antwort. „Sagtest Du das zu mir, oder verstehe ich Dich miß?“

„Freilich sagte ich das zu Euch!“ entgegnete sie und überflog dabei in kampferüsteter Haltung und mit einem herausfordernden Blicke seine angsterregende hagere Gestalt, auf welcher ein Kopf ruhte, dessen eine vordere Hälfte von der Nase bis zum Ohre und von der Stirn bis herab zum Halse vollständig schwarzgebrannt erschien. „Ich habe Euch noch nie hier gesehen, und für Fremde giebt es in diesem Zimmer keinen Einlaß.“

„Blitz und Kanone! Bin doch, seit mir die Ladung

„S Gesicht gegangen ist, noch keinem solchen Drachen be-
gnet, und auch vorher nicht. Gib Raum, alte Galione,
sonst bohre ich Dich in den Grund!“

„Galione, sagt Er, und Du nennt Er mich, mich, die
Mutter Quail, die in Respect steht bei Jedem, der seinen
Fuß mir einmal in den Haifisch gesetzt hat? Mach' Er,
daß Er hinaus kommt, sonst breche ich Ihn mitten aus-
einander und schütze mir aus den beiden Hälften Schwe-
felhölzer!“

„Boß Kugel und Blei! Die Mutter Quail seid Ihr?
Ja, das giebt der Sache eine andere Wendung; ich will
also Eure Neben ungeschehen sein lassen und winde für
dies Mal meinen Zorn noch über. Aber merkt es Euch für
später, daß ich nicht gewohnt bin, mit mir spaßen
zu lassen!“

Wie zwei Eisenkammern legte er seine Hände um
ihre Arme, hob die schwere Frau wie ein Kind zur Seite
und trat zu dem Tische, an welchem der Kapitän saß.
Die Wirthin machte sofort Miene, den Kampf mit ihm
zu erneuern, aber Piet Diebenow, welcher dem kurzen
Wortwechsel bis hierher mit sichtbarem Vergnügen zuge-
hört hatte, beruhigte sie jetzt mit den Worten:

„Daß es gut sein, Mutter Menschenfresser; der Junge
soll nicht da draußen sitzen! Er heißt Sam Haberland
und ist mein Constapel, der mir Nachricht bringt von den
Deuten, die an den Booten arpetten.“

„Da mag es sein!“ antwortete sie, ihre Arme reißend.
„Aber einen schlechten Constapel hast Du Dir nicht aus-
gesucht. Der Mann greift ja zu wie ein Bär. Hast Du
lauter solche Niesen an Bord?“

„Denke es,“ nickte er lächelnd, und auch Will Haber-
land verzog sein Gesicht zu einer Grimasse, welche auf der
einen Hälfte des von Wind, Wetter und Pulver mitge-
nommenen Gesichtes seine Befriedigung ausdrückte, auf der
verbrannten Seite aber wahrhaft fürchterlich aus sah. „Aber
nun mache endlich, daß wir Etwas unter die Zähne
bekommen!“

Während sie sich entfernte, um dem Auftrage nachzu-
kommen, meldete der Constapel, daß die Boote mit dem
letzten Theile der Ladung nach dem Schiffe abgegangen
seien und bald wieder zurückkehren würden, um die Passa-
giere aufzunehmen.

„Das hat Zeit!“ bemerkte der Kapitän. „Jetzt
haben wir fast noch Hochfluth, und die Anker können
erst mit Eintritt der Ebbe gelichtet werden. Laßt uns
also ein Weniges plaudern, ehe wir den Grafen penach-
richtigen, Sam! Ihr habt mir gesagt, daß Ihr aus
Deutschland gepürtig seiet. Wo ist denn Eure Heimath
da gelegen?“

„Meine Heimath liegt nicht weit von Lenzen an der
Elbe und heißt Stabenow.“

„Stabenow? Welches dem Herrn Claus von Quikow
gehört?“

„Heiliges Pulver! Kennt ihr das alte Nest, Kapitän?“

„Ein Weniges, denn ich bin eigentlich auch
ein Quikow'scher.“

„Ihr ein Quikow'scher?“ rief der Constapel, und
auf seinem halbirtten Gesichte drückte sich, links freudig,
rechts schauerhaft, das lebhafteste Erstaunen aus. „Mir
steht der Mund offen, wie die Vorderluke eines nieder-
ländischen Torfschiffes. Wo seid Ihr denn da zur Welt
gekommen?“

⚡

„Zu Plane an der Havel. Ich bin dem Wasser nach-
gegangen bis zur Elbe und nach Hamburg und von da
aus auf die See gekommen.“

„Ganz so wie ich. Auch ich habe in Hamburg die
See zu riechen bekommen, und diesem Geruche, das wißt
Ihr, steht Niemand wider. Von da an bin ich mit allen
Nationen gefahren. Bei der Belagerung von Rouen
lernte ich mit den Bombarden umgehen, und wie ich mich
seitdem in der edlen Kunst des Schießens geübt, das habt
ihr ja erfahren, ganz besonders aber, als wir auf der
Fahrt von dem Tuneker angegriffen wurden.“

„Ja, den haben wir schon mit dem dritten Schuß in
den Grund gepohrt. Sam Haberland, Ihr seid ein ganzer
Junge, und ich glaube, wenn uns bei der nächsten Reise
etwa die Victualienprüder zu nahe kommen, so machen
wir es eben so!“

„Das versteht sich. Heilige Bunte, will ich die Kerls
anklicken! Habt Ihr Euch schon von dem Kolf Wendasclod
erzählen lassen, der mit einer riesigen Galione, Wiking
gehießen, auf welcher sich mehr als ein Duzend große
Donnerbüchsen befinden, das deutsche Meer unsticher
macht? Man sagt, er sei ein Fürst, der aus seinem Lande
vertrieben worden ist und auf die See hat flüchten müssen,
um sein Leben zu retten. Nun hat er geschworen, jedes
Schiff zu verderben, welches ihm begegnet. Er soll ein
wahrer Teufel sein und keine Gnade geben.“

„Fürchtet Ihr Euch etwa vor ihm, Constapel?“

„Fürchten?“ frug der gute Haberland und sah dabei
seinen Kapitän mit einer Miene an, welche fast bestürzt
zu nennen war; „fürchten? Ich? Bitz und Kugel! Habt
Ihr denn schon jemals gesehen, daß ich einen Begriff davon
habe, wie man es macht, um sich zu fürchten? Wenn wir mit
der „Schwalbe“ auf den „Wiking“ stoßen, so lade ich
meinen „langen Tom“ und schieße der Galione eine Kugel
auf den Pelz, daß sie für ewige Zeiten genug hat. Der
Sam Haberland weiß zu zielen, und wenn der Kolf das
etwa nicht glaubt, so zeugen wir ihn sicher davon über,
sobald er es wagt, auf uns zu halten!“

„Recht so, alter Seelöpe. Wir werden uns vielleicht
lange in seinem Gebiete herumtreiben müssen, bis der
Graf von Costniz zurückkehrt, und da kann die Gelegen-
heit für ihn bald kommen, mit uns anzupindeln.“

„So wißt ihr noch nicht genau, ob wir in Hamburg
liegen bleiben oder Fracht von dort nach einem anderen
Orte nehmen?“

„Nein, das werde ich erst vom Grafen erfahren.
Aber die „Schwalbe“ ist kein Diebling, und die wird er
wohl nicht für Andere zum Gebrauche feil bieten. Es ist
darum möglich, daß wir in Hamburg liegen bleiben, um
ihn dort zu erwarten.“

„Dann nehme ich Urlaub, und gehe in die Hei-
math, um zu sehen, was aus meinem Stabenow ge-
worden ist.“

„Habt Ihr noch Verwandte dort?“

„Nur einen Bruder, welcher Balthasar heißt und bei
dem Ritter Claus in Diensten steht. Er ist mein Zwilling-
bruder und war mir so ähnlich, wie eine Woge der
andern. Boß Sturm und Wetter, wird das eine Freude
sein, wenn er noch lebt und wir uns wiederschen! Ich
bin nicht in der Heimath gewesen, seit ich ihr damals
den Rücken gelehrt habe. Und wie steht es mit Euren
Verwandten?“

(Fortsetzung folgt.)

Freierstunden am häuslichen Herde.



Redaction, Druck und Verlag von **S. G. Münchmeyer** in Dresden, Jagdweg 14.

Filialen: Berlin, Nuppinerstraße 44; Wien, Josephstadt, Wickenburggasse 3; Dortmund, Düppelstraße 6.

Der beiden Anikows letzte Fahrten.

Historischer Roman aus der Jugendzeit des Hauses Hohenzollern von **Karl May**.

[Fortsetzung.]

Uebersetzung und Dramatisirung wird vorbehalten,
Nachdruck gerichtlich verfolgt.

„Alles todt! Nur ein Bruder lebte noch, als ich zum letzten Male da war, Kaspar geheissen und gehörte zu den Männern des Ritters Dietrich von Anikow.“

„Ihr wart also einmal dort?“

„Ja. Das ist schon viele Jahre her, und damals traf ich bei einem Kampfe mit unserm Grafen zusammen, der mich dann mit nach England nahm.“

„Heilige Kanone, das klingt ja ganz nach einem Abenteuer!“

„Das ist es auch, Constapel, und wenn Ihr's hören wollt, so will ich es Euch erzählen.“

„Ob ich es hören will? Einer Wasserratte geht nichts über eine gute Geschichte; Zeit haben wir noch ein Wenig, und so könnt ihr Eure Erzählung recht hübsch von der Leine wickeln.“

„Nun gut! Hapt Ihr vielleicht einmal von dem „schwarzen Dietrich“ gehört?“

„Nein. Was war denn das für ein Menschenkind? Der Name schon klingt gruselig.“

„Das war ein Räuber, welcher an der Spree, in der Gegend von Berlin sein Wesen trieb und von aller Welt gefürchtet wurde. Er war so stark, daß zehn Männer Nichts über ihn vermochten, und seine Bande bestand aus lauter Leuten, welche selbst vor dem Teufel keine Angst empfanden und ihn sammt seiner Großmutter aus der Hölle geholt hätten, wenn es ihnen von dem Dietrich empfohlen worden wäre.“

„Das war ja ein schauderhafter Kerrel! Kommt der mit in der Geschichte vor?“

„Natürlich, sonst würde ich ihn ja nicht gleich am Anfange derselben bringen!“

„Alle Bombardenläufe, da wird die Sache gut ver zu nehmen!“

Freierstunden.

„Das will ich meinen, Constapel! Also ich war bei meinem Besuche, von dem ich schon gesprochen habe, in Berlin gewesen und wanderte durch die Sümpfe der Spree, nach Brandenburg und Plaue zu, um wieder zu meinem Bruder zu kommen. So schritt ich durch den dichten Wald meines Weges fürpaß und hatte meine Gedanken auf der See und bei meinem guten Schiffe, als ich plötzlich einen Schrei vernahm, der aus einer weiblichen Kehle zu kommen schien.“

„Was hatte denn eine Frauensperson dort in der Wildniß zu thun?“

„Darnach habe ich nicht gefragt; ich hatte keine Zeit dazu. Ich dachte sogleich an den schwarzen Dietrich und seine Gefellen, zog den Säpel aus der Scheide und eilte nach der Gegend zu, aus welcher der Hilferuf gekommen war. Der Ort lag nicht in der Nähe, wie ich aus den gedämpften Klänge der Stimme gehört hatte, und sowohl der Sumpf als auch das fast undurchdringliche Dickicht der Büsche, Sträucher und Bäume hielten meine Schritte über die Massen auf, so daß ich nur langsam vorwärts kam.“

„Heilige Kanone, macht schnell, Kapitän, sonst bringt der schwarze Kerrel das Frauenzimmer um!“

„Ihr hapt gut Reden! Ich that mein Möglichstes und kam endlich auch an die Stelle, wo der Ueberfall vor sich gegangen war. An einem Baume lehnte eine junge Frau, wie ich so schön noch keine gesehen habe, und hielt mit ihre Armen zwei Kinder umschlungen, welche sich laut weinend an sie schmiegten. Ich glaube, es war ein Mädchen und ein Knabe. Vor ihnen stand hoch aufgerichtet ein Ritter, welcher sie mit plikendem Schwerte vertheidigte. Seine Hiebe fielen hageldicht auf die eisernen Hauben der Männer, die sich an ihn drängten; am Boden lagen einige

Knechte, welche von ihnen schon niedergeschlagen worden waren, und in der Nähe hielt zu Pferde ein Mann, welcher wohl geeignet war, Furcht und Grauen einzulösen.“

„Blitz und Donner! jetzt kommt wohl der schwarze Dietrich?“

„Er wird es wohl gewesen sein. Sein sechs Fuß hoher, von herkulischer Kraft zeugender Körper war ganz in rapenschwarzes Büffelleber gekleidet. Die Beine stakn bis hoch über die Kniee hinauf in Stiefeln aus ungegerpitem Leder, welche überreich mit Thran eingeschmiert waren. Ein breiter Riemen deckte das Wammis um den Leib fest, und den Kopf bedeckte eine eiserne, mit Leder gefüllte Kappe. An der rechten Seite stak in einer vom Gurte herabhängenden Scheide ein langes Fleischermesser, dessen hölzerner Griff durch Schnitzwerk verziert war, und an der Linken befand sich ein Schärffstahl, genau von der Art, wie ihn die Fleischer zu tragen pflegen. In der Hand trug der Riese einen mächtigen, mit starkem Eisen beschlagenen und mit Blei ausgegossenen Kampfstock, den er vor Ungebad blitzschnell zwischen den Fingern im Kreise herumlaufen ließ, als wenn er mit einer leichten Weidengerter spielte. Und was den Schrecken erhöhen mußte, welchen die Figur, die Kleidung und Ausrüstung des Mannes einflößte, das war der Umstand, daß sein Gesicht durch eine schwarze Maske verhüllt wurde.“

„Hattet Ihr Angst, Kapitän?“

„Angst?“ antwortete der Gefragte erstarrt. „Sollen Euch etwa meine Fäuste beweisen, daß ich das Ding gar nicht kenne, welches Ihr Angst nennt?“

„Ist nicht nothwendig, Kapitän; aber ich wollte Euch nur von vorhin her zeigen, wie es thut, wenn man auf eine solche Weise gefragt wird. Und dazu beschreibt Ihr den Riesen ja so fürchterlich, daß ein Anderer, als ich, gar wohl glauben könnte, Ihr hättet Euch gefürchtet.“

„Ich beschreibe ihn, wie er war; daß ich keine Furcht hatte, habe ich aber dadurch gezeigt, daß ich mich sofort auf die Angreifenden warf, und Ihr wißt, Sam Haperland, wo ich hinschlage, da ist niemals ein Pflaster nothwendig und zwar deshalb, weil es nichts mehr helfen kann. Aber es waren ihrer doch ein Wenig zu viele, und dazu drängte sich, als ich loszuschlug, augenblicklich der Schwarze herbei, so daß ich mich gegen ihn wenden mußte, und machte mir mit seinem Stocke soviel zu schaffen, daß es mir fast heiß wurde. Wißt Ihr, Constapel, so ein Kampf, Schwert gegen Schwert, Messer gegen Messer oder Faust gegen Faust ist doch etwas Ehrliches, und da will ich den Mann sehen, vor dem der Piet Liepenow auch nur einen einzigen Finger breit zurückweicht, aber mit einem Stecken bearbeitet zu werden, das ist hundsfüttisch, weil man mit dem Säpel nicht dagegen aufkommen kann. Ich konnte die Streiche nicht genugsam pariren und bekam daher so verteuflerte Hiebe, daß ich noch Monate nachher grau und blau gesehen habe. Es war um vor Aerger verrückt zu werden!“

„Heilige Bombarde, wenn doch nur ich hätte machen können mit. Ich hätte den Schwarzen sammt seinen armseligen Stecken zu Brei gedrückt. Habt Ihr denn dem Kerrel gar Nichts anhaben können?“

„Nein, trotzdem auch noch andere Hilfe kam. Nämlich mitten in der größten Noth kam ein Reiter durch die Büsche geflogen und fuhr wie ein Wetter unter das Volk

hinein. Er saß auf einem Falben, und das war ein Pferd' Constapel, wie ich noch kein zweites gesehen habe; es war im Galopp durch den Morast gegangen, denn der Schmutz lag ihm bis auf den Rücken hinauf und der Mann war von Roth und Schlamm vollständig bedeckt. Er trug in der Hand eine Lanze, so stark wie ein Weperbaum, wie es in der Pipel von dem Riesen Goliath erzählt wird; damit stieß er gleich beim ersten Anlauf zwei von den Unholden über den Haufen; dann griff er zum Schwerte, und nun solltet Ihr sehen, wie er unter ihnen aufräumte. Und dabei donnerte er mit einer Stimme, die weithin durch den Wald schallte: „Heißt das fechten, Mann gegen Mann, wie sich's gepührt nach löplichem Schick und Brauch, Ihr heillosen Gesindel Ihr!“ Mehr hörte ich nicht, denn als der Schwarze ihn explizierte, so spornte er sein Pferd auf ihn, und verfezte mir vorher noch einen Hieb über den Kopf, der mich augenblicklich zu Boden streckte.“

„Blitz und Hagel! Und Ihr habt Euch auch so ruhig hingelegt und gemüthlich die Beine ausgestreckt?“

„Op ich die Beine ausgestreckt oder op ich sie an den Leib gezogen habe, darauf kann ich mich nicht mehr so recht besinnen; ich weiß überhaupt nicht mehr, was damals noch Weiteres vorgegangen ist. Der unglückliche Stecken hatte mich vollständig um die Besinnung gebracht, und als ich sie wiederbekam, lag ich mit Stricken gepunden auf der Erde und neben mir der Ritter, welcher sich vorher so tapfer gewehrt hatte. Es war Nacht; nicht weit von uns brannte ein Feuer, an welchem der Schwarze stand und um ihn eine ganze Schaar von Mannen, dreifach so viel als diejenigen, mit denen wir vorher zu thun gehapt hatten. Er trug den einen Arm in einer Binde und schaute so grimmig nach dem Orte, an welchem wir im Dunkeln lagen, als op er uns verschlingen wolle.“

„Da ist es der auf dem Falben gewesen, der ihm gebracht hat bei die Wunde?“

„Denke es, Constapel.“

„Gefangen war er nicht, wie Ihr?“

„Nein.“

„Und die Frau mit den Kindern?“

„War auch nicht zu sehen. Die Männer befanden sich jedenfalls in einer Berathung darüber, was mit uns zu beginnen sei, wie ich aus ihren Bewegungen bemerkte und aus den Blicken, die sie auf uns warfen. Gutes hatten sie nicht vor, das zeigten ihre Mienen, und deshalb untersuchte ich die Bande, mit denen ich gefesselt war. Sie waren aus Hanf und eng und fest um Hände und Füße geschlungen, so daß an ein Zerreißen nicht zu denken war. Aber man war so unvorsichtig gewesen, mir mein Messer zu lassen, welches am Gürtel hing. Ich zog es mit der einen Hand heraus, nahm den Griff zwischen die Zähne, und bald war der Strick entzwei und ich an den Händen frei. Es war gut, daß wir im Dunkel lagen, denn sonst hätte man meine Bewegungen bemerkt. Mit einem raschen und vorsichtigen Schnitte löste ich auch den Strick, welcher mir die Knöchel zusammen hielt und wandte nun meine Aufmerksamkeit dem Ritter an meiner Seite zu.“

„Heilige Kanone, Kapitän. Macht, daß Ihr fortkommt von den Kerrels, sonst schlagen sie Euch todt, und ich bekomme Euch im ganzen Leben nicht wieder zu sehen!“

„Hapt keine Sorge um mich, Sam Haperland! Der

Biet Liepenow weiß sich seiner Haut zu wehren, und ich könnte doch nicht im „heiligen Menschenfresser“ sitzen, wenn sie mir an das Leben gegangen wären!“

„Da habt Ihr Recht! Wie wurde es denn weiter?“

„Der Ritter war unverletzt, wie es mir schien, und bei voller Besinnung; er hatte mich beobachtet und fragte jetzt mit leiser Stimme:

„Ist Dir's gelungen?“

„Ja,“ antwortete ich ebenso leise.

„So rücke ein wenig näher und versuche, auch meine Stricke zu zerschneiden.“

Ich that, wie er mir geheißt hatte. Als er sich frei fühlte, reckte er die starken und geschmeidigen Glieder und meinte:

„Sage mir Deinen Namen!“

„Ich heiße Peter Liepenow.“

„Gut! Ich bin der Graf Richard von Warwick und werde Dich zu belohnen wissen. Kannst Du Deine Füße noch gebrauchen?“

„Ja, denke ich.“

„So folge mir in den Wald und sieh darauf, daß wir beisammen bleiben!“

„Kaum hatte er diese Worte gesagt, so sprang er empor und befand sich mit einigen weiten Sprüngen hinter den Büschen. Ich war hart hinter ihm her, und wir hatten schon eine ziemliche Strecke zurückgelegt, ehe das Geschrei der Verfolgenden ertönte. Hatten sie uns nicht fortreiben sehen, oder waren sie vor Ueberraschung sprachlos gewesen, ich weiß es nicht, aber jetzt riefen und prüllten sie um so mehr, und das war gut für uns, denn wir konnten dadurch hören, in welcher Richtung sie uns verfolgten und wie weit sie noch von uns entfernt waren.“

„Heilige Kanone! Lauft Kapitän, daß Ihr vorwärts kommt, sonst nehmen sie Euch beim Schopfe, und dann lassen sie Euch das Messer nicht wieder!“

„Keine Angst, Sam Haperland; sie haben uns nicht bekommen. Wir segelten bei gutem Winde und mit eier Geschwindigkeit von wenigstens fünfzehn Knoten für die Stunde durch die Sträucher, bis endlich unsern Lungen der Proviant ausging. Da pliepen wir stehen, um zu horchen. Sie hatten einen verkehrten Cours eingeschlagen und nichts war von mehr ihnen zu hören. Da meinte der Graf:

„Kennst Du diese Gegend?“

„Ein Wenig.“

„Getraust Du Dir, den Ort wieder zu finden, an welchem ich überfallen worden bin?“

„Jetzt nicht, aber am Tage vielleicht eher.“

Er stand einige Minuten und überlegte. Es mußten gar böse Gedanken durch seinen Kopf gehen, denn sein Athem ging laut und hastig und ich hörte ihn mit den Zähnen knirschen. Jedenfalls dachte er an sein Weib und die Kinder, von denen er getrennt worden war.

„Es hilft Nichts, wenn ich auch ungeduldig werde,“ sagte er endlich halblaut zu sich selbst. „Ich muß warten, um sie desto sicherer zu finden. Biet, in diesem Dickicht sind wir sicher. Wir wollen hier ausruhen und auf den Morgen harren!“

So geschah es. Wir suchten uns eine passende Stelle und streckten uns auf den Boden. Der Graf blieb ruhig und sprach kein Wort, und nur an den Lauten, die seine Ungeduld und Sorge ihm zuweilen ent-

riß, erkannte ich, daß es in seinem Innern nicht so ruhig sei wie in der tiefen Finsterniß, welche um uns herrschte. Ich erlaubte mir nicht, irgend ein Gespräch zu beginnen, war auch von den gehapten Anstrengungen zu müde, um lange ununter zu bleiben, und so kam es, daß ich sehr bald eingeschlafen war.“

„Heiliger Schiffbruch, Capitän; wenn Euch so einige zwanzig oder dreißig Räuber oder Kaufbolde suchen, um Euch das Lebenslicht auszublauen, da könnt Ihr in Eurer Strauchkoje ruhig schlafen? Ja, wenn man einige feste Planken unter den Füßen hat, gutes Segelwerk über sich, kräftige Ruderer auf den Bänken und eine steife Brise über den Stern oder vom Seitenbord, dann kann man dergleichen Gelichter ein Schnippchen schlagen, aber auf der alten, steifen Erde, die keinem Steuer gehorcht und jede beliebige Art von Menschenorten über sich laufen und kriechen läßt herum, da kann man kein rechtschaffnes Wasser zwischen sich und solche Leute kommen lassen. Macht, daß Ihr bald ausgeschlafen habt, Capitän, sonst finden sie Euch am Ende noch, und dann fährt Ihr mit sammt Eurem Grafen auf den Sand!“

„Sorgt Euch nicht um mich, Sam Haperland; ich habe ausgeschlafen, und wer den Biet Liepenow, der eigentlich Peter heißt, fangen will, der muß früh am Tage die Anker lichten. Der graue Tag hatte kaum seinen ersten Schein durch die Kronen der Bäume geschickt, so weckte mich der Graf und wir prachen an, um den Ort zu suchen, von dem ich Euch vorhin gesagt habe. Dieses Beginnen war nicht ganz leicht und ungefährlich, denn ich kannte die Gegend doch nicht so gut, wie es eigentlich nothwendig gewesen wäre, um geraden Lauf zu steuern, und die Strauchdiebe konnten sich ja in der Nähe versteckt halten, damit wir ihnen in die Hände segeln sollten. Aber nach einigen Stunden hatten wir doch den Platz ungefährdet erreicht, auf welchem die Spuren des Kampfes noch deutlich zu erkennen waren. Das Moos und Gesträuch war rings herum vollständig niedergedrückt, und das vergossene Blut haftete noch sichtbar auf dem zerstampften und zertretenen Erdboden, aber von den Personen, die dapei gewesen waren, konnten wir trotz allen Suchens und Laufchens keinen Athemzug vernehmen.“

„Alle Wetter, Kapitän, wo sind denn da die Kinder mit ihrer Mutter geblieben? Oder sind sie von den Kerrels genommen worden mit?“

„Wahrscheinlich ist dies der Fall gewesen, Constapel, denn wir haben Nichts wieder von ihnen zu sehen bekommen, trotzdem wir Alles thaten, was zwei prave Mannskinder in diesem Falle thun können. Erst suchten wir die Gegend ab wie ein Paar Fanghunde, die jeden Grassalm pfehnüppern, dann folgten wir den Spuren, welche die Füße der Strolche zurückgelassen hatten, und kamen so auch wieder an die Stelle, auf welcher wir in Fesseln gelegen hatten. Dort lagen die zerschnittenen Stricke noch, der Schwarze aber war mit den Seinen fort. Wir folgten ihnen, denn ihre Fußspuren waren deutlich zu erkennen, und kamen auf diese Weise bis in die Nähe der Spree, an welcher sich ein schmaler Pfad hinzog. Er führte in schnurgerader Richtung auf einen hoher Sumpf, aus dessen Mitte sich ein ziemlich umfangreicher Hügel erhob, der von allerlei Buschwerk und Bäumen bedeckt war. Am Rande des Sumpfes hörten die Spuren auf — Die Räuber waren bei der Dunkelheit der Nacht ohne

Abnung in den Sumpf gerathen und elendiglich darin umgekommen, denn hindurch zu gehen, das war für keinen menschlichen Fuß möglich, wie wir uns durch mehrere Versuche überzeugten.“

„Heilige Bombarde, Capitän, da hat der Schwarze seinen Lohn gefunden, und ich könnte vor Freude darüber einen Schluck nehmen, der einen ganzen Keller leer machte, aber Eure Mutter Quail — ah, da kommt sie endlich! Gebt die Kanne her, Mutter Niesenhai, und laßt mich einen Zug thun! Aber macht ein besseres Gesicht, denn ich habe es vorhin nicht so böß gemeint!“

Er versuchte die Wirthin freundlich in die Wangen zu kneipen, erhielt aber als Beweis ihrer kälteren Gefühle eine Ohrfeige auf die verbrannte Hälfte seines Gesichtes, daß er sich mit beiden Händen an die getroffene Stelle fuhr.

„Bliz und Donner, Mutter Quail, meine Nase ist keine Freundin vom Wachtelschlag. Wischt Eure Hände ab, woran Ihr wollt, aber nur nicht an meinen Backen!“

Sie erwiderte Nichts, sondern stellte Speise und Trank wortlos auf den Tisch und ergriff dann die mittlerweile gelehrten Kannen, um sie von Neuem zu füllen. Sie schien die Art und Weise, wie Sam sich vorhin eingeführt hatte, noch nicht überwunden zu haben und auch für seine zärtlichen Bemühungen um ihre Verzeihung und Gewogenheit keinen dankbaren Sinn zu besitzen.

„Laßt mir meine alte gute Freundin in Ruhe, Constapel,“ warnte ihn Piet Liebenow; „sie hat ihre Eigenheiten und segelt nicht unter der Flagge eines Seden!“

„Drum ist sie auch vor Anker geblieben liegen und wird am Hafen hängen bis an ihr seliges Ende. Ein Weibsbild muß freundlich sein, zumal mit einem schmucken Seehund, so wie ich einer bin; dann giebt es eine flotte Fahrt grad auf das Land der heiligen Ehe zu. Bliz und Donner, daß mich doch kein solches Geschöpf mehr leiden mag, seit mir die verurtheilte Ladung in das Gesicht gefahren ist! Aber hißt die Segel wieder auf mit Eurer Geschichte, Capitän, damit wir endlich die drei Verlorenen wiederbekommen!“

„Jetzt giebt es ein Weniges zu peißen, und Piet Liepenow hat niemals geliept, zwei Arbeiten zugleich vorzunehmen, weil da aus keiner etwas Nichtiges wird. Also wartet, bis ich mit dem Essen fertig bin, Sam Haperland!“

„Wenn Ihr wollt, so kann ich nicht anders, obgleich uns die drei armen Personen bis dahin vollends verloren gehen können.“

„Verloren sind sie auf jeden Fall, denn es ist uns trotz aller Mühe nicht gelungen, sie aufzufinden, und Ihr könnt Euch denken, Constapel, wie es da dem Grafen zu Muthe gewesen sein mag. Das war kein Grinum, der sich in Worten und Schlägen Luft macht, sondern das war ein Herzeleid, welches keine Rede findet, aber in einer einzigen kurzen Stunde zehn Jahre vom Leben kostet. Doch nun laßt mich in Ruhe; das Essen wartet, und, wie gesagt, Piet Liepenow hat niemals gern mit zweierlei Arbeit zu schaffen!“

„Ich mag Euch da nicht Unrecht geben, denn was man allein macht, das kann man ganz und richtig thun; und wenn nun gar Zwei an einer Sache arbeiten, so geräth sie noch besser und kostet nur die Hälfte Zeit. Daher

glaube ich, Capitän, daß Ihr sie gefunden hättet, wenn sie überhaupt zu finden gewesen wären.“

„Sehr richtig, Sam Haperland! Es ist nichts unterlassen worden; auch nach dem Ritter haben wir geforscht, welcher uns zu Hilfe gekommen ist, aber er ist spurlos verschwunden gewesen. Der Graf war im Begriffe gewesen, in die Heimath zu reisen, wo sein Vater, der alte Carl, auf dem Todtenbette lag, aber es war, als könne er nicht fortkommen, als sei es ihm unmöglich, sich von dem Lande zu trennen, in welchem er die Seinen verloren hatte, und welches wenigstens ihre Leichen pergen mußte. Endlich aber war er doch gezwungen, sich loszureißen: er ging nach England und nahm mich mit. Der Carl war mittlerweile gestorben, und der Graf hatte nichts weiter zu thun, als die ungeheure Erbschaft anzutreten. Er ließ von hier aus die umfassendsten Nachforschungen nach den Verlorenen fortsetzen, aber keine Anstrengung führte zum Ziele, und so ging er, um sich zu zerstreuen und den Kummer zu petäupen, an den Hof des Königs, wo er fast noch mehr gelten soll als der König selber. Ich aber habe es nicht lange auf dem Lande aushalten können und bin bald wieder zur See gegangen.“

„Auf einem Engländer, Capitän?“

„Natürlich, und zwar sogar auf einem Schiffe des Grafen, denn Ihr müßt wissen, Sam Haperland, daß die Carls und Biscounts von Warwick stets eine gute Anzahl von Fahrzeugen auf See gehapt haben. Es ist das auch mein Schade nicht gewesen, denn der Graf hat mir stets seine Gewogenheit bewiesen und mir in Allem geholfen, wo Hilfe nöthig war. So bin ich nach und nach immer weiter vorwärts gekommen und jetzt gar ein Capitän zur See, vor dem man Respect haben muß. Ist es so oder nicht, Constapel.“

„Heilige Kanone, Capitän, ich wollte den Kerrel einmal sehen, der da zu behaupten wagte, daß es nicht so ist. Ich nähme ihn zwischen die Finger, daß ihm das Fett aus dem Leibe tropfte!“

„Glaube es, Sam Haperland, glaube es, und deshalp bin ich Euch gewogen gewesen seit dem Augenblicke, an welchem wir uns nepen einander vor Anker legten. Und das ist gut, denn zwei Mannskinder wie wir, die dasselbe Schiff unter den Füßen haben und denselben Cours mit einander steuern, die müssen fest und tren nepen einander halten und sich auf einander verlassen können zu aller Zeit!“

Der alte Seemann reichte seinem Constabel die breite, schwielige Hand, die derselbe mit einer Kraft drückte, als wolle er sie zu Brei pressen.

„Das will ich meinen!“ rief er mit aller Macht seines schnarrenden Basses, indem er den Krug ergriff, welchen Mutter Quail mir immer hin und her zu tragen hatte. „Wir müssen uns auf einander verlassen, Capitän, ich mich auf Eure Schiffsführung, und Ihr Euch auf meine edle Kunst des Schießens; und wenn wir beide das Unsere thun, so kann uns kein Teufel etwas haben an. Und nun gar, da uns der Graf die Ehre giebt, in seiner eigenen Person die „Schwalbe“ zu betreten, da werden wir eine Fahrt machen, von welcher unsere Zungen noch lange zu erzählen und zu berichten haben sollen. Denn einem solchen Herrn dürfen wir keine Schande machen! Habt Ihr Euch schon einmal von den Warwick's erzählen lassen?“

„Das könnt Ihr Euch denken; pin ich doch selbst eine ganze Zeit lang auf dem Stammschlosse gewesen und habe mir die Waffen des Herrn Guido von Warwick angesehen, welcher „der englische Herkules“ geheissen ist und den dänischen Riesen Kolbrand erschlug. Er hat volle acht Fuß gemessen und die Pären gleich mit den ploßen Händen aus ihren Löchern gezogen. Und Herr Richard ist ein epen solcher Held, der noch in keiner Fehde überwunden worden ist und bei jedem Turniere den Preis davon getragen hat. Daß er damals gegen den „schwarzen Dietrich“ Nichts auszurichten vermochte, das war nicht seine Schuld: er trug keine Rüstung und hatte gegen eine große Uebermacht zu kämpfen. Er kann es noch heut nicht vergessen, daß er von dem Gesindel niedergeworfen und gefesselt worden ist wie ein gemeiner Knecht, und schließlich davonlaufen mußte, um sein Lopen zu erhalten, und ich glaube, wenn ihm der Schwarze einmal in die Hände lief, so gäbe das einen Kampf, bei dem es Einem grauen muß, ihm nur zuzusehen. Das müßte grad sein, als wenn zwei Löpen gegen einander losspringen.“

„Alle Kanonen, da möchte ich mit bei sein, Capitän! Wißt Ihr was? Ich glaube, er geht nur deshalb über Hamburg, um noch einmal in die Gegend zu kommen, wo Ihr damals das Abenteuer erlebt habt, denn der Weg nach Kostniz geht doch von hier aus eigentlich nicht durch die Elbe, und unter den schweren Goldsäflein, die wir vorhin geladen haben, befanden sich blos zwei oder drei, auf denen der Name „Constanz“ zu lesen war; auf den anderen stand geschrieben: Brandenburg.“

„Werden ja sehen, was er vor hat. Er ist ein gar schweigsamer Herr, der lieber thut als spricht, und wenn die rechte Zeit gekommen ist, werden wir schon seine Befehle zu hören bekommen. Jetzt aber laßt uns aufbrechen, denn ich glaube, daß die Fluth nun eingetreten ist!“

Mutter Quail vernahm mit betrübter Miene den Abschied ihres Lieblingsgastes. Sie fuhr mit den dicken Händen unter die Schürze und führte dieselbe an die Augen, um ein Thränenlein oder zwei zu trocken. Ihr wohlgenährter Busen gerieth in eine ganz ungewöhnlich convulsivische Bewegung und machte sich endlich durch ein Schluchzen Luft, so jungfräulich leise und schüchtern, wie es einer ehrbaren Wittwe geziemt. Piet Liebenow that Alles, um sie zu beruhigen, aber sie fand vor Schmerz und Herzeleid keine Worte, bis er in die Tasche langte und einen kagenlebernen Beutel hervorzog, in dem es verlockend kimperte. Das gab ihr die Sprache wieder.

„Piet!“ rief sie, die Augen waren auf einmal trocken und das runde Gesicht blitzte förmlich vor Zorn und Entrüstung. „Piet, willst Du mir das anthun? Willst Du mich bezahlen wie ein Leichtjunge, den ich nur in das Haus treten lasse, weil mich seine magern Glieder in die Seele hinein erbarmen? Ich sage Dir: schiebe Dein Geld zurück in die Tasche, wenn Du nicht haben willst, daß ich Dich nie wieder ansehe. Du weißt, daß ich von Dir Nichts nehme, von Dir nicht und auch von Keinem, den Du mit in den Haiffisch bringst!“

„Na, na, da laß es gut sein, alte, liebe Taverne Du! Ich wollte Dich ja nicht peleidigen, sondern plos meine Schuldigkeit erfüllen.“

„Bei mir hast Du niemals eine solche Schuldigkeit, Piet, das weißt Du. Ich wollte, Ich könnte Dir Liebe und Freundschaft erweisen jetzt, morgen und allezeit bis

3

an mein Ende; aber Du lässest Dich kaum jährlich einmal sehen und bist dann immer nur eine Stunde hier, und da willst Du auch noch nach dem Beutel greifen? Piet, Du bist ein schlimmer Mensch, geh', das kann ich Dir nimmer verzeihen!“

Das ging dem alten Seemann tiefer hinab in das Herz, als er es merken lassen wollte. Er kannte Mutter Quail seit langen Jahren, hatte sie liebgewonnen und freute sich stets königlich auf die Heimkehr und auf ihr treues, ehrliches Gesicht, welches allemal vor Freude erglänzte, wenn er durch die Thüre trat. Und nun war sie böß und zwar so böß, daß sie ihm nimmer verzeihen konnte! Da gab es nur ein Mittel: er langte unter die Klappe seines dicken, wetterfesten Seemannsrockes und brachte ein Packet zum Vorschein, dessen Umhüllung gar sorgfältig mit Wachs und Schnurwerk versehen war. Die Rührung, welche ihre letzten Worte in ihm hervorgebracht hatten, männlich beherrschend, schob er es ihr in die Hände und griff nach dem alten, verwitterten Hute, um sich nun schleunigst zu entfernen. Aber da hatte er sich verrechnet, denn noch war er nicht bis an die Thüre gekommen, so stand sie vor ihm, die eine Hand herausfordernd in die Hüfte gestemmt und mit der andern das Packet ihm vor das Gesicht haltend.

„So? Also so ein schlechter Bursch bist Du geworden? Beschenken soll ich mich lassen, aber meinen Dank magst Du nicht? Gleich gehst Du zurück an Deinen Platz und wartest, bis ich das Ding da geöffnet habe! In mein Haus soll Niemand treten, den ich nicht herein haben will; aber hinaus darf auch mir Keiner gehen, so lange er noch hier zu bleiben hat!“

Das war ein Befehl, und wenn Mutter Quail ins Kommandiren kam, so sah sie ganz aus wie Eine, gegen die nicht gut eine Widerrede zu gebrauchen ist. Piet Liebenow war ein Schiffer, der nicht gewohnt ist, ein Wort zweimal auszusprechen, weil es schon beim ersten Male gehört und befolgt werden muß; er war auf seinem Fahrzeuge Herr über Leben und Tod, aber hier — ja hier stand er auf fremdem Boden, hier hatte nur die Wirthin zu befehlen, und ihrem Willen war Gehorsam zu leisten. Er trat zurück und beobachtete die Spannung, mit welcher Mutter Quail an der Umhüllung des Geschenkes arbeitete.

Endlich war dieselbe entfernt, und ein lauter Ruf der Freude überzeugte den Kapitän, daß sein Geschmack das Richtige getroffen habe.

„Ein Tuch, ein blaues Tuch mit rothen Blumen und goldgelben Sternen! Wie herrlich, wie prächtig! Piet Liebenow, Du bist ein Mann, der es noch bis zum Admiral bringen wird! So ein kostbares Tuch schenkt selbst der Lord-Major seiner Frau nicht, und die Weiber werden auf der Gasse stehen bleiben, um sich über den Staat, den ich darin mache, zu Tode zu ärgern!“

Vorsichtig nahm sie das Geschenk mit den Fingerspitzen aus einander und drapirte es sich zur Probe um die vollen, runden Schultern.

„Nein, diese Pracht und Herrlichkeit! Aber, was steht Ihr denn dabei, Constabel, und sagt kein Wort dazu?“ wandte sie sich an Sam Haberland. „Denkt Ihr etwa, ich wüßte in einem solchen Tuche nicht zu gehen?“

„Blitz und Donner, Mutter Quail, wer das behaupten

wollte, dem spränge ich mit beiden Fäusten ins Gesicht. Ich kann nur keine Worte finden, weil ich vor lauter Bewunderung nicht weiß, was ich sagen soll. Aber das ist gewiß, wenn ich mir einmal so eine kleine, nette Gondel suchte, um nicht für das ganze Leben ohne Weib und Kind zu sein, ich würde mein Sprinet zuerst zu Mutter Quail richten, um zu fragen, ob ich die Hochzeitsflagge hissen darf!"

"Geht, Ihr böser Mensch, mit Eurem Geschwätz!" rief sie, aber es war ihr doch anzumerken, daß sie nicht ganz unzufrieden mit seiner Rede sei.

"Und," fuhr er, auch unter das Wamms langend, fort, "wenn ich Euch so in dem Tuche stehen sehe da, so ist es mir, als fehle nur noch die Haube und die Krause, um Euch unwiderstehlich zu machen." Er zog bei den letzten Worten ebenfalls ein Päckchen hervor und langte es der glücklichen Wittwe hin.

"Constabel, Herr Constabel, wollte sagen: mein lieber Sam Haberland, was treibt Ihr denn da für sonderbare Dinge? Ich glaube gar, Ihr wollt eine Königin aus mir machen. Laßt doch nur einmal sehen, was Ihr mir hier eingewickelt habt."

Sie öffnete die Hülle und schlug dann vor Entzücken die Hände in einander.

"Mein, ist das aber eine Freude! Spitzen, französische Spitzen von dieser Breite und so fein wie Spinnweben! Wird das eine Haube werden und eine Krause um den Hals! Sam Haberland, ich habe Euch gleich von allem Anfange für einen reputirlichen Mann gehalten; Ihr seid zu jeder Zeit im "Menschenfresser" willkommen und könnt Euch sehen, wohin es Euch beliebt!"

"So ist es recht, Mutter Haifisch!" stimmte Piet Liebenow bei. "Ich habe dem Constapel von Dir erzählt, und als ich an das Land ging, um mir das Tuch zu holen, hat er sich nicht zurückhalten lassen und gemeint, er müsse Dir auch ein Weniges mitbringen, ogleich er Dich noch nicht gesehen habe; denn, mußt Du wissen, Du stehst in Respect bei allen Schiffsmännern so weit das Wasser reicht. Nun aber müssen wir gehen, sonst veräumen wir die beste Zeit. Lebe wohl, meine alte, gute Kampe; denke an den Piet Liebenow und bleibe so vielmal gesund, als goldgelbe Sterne und rothe Blumen hier auf dem plauen Tuche sind!"

— 5 —

Auf der Flucht.

Wo im Kreise Nieder-Barnim des preussischen Regierungsbezirktes Potsdam jetzt die Stadt Oranienburg zu finden ist, lag früher Schloß und Dorf Bükow an der Havel, wo zu der Zeit, von welcher wir berichten, Herr Werner von Holzendorf hauste. Er war ein gar mannhafter Ritter, wacker im Streite, hieder und treu von Character und nur etwas jähzornigen Gemüthes. Er hatte stets zu den Quikows gestanden, die sich in aller Noth und Fährlichkeit auf ihn verlassen konnten, und wir haben gesehen, wie er Herrn Dietrich in jener Fluchtnacht bei Dachtow getroffen, ihn gegen seinen Ver-

folger in Schutz genommen und nach Bükow in Sicherheit gebracht hat.

Aber diese Sicherheit war nur eine augenblickliche und keineswegs für die Dauer, denn in der Gegend um Bükow besaßen die Quikows mehr Feinde als Freunde, und selbst unter den Knechten Werners gab es einige, auf die er sich selbst nicht verlassen konnte, sondern gegen die er vielmehr ein gerechtes Mißtrauen zu hegen hatte. Deshalb war es ihm lieb, daß er mit Dietrich unbeobachtet in das Schloß gekommen war, wo dieser sich augenblicklich seiner ritterlichen Kleidung entledigen und das Gewand eines gewöhnlichen Reifigen anlegen mußte, um so wenig als möglich erkannt zu werden.

"Es will mir wenig behagen, daß ich aus Furcht vor niedrigen Leuten in diese Lappen fahren soll," hatte der flüchtige Ritter während dieser Beschäftigung gesagt, "aber wenn ich meines Lebens schonen und mir die Freiheit bewahren will, so muß ich mich in diese Sache fügen. Ich bin schlimmer daran, denn der ärmste Bettler, da ich nicht nur Hab und Gut verloren habe, sondern auch von den Meinigen geschieden und geächtet bin. Aber ich hoffe zu Gott, daß die Zeit kommen wird, in welcher ich meine Feinde mit der Schärfe des Schwertes auf das Haupt schlage. Noch stehen mir mächtige Freunde zur Seite, zu denen ich gehen werde, um mir ihre Hilfe zu suchen, und dann, Herr Werner, werde ich Euch belohnen können für die Treue, welche Ihr mir immer und auch heut' bewiesen habt."

"Sprecht nicht von Lohn, Ritter Dietrich," antwortete Werner, indem er einen gewaltigen Humpen mit Bier füllte, welches er der Sicherheit wegen selbst aus dem Keller geholt hatte. "Da, trinkt! Ihr werdet der Erquickung bedürfen; aber Ruhe und Pflege könnt Ihr auf Bükow wohl nicht finden, vielmehr erfordert es die Sorge um Eure Sicherheit, daß ich Euch unverzüglich weiter bringe. Schloß Neumühl, welches mir gehört, ist nur von einem alten, tauben Voigte bewohnt, welcher Euch niemals gesehen hat und also auch nicht kennen wird. Dorthin wollen wir mit einander reiten, und ich hoffe, wenn ihr das Schloß nicht verlaßt und überhaupt es vermeidet, von Menschen gesehen zu werden, so könnt Ihr dort verborgen bleiben so lange es Euch gefällt."

"Ihr seid ein werther Freund, und Euer Plan will mir gar wohl gefallen! Laßt sogleich frische Pferde satteln; obgleich ich müde bin, wird es mir doch nicht schwer werden, den Ritt bis Neumühl noch auszuhalten."

"Erlaubt, daß ich Euch auf kurze Zeit verlasse, um selbst in den Stall zu gehen; ich mag das Satteln Niemandem anvertrauen, da wir uns der Behutsamkeit befehligen müssen!"

Während er sich zu den Pferden begab, trat Dietrich an das Fenster und starrte voll trüber und schwerer Gedanken in die Nacht hinaus: da drüben, gen Westen, lag Friesack, das gewaltige, feste Bollwerk seiner bisherigen Macht, die so plötzlich in Trümmer gesunken war. Vielleicht stürmten jetzt die Mannen des Burggrafen gegen seine Mauern und drangen mit wildem Geschrei ein in die Räume, in denen er mit Weib und Kind geweilt und so manche Wonne genossen hatte, die ihm die Seinen bereitet. Nun war das Alles hin. Er hatte die Burg und seine Lieben preisgeben müssen, um sich selbst zu

retten; seine Feinde triumphirten über ihn, den Vogel-freien, den jeder Bettler greifen und ungestraft nieder-schlagen durfte; noch wußte er nicht, ob ein Ort zu finden sei, wo er sein Haupt hinlegen könne, um in Sicherheit zu schlafen, und die Freunde, die ihm während der Zeit seiner Macht zur Seite gestanden, würden sie ihm treu bleiben und die Opfer bringen, die er von ihnen begehren mußte, wenn er das launige Glück zwingen wollte, ihm wieder freundlich zuzulächeln? Waren nicht die meisten von ihnen von dem Arme des furchtbaren Markgrafen niedergeschmettert worden? Und die Andern? Selbst wenn sie zu ihm hielten, auch jetzt noch, wo er heimathlos in der Fremde herumirrte, war er an ihrer Spitze mächtig und stark genug, den Niesenkampf von Neuem aufzunehmen? War es ihm nicht grad' heut zum ersten Male in seinem ganzen Leben geschehen, daß er vor einem einzelnen Menschen feig die Flucht ergriffen hatte, und konnte darin nicht eine böse Vorbedeutung für die Zukunft liegen? Er knirschte mit den Zähnen und stemmte die geballten Fäuste gegen die Fensterbrüstung, daß die starken Bretter, mit denen sie bekleidet war, in ihren Fugen krachten. Nein, und tausendmal nein! Kämpfen wollte er und kämpfen mußte er, wie seine ganze thatenreiche Vergangenheit ein Kampf gewesen war, gegen — gegen wen? Gegen Gewalt und Unrecht? gegen Sünde und Verbrechen? gegen Falschheit und Hinterlist? gegen Habucht und Ungerechtigkeit? — Er wagte nicht, den Gedanken weiter fortzusetzen, und hätte es auch nicht gekonnt, selbst wenn es sein Wille gewesen wäre, denn Holzendorf trat wieder ein, um ihm zu berichten, daß die Pferde wohlgerüstet draußen vor der unbewachten Pforte ständen.

Beide Männer begaben sich mit leisen Tritten hinab in den Schloßhof, traten aus demselben hinaus zu den harrenden Thieren und bald ging es im scharfen Trabe auf Schloß Neumühl zu. Dort angekommen, wurden sie von dem altersschwachen Castellan empfangen, der nicht wenig erstaunt war, seine Ritter zu so ungewöhnlicher Stunde bei sich zu sehen.

Das Gebäude bot wenig wohnbare Gemächer dar; die besten von ihnen bewohnte der Voigt mit seiner Frau selbst. Ein davon etwas entlegenes wurde endlich für Dietrich erwählt und mit einigem Mobiliar und einem Bette versehen. Er mußte sich hineinlegen und den Kranken spielen. Er galt den beiden Schloßbewohnern gegenüber für einen Quikow'schen Knecht, der sich der Belagerung Friesack's durch die Flucht entzogen hatte und während derselben verwundet worden war, und es wurde ihnen streng auf die Seele gebunden, ihn gut zu versorgen, nicht durch ungeforderte Dienste und Handreichungen zu belästigen und eben so auch dafür Sorge zu tragen, daß er nicht durch Andere gestört werde. Dann ritt Werner wieder nach Böhlow zurück.

Die beiden alten Leute thaten ihre Schuldigkeit, so daß Dietrich sich nicht über sie beschweren konnte. Sie wußten in ihrer Abgeschlossenheit wenig von den Händeln der Welt da draußen; dennoch aber erfuhren sie das Schicksal, welches Friesack betroffen hatte, und vernahmen auch, daß Dietrich von Quikow entflohen und von dem Markgrafen ein Preis auf seinen Kopf gesetzt worden sei. Georg, der Castellan, brachte seinem Pfleglinge diese Bot-schaft sofort in dessen Gemach.

„Weißt Du,“ frug er ihn, „wie es jetzt um Euer stolzes Friesack steht?“

F

„Wie soll ich das wissen, da ich doch mit Niemand zu sprechen komme!“

„Es ist erobert worden. Die große Donnerbüchse, welches sie die „faule Grethe“ nennen, hat die gewaltigen Mauern niedergerissen, und die Markgräflichen sind durch die Lücken eingebrungen.“

„Das lügst Du und der Teufel!“ fuhr Dietrich zornig auf. „Ich habe — sie sind,“ verbesserte er sich, wohl merkend, daß er eine Unvorsichtigkeit begangen habe, „von den Unsrigen zurückgeschlagen worden. Was Du sagst, will ich nicht glauben, und es scheint mir eher, daß Friesack nicht erstickt, sondern freiwillig übergeben worden sei, weil die Besatzung wohl eingesehen haben muß, daß mit unnützem Blutvergießen Nichts mehr erzielt werden kann.“

„Das mag sein, wie es wolle; ich weiß nur, daß Friesack in den Händen der Markgräflichen sich befindet und Ritter Dietrich von Quikow vor der Uebergabe entflohen ist.“

„Und was ist mit seinem Weibe und seinen Kindern geschehen?“

„Sie haben, ebenso wie die Besatzung, frei abziehen können und von dem Ihrigen mitnehmen dürfen, was sie fortbrachten. Es soll ein gar trauriger Anblick gewesen sein, als Frau Elisabeth an der Spitze ihres Jungferndes und all' ihrer Mannen durch das Lager gezogen ist, um sich nach Schloß Taupitz zu begeben. Es ist am Sonntag Seragefinä, den elften Februar gewesen, grad' an demselben Morgen, an welchem Du nach Neumühl kamst.“

Der Erzähler beobachtete nicht die Bewegung, welche sich auf den Zügen Dietrich's bemerkbar machte, und fuhr fort:

„Ich bin ein alter Mann und habe gar Vieles gesehen, gehört und erlebt, aber immer habe ich erfahren, daß der Gewaltige in den Staub sinkt, wenn er von dem Rechte weicht. Ich gehöre zu den Mannen des Ritters Werner, der ein Freund Deines Herrn gewesen ist sein Lebenslang, aber ich muß doch bekennen, daß ich nie Freude gehabt habe an dem Thun und Treiben der Quikows und ihrer Verbündeten; es ist viel Gewalt und Ungerechtigkeit dabei, und das Ende war voranzusehen.“

„Knecht, elender, das wagst Du mir zu sagen? Was hindert mich, Dich mit dieser meiner Faust niederzuschlagen, daß Dein schandbarer Mund für ewig verstumme?“ rief ihm Dietrich entgegen, indem er sich rasch und drohend erhob. —

„Du schimpfst mich Knecht und bist doch selbst einer, ein Knecht Quikow's und ein Knecht Deines zornmüthigen Herzens, welches nicht zugiebt, daß Du die Wahrheit meiner Worte erkennst. Schlägest Du mich nieder, so wäre es um mich nicht viel schade, denn ich bin ein alter Mann und habe nicht viel mehr zu leben, aber Du hättest zu Vielem vielleicht eine weitere Schuld auf Deinem Gewissen, und das Schicksal Deines Gebieters würde dadurch kein anderes. Jetzt irrt er verfolgt und geächtet in der Welt umher, und wenn er sich nicht in Acht nimmt, so geht es ihm an den Kragen, denn ich habe gehört, daß der Markgraf kein Freund vom Späßen sei. Mir wäre es schon recht, wenn er ihn in seine Hand bekäme.“

(Fortsetzung folgt.)

Freierstunden am häuslichen Herde.



Redaktion, Druck und Verlag von S. G. Münschmeyer in Dresden, Jagdweg 14.

Titelaten: Berlin, Suppinerstraße 44; Wien, Josephstädter Hauptstraße 35; Dortmund, Düsselstraße 6.

Der beiden Anikows letzte Fahrten.

Historischer Roman aus der Jugendzeit des Hauses Hohenzollern von Karl May.

[Fortsetzung.]

Uebersetzung und Dramatisirung wird vorbehalten,
Nachdruck gerichtlich verfolgt.

Dietch sah ein, daß er seinen Zorn überwinden müsse, und würdigte den Mann keines weiteren Wortes; aber der Groll, welchen er über die Rede des Voigt's empfand, bohrte sich immer tiefer in sein Inneres und richtete sich endlich gegen ihn selbst, sodaß er in finsternen Betrachtungen auf seinem Lager ruhte und die Vorwürfe nicht von sich weisen konnte, die wie drohende Gespenster in ihm aufstiegen.

Zwei Wochen vergingen, die der sonst so ungeduldige Ritter in der strengsten Abgeschlossenheit verbrachte; da vermochte er es in der engen Kammer nicht länger auszuhalten und faßte den Entschluß, auf ein Stündlein hinunter zu steigen in den kleinen, winzigen Küchengarten, welcher hinter dem Schlosse in einer Ecke der Ringmauer lag. Da er als ein Kranker galt, durfte er nur langsam gehen, und seine Schritte verursachten dabei so wenig Geräusch, daß sie von den zwei Männern nicht vernommen wurden, welche er bei seiner Ankunft im Gärtchen bemerkte.

Am Eingange desselben stand ein dichtbelaubter Hollunderstrauch, welcher ihn so verdeckte, daß er sie unbemerkt belauschen konnte. Es war Georg, der Schloßvoigt und einer der Holzendorfschen Knechte, welcher mit irgend einer Botschaft von Böhlow gekommen war.

„Ja,“ sagte dieser eben; „ich habe unsern Ritter noch niemals in solchem Zorn gesehen; ich war grad' im Schloßhofs, als der Burgwart einen Fremden ankündigte, welcher Einlaß begehre. Herr Werner gab das Zeichen, daß derselbe in die Burg dürfe, und als er über die Brücke kam, fragte er mich, wo er den Ritter treffen könne.“

„Und da hast Du ihn selbst hinaufgeführt?“

„Ja. Der Herr saß beim Humpen, und der Kremener Pfaffe war bei ihm, und Du weißt, wenn der da Feiertunden.“

ist, so giebt es stets schlecht Wetter, denn Herr Werner mag das Augendreuen und die süßen Worte nicht leiden, welche er da zu sehen und anzuhören bekommt.“

„Das geht mir selbst so. Die Schwarzkuttent thun, als ständen sie schon mit einem Fuße im Himmel und hörten mit einem Ohre den Herrgott predigen, und doch wissen sie zu leben trotz einem Kriegsknechte, lieben die volle Kanne und die Weiber, essen sich dicke Bäuche an und schimpfen über andere ehrliche Christenmenschen, wenn denen einmal etwas Verzeihliches passiert. Wenn mir so Einer vor das Thor kommt, so gebe ich ihm seinen Trunk durch das Gitter und lasse ihn in Gottes Namen weiter laufen, denn ich meine, daß ich ihn nicht brauche, um über die Hölle hinweg zu kommen.“

„Ganz meine Ansicht, Alter. Also ich geleitete ihn in den großen Bildersaal, wo die Holzendorfs mit ihren Frauen und Kindern aufgehangen sind, und da ich nicht wußte, ob ich gehen solle, so blieb ich an der Thüre stehen. Der Ritter hatte dem Humpen fleißig zugesprochen, was ich gleich an den kleinen Augen bemerkte, mit denen er den Mann anblinzelte, und frug ihn, wer er sei und was er wolle.“

„Ich komme von Sr. Gnaden, dem Herrn Burggrafen, und habe Euch ein Schreiben zu übergeben.“

„Vom Burggrafen kommst Du? Was will denn der von mir?“

„Das weiß ich nicht; beliebt nur das Schreiben zu lesen, dann werdet Ihr ja sogleich erfahren, was das Begehre des gnädigen Herrn ist.“

„Des gnädigen Herrn? Geh' zum Teufel mit Deinem gnädigen Herrn, der meine ist er nicht. Sieh her den Wisch!“

Der Bote reichte ihm den Brief entgegen; Herr Werner

nahm ihn, brach ihn auf und blickte lange hinein. Dann fragte er den Mann:

„Weißt Du, was drin steht?“

„Nein!“

„Ja, wenn Du es auch nicht weißt, so wissen wir es beide nicht. Ich habe all' mein Lebtag das Schreiben und Lesen nicht leiden mögen. Hört, Vater, habt Ihr es vielleicht gelernt?“

„Ich möchte es doch meinen!“ antwortete dieser.

„So lest mir doch einmal vor, was in dem Dinge steht!“

Der Pfaffe nahm den Brief, studirte ihn erst ein halb Stündlein lang von Anfang bis zu Ende und begann dann, ihn langsam vorzubuchstabiren. Es war eine heillose Leserei und ich hätte ihm am liebsten wegen der Behauptung, daß er es verstehe, Eins über den Kopf gegeben; aber endlich wurden wir uns doch darüber klug, daß der Burggraf meldete, er habe gehört, daß Herr Werner von Holzendorf dem Ritter Dietrich von Quigow im Kampfe auf offenem Felde Hülfe geleistet und ihn dann nach Böhlow geführt habe, um ihn vor dem Arme der Gerechtigkeit zu verbergen. Herr Werner habe sich dadurch einer Felonia, oder wie das Ding geheissen war, schuldig gemacht und sei hiermit angehalten, sein Vergehen dadurch wieder gut zu machen, daß er den Ritter Dietrich sofort an ihn ausliefere.“

„Das klingt streng und mannhaft, ganz so, wie ich es dem Burggrafen zugetraut habe!“ fiel hier der Schloßvoigt dem Erzähler ein. „Aber unserm Ritter wird diese Forderung gar wenig behagt haben.“

„Das könnt Ihr Euch denken! Er fuhr vom Stuhle empor, als hätte ihn eine Mitter gestochen, riß dem Pfaffen das Schreiben aus den feisten Händen und frug ihn:

„Ist es wahr, daß solches Zeug da in dem Wische steht, oder habt Ihr mir nur Lug und Trug vorgelesen?“

„Bei der gebenedeiten Mutter Gottes, der hochgelobten, reinen Jungfrau Maria, es ist so, wie ich es Euch vorgelesen habe!“ betheuerte der Gefragte, zitternd vor Angst bei dem Anblicke des Ritters, auf dessen Stirn die Hornesadern dick angeschwollen waren.

„So! Ein solches nichtswürdiges Ansinnen macht mir der Burggraf, mir, dem Ritter Werner von Holzendorf, der noch niemals der Lüge und des Verrathes zu zeihen war!“

Seine Augen sprühten Feuer, und seine Hände ballten sich; es wurde mir in die Seele des Boten angst, denn ich kannte den Herrn und wußte, was nun kommen werde. Er trat auf denselben zu und faßte ihn beim Wamms.

„Und solch eine Botschaft wagst Du mir zu bringen? Meinen Freund und Waffenbruder soll ich verrathen und an Dein Nürnberger Gräflein ausliefere? Daß Du die Pestilenz kriegst, Du Schurke! Wie kannst Du Dich unterstehen, mit solch einem niederträchtigen Wische zu mir nach Böhlow zu kommen; wart', ich werde Dir den Botenlohn auszahlen, wie Du ihn verdienst!“

Er griff nach der hohen Lehne des Eichensuhles, auf welchem er gesessen hatte, brach von derselben ein gar ergiebiges Stücklein herunter und bläute ihn damit dermaßen durch, daß der arme, unschuldige Teufel, der keine Waffe besaß und sich auch gar nicht wehren durfte, um Hilfe schrie, daß es durch das ganze Schloß erschallte. Auf dieses Geschrei kamen die Mannen, welche in der

5.

Knechtstube zechten, alle herbeigelauften und stürzten in den Saal. Aber dadurch wurde das Uebel nur noch ärger, denn sie befreiten nicht den Boten, sondern halfen dem Herrn zuschlagen, bis sie glaubten, daß der Bote genug habe.“

„Das ist eine schlimme Sache,“ meinte hier der Voigt. „Der Markgraf wird es nicht ungerügt lassen, daß man seinen Gesandten auf diese Weise abgefertigt hat, und ich glaube, unser Ritter wird seinen Zühorn schwer büßen müssen!“

„Mir hat der Mensch Leid gethan; er lag regungslos am Boden, und ich glaubte gar, sie hätten ihn zu Tode geschlagen; aber Herr Werner faßte ihn beim Schopfe und schüttelte ihn dermaßen, daß er bald wieder lebendig wurde.“

„Was, Du armseliger Schlingel, Du willst Dich noch verstellen und thun, als ob es Dir an den Kragen gegangen sei? Wart, ich werd' ein heiliges Wunder thun und Dich vom Tode erwecken! So, siehst Du, daß es hilft? Hier habt Ihr ihn. Werft ihn in den Thurm; da mag er nachdenken darüber, wie schön und lieblich es ist, dem Burggrafen zu dienen!“

Die Knechte folgten diesem Befehle und schleppten ihn zur Thür hinaus, ich aber zog mich leise von dannen, denn mir that es Leid um den Boten, und ich dachte mir wohl, daß der Ritter sein Beginnen später schwer zu büßen haben werde. Er mochte das hernach auch selbst eingesehen haben, denn er gab den Befehl, den Boten laufen zu lassen, und ließ ihm Thor und Gitter öffnen. Weit wird er nicht gekommen sein, denn er hinkte gar jämmerlich über die Zugbrücke, und ich sah, daß er sich draußen vor dem Graben niedersetzte, weil ihm seine wunden Glieder nicht mehr gehorchen wollten.“

„Der wird uns beim Markgrafen eine arge Suppe einbrocken, die wir auszueffen bekommen, ohne daß uns der Dietrich davon helfen kann. Hat noch Nichts von seinem Aufenthalte verlautet?“

„Nein; er scheint gut versteckt zu sein. Daß ihm Herr Werner dabei geholken hat, das ist gewiß. Ich war mit dabei, als er den Ritt nach Friesack machte und habe ihn mit dem Quigow davontragen sehen, während wir es mit dem fremden Ritter zu thun hatten.“

„Das war in derselben Nacht, wo auch der Knecht verwundet worden ist, welcher bei mir liegt.“

„Ein Knecht, sagst Du, der bei Dir liegt?“

„Ja; Herr Werner brachte ihn mir des Morgens und befahl, ihn gut zu pflegen und alle Störung von ihm fern zu halten.“

„Ist's möglich! Sag', wie sieht er aus?“

„Es ist ein gar strammer, schwarzäugiger Gesell, vor dem man Respect bekommt, sobald er Einen nur anblickt. Ich glaube, ihm stände eine Rüstung besser zu Gesicht, als das alte Loderwamms, welches er anhat.“

„Was ich da höre! Du, ich glaube, wir sind dem Dietrich auf der Spur. Im Stalle zu Böhlow steht ein Pferd, wie es kein Knecht, sondern nur ein ritterlicher Herr reitet, so edel und mit einem Sattelzeuge, welches grausames Geld gekostet haben muß. Es ist ein Rappe und gehört ganz gewiß dem Quigow. Hätte dieser seine Flucht weit fortgesetzt, so wäre sein Pferd nicht zurückgeblieben oder er hätte sich ein anderes an dessen Stelle genommen; da dies aber nicht geschehen ist, so will

es mich bedünken, als müsse er noch in der Nähe weilen. Kann ich Deinen Knecht vielleicht einmal sehen?"

„Kennst Du den Ritter?"

„Ja, ich habe ihn des Oesteren geschaut und würde ihn beim ersten Blick wiedererkennen.“

„So wollte ich den Mann Dir wohl gern zeigen, aber er verläßt sein Gemach nie, und hineinkommen darf ich Dich nicht, weil es mir vom Herrn verboten ist.“

„Das ist mir gar nicht lieb, zu hören; aber vielleicht ist es möglich, ihn zu erkennen, ohne ihn zu sehen. Sind seine Neben die eines gewöhnlichen Knechtes?"

„Er spricht fast wenig, und dann stets kurz, als wolle er befehlen, und dabei ist sein Gesicht ein solches, daß man gar nicht weiter zu sprechen magt.“

„Das will zu meiner Vermuthung recht gut passen; kannst Du Dich nicht vielleicht auf ein Wort besinnen, welches uns auf die richtige Spur zu bringen vermöchte? Es kommt wohl einmal ein Augenblick, an dem so ein Herr sich nicht bewacht.“

„Um, ja, es will mir scheinen, als ob Du Recht habest. Ich erzählte ihm einmal davon, daß die Mauern vor Friesack durch die „faule Grethe“ zusammengeschossen und die Markgräflchen durch die Lücken in das Schloß gedrungen seien; da ist er aufgefahren und hat mich angeblitz: Das sei nicht wahr; sodann hat er sich nach der Frau Elisabeth und den Kindern erkundigt, und jetzt, wo ich beginne, darüber nachzudenken, besinne ich mich, daß sein Gebahren ganz so gewesen ist, als ob er der Dietrich selbst wäre.“

„Das ist genug! Er ist's, und wir könnten großen Nutzen davon haben.“

„Von welchem Nutzen redest Du?"

„Hast Du denn vergessen, daß der Markgraf einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hat? Wer den verdienen könnte, der hätte wohl nicht mehr nöthig, seine Haut für Andere zu Marke zu tragen!"

„Daß mich Gott bewahre! Der Mann ist mir von Herrn Werner anvertraut worden und soll bei mir auch wohl verwahrt sein. Ob's Herr Dietrich ist oder einer seiner Knechte, das soll mir keine Schmerzen machen, denn ich habe die Befehle meines Ritters zu vollziehen und mag mich um das Uebrige nicht kümmern.“

Der Lauscher hatte genug gehört, und da er vermuthete, daß die beiden Männer bald den Garten verlassen würden, so schien es ihm gerathen, nach seinem Gemache zurück zu kehren, damit er nicht von ihnen bemerkt werde. Das belauschte Gespräch hatte ihn überzeugt, daß er auf Neumühl nicht mehr sicher sei, denn es kam ihm ganz so vor, als könne er dem Knechte nicht trauen, und so war es ihm willkommen, daß Werner von Holzendorf am andern Morgen bei ihm vorsprach, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Er berichtete ihm von der belauschten Unterredung und sagte ihm auch seinen Dank für die Treue, welche er ihm gegen das Ansinnen des Markgrafen bewiesen.

„Ihr dürft mir deswegen gar nicht danken, Herr Dietrich," antwortete ihm Werner, „da Ihr ganz dasselbe auch für mich gethan hättet, wenn Ihr an meiner Stelle gewesen wäret; und was die Folgen meines Schnellzornes betrifft, so müssen wir abwarten, was der Markgraf zu thun für angemessen hält; aber wenn ich mit ihm zusammenstöße, so werse ich ihm sicher meinen Sandstich hin für die Beleidigung, welche in der Zumuthung gelegen hat,

†

an meinem besten Freunde zum Schurken und Verräther zu werden. Der Knecht, von dem Ihr sprach, ist mir nicht sicher; aber ich darf ihn nicht fortjagen, weil er sonst auf Rachegeanken gerathen würde; dagegen werde ich ihn gut bewachen und Euch an einen andern Ort bringen. Macht Euch fertig, mit mir fortzugehen!"

Er begab sich zu dem Voigte, dem er die Mittheilung machte, daß der Knecht nun fast genesen sei und Neumühl wieder verlassen könne, er möge ihm daher ein Pferd geben und seine Wege ziehen lassen. Sodann ritt er fort und wartete im Walde, bis Dietrich von Quikow ihm nachkam. Dietrich frug, wohin der Weg sie führen werde.

„Nach Grabsdorf," antwortete Werner. „Ihr könnt jetzt unmöglich unentdeckt aus dem Lande fliehen; man stellt Euch überall nach und lauert auf allen Wegen. Aber in Neumühl kommt Ihr unter diesen Umständen auch nicht bleiben, und da ist mir ein guter Gedanke gekommen. In Grabsdorf nämlich wohnen ein paar meiner alten Knechte mit ihren Weibern; sie haben von mir einige Häuser, und ich kann mich auf ihre Treue verlassen. Dahin bringe ich Euch. Sie sollen Euch hegen und pflegen, und dort seid Ihr sicher, so lang Ihr Euch nicht zu erkennen gebt.“

Das Dorf Grabsdorf ist jetzt nicht mehr vorhanden und lag östlich von der Havel an Stelle des jetzigen Dorfes Friedrichsthal. Dietrich erhielt in einem Bauernhause eine Stube, und es wurde mit dem Besitzer des Hauses, Werners ehemaligem Knechte, die Verabredung getroffen, ihn für einen Verwandten auszugeben, den er zu sich genommen habe, um sich von ihm in der Wirthschaft helfen zu lassen. Zu diesem Letzteren erbot sich der sonst so stolze Ritter aus freiem Antriebe, um nicht ferner von der Langeweile gepeinigt zu werden, wie er sie während der letzten Tage empfunden hatte. Er wurde von den Leuten als ein Landmann ausstaffirt und machte sich nach Belieben und Gutdünken in der kleinen Wirthschaft nützlich.

So verging der Februar vollends und der März brach an, welcher bessere Tage und eine Witterung brachte, welche erlaubte, die Feldarbeit vorzunehmen. Auch Dietrich ging hinaus, um mit Hacke und Spaten zu arbeiten, und es waren gar eigenthümliche Gedanken und Gefühle, welche sich bei dieser ungewohnten und erniedrigenden Beschäftigung in seinem Innern geltend machten.

Der gewaltige Ritter, welcher fürstliche Macht und fürstlichen Anhang besaß, vor dem die Marken gezittert hatten und dessen Ruf weit über die Grenze des Landes hinausgedrungen war, er stand hier auf dem Felde, mit den Attributen der Leibeigenschaft in der Hand; er bauete den Boden, welcher einem Andern Zins zu bringen hatte, und mußte noch der Freundschaft dafür danken, welche ihm die Gestalt eines armfeligem Knechtes gegeben hatte, um ihn gegen die Verfolgungen in Schutz zu nehmen. Wie oft hatte er nicht auf den Zinnen seiner Burgen gestanden und mit stolzen Blicken das Land überschaut, welches ihm unterthan war und unter den Füßen seiner streitbaren Kasse erzitterte; wie oft war seine Stimme durch die Ränne der Schlöffer oder im wilden Kampfgewühle erschollen und Hunderte hatten ihr Gehorjam geleistet, die da wußten, daß ihr Wohl und Wehe, ihr Hab und Gut, ja ihr Leben von seinem Wort und Willen abhängig sei! Und jetzt? Der Boden, auf welchem er stand, war ein fremder; kein Mensch achtete seiner Rede, sein Ruf

27*

war verflungen, sein Name geächtet, sein Glück vernichtet, sein Reichthum zerronnen und seine Macht tief in den Staub getreten. Ob wohl aus ihm ein Erstehen war?

In diese Gedanken versunken, bemerkte er nicht, daß ein kleiner Trupp Reiter aus dem nahen Wald gekommen war und sich schon ganz in seiner Nähe befand. Es waren zwei härtige Männer und ein Jüngling in dem Alter, welches die Knabenjahre nicht längst erst überstiegen hat. Die beiden Ersten waren wohlbewaffnet und ihre Mienen ließen in ihnen gar kampfbewährte Männer vermuthen, der Letztere aber trug sein zierliches Schwert wohl kaum in der Absicht, sich damit zu vertheidigen, und seine Kleidung war eine solche, wie man sie mehr in der Nähe der Frauen und Geldamen, als im Kampfe zu tragen pflegt. Doch zeigte seine übrige Ausrüstung, daß er trotzdem einer mannbaren Beschäftigung, nämlich der Jagd, obgelegen habe, und sowohl in seiner Haltung als auch in dem Ausdrücke seines Gesichtes lag eine Hindeutung darauf, daß er an das Befehlen mehr gewöhnt sein müsse, als an das Gehorchen.

Schon hielten sie hinter ihm, als er erst an dem Schnauben der Pferde ihre Gegenwart bemerkte. Der Jüngling trieb das seinige bis an ihn heran und frug: „Höre, Mann, wir haben uns verirrt. Kannst Du uns sagen, wo der nächste bewohnte Ort ist?“

„Ja, das kann ich sagen,“ antwortete er kurz, indem er in seiner Arbeit fortfuhr. Der Gang seiner Gedanken hatte ihn in eine nicht freundliche Stimmung versetzt, und er fühlte sich daher nicht zu der gewünschten ausführlichen Antwort aufgelegt.

„Nun, wie ist derselbe geheißt?“

„Grabsdorf.“

„Und wo liegt er?“

„Dort,“ berichtete er, mit der ausgestreckten Hand die Richtung bezeichnend, in welcher der Ort lag.

„Ist es dort möglich, eine Erfrischung zu bekommen?“

„Vielleicht.“

„Höre, Burfsche,“ mengte sich jetzt einer der beiden Begleiter mit in das Gespräch, „Du scheinst mir ein sehr einshlbiger Kauz zu sein, aber ich mache Dich darauf aufmerksam, den Mund etwas besser aufzuthun, wenn wir ihn Dir nicht etwa öffnen sollen!“

Dietrichs Auge überslog den Sprecher mit einem verächtlichen Blicke; dann drehte er sich zur Seite und fuhr in seiner Beschäftigung fort.

„Nun?“ frug der junge Herr, jetzt selbst etwas ungeduldig. „Kannst Du uns Niemanden nennen, uns den Weg zeigen oder, was noch besser wäre, uns nach Grabsdorf führen?“

„Namen brauche ich Euch nicht zu sagen, denn Ihr werdet abgewiesen oder aufgenommen von einem Jeden, wie es ihm eben paßt. Den Weg habe ich Euch schon gezeigt; da hinter der Waldbescke liegt das Dorf, und mein Witgehen ist also nicht nothwendig.“

„Aber wir halten es doch für besser, daß Du uns begleitest,“ entgegnete der Reifige. „Lege Deine Hacke weg und komme mit uns!“

„Das werde ich wohl bleiben lassen!“

„Das wirst Du wohl thun müssen!“ lautete die drohende Erwiderung, indem der Sprecher sein Pferd näher an Dietrich drängte.

„Wollt Ihr es mir vielleicht gebieten?“ frug dieser,

indem seine Hand sich fester um den Stiel der Hacke legte und sein dunkles Auge kampfeslustig blitzte. „Ich bin ein armer Bauersmann, aber ich habe Niemandem Gehorsam zu leisten als unserm Herrn, dem Ritter Werner von Holzendorf!“

„Dem Herrn Werner gehört Grabsdorf? daran habe ich gar nicht gedacht!“ fiel der Jüngling ein, indem er sich an seine Begleitung wendete. „Wie ist es denn da um unsere Sicherheit bestellt, Ihr Mannen?“

„Der Ritter Werner von Holzendorf sitzt als Marktgräflicher Hauptmann auf Schloß Böhow; er ist ein Diener des gnädigen Herrn, und so dürfen wir wohl auf seinem Grund und Boden weilen.“

„Das lügt Ihr!“ rief ihm Dietrich, sich vergessend, dazwischen. „Wer hat Herrn Werner zum marktgräflichen Hauptmann gemacht? Wohl der Burggraf? Und wer ist es, der Euch die Unwahrheit berichtete, daß der Ritter ein Diener des „gnädigen Herrn“ sei, wie Ihr zu sagen beliebt? Wohl auch der Burggraf selbst?“

„Sei ruhig Gesell, sonst schlagen wir Dich auf den Mund! Wie kannst Du es wagen, den Herrn Marktgrafen Friedrich von Zollern einen Lügner zu nennen? da sein erlauchter Sohn, der Prinz Johann, selbst sich vor Dir befindet!“

Bei diesen Worten leuchtete es blikartig über Dietrichs Angesicht. Welch' ein Glück, Welch' ein Zufall! Bot sich hier nicht eine treffliche Gelegenheit zur Rache, eine Gelegenheit, sich die theuersten Vortheile zu erringen? Doch schnell beherrschte er sich und antwortete mürrisch:

„Das habe ich nicht gewußt und bekümmere mich auch gar nicht um Eure dummen Geschichten. Aber da Ihr der Prinz seid, so will ich Euch den Weg zeigen!“

Seine Hacke auf die Schulter nehmend, schritt er von dannen, ohne sich viel umzusehen, ob die Drei ihm auch folgten.

Die Gedanken, welche er vor Ankunft der drei Reiter gehegt hatte, waren vollständig verschwunden und ganz anderen gewichen, welche jetzt gleich eisenden Pfeilen seinen Kopf durchschwirrten. Es dünkte ihm, als sei es ihm jetzt in die Hand gegeben, sein Schicksal auf glücklichere und hoffnungsreichere Wege zu bringen. Das Vorhaben war kühn und gewagt, ja, es war vielleicht nur durch eine That auszuführen, welche, wenn auch von seinen Freunden bewundert und gutgeheißt, doch vom Munde seiner Feinde mit dem Namen eines Verbrechens bezeichnet würde. Sollte er den günstigen Augenblick muthvoll ergreifen oder ihn unbeachtet vorübergehen lassen? Nicht Unentschlossenheit oder gar Feigheit war es, welche ihn diese Frage aussprechen oder vielmehr denken ließ, nein, aber die Folgen seiner That, wenn er sie wirklich ausführte, waren so gewaltige, so tief eingreifende und weittragende, daß sie wohl überlegt werden mußten.

So schritt er, in tiefes Sinnen versunken, langsam dahin, und die Drei folgten ihm, ein wortloses Schweigen beobachtend. Da plötzlich rief Einer der Beiden Reifigen:

„Gottlob, dort kommen einige von unserer Gesellschaft, die uns suchen werden, aus dem Busche. Ich erkenne den Herrn Nymand von Löben an seinem großen Scheden, mit welchem er voranreitet!“

So war es auch. Eine Anzahl Reiter nahen von der Seite her, und aus der Richtung, welche sie inne-

hielten, war zu schließen, daß auch sie die Absicht gehegt hatten, Grabsdorf zu erreichen. Jetzt hielt der Vorderste von ihnen seinen Scheitern an und beschattete mit der vorgehaltenen Rechten das Auge; er hatte den Prinzen erkannt, wandte sich mit einem frohen Nuse an die ihm Folgenden und kam nun mit ihnen im Galoppe über die Felder dahergesprengt.

„Dank sei der heiligen Jungfrau, Prinz, daß wir Euch endlich wiederfinden!“ rief er. „Wir haben große Sorge wegen Euch gekümmert, als wir sahen, daß Ihr uns verloren seiet. Darum meine ich jetzt, daß — — —“ er unterbrach bestürzt seine Rede; sein Auge war auf Dietrich gefallen. Um Gott, mein lieber Junker, in welcher Gesellschaft muß ich Euch da treffen! Irrt sich mein Auge nicht, so ist dieser Knecht kein Anderer, als der Ritter Dietrich von Duihow, den wir verfolgen und suchen. Der Holzendorf hat ihn in Grabsdorf vor unserm Forsche versteckt gehalten!“

Wie eine zündende Rakete fuhr dieses Wort unter die Reiter.

„Dietrich von Duihow?“ rief's wie aus einem Munde, und aller Hände streckten sich nach ihm aus. „Haltet ihn, haltet ihn fest, damit er uns nicht entrinne!“

War er bisher darüber unschlüssig gewesen, was er thun und beginnen werde, jetzt gebot ihm die gefährliche Lage, in welcher er sich befand, zu handeln. Mit einem raschen Sprunge saß er hinter dem Prinzen auf dessen Pferde, rieß ihm die Zügel aus der Hand und zog, die Hacke in der gewaltigen Faust schwingend, das Thier vorn in die Höhe, um es durch die Feinde zu treiben.

„Ja haltet mich, Ihr feilen Memmen, haltet mich, wenn Ihr könnt!“ donnerte er und schlug den Nächsten von ihnen über den Kopf, daß er zusammensank. „Noch bin ich frei, und wer mich haben will, der mag mich greifen!“

Der Schrecken über die Kühnheit seines Handelns und die Gefahr, in welcher sich demzufolge der Prinz befand, hielt ihre Glieder gelähmt, und als nun endlich Bewegung unter sie kam, war er längst zwischen sie hindurch und jagte in weiter Entfernung von ihnen über den Bruch.

„Ihm nach, ihm nach!“ rief es. Flüche und Verwünschungen erschollen; mit lauten Rufen und kräftigen Stößen suchte man die Pferde anzufeuern, und es begann eine Jagd, die für Dietrich gefährlich hätte werden können, wenn nicht der Vorsprung, welchen er hatte, so groß und sein Pferd das beste im ganzen Trupp gewesen wäre. Aller Grimm, alle Schnelligkeit, der man sich jetzt beleihtigte, halfen nichts; der rasch entschlossene und verwegene Mann und mit ihm der Prinz waren und blieben für die Nachfolgenden verschwunden.

— 6 —

Detlev.

Auf der Straße von Leuzen nach Grabow, welche wir schon kennen, ritten zwei Männer dahin, denen ein reisiger Knecht folgte. Es waren Herr Henning von Bismarck und der junge Detlev aus dem Zauberhause zu Langermünde.

§

Beide beobachteten ein tiefes Schweigen. Sie näherten sich jetzt immer mehr der Gegend, in welcher das Ziel ihres Mittles lag, dessen Resultat ein höchst zweifelhaftes war. Herr Henning trug sich mit gar ernstern Gedanken. Er kannte den Ruf, in welchem die Bewohner von Carlösen standen, wußte auch, daß sie ihm nicht freundlich gesinnt seien und hegte jetzt in Beziehung auf seine Sicherheit Bedenken, welche desto größer wurden, je näher sie dem Schlosse kamen. Und Detlev war trotz seiner Jugend in diesem Augenblicke ebenso gedankenreich wie sein Gefährte. Er befand sich auf dem ersten Ausfluge, welcher ihm vielleicht Gelegenheit gab, seinen Muth und seine Geschicklichkeit in Führung der Waffen zu beweisen, und vor der ersten Probe klopfte das Herz eines Jeden, auch des festesten und sichersten Mannes lebhafter als zu anderen Zeiten. Da endlich brach Bismarck das Schweigen.

„Ihr seid so still und nachdenklich, mein junger Freund. Neut es Euch vielleicht, Euch mit mir in eine Gefahr begeben zu haben?“

„Wie könnt Ihr so fragen, Herr Ritter! Ich fühle mich hochbeglückt, in Eurer Nähe weilen zu können, und wünsche nur, daß bald eine günstige Gelegenheit komme, Euch zu beweisen, daß ich die Gefahr nicht fürchte.“

„Ich will Euch das wohl recht gern glauben, aber die Gefahr, in welche wir uns begeben, ist eine solche, welcher sich nicht mit dem Schwerte begegnen läßt. Wer sich auf Schloß Carlösen begiebt, um die Boldewins wegen einer ihrer Thaten zur Rede zu stellen, der setzt sich sehr der Gefahr aus, von ihnen gefangen genommen und im Burgverstecke untergebracht zu werden. Eine Gegenwehr würde da nur Wahnsinn sein. Wollt Ihr es mit mir wagen?“

„Tragt doch nur nicht, Herr! Ich bin mit Euch gegangen und werde bei Euch bleiben in jeder Fährlichkeit, so lange Ihr mich in Eurer Nähe behalten möget!“

Der Ritter reichte dem jungen Manne mit anerkennendem Lächeln die Hand hin.

„Das habe ich von Euch erwartet; aber es könnte mir wohl wenig nützen, Euch mit mir in die gleiche Gefahr zu bringen; ich habe Eure Begleitung vielmehr begehrt, damit Ihr mir auf andre Weise Beihülfe leisten könntet.“

„So wollt Ihr mich von Euch weisen?“

„Nein, ich will Euch vielmehr das Amt eines Wächters anvertrauen, der dafür sorgt, daß mir die Nachschläge der Feinde keinen Schaden bringen.“

„O sagt, was ich thun und beginnen soll! Ich werde Alles treulich ausführen.“

„Das hoffe ich von Euch. Also hört: Ich werde in Begleitung meines Knechtes jetzt nach Carlösen reiten, Ihr bleibt zurück und hütet die Straße. Wenn ich bis zum Anbruche des Abends nicht wieder zurück bin, so haben sie mich gewaltsam zurückgehalten, und Ihr begehrt Euch unverzüglich zu meinem Bruder Claus auf Burgstall, welcher das Weitere dann schleunig verfügen wird. Wollt Ihr das für mich thun?“

Es verging eine Zeit, ehe die Antwort auf diese Frage erfolgte, und als sie endlich ausgesprochen wurde, geschah es in einem Tone, welchem nicht viel Freundigkeit anzuhören war.

„Entschuldigt mein Zögern, ja zu sagen zu Euren Anforderungen; ich bin von dem Leben noch nicht geprüft

worden, aber ich weiß und fühle, daß ich nie ein Freund des Wartens und Bögens, sondern ein Mann der That sein werde. Könnte ich mitgehen und für Euch mit dem Schwerte drein schlagen, so würde ich das viel lieber thun, als mich an die Straße stellen, um es widerstandslos geschehen zu lassen, daß man Euch Leibes thut. Doch werdet ihr besser wissen als ich, was zu Eurem Heile dient, und so will ich Eurem Willen nicht widerstreben. Ich werde bis zum Abend warten. Kehrt Ihr nicht wieder, so soll die größte Eile mich zu Herrn Claus tragen, und Ihr werdet mir erlauben, auch meinem Vater Kunde zu geben. Es führt mein Weg durch Tangermünde, und er wird nicht säumen, Euch hilfreich beizuspringen.“

„Euer Vater? Ihr meinet doch Suteninn?“

„Ja.“

„Ist er Euer rechter Vater?“

„Nein, aber er ist mir lieb und werth gleich einem Vater; ich habe der Liebe und Pflege so viel von ihm genossen, als mir die Eltern nicht hätten angedeihen lassen können, und werde Dankbarkeit und Treue gegen ihn hegen, so lange als mein Leben währt.“

„So habt Ihr Eure Eltern wohl gar nicht gekannt?“

„Wohl habe ich sie gekannt, aber die Länge der Zeit hat die Schärfe der Bilder verwischt, welche ich aus meiner Kindheit mit herübergewonnen habe in das spätere Leben. Ich erinnere mich des Vaters als eines großen, stolzen Mannes, dessen Augen immer so tief und ernst auf mir und dem Schwesterlein ruhten, und die Mutter — ja die Mutter, die kann ich Euch gar nicht beschreiben. Wenn ich an sie denke, so ist es mir immer, als weilte ich in dem Paradiese, wo lichte Engel und gütige Feen ihr frommes, segnendes Wesen treiben.“

„Und wie habt Ihr Beide verloren, wie seid Ihr von ihnen gekommen?“

„Das geschah in einem Augenblicke, dessen Schrecken sich meiner Seele tief eingepägt haben, und den ich nimmer, nimmer vergessen werde. Es war in einem tiefen, dunklen Walde, wo wir reisten; da fielen wilde Männer über uns her und schlugen erst unsere Knechte und dann auch den Vater nieder; obgleich ihnen ein wackerer Gesell zu Hilfe eilte, der brav darenin schlug, um uns beizustehen. Der Anführer der Strolche war ein schwarzer Mann, der auf einem eben so schwarzen Pferde unter den Bäumen hielt und nicht Her an dem Kampfe Theil nahm, als bis ein Zweiter herbeigeeilt kam, der unsere Hilferufe vernommen hatte und nun wie ein Teufel unter den Strauchdieben aufräumte. Dann griff der Schwarze an und lockte ihn durch eine Flucht von dem Kampfplatze hinweg; währenddem wurden wir alle gefesselt; einige von den Räubern schleppten die Mutter fort, deren herzbrechendes Klagen und Wimmern mir heut noch in die Ohren klingt, die Anderen trugen den Vater mit sich fort und mit ihm den wackern Burschen, welcher uns Hilfe geleistet hatte und auch niedergeschlagen worden war, und wir beiden, das Schwesterlein und ich, blieben gebunden liegen, bis wir von dem Ritter gefunden worden, der den Schwarzen vergeblich verfolgt hatte und nun zurückkehrte, um nachzusehen, ob auf dem Kampfplatze vielleicht Jemand, noch des Beistandes bedürfe. Er nahm uns mit sich, und da es ihm unmöglich war, die Eltern aufzufinden, so beschloß er, uns bei sich zu behalten an Kindesstatt.“

„So war dieser Ritter Suteninn?“

§

„Ja, und der Anführer der Bande war der schwarze Dietrich, von dem auch Ihr vernommen haben werdet.“

„Wie sollte ich nicht von ihm gehört haben; er ist ja ein Schrecken des Landes gewesen lange Zeit, bis er mit sammt den Seinen plötzlich verscholl. Doch sollte ich meinen, daß Eure Eltern noch am Leben sein könnten, denn mich will bedünken, daß der schwarze Dietrich nicht ihr Leben geschont haben würde, wenn er nicht Ursache gehabt hätte, es zu erhalten. Es sind mir längst schon in Beziehung auf seine Person gewisse Gedanken im Kopfe herumgegangen, und wenn sich mir einst Gelegenheit bietet, Gewißheit zu erhalten, so werde ich nicht säumen, auch nach den Eurigen zu forschen.“

„Ritter,“ rief Detlev erregt, „was Ihr da sagt, weckt Hoffnungen in meinem Herzen, die bisher noch niemals darin wach gewesen sind. O, wenn es Euch möglich sein sollte, auch nur eine kleine Spur meiner Eltern aufzufinden, ich würde Euch dafür tausend Leben opfern, wenn ich sie besäße! Wollt darum dieses Eures Versprechens nicht vergessen, sondern seiner gedenken zur günstigen Zeit!“

„Das werde ich; Ihr dürft Euch darauf verlassen! Jetzt aber scheint mir die Zeit gekommen, daß Ihr mich ohne Eure Begleitung weiter ziehen laßt. Es kann uns von Vortheilen sein, wenn die Ritter von dem Krüge nicht wissen, daß ich einen Getreuen in der Nähe habe, welcher die Meinen von dem benachrichtigen wird, was mir widerfährt. Also verbergt Euch wohl, und reitet sofort von dannen, wenn ich bis zum Abende noch nicht zurückgekehrt bin!“

Nach kurzem Abschiede trabte er mit dem Knechte davon, während Detlev sein Pferd über eine Waldblöße lenkte, um hinter den angrenzenden Büschen Schutz und Verborgtheit zu suchen. Er band das Thier an einen Baum und streckte sich dann, tief in den Mantel gehüllt, in ruhender Stellung am Boden aus.

Aber die Kälte des Wintertages war doch zu stark, als daß er es lange so auf dem mit Schnee bedeckten Boden ausgehalten hätte, vielmehr erhob er sich gar bald und beschloß, um sich warm zu erhalten, einen Gang tiefer in den Wald hinein zu unternehmen. Die Rückkehr Bismarcks war jetzt noch nicht zu erwarten, und so schritt er dem ohne Sorge vorwärts, halb stummend, halb träumend, wie man es eben thut, wenn nichts Wichtiges die Gedanken beschäftigt.

So war fast eine Stunde vergangen, als er sich zur Umkehr entschloß. Da vernahm er leitwärts von sich kräftige Schritte, unter denen der Schnee knarrte. In seiner Lage war es ihm geboten, auf Alles wohl Acht zu haben; hier führte kein Pfad durch den tiefen Forst, und der Mann, welcher vorüber schritt, ging also vielleicht einen Weg, welcher vor Andern verborgen bleiben sollte. So leise wie möglich schritt er dem Schalle nach und gewahrte bald einen Mann, welcher, mit einem feisten Heshock über den Schultern, sich durch das niedere, abgestorbene Gezweig Bahn brach. Es war eine ungewöhnlich lange, hagere Gestalt, auf welche aber dennoch die Schwere der Last keinen Eindruck zu machen schien, denn der Träger derselben schritt nur wenig gebückt mit seinen dünnen, angezerrten Beinen so schnell dahin, daß ihm Detlev kaum zu folgen vermochte. Schon wollte dieser in dem Glauben, er habe nur einen für ihn harmlosen Wilderer vor

sich, dessen Bahn er nicht zu kreuzen brauche, umkehren, als ihn der Klang einer tiefen Bassstimme diesen Entschluß aufgeben ließ.

„Halt, Bruder Steckelpein!“ klang es; „pald wäre ich über Dich hergefallen und hätte Dir Eins über den Kopf gegeben, weil ich dachte, es wäre ein Fremder! Aper sage mir doch nur, wie Du mit dem Viehzeuge hierher in diese abgelegene Gegend kommst, die wir doch nur bei heimlichen Gelegenheiten petreten dürfen!“

„So, also, Du bist es, Kaspar Liebenow? Kommt, nimm mir doch einmal den Braten vom Halse, daß ich ordentlich reden kann!“

„Das kann geschehen. Aper, Mordeloment, Gott straf mich, wenn ich fluche, ist das ein fettes Vieft. Sag, wie ist denn der Bock eigentlich auf Deinen Buckel gekommen?“

„Drauf gesprungen ist er mir nicht! So, also: ich ritt mit meinem Herrn von Stavenow nach Garlosen, und unterwegs sagte ich zu ihm:

„Hört, Ritter, darf ich vielleicht einmal abseits gehen?“

Er sah mich an und antwortete:

„Hrrr! Hm! Was hast Du denn da auf der Abseite zu suchen, he?“

„So, also, das sollt Ihr gleich zu hören bekommen: Ich habe nämlich gestern, während Ihr mit Denen von dem Krüge bei der Kanne saßet, auf dem Gebiete dessen von Deibow einige Drathschlingen angebracht. Ihr wißt ja, daß der alte Herr von seinem Lehnstuhle nicht herunter kommt, und deshalb die Thiere seines Waldes wie im Paradiese leben.“

„Hrrr! Hm! Und nun willst Du nachsehen, wie es in dem Paradiese aussieht?“

„Wenn Ihr es erlaubt, Herr?“ antwortete ich und freute mich über sein dickes Gesicht, welches in Hoffnung auf den Deibow'schen Braten ein seliges Schmunzeln zeigte.“

„Hrrr! Hm! Gut, so gehe abseits; aber sei nicht lange aus, und trage was Du findest nicht auf der Straße nach Garlosen, sondern bringe es durch den Gang. Weißt schon, welchen ich meine! Es ist nicht gut, wenn sich Einer von den Meinigen mit einem Bockleder sehen läßt, welches nicht auf meinem Gebiete gewachsen ist.“

„Ich danke, Ritter! Ihr sollt mit mir zufrieden sein, aber meinen Gregorimanolosewitsch kann ich nicht mitnehmen. Wollt Ihr ihn vielleicht an die Zügel binden?“

„Hrrr! Hm! Sieh die alte Ziege her! Sie wird mir nicht viel Sprünge machen; wenn sich nur mein Schimmel nicht vor dem dünnen Gespenste fürchtet.“

„Tragt keine Sorge! Der ist zum Fürchten zu leutselig. So, also, da hängt er fest. Gehabt Euch wohl!“

Ich ging, fand den Bock, gab ihm den Gnadenstoß, lud ihn auf und trug ihn davon. Da hast Du die ganze Geschichte. Nun weißt Du sie!“

„Mordeloment, Gott straf mich, wenn ich fluche, aper Du pist doch ein Deiwelskerl, Bruder Steckelpein, denn auf den Gedanken mit den Schlingen wäre ich nicht gekommen! Also Dein Herr ist nach Garlosen?“

„Ja, Du hast es doch gehört!“

„Das ist gut, denn da prauche ich nicht nach Stavenow zu laufen, was keine ehrliche Kriegsgurgel gern zu Fuße thun wird!“

F.

„Nach Stavenow? Was hast Du denn da zu suchen, Kaspar?“

„Ja, das ist eine ganz verbeiwelte Geschichte. Du kannst Dich doch noch auf die Juden besinnen, welche wir da unten in dem Loche stecken haben?“

„Warum sollte ich nicht? Es ist ja nur erst einige Tage her, seit wir sie hinunter steckten.“

„Gut. Da kommt vorhin ein Ritter, ich glaube, es war Einer von Bismarck, und sagt, die Juden hätten Gelder bei sich, die ihm gehörten; er verlange sein Eigenthum zurück und außerdem die Freiheit der beiden Männer und ihrer Tochter; sie seien von Gardelegen, wo Einer hause, der es übel vermerken werde, wenn man Leute peraupe, welche seinem Schutze anvertrauet seien.“

„So, also, und was haben denn unsere Ritter zu dieser dreisten Rede gesagt?“

„Sie haben ihm erst mit der Faust gewinkt, daß er gehen solle, und als er trotzdem dagepliepen ist und fortschimpfret hat, haben sie ihn festgenommen und in ein Gefäß gesperrt, wo es nicht gar übel ist.“

„Das hätte ich auch gethan. Was hat sich ein Bismarck um das zu kümmern, was auf Garlosen geschieht!“

„Höre Bruder Balthasar, Du redest mit einem schiefen Schnapfel! Wenn das Geld ihm gehört, so praucht er es sich nicht nehmen zu lassen, und wie der alte Boldewin bemerkte, so hat der Bismarck einen ganz verbeiwelt guten Stand bei dem Burggrafen. Der wird es nicht leiden, daß man einen seiner Ritter des Geldes und der Freiheit peraupe, und ich glaube, wir sehen ihn bald mit einigen wenigen Leuten vor Garlosen erscheinen, um uns aus der alten vermaledeieten Donnerpüchse ganz gehörig anzuspucken.“

„So, also! Und vor der fürchtest Du Dich? Die reite ich mit meinem Gregorimanolosewitsch über den Haufen, das die Stücke davonstiegen!“

„Bruder Steckelpein, das wirst Du wohl pleipen lassen! Allen Respekt vor Dir und Deinem Laforkorilosimittsch mit sammt Euren langen Beinen, aper die Büchse, das ist das große Wunderthier mit den siepen Köpfen, was in der Pipel steht und Feuer speit grad' so wie der berühmte Berg Besuwins in Welschland, in dem der große Höllendrache wohnt, dem sie alle Tage zwölf siepzehnjährige Jungfrauen zu fressen geben müssen, wenn er nicht das Land verwüsten soll.“

„Das ist ja ganz schauderhaftes Viehzeug, Kaspar, aber einen schlechten Geschmack scheint er mir nicht zu haben, denn so ein siepzehnjähriges Burgfräulein muß doch zarter sein, als solch altes Pergament wie Du und ich.“

„Höre, Balthasar, Du darfst mich nicht peleidigen! Ich und mein Bruder Peter, wir sind die schuncksten Burtschen gewesen in den ganzen Marken, und die Mädels haben sich unsertwegen fast die Augen aus den Köpfen gedreht. Jetzt freilich pin ich etwas weniger hüpsch, aper immer noch ein ganz reputirlicher sterl.“

„So, also, einen Bruder hast Du gehabt? Welchem Herrn dient der jetzt?“

(Fortsetzung folgt.)

Freierstunden am häuslichen Herde.



Redaction, Druck und Verlag von S. G. Künshmeier in Dresden, Jagdweg 14.

Filialen: Berlin, Stuppinerstraße 44; Wien, Josephstadt, Wickenburggasse 3; Dortmund, Düppelstraße 6.

Der beiden Quikows letzte Fahrten.

Historischer Roman aus der Jugendzeit des Hauses Hohenzollern von Karl May.

[Fortsetzung.]

Uebersetzung und Dramatisirung wird vorbehalten,
Nachdruck gerichtlich verfolgt.

„Du, der ist ein ganz verbeiwelt perühnter Mensch geworden. Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche, aber gegen den bin ich ungefähr ganz und gar Nichts. Der hat sich nämlich auf das Meer verlaufen und ist auf einem Schiffe, womit man Garlosen über den Haufen fahren könnte. Er war einmal auf Besuch bei mir, als ich bazumal in Plauie lepte, und hat einem fremden Ritter peigestanden, der von dem schwarzen Dietrich überfallen worden war, ich glaube, es war ein Herzog oder König von Krapien oder Engelland. Der hat ihn mitgenommen, und seit dieser Zeit habe ich nichts mehr von ihm gehört, aber ich kenne den Peter, und es wird gar nicht lange gedauert haben, so wird er ein Prinz geworden sein.“

„Ein Prinz, Kaspar? Das ist ein gar grausam großes Thier! Wird er das anshalten können?“

„Der? Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche, aber der Peter war ein ganzer Kerl und fast nach mir gerathen. Er hatte nur einen Fehler, und den habe ich ihm nie abgewöhnen können, nämlich er sprach das sanfte p grad' so aus wie das scharfe p und prachte nicht einmal seinen eigenen Namen Piepenow richtig über die Zunge, denn er sprach ihn stets nur Piepenow, und es muß doch heißen: Piepenow. Ich habe mir viel Mühe mit ihm gegeben, aber es ist umsonst gewesen, denn der Fehler stammt von unserm Vater, der auch immer Pruder statt Pruder gesagt hat und Paum statt Paum.“

„So, also! Und ich hatte auch einen Bruder, der auf das Wasser gerathen ist. Er war ein Zwilling von mir und hieß Samuel Haberland. Wir sahen einander ähnlich wie ein Ei dem andern, und ich habe nie wieder Etwas von ihm gehört, seit er fortgegangen ist; ich glaube, er ist einmal in ein tiefes Loch gerathen und hat darin elendiglich ertrinken müssen, denn auf der See soll es ganz
Freierstunden.

heillose Böcher geben, so tief wie ein halber Kirchenturm die bis obenheran voll Wasser sind. Es kann mir Leid thun um den armen Teufel, und ich gäbe gleich meinen Gregorimano — nein, den nicht, aber diesen fetten Bock hier gäbe ich auf der Stelle darum, wenn ich erfahren könnte, an welchem Orte sie ihn dort begraben haben.“

„Das will ich Dir glauben, Bruder Balthasar, denn für einen Bruder thut man mehr, als für einen fremden Menschen. Da Du aber doch hier auf diese Kunde nicht warten kannst, so will ich Dir das Thier jetzt wieder auf die Achseln heben; wir müssen zurück in das Schloß, denn man weiß nicht, was da wegen die gefangenen Ritters für Dinge vorgehen können, bei denen wir gebraucht werden. Ich habe das Licht in dem Gange prennen lassen. Komm, so, prr, ist das Piest dick und schwer! Da, jetzt hast Du es open, und nun vorwärts, daß wir hinein kommen!“

„So, also, geh Du voran und mache die Sträucher auseinander, daß ich hindurch kann!“ —

Dem Lauscher war kein Wort dieses eigenthümlichen Gespräches entgangen, und wenngleich er die beiden Leute nicht kannte und ihm auch manche Aeußerungen unklar waren, so hatte er doch so viel verstanden, daß Herr Henning von Bismarck zurückgehalten worden sei und vielleicht gar als ein wirklich Gefangener behandelt werde. Hier war es nothwendig, einen schnellen Entschluß zu fassen. Wie weißlich hatte der vorsichtige Ritter gehandelt, ihn nicht mit auf das Schloß zu nehmen, denn so war es ihm nun möglich, den Seinigen schnelle Nachricht zu bringen. Jedenfalls hatten die Herren von dem Krüge so ein Derartiges vermuthet, da ihr Bote, welcher Claus von Quikow von Stabenow holen sollte, sonst nicht den Weg durch einen verborgenen Gang gesucht, sondern die Burg auf die gewöhnliche offene Weise verlassen hätte.

Aber war es unter den vorhandenen Umständen auch rathsam, der Weisung Bismarcks sofort zu folgen und scheinigst nach Burgstall zu reiten? Der Weg war weit und die Hülfe schwer und erst spät herbei zu schaffen. Konnte dieselbe nicht vielleicht auf kürzerem, wenn auch gefährlicherem Wege geleistet werden? Detlev überlegte nicht lange. Der Muth, welcher ihn beseelte und das Bewußtsein seiner körperlichen Kraft und Gewandtheit ließen ihn von Zweiem das am nächsten Liegende wählen, und mit möglichster Vorsicht schlich er sich deshalb den beiden Männern nach.

Sie blieben vor einem dichtverwachsenen Strauchwerk stehen, welches zur Laubzeit des Sommers fast undurchdringlich sein mußte. Daß dem aber nicht so war, bewies Liebenow, denn er schob an einer Stelle das Dickicht auseinander und hielt die dadurch entstandene Lücke so lange offen, bis der Andere mit seiner Last hindurch gelangt war.

Detlev blieb noch einige Augenblicke zurück, um sie erst in den Gang, von welchem sie gesprochen hatten, eintreten zu lassen. Er mußte sich hüten, seine Anwesenheit durch das Knacken der Zweige zu verrathen und schlüpfte darum nicht eher an derselben Stelle durch das Gesträuch, als bis er sich sicher glaubte. Es war nur eine enge Felsenpalte, welche sich hinter demselben zeigte, aber sie erweiterte sich nach kurzer Zeit zu einem ausgehauenen Gange, welcher, wie an mehreren Umständen zu erkennen war, viel betreten sein mußte. Mit beiden Händen sich an den Seitenwänden fort tastend, schritt er vorwärts und vernahm nun bald die Schritte der ihm Vorangehenden. Zu gleicher Zeit bemerkte er den Schein des Lichtes, welches Liebenow jedenfalls trug, und nun war es ihm möglich, immer den nöthigen Abstand zwischen sich und ihnen zu halten und auch ihnen zu folgen, ohne sich vielleicht in einen Seitengang zu verirren.

Nachdem der Weg eine geraume Weile grad' und eben fortgeführt hatte, stieg er nach und nach immer mehr aufwärts, krümmte sich verschiedene Male, wurde von gemachähnlichen Erweiterungen und Stufen oder Treppen unterbrochen und mündete endlich in ein Gewölbe, an dessen beiden Seiten lange Reihen von Särgen standen. Es war die Todtengruft der früheren Besitzer von Garlosen. Hier klangen die Schritte laut von den steinernen Wänden und der von schweren Bögen getragenen Decke wieder. Dieser Umstand konnte an dem Eindringlinge zum Verräther werden; er hielt unwillkürlich seinen Fuß zurück und schlich erst dann sich weiter, als er bemerkte, daß der Lichtschein vor ihm plötzlich verschwunden sei.

Da ertönte ein raschelndes Klirren hinter ihm, dem ein dumpfer Stoß folgte, als ob leere Kästen aneinander stießen. Was war das? Schnell trat er zur Seite; es war ja möglich, daß von daher eine Gefahr ihm drohe, die er an sich vorüber gehen lassen müsse. Als sich aber ein Weiteres nicht vernehmen ließ, schritt er zurück, um vor allen Dingen die Ursache des vernommenen Geräusches zu untersuchen. Sie war bald gefunden. Die Mündung des Ganges nämlich war jetzt durch eine Anzahl über- und nebeneinander gestellter und dicht zusammengefügtter Säрге verdeckt, die eine Wand bildeten, welche durch irgend einen Mechanismus beweglich sein mußte.

Jetzt war ihm der Ausgang versperrt; auf dem zurückgelegten Wege konnte er das Schloß nicht wieder

verlassen; dies wurde ihm nur dann möglich, wenn es ihm gelang, die Vorrichtung zu entdecken, durch welche die Sargwand verschoben werden konnte. Von Neuem schritt er durch die Dunkelheit vorwärts. Sie wurde gemildert nur durch einige kleine Oeffnungen, welche von oben her schräg durch die dicke Mauer führten und dem Tageslichte einen außerordentlich spärlichen Zutritt gestatteten. Bald jedoch hatte sich sein Auge einigermaßen an den Lichtmangel gewöhnt und er gewahrte nun am Ende des Gewölbes eine Stufenreihe, welche nach aufwärts führte. Er stieg hinan. Die Oeffnung, zu welcher sie führte, war durch eine Steinplatte verschlossen, deren Gewicht ein mit nicht ungewöhnlicher Körperkraft ausgestatteter Mensch wohl kaum bewältigt hätte. Detlev aber war der dabei nothwendigen Anstrengung mehr als gewachsen. Er stemmte die eine Schulter an den Stein, hob ihn leise und nur ein wenig empor und versuchte, durch die entstandene Spalte einen Blick in den Raum zu werfen, welcher über dem Grabgewölbe lag. Leicht war es möglich, daß sich Jemand in demselben befand und durch die Bewegung des Steines auf ihn aufmerksam gemacht wurde.

Glücklicher Weise war er leer. Es war die Kapelle des Schlosses. Der letzte Schein des sinkenden Tages warf ein magisches Duster durch die kleinen runden und vielfach gefärbten Fensterscheiben; auf dem Altare brannte die ewige Lampe, und tiefe Stille herrschte rings umher. Lange aber sollte dieselbe nicht währen; ein Gemurmel nahender Stimmen schlug an sein Ohr, und kaum hatte er Zeit gehabt, sich hinter einem Beichtstuhle zu verstecken, so war die Thür geöffnet und eine Anzahl bewaffneter Männer trat herein.

„Das ist gut, daß mir der Balduwin zum Kerkermeister gemacht haben thut!“ sagte der Voranschreitende. „Wat meenst Du dazu, Kaspar, daß ich den dummen Kerl so fein ausgefragt haben thue?“

„Mordelment, Gott straf mich, wenn ich fluche, aber einen schlauen Kopf hast Du, Bruder Schwalpe!“ Mir wäre es gar nicht in den Sinn gekommen, daß da unten im Holze Einer auf den Bismarck warten könnte. Aber weil ich es nun einmal weiß, so werde ich ihm Eins auf die Haupe gepen, daß er damit zufrieden sein kann!“

„So, also!“ klang es von einer andern Stimme; „Ihr paßt gut zusammen: der Eine kann gut denken, der Andre gut schlagen; darum bringt Ihr auch immer etwas Ordentliches fertig, wenn Ihr mitsammen geht, und die Ritter haben ein ganz besonderes Vertrauen auf Euch geworfen.“

„Höre, Balthasar, ich muß Dich sagen, daß Du diesmal ganz außerordentlich recht gehabt haben thust; uns zwee Beide haben die Finken zusammengetragen, und seit Du mit Deinem Bierzigtausendshilbweisch dazugekommen bist, thut uns kein Mensch niemals widerstehen werden!“

„Das ist wahr, Bruder Schwalpe, aber die beiden Säule, welche ich mir damals geholt habe, sind auch nicht schlecht; der Meinige ist zwar etwas steif auf den Beinen, ein wenig dumm im Kopfe und leidet, wenn er langsam geht, an kurzem Athem; schnell gelaufen ist er mir noch nicht; hingegen aber der Andere, den Du Dir als freiwilliges Geschenk weggeholt hast, das ist ein Roß, auf welchem selbst der herrliche Ritter Dietrich von Quikow

sitzen und streiten könnte, wenn es noch ein wenig Fleiß hätte und fünfzehn Jahre später geporen wäre. Er ist bald so schön wie der Braune, auf welchem heut der Bismarcksche Knecht gekommen ist, den Du vorhin so herrlich ins Examinum genommen hast."

"Er sagte mich, daß der Junker, welcher an der Straße warten gefaßt haben thut, sich vielleicht ein Weniges in den Wald hineingeschlagen haben thäte. Derumwegen sollen wir durch den Gang gehen und ihn heimlich auffinden. Weißt Du, Balthasar, wie wir das machen thun werden?"

"So, also; wenn Du es sagst, nachher weiß ich es."

"Thust Du es vielleicht wissen, Kaspar?"

"Der Balthasar hat es mir noch nicht gesagt; wie kann ich es also wissen!"

"Und Ihr Andern, was thut Ihr zu die Sache meinen?"

"Wir wissen es auch nicht," antwortete Einer für die Andern.

"Gut, wenn Ihr alle es nicht wissen wollen thut, so werde ich es Euch sagen. Bruder Kaspar, thust Du vielleicht schon einmal gehört haben, was ein Gaul machen thut, wenn een anderer ihn anwiehert?"

"Mordselement, Gott straf mich, wenn ich fluche, aber wenn ich das nicht weiß, so will ich gleich selber auf der Stelle ein Gaul werden!"

"Nun, was thut er?"

"Er wiehert auch."

"Gut, und wenn ich mir hinter den Busch stecke und wiehere ihn an?"

"So wird er denken, daß Du auch ein Gaul bist, und Dir Antwort geben."

"Nichtig! Thust Du nun bald Etwas gemerkt haben?"

"Bruder Schwalpe, Du bist der reine Deiwelskerl! Auf diese Weise werden wir den Junker fangen und an den ersten besten Baum aufhängen."

"So, also, Ihr wollt ihn aufhängen? Nein, das geht nicht, denn die Ritter wollen ihn lebendig haben."

"Höre, Balthasar, das thut sich ganz von selbst verstehen, daß der Wachtmeister nur bloß Spaß gemacht haben thun wird. Also wenn ich wiehere, und sein Pferd antwortet, so thun wir hören, wo er sich verkrochen hat. Dann schleichen wir uns leise in dieselbige Gegend hin und geben ihm zu verstehen, daß die drei Boldewins auf ihn zu warten gesonnen sind. Geht er freiwillig mit, so thut es gut sein; thut er aber sich freiwillig wehren, so muß er erst recht mitgehen werden. Was meent Ihr dazu?"

"Bruder Schwalpe, Deine Rede in Ehren, aber sie ist gut, und wir werden uns nichts Besseres ausdenken können."

"So wollen wir unsern Kriegsrath schließen und nun machen, daß wir endlich fortkommen thun. Kaspar, kannst Du den Gang aufmachen werden?"

"Das will ich wohl meinen! Der junge Herr Boldewin hat es mir selber gezeigt, weil er meinte, daß sein Wachtmeister das wissen müsse. Uebrigens ist der Gang nicht heimlich, denn die Besatzung von Garlosen besteht aus lauter praven Kriegsmännern, welche sich eher in Stücke reißen lassen, als daß sie irgend Etwas verrathen; darum ist der Weg für Alle offen, welche aus irgend einem

⚔.

Grunde nicht durch das Schloßthor gehen sollen. Aber ich habe mir sagen lassen, daß es noch einen Gang giebt, von dem plos die Herren wissen, nicht wahr, Bruder Steckelspein?"

"Ja, Kaspar. So, also, jetzt wißt Ihr Alles, und nun kommt!"

Die Männer schritten der Platte zu, Liebenow aber, welcher dem Vernommenen nach auch hier auf Garlosen die Stelle eines Wachtmeisters bekommen hatte und also nach jezigem Ausdrucke der subalterne Anführer der Schloßmannen war, trat zu dem Beichtstuhle, hinter welchem Detlev verborgen stand. Diesem klopfte bei der Annäherung des Reifigen das Herz doch ein wenig schneller, aber seine Befürchtung hob sich sofort, als derselbe die Thür des Stuhles öffnete und mit der Hand hineinlangte. Ein leises Knirschen machte sich vernehmlich, dem bald unter den Füßen des Gauschers dasjenige Geräusch folgte, welches er in dem Begräbnisse gehört hatte. Die Männer waren währenddessen mit der Beseitigung des Steines fertig und stiegen, den Wachtmeister an der Spitze, die dunkle Treppe hinab. Der Stein wurde von unten in seine frühere Stellung gerückt.

Jetzt durfte Detlev es wagen, aus seinem Verstecke hervorzutreten. Wie die Sache stand, konnte ihn das, was er gehört hatte, wenig beunruhigen. Die Männer waren zwar in Folge der Plauderhaftigkeit des mitgefangenen Knechtes ausgesandt, um nun auch ihn in die Gewalt der Ritter von dem Kreuze zu bringen, aber es war nun ja über allen Zweifel erhaben, daß sie höchstens sein Pferd finden würden. Er war Mitwisser des Ganges, also eines wichtigen Geheimnisses geworden, welches ihm heut' oder später Nutzen bringen konnte, nur handelte es sich vor allen Dingen darum, auch die Mechanik kennen zu lernen. Er trat daher in den Beichtstuhl, welcher nur mit einem außen angebrachten Niegel versehen und also leicht zu öffnen war, und trat hinein, um sein Inneres einer Untersuchung zu unterwerfen. In der einen Ecke der Hinterwand war ein kleiner eiserner Drücker angebracht; er mußte mit dem Hebel in Verbindung stehen, mit dessen Hilfe die Sargwand verschoben werden konnte. Es galt eine Probe. Es war mehr als hinreichend Zeit verstrichen, daß die Knechte das Gewölbe verlassen und einen bedeutenden Theil des Ganges zurückgelegt haben konnten; daß sie das Rollen und Anschlagen der Wand hören würden, ließ sich also nicht mehr befürchten; er ergriff den Drücker und schob ihn zurück. Die Wirkung war sofort zu vernehmen; ein zweiter Druck brachte Alles wieder in seine vorige Stellung.

Nun war das Nächste, die Thür zu öffnen, welche aus der Kapelle zu den bewohnten Räumen des Schlosses führte. Schon stand er im Begriffe, sich derselben zu nähern, als er von neuem Schritte hinter ihr vernahm. Rasch verbarg er sich in seinem vorigen Zufluchtswinkel. Es war der alte Boldewin selbst, welcher eintrat. In der einen Hand trug er die Leuchte und in der andern ein Körbchen, dessen Inhalt sich nicht genau unterscheiden ließ. Langsamem Schrittes ging er durch den Raum, verschwand hinter dem Altare, und bald war auch der Lichtschein, welcher ihn begleitet hatte, nicht mehr zu bemerken.

War hier vielleicht einem zweiten Geheimnisse auf die Spur zu kommen? Detlev hatte nicht nöthig, sich vor dem zwar als tapfer bekannnten, aber doch immerhin alten Manne

zu fürchten; ein einziger Schlag mit seiner kräftigen Faust mußte ihn ja niederstrecken. Rasch und leise eilte er ihm nach. Die Hinterwand des Altares war mit einem alten, halbvermoderten Heiligenbilde versehen, welches jetzt auf die Seite geschoben war und eine dunkle, ebenfalls nach unten führende Oeffnung sehen ließ, in welcher das Licht des in einiger Entfernung vorwärts schreitenden Ritters einen düsteren Schein verbreitete. Detlev folgte ihm. —

Er hatte nicht weit zu gehen, denn nach nur wenigen Schritten noch blieb Boldewin vor einer mit starkem Eisenbleche versehenen Thür stehen, nahm einen Bund Schlüssel aus dem Gürtel, öffnete das knarrende Schloß und trat in die dunkle Zelle. Im nächsten Augenblicke stand der entschlossene Jüngling hart an der Thür; es war ihm gleich, was da kommen werde, und er mußte um jeden Preis hören, was weiter geschah.

„Nun, könnt ihr Euch nicht erheben, wenn ich komme?“ hörte er die Stimme des Schloßherrn fragen.

Keine Antwort erfolgte.

„Hier habt Ihr Euer Essen und Trinken! Ich sehe, es schmeckt Euch, denn Ihr laßt nie Etwas übrig. Aber Ihr könntet es besser haben, wenn ihr endlich auf meine Bedingungen einginget.“

Der Sprecher zögerte mit der Weiterrede; er schien eine Entgegnung zu erwarten, aber es erfolgte keine und nur das Klirren von Ketten bewies dem Hörer die Gegenwart eines zweiten Wesens. Die Stimme des Ritters nahm jetzt einen ärgerlichen Ton an.

„Glaubt Ihr mit Euren Schweigen vorwärts zu kommen? Ihr habt es anfänglich nicht schlimm bei uns gehabt, aber Euer widerspenstiges Betragen ist Euch zum eigenen Schaden gewesen. Dabei wißt Ihr recht gut, daß ich auch nicht kann, wie ich zuweilen möchte, denn es giebt noch Mehrere, die über Euer Loos mit zu bestimmen haben. Besinnt Euch! Ich habe es satt, noch länger hinter dem Rücken meiner Knechte den Gefängnißvoigt zu machen, und beliebt es Euch, hartnäckig zu bleiben, so müßt Ihr dann auch die Folgen tragen.“

Wieder keine Antwort, und wieder lautlose Stille.

„Gut, wie Ihr wollt! Dennoch aber will ich noch einmal einen Versuch machen und Euch den frommen Vater Gusebins schicken. Der mag Euch mit der Gewalt seiner Rede zu Herzen sprechen, und ich hoffe, daß Ihr Euch dann eines Besseren besinnen werdet. Unfereiner versteht besser mit Schwert und Humpen, als mit einem verstockten Herzen umzugehen!“

Jetzt endlich erfolgte die erwartete Antwort:

„Laßt das sein, Ritter! Euer gewissenloser Henschler wird noch weniger ein Zugeständniß von mir erlangen, als Ihr. Hinderten mich die Ketten nicht, so hätte ich ihn schon bei seinem ersten Besuche niedergeschlagen wie einen Hund!“

Trotz der kräftigen und entschlossenen Rede klang doch die Stimme schwach und heiser. Der Gefangene mußte in dem dunkeln, feuchten Loch viel gelitten haben.

„Es ist recht von Euch, daß Ihr mir das sagt; so kann ich ihn warnen, Euch näher zu treten, als es unumgänglich nothwendig ist. Gehabt Euch wohl! Ich hoffe, daß — — —“

Weiter hörte Detlev Nichts. Der Abschieds-Gruß

§

mahnte ihn, sich zu entfernen. Er that dies aber keineswegs eilig, sondern zog sich nur so weit zurück, daß ihn der Schein des Lichtes nicht erreichen konnte.

Boldewin trat aus der Zelle und verschloß dieselbe sorgfältig wieder; dann schritt er weiter in den Gang hinein und Detlev folgte ihm von neuem. Die Unvorsichtigkeit des Ritters, den Eingang oben hinter dem Altare offen zu lassen, war ihm unbegreiflich. Der Alte mußte entweder ganz genau wissen, daß jetzt sich Niemand demselben nahe, oder es war in dem Verschlus des Bildes ein Fehler geschehen, sodas daselbe nicht von beiden Seiten, sondern nur von der einen geöffnet werden konnte.

Der Weg führte diesmal in einen schmalen Seitengang und dann auf einer schmalen, schlüpfrigen Treppe nach oben. Der junge Mann hatte die letzte Stufe noch nicht erreicht, als er eine Stimme hörte, deren Klang sein Herz vor Freude erbeben machte.

„Fragt Ihr einen Bismarck, ob er sich besonnen habe? Ein Mensch Eures Gesichtes kann dem Rohre gleichen, welches der leiseste Wind hin- und herweht; zögere ich doch, Euch den Ehrennamen eines Ritters zu geben, der Ihr gegen Gesetz und Menschenrecht einen Mann festhält, der offen und ehrlich zu Euch gekommen ist, um mit Euch zu reden und zu verhandeln. Was ich gesagt habe, gilt: Ich gehe nicht von meiner Forderung ab, und sollte ich bis zum jüngsten Tage gefangen gehalten werden. Damit begnügt Euch ein für alle Male. Und nun geht! Der Anblick eines Wegelagerers und Verräthers ist mir zuwider!“

„Das sagt Ihr mir? Mir, dem Boldewin von dem Kruge, dessen Schwert noch Jedem im Nacken gefessen hat, der es wagte, mir ein Feind zu sein? Was hindert mich, Euch für diesen Schimpf dem Verderben preiszugeben? Ich darf Euch nur einschließen und die Nahrung entziehen, so seid Ihr in wenigen Tagen eine Leiche.“

„Glaubt Ihr das wirklich? Hört, alter Mann, seid doch nicht so stolz auf Euer Können! Ehe ich zur Leiche werde, fällt Garlosen in Trümmern. Was nützen Euch Eure Thüren, wenn der Tritt meines Fußes stärker ist als sie, und was pocht Ihr auf Euer Schwert, wenn es jetzt nur meines Willens bedarf, Euch mit einem Griffe meiner Hand zu erwürgen?“

„Hoho, Ritter, das werdet Ihr wohl unterbleiben lassen. Ihr habt uns Euer Wort gegeben, Euch zu fügen und keinen Versuch zur Flucht zu machen, bis wir mit den Curigen über die Bedingungen zu Eurer Entlassung uns geeinigt haben, und da Ihr auf den Namen eines Bismarck so außerordentlich stolz seid, so werdet Ihr auch wissen, daß noch niemals Einer Eures Geschlechtes sein Wort gebrochen hat.“

„Ich wollte Euch auch nicht rathen, das Gegentheil zu behaupten; aber da Ihr in der Geschichte meiner Familie so bewandert und mit unserem Character so vertraut seid, so laßt Euch sagen, daß ein Bismarck noch niemals ein Wort gegeben hat, dessen Bedeutung er nicht vorher wohl erwogen hätte und welches er vielleicht gezwungen sein würde zu brechen.“

„Wie meint Ihr das?“

„Ich versprach bei meiner ritterlichen Ehre, keinen eigenhändigen Versuch zur Flucht zu machen und mich

gegen die Zusicherung eines ritterlichen Gefängnisses so lange in meine Abgeschlossenheit zu fügen, als nicht von den Meinen Etwas geschieht, was auf meine Befreiung Einfluß hat. Entzieht Ihr mir die Nahrung, oder erfüllt Ihr Eure andern Drohungen, so ist mein Gefängniß kein ritterliches mehr, ich bin meines Wortes entbunden und werde thun, was mir beliebt."

"Stellt Euch dies nicht so leicht vor! Es hat mancher kühne und starke Mann unsere Verließe kennen gelernt, der sich erst wie ein Löwe geberdete und dann als geduldiges Lamm in unseren Willen fügte. Die Curigen werden mit ihrer Hilfe nicht so gar bald zur Stelle sein!"

"Meint Ihr?" erklang es hinter ihm.

Wie von einer Biener gestochen, fuhr er herum und starrte mit vor Erstaunen und Schrecken weitgeöffneten Augen den Jüngling an, welcher ruhig lächelnd auf ihn herniederblickte.

"Wer seid Ihr? Was wollt Ihr hier? Wie seid Ihr hierhergekommen?" stieß er endlich hervor und griff an die linke Seite, als wolle er nach dem Schwerte langen, welches ihm doch in diesem Augenblicke fehlte.

"Wer ich bin, das laßt Euch nicht anfechten; ich frage vielmehr, wer Ihr seid, der Ihr es wagt, mit Herrn Henning von Bismarck in diesem Tone zu sprechen."

"Wer ich bin, junger Mensch, das sollt Ihr bald erfahren, der Ihr Euch ohne mein Wissen und Willen in diese Burg einschleicht! Also noch einmal, wer seid Ihr, was wollt Ihr, und wie seid Ihr hierhergekommen?"

"Ich bin Einer von Denen, auf deren Beistand und Hülfe Herr von Bismarck mit so festem Vertrauen wartet; ich komme auf einem Wege, den es mir gefallen hat, zu gehen, und will Euch zeigen, daß der edle Ritter hier Euch nichts als die Wahrheit gesagt hat, wenn er von Eurem Unvermögen sprach."

"Wahrt Euch, Mann, oder Ihr seid verloren, sobald ich Hilfe rufe!"

"Also Ihr bedürft doch der Hülfe, obgleich Ihr der Herr dieses Schlosses seid, wie ich aus Euren Worten vernahm. Wir aber, die wir allein und schutzlos dastehen inmitten Eurer Mauern, wir rufen Niemanden zum Beistande herbei, weil wir desselben nicht bedürfen. Habt die Gewogenheit, Ritter, mir zu folgen! Ihr seid Eures Wortes entbunden, denn Eure Befreiung geht nicht von Euch, sondern von mir, Einem der Curigen aus!"

Diese letzten Worte waren an Herrn Henning gerichtet, dessen Erstaunen über das für unmöglich gehaltene Erscheinen Detlevs ebenso groß gewesen war, wie dasjenige des alten Boldewin, nur daß man es in seinen Zügen nicht so leicht zu lesen vermochte, wie in denjenigen des alten Humpenstechers, den der Schreck so stark in die Glieder gefahren war, daß das Zipperlein sich einstellte und er mit zitternden Beinen und schmerzverzerrtem Gesichte sich trotz seiner mannhaften Rede an die Wand lehnen mußte.

"Welch' eine Freude, Euch frei und unverletzt hier zu sehen!" lautete die Antwort, und der Sprecher reichte dem Jünglinge, welcher vorsichtig unter der Thür stehen geblieben war, die Hand entgegen. "Ich soll Euch folgen? Steht es denn wirklich in Eurer Macht, mich von hinnen zu führen?"

"Das mögt Ihr mir wohl glauben, Herr, da ich sonst

entweder gar nicht oder wenigstens nicht unverletzt hier stehen würde."

"Nun wohl! Ich will Euch nicht fragen, wie Ihr hereingekommen seid, das werde ich ja zu passenderer Zeit erfahren, doch — — —"

"Halt," unterbrach ihn Boldewin, der seine Schmerzen überwand, um einen Versuch der Einschlüchterung zu machen. "Ihr werdet nicht von der Stelle gehen; der Gang ist besetzt!"

"Macht Euch nicht lächerlich, Herr Boldewin," lachte ihm Detlev entgegen. "Ich bin hinter Euch hergegangen und weiß also ebenso gut wie Ihr, was wir zu fürchten haben! Uebrigens werden wir Euch kein Leid zufügen, da Ihr Herrn Henning bisher in ritterlicher Haft gehalten habt; aber es wird Euch wohl belibien, an seiner Stelle auf einige Zeit dies Wohngemach hier zu hüten, dessen Lieblichkeit ich unten in dem dunklen Gange nicht gahnt habe."

Die Treppe nämlich, welche er herauf gestiegen war, führte in das Innere eines alten, unbewohnten Thurmes dessen Zugang man in weiser Absicht zugemauert hatte. Niemand hätte hier ein menschliches Wesen vermuthet, und doch waren die kleinen Räume wohllich eingerichtet und ein Blick durch die zwar engen Manerscharten lohnte mit der prächtigsten Fernsicht. Henning von Bismarck hätte hier wenigstens in Beziehung auf des Leibes Nahrung und Nothdurft keinen Schaden gelitten, und zudem hatte seine Gefangenschaft ja auch nur einige Stunden gewährt, so daß versöhnlichere Gefühle nicht ganz ungeredert waren.

"Ich stimme Euch bei," fügte Bismarck hinzu, "und werde aus dem Umstande, daß Ihr Euch jetzt in unserer Gewalt befindet, für meine Person keinen Nutzen ziehen. Was hindert mich, Gewalt an Euch zu legen oder Euch mit mir zu nehmen, um mich zu rächen und ein Erkleckliches von Euch zu erpressen!"

"Ich, ich selbst würde Euch hindern!" rief Boldewin, indem er sich zusammenraffte, mit einem raschen Schritte vor Detlev stand und diesem mit einem unvermutheten Griff das Schwert zu entreißen suchte. Aber er hatte sich verrechnet, denn der junge Mann erfaßte die Hand und hielt dieselbe mit solchem Drucke umschlossen, daß er vor Schmerz aufschrie; dazu gesellten sich die Qualen der plötzlich zurückgekehrten Krankheit, die so fürchtbar waren, daß er beinahe in die Kniee sank.

"Also für mich verlange ich nichts; aber wo habt Ihr die Juden? Sie sollen auch frei sein!"

"Sucht sie Euch!" klang die Antwort.

"Kommt Ritter," sprach Detlev, den der Zustand des alten Mannes erbarnte, der in der verzweifeltsten Lage sich befand, an sich und den Seinen zum Verräther zu werden.

"Wir werden sie wohl zu finden wissen!"

Er erfaßte Laterne und Schlüssel, schob den widerstrebenden und nach Hülfe rufenden Schloßherrn in das Gemach hinein, warf die Thür in das Schloß und schob die schweren, dicken Eisenriegel vor. Dann führte er den befreiten Gefangenen durch den Neben- und Hauptgang bis an das Bild an der Rückseite des Altars. Dasselbe war weder mit Schloß noch Riegel versehen, sondern paßte ganz genau und lückenlos in die Umfassung und konnte sowohl nach innen als auch nach außen hin wie eine Thür geöffnet werden. Boldewin hatte also vorhin nur vergessen, sie in ihre gewöhnliche Lage zurückzuschieben. Da es schwer in den Angeln ging und

einem gewöhnlichen Drucke der Hand Widerstand leistete, so war diese Einrichtung trotz ihrer scheinbaren Mängel doch eine kluge und vorsichtige zu nennen. Detlev schloß die Deffnung und bat den Ritter:

„Bleibt hier hinter dem Eingange und haltet Wache, damit wir nicht überrascht werden! Ihr habt Eure Waffen nicht?“

„Man hat sie mir abgenommen.“

„Hier ist mein Schwert; es befindet sich in kundiger und guter Hand.“

Er schritt in den Gang zurück bis an die Thür der Zelle, in welcher Boldewin vorhin gewesen war, und öffnete dieselbe mit Hülfe des Schlüsselbundes. Als er eintrat, bemerkte er einen alten Mann, welcher, an Händen und Füßen gefesselt, auf dem Strohlager saß und ihn keines Blickes würdigte.

„Erschreckt nicht vor der frohen Kunde, welche ich Euch bringe! Ihr seid — —“

Der Mann blickte auf, und ein unbekanntes Gesicht erblickend, fiel er ihm in die Rede:

„Geht fort von mir und sagt Eure Thorheit Einem, der Eures Spottes würdig ist! Für mich giebt es hier keine frohe Kunde.“

Detlev hatte keine Zeit zu einer langen Erklärung; er setzte die Laterne auf den Boden und suchte sich unter den Schlüsseln den passenden aus, um die Fesseln von des Mannes Gliedern zu lösen. Erstaunt sah dieser ihm zu.

„Wahrhaftig, Ihr scheint die Wahrheit gesprochen zu haben! Sagt, seid Ihr ein Mensch oder ein Engel?“

„Ein Mensch, wie Ihr, bin ich; aber haltet still, damit wir nicht säumen, wir haben keine Zeit!“

„Dann sagt mir jetzt nur das Eine: Wer hat Euch erlaubt, meine Banden wegzunehmen?“

„Niemand. Ich bin heimlich in das Schloß gedrungen, um einen edlen Ritter zu befreien, und stand vorhin an Eurer Thür, als dieselbe geöffnet war. Da nun der Ritter frei ist, sollt auch Ihr es sein.“

„Ihr wißt aber nicht, wer ich bin?“

„Nein. Ihr bedürft meiner Hülfe, und ich biete sie Euch.“

„Du braver junger Mann, auch ich kenne Dich nicht,“ rief der Gefangene; er stand jetzt von den Fesseln befreit grad und aufrecht vor Detlev, dessen Hände er erfaßt hielt, „aber Du sollst mich kennen lernen und meinen Dank empfinden, so lang mein Auge offen bleibt und weit darüber hinaus!“

„Sprecht nicht von Dank, sondern eilt, daß Ihr von hinnen kommt. Geht hier nach vorn, da steht der Ritter, um den Ausgang zu behüten, und Ihr mögt mit ihm auf mich warten!“

Nun klopfte er an jede der anderen Thüren, welche sich in dem Gange befanden und frug, ob Jemand hinter ihnen sich befinde, der frei zu sein wünsche. Bei allen, außer der letzten, war dieses Klopfen vergeblich, dort aber ertönte eine Antwort, die allerdings wegen der Dicke und Festigkeit des Verschlusses nicht deutlich verstanden werden konnte. Nach langem Bemühen gelang es ihm, zu öffnen, und kaum hatte er die Thür zurückgezogen, so traten zwei Männer mit solcher Eile in den Gang, daß sie ihn fast umgerissen hätten.

„Ist es möglich, was wir haben gehört,“ rief der Eine, „daß der Gott unserer Väter schickt seine Serubim

und Seraphim, welche klopfen an die Thüren der Hölle, um zu befreien die frommen Männer Aron Izig und Beit Schmucl aus den Schatten des Todes und der Finsterniß?“

„Schreit nicht so laut,“ raunte ihnen der Serubim mit dem Schlüsselbunde zu, „sonst stecke ich Euch auf der Stelle wieder hinein!“

„Um Gott, Herr Ritter, was Ihr doch könnt machen für einen Spaß mit zwei armen Juden aus der Stadt Gardelegen! Ihr klopft an die Thüren, um zu erlösen die Gefangenen, und nun wir Euch leisten Gehorsam, wollt Ihr uns wieder bringen zurück in das grausame Loch!“

„Wo habt Ihr Eure Tochter?“

„Meine Tochter?“ antwortete Izig, „welche ist schön wie Sulamith und herrlich wie Judith zu Bethulia? Die haben gerissen die Räuber von mir, und ich weiß nicht, wo hingekommen ist der Stolz und die Freude meines Lebens; aber Sarah, mein Weib, das mir geboren hat fünf Söhne und sieben Töchter, ist in meinem Hause zu Gardelegen und wartet mit Schmerzen auf Aron, ihren Geliebten, welchen sie — —“

„Schweigt mit Eurer Sahra. Ich frug nach Eurer Tochter, um zu wissen, ob sie Euch wiederzugeben sei! Wenn heut nicht, so wird es doch später wohl geschehen; jetzt aber kommt mit mir zu Herrn Henning von Bismarck!“

„Herr Henning von Bismarck ist gekommen, zu gedenken der Kinder Juda, welche da sitzen unter den Weiden zu Babylon und hängen ihre Harfen — —“

„Schweigt und kommt!“

Der Ton dieser Unterbrechung klang jetzt so barsch, daß sie endlich beherzigt wurde. Die beiden glücklichen Kinder Israels folgten dem Voranschreitenden bis an den Ort, an welchem Bismarck stand, dem gegenüber sie sich zu voluminösen Lobes- und Dankesüberhebungen anschickten, dabei aber von ihm mit zwar leiser, jedoch scharfer Mahnung abgewiesen wurden:

„Was schreit Ihr da in dem Gange, als stätt Ihr an dem Spieße? Es gilt hier, vorsichtig zu sein, und mir scheint, ich habe Stimmen in der Kapelle vernommen.“

Keiner wagte auf diese Warnung ein Wort zu sagen. Der Ritter und Detlev öffneten die Thür, um zu lauschen. Wirklich vernahmen sie ein Wechselgespräch zwischen einer männlichen und weiblichen Stimme, und als sie es wagten, bis an die Ecke des Altares vorzutreten, sahen sie den Vater Eusebins, welcher vor einer weiblichen Gestalt stand, die in einem der Kirchenstühle Platz genommen hatte.

„Ja, es ruht ein schwerer Fluch auf Euch und Eurem irren Glauben. Ihr habt Eure Gesetze unter Donner und Blitz vom Sinai empfangen, und das Wetter hat seit jener Zeit fortgeleuchtet über Eurem starren Haupte bis auf den heutigen Tag. Der Messias ist gekommen, Euch das Heil zu bringen; Ihr aber wolltet ihn nicht erkennen, sondern habt ihn verfolgt, an das Kreuz geschlagen und gemartert bis zum Tode. Der Sohn Gottes mußte sterben wie ein gewöhnlicher Verbrecher, und diese Schuld liegt auf Euch und Eurem Volke bergeschwer. Und dennoch streckte die heilige christliche Kirche ihre verfühnende Hand aus auch nach Euch; sie will Euch von dem Fluche erlösen, Euch Gnade und Vergebung bringen; Ihr aber weift die Barunherzigkeit Gottes von Euch und

schleppt Eure Last unter Seufzen und Weinen weiter. Willst auch Du so thöricht sein wie die Andern, meine Tochter? Siehe, die Liebe sucht Dich, und das Erbarmen des Lammes, welches aller Welt Sünde trägt, will Dich erreichen. Du kannst Heil und Segen bringen auf Dich und die Deinen; warum willst Du die Langmuth Gottes in schnödem Eigensinne in Zorn und Rache verwandeln?"

„Laßt mich gehen mit Euren Reden,“ hauchte es zurück. „Ich verstehe sie nicht und werde lieber sterben, als daß ich von dem Glauben meiner Väter weiche!“

„Gott der Gerechte,“ rief Jzig hervor; „das ist das Kind meines Herzens, Fleisch von meinem Fleische und Blut von meinem Blute! Der Baalspaffe hat sie genommen in seine Krallen, um sie untreu zu machen, daß sie verläßt ihren Glauben und bringt Schande auf das graue Haupt ihres Vaters!“

„Sei ruhig, Jude,“ befahl ihm Detlev. „Willst Du Dich und uns verrathen?“

„Was soll ich sein? Ruhig soll ich sein, wenn zerissen wird meine Taube von dem Geier, welcher sie verschlingen will mit seinem Rachen?“

„Wenn Du nicht schweigst, so stecke ich Dich wieder hinter in das Loch; da magst Du schreien, so viel Du nur immer willst!“

„Gott Abrahams, Isaaks und Israels, was wollt Ihr thun? In das Loch wollt Ihr mich stecken? Ich werde schweigen und meine Zunge halten bis in alle Ewigkeit, Sela!“

„Du willst meine Rede nicht verstehen?“ fuhr der Vater fort, indem er seine Hand hart auf die Schulter des Mädchens legte. „Gut, so werde ich auch Dein Weinen nicht verstehen, wenn Du um Deinen Vater jammert, über den der Tod beschlossen ist! Deines Herzens Härte ist es zuzuschreiben, daß ich ihm meine Hilfe entziehe, wenn das Gericht über ihn ausgeführt wird.“

„Nein, nein,“ weinte das Mädchen; „das werdet Ihr nicht thun! Ihr sprecht von der Liebe Eures Gottes und von seiner Gnade und Barmherzigkeit, und wenn Eure Worte Wahrheit enthalten, so könnt Ihr nicht grausam handeln an denen, die Euch kein Leid zugefügt haben.“

„Du sprichst thöricht! Auch die Liebe muß streng sein, wenn ihr widerstrebt wird. Sie will den irrigen Sünder nicht fallen lassen und bringt ihn, wenn er sich gegen ihren heiligen Willen sträubt, mit Gewalt zum Heile. Ich werde Dich unterrichten in den Sätzen unseres alleinseligmachenden Glaubens und für Deine Seele sorgen, wie der Bräutigam sorgt für das Glück seines süßen Bräutleins. Du wirst die Gnade erkennen, die Dich ergreifen und zur Seligkeit führen will, und Deine Seele wird mit der meinigen verbunden sein, wie das Herz des Weibes hängt an dem des geliebten Mannes, denn mich erbarmt des verirrtten Schäfleins, und ich will es zurückführen zur fetten Weide und es lieben und leiten, damit es sich nicht wieder hinaus in die Wüste verlaufe!“

Er bog sich tief zu ihr nieder und versuchte, den Arm um sie zu schlingen; sie aber schnellte empor und stieß ihn mit aller ihr zu Gebote stehenden Kraft von sich.

„Geh, Scheinheiliger! Ich habe Nichts mit Euch zu schaffen. Nie mag ich Eure Lehren hören, denn Ihr verbergt hinter ihnen nur die Tücke und Falschheit Eures Herzens!“

§

„Nein, mein süßes Jungfräulein, nicht Tücke ist es und Falschheit, welche in meinem Herzen wohnt, sondern Deine Schönheit hat mir den Sinn gerührt, daß ich Dich nicht möchte in das Verderben laufen lassen. Dein Zorn hilft Dir Nichts, denn die Hand des Heiles hat Dich erfaßt und wird Dich nicht wieder von sich lassen. Wehre Dich also nicht, sondern vertraue Dich meinem Arme an; er ist stark und warm, und es wird Dir behaglich dünken, von ihm geschützt und gehalten zu werden.“

Er trat wieder auf sie zu; sie aber wich zurück.

„Geh, sage ich Euch, Elender; ich mag von Euch Nichts wissen!“

„So sagt Ihr alle, die Ihr nicht erkennen wolle, was zu Eurem Frieden dient; aber das währt nur kurze Zeit, und bald wirst Du Dich an mich gewöhnt haben!“

Er ergriff sie mit beiden Händen und zog sie an sich; sie strengte sich vergeblich an, von ihm loszukommen; ihre Kräfte waren denen des frommen Mannes nicht gewachsen.

„Laßt mich, oder ich rufe um Hilfe!“

„Hilfe? Hier giebt es für Dich keine, außer bei mir!“

„Meinst Du?“ klang es neben ihm, und zu gleicher Zeit fiel eine Faust so kräftig auf seinen Schädel, daß er mit den Händen suchend um sich griff und dann zu Boden stürzte.

Es war Detlev gewesen, welcher den guten Hieb geführt hatte; er bückte sich nieder und schnürte dem Mönche mit dem Stricke, welchen derselbe um die Kutte trug, Hände und Füße zusammen.

„Mein Kind, meine Tochter!“ rief der Jude. „Ich werde singen spielen wie David auf dem Psalter und mit neun Saiten: Lobe den Herrn, meine Seele, der dir hat wiedergegeben den Liebling, der verloren war! Wie wird erschrecken und staunen mein Weib, wenn sie wird hören von den großen Thaten, die wir haben gethan unter den Philistern! Es wird sich erheben ein Lob im Gebirge, und in den Thälern wird erklingen der Ruhm von Aron Jzig und Beit Schmueel aus Gardelegen.“

Jetzt erhob sich Detlev aus seiner gebückten Stellung und sein Auge fiel zum ersten Male auf die Jüdin, deren Gesicht er bisher noch nicht erblickt hatte. Hoch und stolz stand ihre herrliche Gestalt vor ihm, beleuchtet von dem ewigen Lichte und dem Scheine der Laterne, welche jetzt Schmueel in der Hand trug. Ihr großes, orientalisches geschnittenes, dunkles Auge ruhte mit einem Ausdruck auf ihm, der ihn im tiefsten Innern erbeben machte, und als sie jetzt ihre Stimme erhob, war ihr Klang ein ganz anderer, als vorhin dem Vater gegenüber.

„Danke Euch, Herr, für die Hilfe, die Ihr mir geleistet habt! Ich weiß nicht, wer Ihr seid, aber mein Herz wird an Euch und diese Stunde denken, so lange ich lebe!“

Sie ergriff seine Hand und drückte sie dankend an sich. Er fühlte die Fülle des Busens unter ihr erbeben; niegekannnte Regungen durchflutheten ihn, und es geschah ihm zum ersten Male in seinem Leben, daß er vor Verwirrung keine Worte fand.

(Fortsetzung folgt.)

Freierstunden am häuslichen Herde.



Redaktion, Druck und Verlag von G. G. Münchmeyer in Dresden, Jagdweg 14.

Filialen: Berlin, Ruppinerstraße 44; Wien, Josefstadt, Wickenburggasse 3; Dortmund, Düppelstraße 6.

Der beiden Anikows letzte Fahrten.

Historischer Roman aus der Jugendzeit des Hauses Hohenzollern von Karl May.

[Fortsetzung.]

Uebersetzung und Dramatisirung wird vorbehalten.
Nachdruck gerichtlich verfolgt.

Bismarck löste ihn aus dieser peinlich seltsamen Lage, indem er das Schweigen brach.

„Laßt uns eilen, daß wir von hinnen gehen. Man könnte uns sonst entdecken, und dann würde es uns wohl schwerlich gelingen, aus diesem Hause zu entkommen!“

„Noch müssen wir warten, Ritter,“ antwortete Detlev, der dem Sprecher gegenüber seine Sprache wiederfand. „Der Gang, durch welchen wir uns entfernen müssen, ist jetzt nicht sicher für uns, da sich mehrere Knechte der Herren von dem Krüge in demselben befinden. Sie sind ausgezogen, mich zu fangen, und werden, wenn sie mich nicht finden, wohl bald zurückkehren.“

„Euch fangen? Wer hat ihnen von Euch Nachricht gegeben?“

„Euer Knecht, den sie ausgefragt haben; ich hörte es aus ihrem Munde.“

„Der Verräther! So soll es mich auch nicht grämen, daß ich ihn zurücklassen muß. Ist der Gang ein verborgener?“

„Er mündet hier unter diesem Steine, nach dessen Beseitigung man in ein Grabgewölbe gelangt, aus welchem es unter der Erde fortgeht bis hinaus in den Wald. Laßt uns hinter den Altar zurücktreten; ich hoffe, daß wir nicht zu lange warten müssen!“

Diese Hoffnung erfüllte sich. Nach nicht langen Worten ertönte unter der Kapelle ein Geräusch, welches auf das Nahen der Erwartenden hindeutete, und nicht lange darnach hob sich die Steinplatte, aus welcher die hohe und breite Figur des Wachtmeisters emporstieg, dem Schwalbe mit einigen der Uebrigen folgte.

„Mordeselement, Gott straf mich, wenn ich fluche!“ brummte der Erstere; „aber es ist für einen ehrlichen Kriegsmann nichts Liebenswürdiges, seine alten Beine so Feiertunden.

durch den dunklen Erdboden hindurchzuschlepen. Was sagst Du dazu, Bruder Schwalbe?“

„Wat ich da derzu sage? Nichts, gar nichts nich. Aber daß ich gewiebert habe, ohne den Mann bekommen zu thun, dat thut mir gewaltig ärgern. Seinen Gaul haben wir, aber wat thut uns dat nützen mögen? Und ob ihn der Balthasar mit seinen langen Armen fangen werden wird, dat is mich auch noch so eine gewisse Art von Unsicheres. Wir konnten selber unten bleiben thun, und ich glaube, daß Du hier einen großen Fehler wirst zu thun gehabt haben!“

„Schwalbe, Bruder Schwalbe, was für ein Deiwel ist Dir denn eigentlich in den Leib gefahren, daß Du glaubst, der Wachtmeister Kaspar Diepenow könne einen derartigen Fehler begehen? Wenn wir unten bleiben und bekommen ihn nicht, so haben wir die Suppe auszueffen, pleibt aber der Balthasar unten und bekommt ihn nicht, so hat er es zu verantworten, und übrigens habe ich ihn so viel Mannen gelassen, daß ihm der Junker nicht davonlaufen kann, wenn er zu seinem Gaul zurückkehrt. Kannst Du es begreifen?“

„Höre 'mal, Du alter Schlagmirtodt, Du thust doch zuweilen einen ganz guten Gedanken haben, und ich wundere mich nur über mich selber, daß ich ihn nicht gehabt haben thue. Aber ist es nicht dieser Fehler, so thut es ein anderer sein, den wir alle gemacht haben, und dieser möchte mir noch viel mehr Wunder nehmen als der vorige.“

„Mir ist von einem Fehler keine Spur bekannt; also sag, was wir nicht richtig gemacht haben!“

„Ja, wir haben es nicht bloß nicht richtig gemacht, sondern wir thun es sogar vollständig ganz und gar nicht gemacht haben. Sage einmal, Kaspar, wat thun wir jetzt für eine Jahreszeit haben?“

„Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche, aber Deine Frage könnte mich peinahe peleidigen! Winter natürlich!“

„Schön! Und was thut es im Winter?“

„Kalt sein.“

„Nicht richtig. Weiter!“

„Schneien.“

„Gut! Und wenn es schneien thut und es läuft Einer in dem Schnee herum, was thut man hernachmals sehen?“

„Die Fußtapfen.“

„Na, also! Weißt Du nun, was ich meene?“

„Jetzt weiß ich es. Aber das ist ja eine ganz verfluchtige Deiwelsgeschichte, daß wir so lange draußen herumgelaufen sind und haben auch das Pferd gefunden, aber auf die Fußspuren sind wir noch nicht gefallen. Bruder Schwalpe, Du bist ein Esel, ich bin zwei Esel, und von den Anderen ist Jeder drei Esel!“

„Da thust Du Recht haben, von wegen die zwei Esel und drei Esel; den einen aber nimmst Du zu den zweien und dann thut es grad zwei mal drei sein. Was meinst Du da derzu, Kaspar?“

„Bruder Schwalpe, wenn Du es nicht wärst, so schlinge ich Dir ein Loch in den Kopf, so groß, daß Du selber hineinfallen und die Peine prechen könntest. Aber da stehen wir und vergessen, den Rittern Rechenschaft zu geben von dem, was wir gegonnen haben. Hept den Stein wieder an seine Stelle; den Gang können wir auch schließen, denn Bruder Steckelpein wird mit seinem Volke durch das Thor kommen!“

Während die Leute seiner Weisung folgten, trat er zu dem Beichtstuhle, und das darauf folgende unterirdische Rollen bewies, daß der Mechanismus seine Schuldigkeit gethan habe. Während dessen hatte Bismarck den gebundenen Geistlichen mit Hilfe Detlevs in die Zelle getragen, in welcher die Juden eingesperrt gewesen waren, und ihn dort eingeschlossen. Als die Kriegsknechte sich entfernt hatten, nahm Detlev den Stein hinweg, ließ die Uebrigen in die Oeffnung treten und brachte, ehe er ihnen folgte, den Drücker, welcher in dem Beichtstuhle angebracht war, in Bewegung. Darnach folgte er ihnen.

Mit Hilfe der Laterne wurde ihnen die Passage durch das Gewölbe und den Gang leichter, als sie es ihnen bei vollständiger Dunkelheit gewesen wäre, und nur die Südin, an dergleichen Anstrengungen und Abenteuer nicht gewöhnt, hielt das schnelle Vorwärtstommen um ein Beträchtliches auf. Endlich traten sie vor die Felsenspalte; es war mittlerweile Nacht geworden, und der Mond warf ein zweifelhaftes Licht durch das wirre Gezweig auf die der wiedergewonnenen Freiheit sich freuende Gesellschaft.

„Kig,“ rief Schmucl, „das Wägelchen ist hin und mit ihm Alles, was wir haben gepackt darauf und bezahlt mit grausam vielem Gelde; aber daß ich kann wiedersehen den runden Mond, den breiten Himmel und die langen Bäume, das ist mir lieber, als daß ich verloren habe das Geld. Laß uns loben den Herrn, welcher errettet hat Noach aus der Fluth des grimmigen Wassers, und danken diesen Herren, die gedacht haben an uns in der Zeit der Noth!“

„Ja, wir wollen lobsingen und spielen einen Reigen, wie die Tochter Sephtha's, als er kam von der Schlacht, in welcher er geschlagen hatte die Feinde Israels. Und

Du, mein Kind, laß hören Deine Stimme zu dem herrlichen Ritter, welcher in dem Augenblicke der Gefahr herbeigesprungen ist wie der Löwe vom Libanon und die Löwin von Hermons Bergen und hat geschlagen den Priester Astaroths auf das Haupt, daß er ist umgefallen wie ein Stein, den man stößt in den Sand!“

Diese Mahnung war überflüssig, denn schon während der Wanderung durch den Gang hatte sich das schöne Mädchen auf Detlev gestützt, und bei dem Austritte aus demselben erfaßte sie seine Hand und zog sie fest und innig an den Mund. Dabei lehnte sie ihr dunkles Köpfchen an seine Schulter und frug mit zitternder Stimme:

„Wie kann ich Euch jemals danken, Herr! Es ist zu groß, was Ihr an uns gethan habt, als daß wir mit Worten sagen könnten, was unsere Herzen denken. Ich bin nur eine geringe Magd, aber erlaubt mir, an Euch zu denken, so oft meine Seele zurückkehrt zu den Schrecken der letzten Tage!“

„Laßt den Dank und alles Reden jetzt noch bei Seite,“ meinte Bismarck. „Ihr habt ja gehört, daß es hier Späher giebt, welche uns gefährlich werden könnten. Wo habt Ihr Euer Pferd gelassen?“

„Erlaubt mir, Euch zu führen! Der Ort ist nicht gar weit von hier, und ich werde ihn wohl trotz des nächtlichen Dunkels wiederfinden. Doch nehmt das Schwert zur Hand, damit uns Niemand unbewehrt findet!“

Langsam und vorsichtig gieng es vorwärts; es war ein gefährlicher Weg, denn jeden Augenblick konnte der lange Kriegsknecht, den Detlev in der Kapelle gesehen hatte, über sie herfallen. Die Nacht war zwar nicht vollständig finster, aber die Schatten täuschten, und in jedem dunklen Streifen glaubte der junge Mann einen der herbeieilenden Feinde zu erkennen. Er überlegte, wie der gefürchteten Ueberraschung vorzubeugen sei, und erinnerte sich der Art und Weise, wie der listige Schwalbe das Pferd gefunden hatte. Er blieb stehen, legte die Hand an den Mund und ließ ein täuschend ähnliches Wiehern erschallen. Die stille Nachtlust trug es weit durch den Wald und brachte bald auch die darauf erfolgte Antwort zurück. Mit vermehrter Vorsicht wurde der Weg fortgesetzt, Detlev immer voran, dann Bismarck und in einiger Entfernung die Anderen hinterher. Nach einiger Zeit wurde das Wiehern wiederholt, die Antwort ertönte aus fast unmittelbarer Nähe, und bald darauf löste sich eine dunkle Gestalt vom Schatten der Bäume und trat, gefolgt von einer kleinen Anzahl Männer, auf Detlev zu.

„So, also! Da bist Du ja wieder. Konntest wohl den Weg nicht finden, Kaspar? Was haben die Ritter gesagt?“

„Wirst es gleich hören und fühlen!“ rief der Angeredete und sprang in der Absicht, ihm das Schwert zu entreißen, auf ihn zu. Leider aber blieb sein Fuß an der Wurzel eines Baumes hängen, und ehe er das verlorene Gleichgewicht wieder erlangen konnte, hatte Balthasar die Waffe aus der Scheide gerissen und drang auf ihn ein.

„D'rauf, ihr Leute!“ rief er; „er ist es, den wir suchen. So, also, nur immer wacker!“ Aber schon stand Bismarck vor ihm, und die Aningen Weider kreuzten sich zum lebensgefährlichen Waffentanze.

Fast hätte man meinen sollen, der skelethagere Knecht sei dem Ritter überlegen; er führte sein Schwert gleich

einem Satan und machte Herrn Henning gar viel zu schaffen. Wer weiß, welches Ende der Kampf genommen hätte, wenn nicht Detlev noch zur rechten Zeit an die Seite seines hart bedrängten Gefährten getreten wäre. Es war ihm gelungen, einem der Knechte den Flamberg zu entwenden, und so bewaffnet, hatte er sie nach wenig Augenblicken in die Flucht geschlagen. Nun wandte er sich gegen Balthasar, dieser that das Seinige, dem doppelten Angriffe kraftvoll zu widerstehen; als er aber bemerkte, daß dies unmöglich sei, und zudem wahrnahm, daß sich die Seinen aus dem Staube gemacht hatten, holte er zum letzten wuchtigen Hiebe aus und rief:

„Fort, alle miteinander? So, also, da stelle ich mich auch nicht allein her und lasse mir das Leder gerben!“

Der Hieb wurde geschickt parirt, und mit zwei Schritten seiner langen Beine war er verschwunden. Detlev versuchte, ihn einzuholen, mußte aber die Fruchtlosigkeit dieses Beginns einsehen und kehrte daher zu den Anderen zurück.

Bald war das Pferd gefunden; es befand sich noch an demselben Platze, wo sein Herr es angebunden hatte, und schnaubte demselben freudig entgegen. Nach kurzer Berathung ward beschlossen, das Mädchen auf das Thier zu heben und zu Fuße den Weg zum nächsten Orte einzuschlagen, um sich dort wieder beritten zu machen.

Der Zug setzte sich in Bewegung; nach kurzer Wanderung war die Straße erreicht, und nun ging es ungesäumt in der Richtung auf Lenzen zu, in welcher das nächste Dorf zu finden war. —

— 7 —

Ein Aftenhagen.

Es war zu Spandau, und fast noch niemals hatte die Stadt so viel fremde Gäste in ihren Mauern beherbergt als jetzt, denn Unzählige eilten von Nah und Fern herbei, um ein Ereigniß mit anzuschauen, von welchem die Kunde weithin durch das Land erklingen war: Werner von Holzendorf, als markgräflicher Hauptmann auf Schloß Böhlow gestellt, hatte einen offenen Feind des Markgrafen, auf welchem die kaiserliche Acht ruhte, in seinen Schurz genommen und sollte nun über diese That zur Rechenschaft gezogen werden. Nach damaligem Gebrauche wurde die Verhandlung auf öffentlicher Dingstätte vorgenommen, und da dies seit langer Zeit der erste Felonieprozeß war, welcher in den Marken vorgenommen wurde, so erregte er ein gar gewaltiges Aufsehen, und ein Jeder wollte Augen- und Ohrenzeuge sein von dem, was dabei zu sehen und zu hören war.

Schon vorher hatte Markgraf Friedrich einen Landtag nach Berlin berufen und Herren, Mannen und Städte dazu eingeladen. Es sollte besonders über die eroberten Quikowschen Güter eine gesetzliche Bestimmung getroffen werden, und auch Werner von Holzendorf mußte sich dazu einfinden, was er ohne Bedenken thun konnte, weil er sicheres Geleite hatte.

Nach Beschlußfassung über die Quikowschen Angelegenheiten hatte sich Friedrich von seinem Sitze erhoben und folgende Ansprache gehalten:

‡

„Guch allen, Ihr Herren, Ritter und Abgeordneten Meiner getreuen und liebenwerthen Städte ist bekannt, daß Dietrich von Quikow Mein und Meiner Lande Feind war und auch noch heute ist, der Meine Dienstleute und viele Meiner Unterthanen gefangen, geschlagen und ihnen das Ihrige genommen hat und sich seit der Eroberung der Burg Friesack auf der Flucht vor Mir befindet. Unbekannt aber wird es Guch sein, daß er, von Werner von Holzendorf zu Böhlow aufgenommen worden ist, der ihm die verschlossenen Thüren und Räume geöffnet hat, so daß er mit seinem vollkommenen Wissen und Zustimmung hindurchreiten konnte. Ferner hat er ihn auf Nennmühl zugelassen, wie Mir berichtet worden ist, und ihn deshalb hegen, speisen und bedienen lassen als einen kranken Knecht, an dem Mir nichts gelegen sei. Meine Diener und Boten hat Der von Holzendorf mit Schmach überfallen, geschlagen und gefangen genommen, sodas Ich Mich mit Meiner fürstlichen Würde und Ehre tief gekränkt und beleidigt sehen muß. Jetzt nun ist Dietrich aus Nennmühl weiter entflohen und der gerechten Strafe entzogen worden. So frage Ich Guch denn, Herr Werner, ob Ihr Guch zu den vorgedachten und beschriebenen Thaten bekunnt oder Meine Beschuldigung der Unwahrheit zeihen möget!“

Auf diese Worte hatten sich Aller Augen auf Werner gerichtet. Dieser aber war in stolzer Haltung aufgestanden und hatte also geantwortet:

„Ich bin mit nichts ein Mann, welcher abläugnen möchte, was er gethan. Es ist so, wie Ihr gesagt habt, hoher Herr! Allein Ihr möget auch gar wohl bedenken, daß Dietrich von Quikow schon längst vorher mein Freund und Waffenbruder war, ehe Ihr mein Gebieter wurdet, und daß dieser redlichen Freundschaft wegen sein Verhältniß zu Guch kein Grund werden konnte, auch mein Verhältniß zu ihm zu ändern!“

Darauf hatte Friedrich erwidert:

„Ihr hört, Herren, Mannen und Städte, wozu sich der Ritter Werner von Holzendorf bekunnt. Ich behalte es mir vor, vor vollbesetzter Lehnsbank meine Klage gegen ihn vorzubringen!“

Darauf war die Sache anhängig gemacht worden, und Friedrich hatte Herrn Hans von Torgau als Richter in dem zu erwartenden Prozesse gewählt. Dieser suchte sich dazu die erforderliche Anzahl von schuldgeborenen Schöppen und Beisitzern, wie sie das Lehnrecht verlangte, und berief sie zusammen, um mit ihnen die Lehnsbank zu besetzen. Friedrich brachte seine Klage vor, wie er sie bereits ausgesprochen hatte, gab die Thatfachen an, deren Werner von Holzendorf eingeständig war, und fragte dann das Gericht, ob Werner als sein gehuldigter und geschworener Diener damit die gelobte Treue lehnsrechtlich gegen ihn gebrochen hätte. Da die Schuld nicht bezweifelt werden konnte, so sprach das Gericht das Urtheil, nach welchem Werner vorgeladen wurde, um sich zu verantworten, wie es das Lehnrecht so erforderte. Infolge dessen erhielt er die Ladung, sich den Tag vor dem Lehnsgerichte in Spandau einzufinden, und es wurde ihm dabei bedeutet, daß ihm sein Recht geschehen werde, ob er sich nun einfinde oder nicht. —

Der erwartete Tag war herangekommen, und schon früh vor Sonnenaufgang rief die Glocke zu Spandau die Einwohner und alle Fremden zur Dingstätte.

Vor der Schloßbrücke stand ein Tisch und an zweien

31*

feiner Seiten je zwei Bänke in einer Reihe, also vier Bänke. In dem einen Ende stand ein ziemlich hoher Stuhl mit zwei vergoldeten Knöpfen; er war für den Richter bestimmt. Auf dem Tische lag ein weißer Stab, und hinter dem Stuhle hing ein Heerschild an einer fest in den Boden gestohlenen Lanze. Das Alles waren die Attribute der damaligen Gerichtsstätte, und nach damaligem Brauche hatte man den langen Tisch in der Richtung von Westen nach Osten aufgestellt, so daß der Richter am Westende saß und gegen Morgen schaute.

Allmählig fand sich das Volk ein und umgab die Gerichtsstätte. Wie Meereswogen rauschte das Gemurmel der vielen Stimmen durch den kalten Morgen und dämpfte selbst dann nicht, als Hans von Torgau als fürstlicher Rath und Richter mit den Schöppen oder Urtheilern der Gerichtsbank aus dem Schlosse trat.

Mit Aufgang der Sonne nahmen Alle ihre Plätze ein. Richter und Schöppen hatten Mäntel über die Schultern und erschienen unbewaffnet mit bloßem Kopfe und ohne Handschuhe, wie es der Gebrauch erforderte. Die Schöppen setzten sich auf die Bänke. Hans von Torgau aber setzte sich auf den Stuhl, indem er vorschriftsmäßig ein Bein über das andre schlug, in jenen Zeiten der Ruhe, der Beschaulichkeit und des Nachdenkens. Die Namen der Schöppen sind uns aufbewahrt; es waren: der junge Hans von Uchtenhagen, Heinrich von Stranz, Kunz von Hohendorf, Hans Barfuß, Gaslan von Conradsdorf, Siegmund von Knoblauch, Albrecht von Buxte, Wieprecht von Thömen, Raven von Rentkirchen, Albrecht von Quast, Cuno von Thömen, Wika Wolf und Herrmann Iphenplitz.

Hans von Torgau ergriff den weißen Stock und hielt ihn aufrecht in der Hand. Dann fragte er:

„Ist es an der Tageszeit, daß ich meinem Herrn das Lehnrecht hegen möge?“

„Es ist hoch am Tage,“ antwortete Wieprecht von Thömen, und die Sonne scheint, so daß Ihr, wenn Ihr von Gott und von unserm Herrn, dem Markgrafen, die Macht und Gewalt habt, ein öffentliches Lehnrecht hegen, halten und spannen möget!“

„Ist der Stuhl zu der Hege genugsam besetzt?“ frug Hans weiter.

Kunz von Holzendorf erhob sich und überblickte die Zahl der auf den Bänken Sitzenden. Dann antwortete er:

„Er ist zur Hege genugsam besetzt, und wir sind alle vorhanden, die zum Rechte erforderlich sind.“

Darauf schlug Hans mit dem Stabe auf den Tisch.

„So gebiete ich denn Stille und befehle Bann und Frieden, daß ein Jeder schweige und sich aller Kei- und Scheltworte enthalte. Niemand gehe aus dem Gerichte oder in das Gericht, er habe denn Urlaub; Keiner falle dem Andern in das Wort, ohne Erlaubniß zu fordern, und auch Niemand befehle ohne Erlaubniß eines Andern Stelle. Ich verbiete Zwietracht und Alles, was das Gericht kränken kann; ich verbiete Hand und Mund, und ich verbiete Euch überhaupt Jedes, was ich verbieten soll, und erlaube Alles, was ich erlauben soll, hin und her zum ersten, zum zweiten und zum dritten Male. Die Lehnbank ist gespannt!“

Ningsum trat die tiefste Stille ein. Alle Zuschauer und Zuhörer, welche, weil sie um das Gericht herum standen, der Umstand genannt wurden, beobachteten das größte

Schweigen, denn ganz allgemein galt das Gericht als etwas durchaus Heiliges und Ehrfurchtgebietendes, weshalb auch die Richter und Schöppen mit vollem Vertrauen ohne Schutz und Waffen ihr ernstes Geschäft mitten unter der Volksmasse ausüben konnten, von der sie häufig durch gar kein Hinderniß, öfters nur durch einen dünnen, umspannenden Faden oder eine unbedeutende hölzerne Schranke geschieden waren; ein Beweis, daß die nicht wegzulugnende Rohheit der Masse doch ihres Zügels nicht entbehrte, wo es nothwendig war. Die Ueberschreitung der gesetzten Schranke wurde hart gebüßt. Ausländer durften sich ihr nur bis auf eine gewisse Entfernung, meistens bis auf sechzig Fuß, nahen.

„So weiset mir denn,“ fuhr Hans von Torgau fort, „ob die Bank nach Lehnrecht gespannt ist, und ob ich ein rechtes Lehengericht halten werde!“

Die Schöppen antworteten im Chore:

„Die Bank ist nach Recht und alter Gewohnheit gespannt, genugsam besetzt, und es ist wohl an der Tageszeit, daß Ihr ein rechtes und gerechtes Lehengericht hegen und halten werdet.“

„So laffet den Kläger in die Schranken treten!“

Der Umstand öffnete eine Bahn, und Burggraf Friedrich näherte sich mit seinem Vorsprach und blieb dem Richter gegenüber am östlichen freien Ende des Tisches stehen.

Richter und Beisitzende erhoben sich ernst, um den hohen Herrn schweigend zu begrüßen; dann wandte sich Hans an den Vorsprach:

„Ihr habt Urlaub, zu sprechen!“

„Herr Richter,“ nahm darauf der Angeredete das Wort, „ich klage gegen den Ritter Werner von Holzendorf und frage, ob ich in besetzter und gehegter Bank zu Lehnrecht mit Urtheil rechtlich und vollkommen mit meiner Klage komme!“

„Ihr kommet rechtlich und vollkommen zu uns mit eurer Klage!“

„Herr Richter, ist Werner von Holzendorf auf diesen heutigen Tag geladen und gefordert, meinem Herrn, dem Burggrafen wegen seiner Schuld zu antworten zu Lehnrecht, wie es recht ist?“

Auf diese Frage erhoben sich Albrecht von Quast, Cuno von Thömen und Wika von Wolf:

„Wir drei Männer thun hier in gehegter Bank das Bekenntniß, daß wir als Boten die Ladung gethan haben.“

„Auf dies Bekenntniß frage ich,“ wandte sich Hans an die Schöppenversammlung, „ob der Ladung nach Lehnrecht Gemüge geleistet ist.“

„Es ist der Ladung genug geschehen!“ lautete die einstimmige Antwort.

„Kann sonach mein Herr seine Klage thun und verlauten lassen?“

„Ja!“

„Herr Richter,“ begann nun wieder der Vorsprach oder Anwalt, „ich frage, wie oft ich bedingen und beklagen muß.“

„Dreimal.“

Die Klage wurde nun, so wie sie Friedrich schon auf dem Landtage ausgesprochen hatte, jetzt von seinem Beauftragten dreimal angebracht, und der Beklagte fügte dann hinzu:

„Das Alles hat Werner gethan! Da er nun meines

Herrn geschuldiger und geschworener Mann und Diener ist, so hat er damit seine Treue gegen ihn nach Lehenrecht gebrochen. Auf diese seine verlauntbare Schuld ist nach Lehenrecht geurtheilt, daß man Werner heißen sollte zur Verantwortung, und ist das geschehen nach Gebrauch und nach Recht, wie es vorgegeschrieben ist."

"Auf diese Anschuldigungen frage ich," entgegnete Hans, "ob Werner von Holzendorf auf Böhlow dieser Handlungen eingeständig gewesen ist."

"Wir alle sind des Zeuge!" klang es in der Munde.

"So bedarf es keiner zugezogenen Zeugen. Untersucht denn, ob der genannte Werner die Treue an seinem Herrn, dem Burggrafen, gebrochen hat!"

Die Schöppen begannen eine leise Unterredung, deren Ergebniß bald also lautete:

"Wir finden nach Lehenrecht, daß Werner von Holzendorf die Treue an seinem und unserm Herrn gebrochen, er habe dem Hülfrede, die ihm in dem Rechte möchte behülflich sein nach Lehenrecht."

"So lasset uns des Angeklagten und seiner Hülfrede warten!"

Dieses Warten war allerdings vergeblich, denn Werner hatte sich nicht zu dem Prozesse eingefunden. Furcht hielt ihn nicht zurück, denn es konnte weder seine Person noch seine Freiheit dabei angetastet werden, da es sich allein um das Lehen handelte. Allein er wußte recht gut, daß er Nichts zur Beschönigung seiner That beibringen konnte, nichts, wodurch die Wendung der Sache für ihn günstiger werden konnte, und darum blieb er zu Hause. Hätte er die Flucht Dietrichs von Grobsdorf weg nebst den dabei stattgehabten Umständen gekannt, so hätte er gewiß nicht so ruhig auf Böhlow gesessen und dem Schlusse des Processes zugewartet.

Nachdem man die bestimmte Zeit erfolglos auf sein Erscheinen geharrt hatte, trat der Vorsprech wieder herbei, wiederholte seinen vorigen Antrag und fügte demselben bei:

"Da hiernach Werner von Holzendorf sich Böhlow, Nennmühl und anderer Güter, bewegliche und unbewegliche, mit Unrecht unterwunden hat und diese meinem Herrn zu Rechte verfallen und ledig geworden sind, so frage ich, ob er die genannten Güter und Schlösser nach Lehenrecht ihm unverzüglich abtreten und überantworten muß."

"Weiset dann meinem Herrn, was nach Lehenrechte recht ist!" befahl Hans den Schöppen.

Diese gingen auf die Seite nach einem besonders eingehetzten Orte und besprachen sich besonders mit dem Umstande. Nach einer Weile kamen sie wieder, und Ritter Heinrich von Stranz sprach dann:

"Wir urtheilen, daß Werner unserm Herrn die vorgenannten Schlösser und Güter abtreten und unverzüglich zurückgeben soll, es sei denn, er hätte Hülfrede, die ihm in dem Rechte möchte behülflich sein!"

Wieder wurde beschlossen, seiner zu warten, und der Frohnbote mußte ihn dreimal an verschiedenen Orten der Stadt vorladen. Indessen verging der Tag, ohne daß er erschien. Gegen Untergang der Sonne gebot Hans Stille, und Friedrichs Vorsprech fragte:

"Auf welche Zeit und bis zu welchem Tage soll mein Herr der Hülfrede warten nach Lehenrecht, um sein Recht zu vollführen, also daß ihm Recht geschehe, und Wernern an seinen Hülfreden kein Unrecht, und wie soll Werner zu dem Tage geladen werden?"

Hans von Nchtenhagen antwortete:

"Wir finden nach Lehenrecht vierzehn Tage und sechs Tage, ausgenommen verbundene Tage, als da sind Sonntage und Feiertage, und daß nicht Irrnißes und Zwiespruch darin geschehe, soll die Ladung geschehen mit des Richters Briefe und zwei ehrbaren Männern unsers Herrn, und Ihr, Herr Richter, habt nach Urtheil und Recht den Tag zu setzen und den Ort zu benennen."

"So setze ich denn den Tag auf den Freitag nach des heiligen Leichnamstag nächstkommend, und den Ort zu Berlin."

"Ich habe," schloß nun der Ankünder, "meines Herrn Recht und Zuspruch zu Lehenrecht bei aufsteigender Sonne angehoben und bis zu niedersteigender Sonne lange nach Mittage gewartet. Habe ich dem Rechtstage zu Lehenrechte genug gethan?"

Zwei Schöppen verließen die Bank, um die Sonne zu beobachten, und brachten die Nachricht, daß sie sich tief neige, worauf ihm gesagt wurde, er habe dem Rechte genug gethan. Darauf wurde das Gericht aufgehoben. —

Wie schon gesagt, erregte dieser Prozeß das ungeheuerste Aufsehen weit über die Marken hinaus. Die Fremde der Ordnung und öffentlichen Sicherheit, welche wohl einsahen, daß dem Lande unter der weisen, strengen und gerechten Regierung Friedrichs eine bessere Zukunft erblickt, freuten sich der Energie, mit welcher er das eintmal ergriffene Scepter führte und dies begonnene schwere Werk forsetzte, Diejenigen aber, denen sein Streben nach Aufhebung des Faustrechtes und der Vergewaltigung im Wege stand und Schaden zu bringen drohte, knirschten ingrimmig mit den Zähnen; und da ihre Macht wenigstens in der gegenwärtigen Zeit zu einem offenen Widerstande nicht hinreichte, so machten sie wenigstens eine Faust im Sacke, hielten wortreiche aber fruchtlose Berathungen, zogen sich mit ihrem Wesen und Treiben aus der Doffentlichkeit mehr und mehr in die Verborgenheit zurück und warteten nur auf den günstigen Augenblick, um dem fremden Eindringling, wie sie den Markgrafen nannten, die Kraft ihrer Fäuste fühlen zu lassen und ihn aus dem Lande zu jagen.

Das Benehmen Werners von Holzendorf seinem Freunde und langjährigen Waffengefährten Dietrich von Antkow gegenüber hatte nicht nur die vollständige Billigung der widerstrebenden Adelpartei, sondern selbst die Fremde des Markgrafen mußten sich sagen, daß er gehandelt habe, wie es einem treuen Verbündeten gezieme. Er hatte Alles, was er besaß, redlich auf das Spiel gesetzt, um sein ritterliches Wort zu lösen, und besaß die Theilnahme des größten Theiles der Bevölkerung. Und diese Theilnahme ward um so größer, als ein jeder Verständige einsehen mußte, daß das Urtheil des nach Berlin verlegten Gerichtes, dem er unter den gegebenen Verhältnissen unmöglich widerstehen könne, ihn unbedingt in den Verlust seiner Güter und Besizungen erklären werde. Doch sah man sehr wohl nicht nur die Nothwendigkeit, sondern auch die Gerechtigkeit dieser Maßregel vollständig ein und hegte die Hoffnung, daß die allbekannte Milde und Freundlichkeit des Fürsten die Härte des Augenblicks später nach Kräften lindern werde.

Ähnliche Gedanken hatten auf die beiden Männer, welche am Tage nach dem Lehngerichte auf der Straße

von Spandau nach Brandenburg dahintritten und die gesrigen Ereignisse zum Gegenstande ihrer Unterhaltung gemacht hatten. Es war Hans von Uchtenhagen, welchen wir in dem Kreise der Schöppen bemerkt haben, mit seinem jüngeren Bruder Karl. Der Erstere wurde trotz seiner Jugend zu den hervorragenden Rittern des Landes gezählt, und der Letztere versprach, ihm in Allem ein würdiges Ebenbild zu werden. Von jeher schon hatten sich die Uchtenhagens eines ausgezeichneten Rufes erfreut; die Mannen ihres Geschlechtes hatten bei allen großen und eingreifenden Ereignissen stets mit an der Spitze gestanden, reich an Tugenden und Ehren, waren sie immerfort bemüht gewesen, ihrer ruhmreichen Vergangenheit eine gleich glänzende Zukunft anzureihen, und weit über die Grenzen des Landes hinaus erklang bei Mahnruf und Ritterschlag das Wort: „Steh' fest und werde wie ein Uchtenhagen!“

Hans war von untersehter, breitschulteriger Figur und bot in seiner graden, strammen Haltung, mit den scharfen, blitzenden Augen und links und rechts weit über das gebräunte Gesicht hinausragendem Schnurrbarte einen gar stattlichen, achtungsweckenden Anblick. Karl war schlanker gebaut als er; noch keimte der männliche Bart nur als leichter Flaum auf seiner Rippe, und in seiner Haltung und seinen Bewegungen lag etwas Weiches, welches auch mit der gewohnten Milde seiner Redeweise vollständig harmonirte; doch wer ihn deshalb für einen Knaben gehalten hätte, der wäre mit seinem Urtheile auf einem sehr großen Irrwege gewandelt und hätte sich vielleicht damit gar die Veranlassung zugezogen, seinen Irrthum schwer und bittrig zu bereuen, denn der junge Mann war gar schnellen und kühnen Sinnes, hatte sich schon öfters als tüchtiger Kämpfer gezeigt und bei solchen Gelegenheiten stets bewiesen, daß sich mit der Gewandtheit und elastischen Ausdauer seines Körpers ein Scharfblick und eine Geistesgegenwart vereine, welche Schreck, Furcht und Angst bei ihm zur Unmöglichkeit machte.

Mit fröhlichem Sinne trabten sie neben einander dahin und die Wechselrede flog gar rasch und lebendig herüber und hinüber. Sie fühlten gegenseitig eine wahrhaft brüderliche Liebe zu einander, und es gab keine Regung des Herzens und keine Richtung des Gedankens, welche der Eine vor dem Andern hätte verbergen mögen. Darum vermochten sie nicht lange schweigend neben einander zu sein, und unter dem Reize des Gespräches verging eine Stunde nach der andern. Schon hatten sie Wustermark und Tremmen hinter sich und bogen nun in die Richtung auf Zachow ein, welche sie in die dichten Waldungen führte, die zwischen der Havel und den sich von Blaue bis nach Bähnitz erstreckenden Seen liegen.

Die Brüder hatten sich mit ihrem Ritte nicht sehr beeilt, und zudem war ihnen durch die für die Pferde so nothwendige Ruhe so viel Zeit verloren gegangen, daß es jetzt stark zu dunkeln begann und sie sich auf eine nächtliche Irrfahrt gefaßt machen mußten. Damals waren die Fluren Deutschlands noch lange nicht der Kultur unterworfen, welche in der jetzigen Zeit Thal und Hügel ebnet, Gebirge übersteigt, Flüsse und Seen überbrückt, Sümpfe austrocknet und die unwegsamste Wildniß nach und nach in ihren segensvollen Bereich zieht, sondern die menschlichen Wohnstätten lagen weit auseinander, und waren sie durch Wege oder Straßen verbunden, so durfte man doch an die letzteren nicht den jetzt gewöhnlichen

Maakstab legen. Ein Ritt des Nachts durch eine von Flüssen, Sümpfen und Morästen eingefasste und durchzogene Gegend war kein ganz gewöhnliches Unternehmen, und ein Jeder, der sich diesem nicht entziehen konnte, sah sich zur Vorsicht und Aufmerksamkeit veranlaßt.

Die Unterhaltung war verstummt; man hatte auf sich selbst und die Umgebung Acht zu geben, und die Sinne mußten angestrengt werden, um jede Gefahr schon im Nahen zu erkennen und ihr gerüstet gegenüber zu treten. So ging es schweigend vorwärts; die Zeit dehnte sich lang und immer länger und fast wollte den Reitern nun die Geduld ausgehen, als ihre Aufmerksamkeit plötzlich durch ein Ereigniß in Anspruch genommen wurde, welches alle ihre Kräfte in Beschlag nahm. Es verbreitete sich nämlich mit einem Male ein glänzender Lichtschein um sie her, und zu gleicher Zeit flog ein Reiter an ihnen vorüber, dessen Nahen sie weder vorher gesehen, noch sonst auf irgend eine Weise bemerkt hatten. Er saß auf einem dunklen Rosse, dessen lange Mähne sich im Fluge wie eine Fahne nach hinten legte, ein langer Mantel wehte gespenstisch von seiner Schulter, und ein Strahlenmeer ging von ihm aus über die Umgebung hin. Schnell wie der Gedanke war er aufgetaucht und schnell wie der Gedanke war er wieder verschwunden — woher und wohin, es war nicht zu sagen, auch hatten die beiden Männer keine Zeit, darüber nachzudenken, denn das Pferd des älteren Bruders war durch das Erscheinen der hellbunten Gestalt scheu geworden, hatte dem für den Augenblick fassungslosen Reiter die Zügel entrispen und jagte nun in rasender Eile über Stock und Stein mit ihm dahin.

Karl konnte natürlich nichts Anderes thun, als auch sein Thier zur möglichsten Eile anzutreiben, um Hans nicht aus dem Auge zu verlieren, doch war dieses Bestreben vergeblich, denn bald war der Letztere im Dunkel der Nacht verschwunden, die Hufschläge seines Pferdes verhallten, und der Nachfolgende sah sich außer Stande, ihn einzuholen. Er zügelte also den Lauf seines Gauls und ritt in langsameren Schritten weiter. Er gab die Hoffnung, den Bruder wieder zu finden, keinesweges auf; dieser war ein sehr guter Reiter und hatte gewiß Alles gethan, sich vor einem Unfall zu bewahren; ein Sturz vom Pferde ist zwar nie ungefährlich, war aber schon so oft glücklich überstanden worden, daß man im Wiederholungsfalle nur lachend aufsprang und sich ruhig wieder aufsetzte. Zudem trug Hans keine Rüstung, ein Umstand, welcher ohne besondere Angst an einen Fall denken ließ.

An diesen Fall denkend, wäre Karl bald selbst zu Falle gekommen, denn sein Pferd stolperte plötzlich, raffte sich aber, da es nur im Schritte gegangen war, glücklicher Weise wieder empor, und zu gleicher Zeit drangen eine Anzahl dunkler Gestalten auf den jungen Mann ein, der im Augenblicke sein Schwert aus der Scheide hatte, um dem unvermutheten Angriffe mit demselben kraftvoll zu begegnen. Es war ein eigenthümlicher, wortloser Kampf. Keiner der Angreifenden sprach ein Wort, auch Karl erkannte, daß gegen diese Leute ein tüchtiger Hieb das beste Wort sei, und so riß er sein Pferd im Kreise herum, um von den Händen derer, welche die Zügel gefaßt hatten, loszukommen, und führte dann die Klinge mit solchem Nachdrucke, daß er sich bald als Sieger auf der Wahlstadt sah.

Jetzt stieg er ab, um nach den Gefallenen zu sehen,

und stieß bei dieser Gelegenheit auf das Hinderniß, über welches sein Pferd gestolpert war. Es bestand in einem groben Baststricke, welcher von einer Seite der Straße nach der andern gespannt war, und da sein Auge sich während des Abends so ziemlich an die Dunkelheit gewöhnt hatte, so wahrte er gar bald einen dunklen Gegenstand, welcher zwischen zwei Büschen am Wege lag. Er schritt hin, um ihn zu untersuchen, und fand, daß es das Pferd seines Bruders sei. Es lag in einer Lache Blutes, welches aus einer klaffenden Brustwunde auf die Erde lief, und war also erstochen worden. Nun war ihm Alles klar: Der gespenstische Reiter hatte keine andere Aufgabe gehabt, als ihre Pferde scheu zu machen; die im Galoppe dahinsausenden Thiere sollten mit dem Seile zu Falle gebracht werden, und mit den überraschten Reitern war dann leicht fertig zu werden.

Aber von wem war dieses Unternehmen ausgegangen? Persönliche Feinde hatten die Brüder hier nicht, und zudem war ihre Reise durch diese Gegend Jedermann unbekannt, da sie von ihrer Absicht, nach Brandenburg zu gehen, zufälligerweise gegen Niemanden Erwähnung gethan hatten; es war also eher zu vermuthen, daß sie die Opfer einer ganz gewöhnlichen Wegelagererei hatten werden sollen, die nur in Beziehung auf Hans ihre Absicht erreicht hatte, denn daß dieser in die Hände dieser Leute gefallen und von ihnen in Beschlag genommen worden sei, das schien gewiß, da trotz alles Suchens keine Spur von ihm zu finden war. Die Strauchdiebe hatten den großen Fehler begangen, sich zu theilen. Die eine Hälfte von ihnen hatte den zweiten Reiter erwarten müssen, während die Andern mit Hans davongegangen waren, damit er nicht etwa auf irgend eine Weise zur Unzeit ihre Gegenwart verrathe. So schien es zu sein, und Karl überlegte eben, was er am besten zu thun habe, um dem Bruder Hilfe zu bringen, als ein halbblautes Seufzen an sein Ohr tönte, welches von der Mitte des Weges her erschallte.

Er trat dem Orte näher und erkannte, sich zu ihm niederbückend, in dem Daliegenden einen Schwerverwundeten, dem ein Stoß seines Schwertes durch den Unterleib gegangen war. Der Mann war in Folge der Wunde dem Tode nahe und brachte nur mit Mühe einige Worte hervor.

„Wasser!“ stöhnte er. „Ich verbrenne!“

Es schien kein fließendes Wasser in der Nähe zu geben, deshalb brach Karl einige Stückchen Eis von einem Zapfen, welcher von einer nahen Föhre gefallen war, und schob sie dem Bittenden in den halbgeöffneten Mund.

„Gott — — ver — — gelte es Euch!“ röchelte dieser.

„Sag,“ fragte Nchtenhagen, „wo habt Ihr meinen Bruder? Lebt er noch?“

„Bruder? — — der — — Andere? — — Der lebt.“ —

„Ist er verwundet?“

„Nein — — gleich — — über ihn — — hergefallen — — hat — — gar nicht — — kämpfen — — können — — gebunden — — in die — — Ruine.“

„Wo ist die Ruine?“

„Darf — — nicht. — — Mein Schwur — — Gott, vergieb — — mir! — — Ihr auch, — — Herr! — — Ruine — — — links — — grad — — Spitze — — oh — — oh — — lebt — — wohl!“

Ein Strom dunklen Blutes quoll ihm aus dem

Munde und der Kopf sank hintenüber: er war todt. Was hatte er mit den Worten: „links — grad — Spitze“ gemeint? Jedenfalls: zur linken Seite gradaus gehen; aber was mit der Spitze gemeint war, das blieb Nchtenhagen ein Räthsel. Aber er besann sich nicht lange, denn wenn überhaupt Hilfe möglich war, so mußte sie rasch, schleunig gebracht werden. Sein Pferd am Zügel führend, schritt er links in die Büsche hinein und gab sich Mühe, die grade Richtung einzuhalten.

Erst wurde ihm des Thieres wegen, welches er doch unmöglich im Stiche lassen konnte, das Fortkommen schwer, da sich ihm das Unterholz hindernd in den Weg legte, bald aber hörte dasselbe auf, und durch den hochstämmigen Wald war nun die Passage verhältnißmäßig leicht. Zuweilen blickte ein Theil des Himmels durch die Baumkronen, und so konnte er die einzuschlagende Richtung wenigstens einigermaßen nach dem Stande der Sterne bestimmen. Mit Hast drängte er vorwärts, immer vorwärts, die Zügel in der einen, das blanke Schwert in der andern Hand; Zeit auf Zeit verging; seine Ungeduld wurde immer größer und größer, und ebenso wuchs die Sorge um den Bruder, dessen Schicksal ein verhängnißvolles werden konnte.

So war weit über eine Stunde vergangen, als sich nach und nach wieder niedriges Buschwerk einstellte, ein Zeichen, daß eine Blöße oder sonst irgend eine Unterbrechung des Hochwaldes zu erwarten sei. Sodann löste das Buschwerk seine feste, dichte Masse und gab hartem, scharfkantigem Schilf Platz, welches unter der schweren Kruste von Schnee und Eis zusammengebrochen war, und endlich öffnete sich dem Blicke eine weite, glatte Fläche, deren ebener Spiegel in den Strahlen des zuweilen durch das Gewölk brechenden Mondes hell erglänzte. Es war die seeartige Erweiterung der Havel, welche in der Nähe von Rehn beginnt und einen Flächeninhalt von mehreren Quadratstunden in Anspruch nimmt.

Bei dem Anblicke des Sees wollte sich das Gefühl der Enttäuschung in seinem Innern Platz machen, doch währte dies nicht lange, denn bald bemerkte er in einiger Entfernung rechts von sich eine Landzunge sich in das Wasser erstreckend, welche sich durch Baum- und Strauchwerk deutlich von der weißen Fläche abzeichnete. Sollte das die „Spitze“ sein, von welcher der Sterbende gesprochen hatte? Es mußte wenigstens untersucht werden, und neue Hoffnung tauchte in ihm auf.

Zunächst aber war es nothwendig, das Pferd zu verbergen, und hier wollte ihm das Glück wohl, denn schon nach kurzem Suchen nach einem geeigneten Orte fand er eine zwar enge, aber desto behaglichere Dorfhütte, welche zur Aufbewahrung von allerlei Fischereigeräthschaften diente und grad' die richtige Größe hatte, das Pferd in sich aufzunehmen. Er entfernte die Geräthe, so viel als ihm nothwendig erschien, und stellte dann das müde Thier ein, welches hier jedenfalls besser aufgehoben war, als draußen in der nächtlichen Kälte und Feuchtigkeit.

Nachdem er dies versorgt hatte, trat er hinaus, um seine Forderung unbehindert fortzusetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Freierstunden am häuslichen Herde.



Redaction, Druck und Verlag von S. G. Münchmeyer in Dresden, Jagdweg 14.

Filialen: Berlin, Nuppinerstraße 44; Wien, Josephstadt, Wickenburggasse 3; Dortmund, Düppelstraße 6.

Der beiden Anikows letzte Fahrten.

Historischer Roman aus der Jugendzeit des Hauses Hohenzollern von Karl May.

[Fortsetzung.]

Uebersetzung und Dramatisirung wird vorbehalten.
Nachdruck gerichtlich verfolgt.

Langsam und vorsichtig schlich er sich dem Ufer entlang, jede Gelegenheit zur Deckung benutzend, um nicht gesehen zu werden, selbst aber Alles zu sehen. Indem er das Auge scharf über die Umgebung schweifen ließ, gewahrte er in einiger Entfernung von der Spitze der Landzunge eine kleine Insel, welche jedenfalls früher zu der ersteren gehört hatte, nachher aber durch Ueberfluthungen von ihr abgetrennt worden war. Und gleich bei diesem ersten Blicke war es ihm, als ob der blinkende Schein eines Lichtes dort aufgetaucht und sofort wieder verschwunden sei. Dieser Umstand erregte seine Aufmerksamkeit natürlich in hohem Grade; er hielt das Auge längere Zeit beobachtend auf die betreffende Stelle gerichtet, und wirklich, nicht lange dauerte es, so leuchtete es drüben wieder hell und blitzartig auf. Frei von dem Aberglauben jener Zeit, nahm Karl natürlich sofort an, daß dieser Schein von Menschen herrühre, und beschloß, seine Ursache näher zu untersuchen.

Statt dem Zimmern der Landzunge seine Aufmerksamkeit zu widmen, schritt er am Ufer weiter fort und betrat dann der Insel gegenüber das Eis des Sees. Von hieraus gingen Fußspuren sowohl herüber als auch hinüber; es gab hier also Menschen, und zwar auf alle Fälle solche, vor denen es nothwendig war, sich zurückzuziehen; trotzdem aber beschloß der junge Mann, das Waqniß, über den freien Raum nach der Insel zu gehen, zu unternehmen. Die Sorge um den Bruder machte ihn taub gegen die warnende Stimme der Vorsichtigkeit, die ihm sagte, daß er bemerkt werden müsse; er suchte die Leute, welche hier lebten und hausten, er hatte ein Lebenszeichen von ihnen gesehen und wollte es nun nicht unterlassen, demselben nachzustreben.

Nachdem Schrittes eilte er vorwärts und hatte in wenigen Augenblicken die Insel erreicht. Dieselbe war

von Schilf, Buschwerk und einigen spärlichen Baumgewächse bestanden und war von so geringer Größe, daß sie in ihrem ganzen Umfange leicht überschaut werden konnte. Aber Niemand war zu sehen; es mußte eine Hütte, ein Versteck oder sonst irgend ein Ort vorhanden sein, in welchem der Träger des Lichtes verschwunden war. Das beste Mittel, ihn aufzufinden, war jedenfalls, seinen Spuren nachzugehen. Diese führten nach einem Punkte, welcher ungefähr in der Mitte der Insel lag, und verschwanden da in einem üppigen Dornestrüpp, welches zur Sommerzeit dem Hindurchkommen ganz bedeutende Hindernisse in den Weg legen mußte.

Er drang hinein und stand nach wenigen Schritten vor einem Loche, welches in senkrechter Richtung hinab in die Erde führte. Er lauschte hinab, aber nichts regte sich da unten, und kein Laut war zu vernehmen. Stak überhaupt Jemand unten? Er untersuchte das Loch und gewahrte eine Leiter, mittelst welcher es ermöglicht wurde, hinab zu steigen. Sollte er dieses wagen? Er begab sich damit jedenfalls in große Gefahr; er konnte ja längst bemerkt worden sein und während des Hinabsteigens angegriffen und überwältigt, wohl gar getödtet werden. Aber das konnte ihn nicht abhalten, die einmal angefangene Forderung weiter fortzusetzen. Er setzte den Fuß auf die oberste Leitersprosse und stieg, mit den Händen immer festen und sichern Halt nehmend, weiter. Die Fahrt führte ihn nicht zu tief, vielmehr berührten seine Füße gar bald den festen Erdboden, wo er sich vollständig im Dunkeln befand, den leisen Schein abgerechnet, welcher von dem Stücklein Himmel, der in das enge Loch hereinschaute, hinunterdrang.

Der kleine, enge Raum, in welchem er sich befand, war vollständig rund und mit Bruchsteinen ausgemauert;

aus diesem Umstande und der Rasse, welche in ihm herrschte, ließ sich schließen, das er ehemals als Brunnen gedient habe und später verschüttet worden sei. Auf einer Seite war ein niedriger und sehr enger Stolln schief abwärts geteuft, aus welchem ein feuchtkalter, moderiger Luftzug drang. In seinem Innern, darüber war kein Zweifel, war das Licht verschwunden, denn noch sah man weit hinten einen matten, dämmernden Schein, welcher sich entfernte und endlich ganz verschwand.

Sollte Karl den Stolln betreten? Es drohte ihm jedenfalls mancherlei Gefahr in demselben; aber diese Gefahr kam bei seiner Liebe zu dem Bruder gar wenig in Betracht — er zog den Gnadegott aus der Scheide, da in dem engen Raume das Schwert keine Dienste thun konnte, und drang, sich hückend, vorwärts. Die Sohle des Ganges war eben, ein Umstand, welcher die Bewegung sehr erleichterte, und da die Richtung eine schnurgerade war, so hatte Karl bald das nahe Ziel erreicht: eine schimmernde Helle drang ihm entgegen, und er sah sich vor einer kreisförmigen Erweiterung des Stollns, in welcher derselbe allem Aufseine nach seinen Abschluß fand.

Er warf einen Blick in den Raum und bebte bei dem, was sich seinem Auge bot, von tiefstem Mitleide ergriffen zurück. Rund im Kreise lagen eine Anzahl männlicher Gestalten auf vollständig verfaulter Waldstreu am Boden, an Händen und Füßen gefesselt und mittelst eines starken Leberriemens, welcher sich um den Hals zog, an die Mauer befestigt, so daß ihnen ein Erheben von dem schlammigen Boden vollständig unmöglich war. Weder Licht noch Luft drangen in diese Grube, und der Dunst, welcher aus derselben in den Stolln drang, war kaum auszuhalten und gradezu zum Ersticken.

Jetzt, in diesem Augenblicke waren die Gegenstände alle deutlich zu erkennen, denn in der Mitte des Raumes stand eine breite, untersekte und bis an die Zähne bewaffnete Gestalt, welche einen lodrenden Kienbrand in der Hand hielt und mit demselben Einen nach dem Andern der Da- liegenden beleuchtete.

„Wieder einer todt von Euch Hundem!“ sprach der Mann, indem er einem der lang ausgestreckten Körper einen Fußtritt erteilte, der ihn auf die andre Seite warf. „So müßt Ihr alle noch d'ran! Ja, ja, der Hunger ist ein schlimmer Gesell, und wer mit ihm anbindet, der bezahlt es mit dem Leben. Aber recht ist es Euch, warum habt Ihr Euch von dem Teufel verleiten lassen, ehrliche Kerls werden zu wollen. Leben wir in unserm Waldschlosse nicht wie Fürsten? Ein wenig knapp zwar geht es her, seit uns der „Schwarze“ aufgegeben hat, aber er hat uns beim Abschiede versprochen, wieder zu kommen, und das wird er auch, denn er hat noch niemals sein Wort gebrochen, und es giebt bei uns gewisse Dinge, die er nicht im Stiche lassen kann. Darum war es dumme von Euch, fortgehen zu wollen, wo wir doch Leute brauchen, denn der „fliegende Reiter“, welcher im Walde spukt und vor dem die albernen Leute sich so ungeheuerlich grausen, beginnt, gute Geschäfte zu machen. Die Andern wären wohl kaum auf den unheilvollen Gedanken gekommen, wenn Du nicht gewesen wärst, Jobst, und deshalb sollst Du auch am längsten leben bleiben und sie alle vorher sterben sehen, ehe Du selbst an die Reihe kommst. Hier hast Du einen Trunk und einen Bissen Brod, das wird Dir den Athem auf einen Tag länger erhalten!“

F

Er bog sich zu einem der Gefangenen nieder und machte ihm eine Hand von den Banden frei.

„Da, nimm, isz und trink und sei guten Muthes! Du wirst es wohl nicht bald wieder so gut bekommen wie bei mir. Hast keine Sorge, kannst auf der Bärenhaut liegen und Dich pflegen. Na, greif zu, oder ich bringe Dir's auf andre Weise bei!“

Der Angeredete rührte sich nicht; einige der Uebrigen bewegten sich unter Zuckungen und stießen ein herzergreifendes Stöhnen und Wimmern aus; die Qualen des Hungers, welcher ihnen den Tod bringen sollte, waren zu groß, als daß ihre Kraft zugereicht hätte, dieselben zu verschmerzen; er aber lag still und ruhig am Boden und keine Bewegung, kein Laut zeigte, daß noch Leben in ihm vorhanden sei. Er wollte sich das Sterben nicht durch die armselige Nahrungsspende verlängern lassen und widerstand der Gier, welche der Anblick des Brodes in ihm erweckte.

„Du willst nicht? So wirst Du wohl müssen! Oh, wir sind stets Freunde gewesen, und darum hat mich der „Reiter“ auch zu Eurem Wärter bestellt. Ich kann nicht leiden, daß Dir der Magen zusammendorret, und darum werde ich Dich füttern. Komm her!“

Er umschlang den freigegebenen Arm, damit derselbe keinen Widerstand leisten könne, wieder mit dem Stricke und zog dann das Messer aus dem Gürtel. Nachdem er den Kienstamm in eine Mauerritze gesteckt hatte, faßte er mit kräftigem Drucke den Gefangenen beim Halse, um denselben zum Oeffnen des Mundes zu zwingen, und schob ihm dann die breite Klinge zwischen die Zähne, in der Absicht, ihm den Mund aufzubrechen. Der Gemarterte biß die Kinnladen fest zusammen, und deutlich hörte man das Knirschen des Eisens, welches erbarmungslos in dem Munde des Armen wühlte.

Das war zu viel für Karl. Aus den vernommenen Worten konnte er leicht schließen, daß die Gefesselten gefangene Räuber seien, welche die Absicht, sich von ihrem verbrecherischen Leben loszusagen, mit dem Hungertode büßen sollten. Wenn er ihnen Hilfe brachte, so konnte er gewiß sein, daß sie ihm ihre vollste Dankbarkeit erweisen würden; deshalb trat er herzu, packte den tüchtigen Henker beim Nacken und stieß ihn mit der Rechten den Gnadegott so tief und kräftig zwischen die Schultern, daß er bis vor zum Herzen drang und der Getroffene sofort todt zusammenbrach.

Betroffen von diesem plötzlichen Ereignisse, welches ihnen vollständig unbegreiflich war, bliäten die Gefesselten auf. Sie sahen ihren Peiniger in seinem Blute liegen, aber sie wußten nicht, ob ihnen aus seinem Tode Glück oder Unheil erwachsen werde.

„Wer seid Ihr?“ frug einer von ihnen, indem er sich vergebliche Mühe gab, sich aufzurichten.

„Habt keine Sorge,“ erwiderte Nächtenhagen; „ich bin gekommen, Euch zu erlösen!“

Da die Banden nicht von Eisen waren, so wurden sie mit wenigen Schnitten von den erstarrten und blutig unterlaufenen Gliedern genommen, und die Männer waren nun im Stande, sich wenigstens soweit zu erheben, als es ihre gefunkenen Kräfte zuließen.

„Wasser, Wasser und Brod!“ baten sie. Karl war nicht im Stande, diesem Verlangen nachzukommen, aber er versprach, vor der Hand wenigstens ihren Durst zu löschen. Er begab sich durch Stolln und Brunnenchaft nach oben

und brachte ihnen einen Ballen Schnee, über welchen sie gierig herstürzten, da die wenigen Tropfen Wassers, welche ihr früherer Gefährte für Jost mitgebracht hatte, nach wenigen Schlucken alle geworden waren. Auch die Brodrinde, die man bei ihm fand, verschwand augenblicklich unter den Händen der vom Hunger Gepeinigten, und nur die Sorge um ihre Sicherheit konnte sie abhalten, sich hinauszustürzen, um ihre nagenden Bedürfnisse auf alle Fälle und augenblicklich zu befriedigen.

„Wartet nur noch kurze Zeit, dann werdet ihr haben, wornach Euch verlangt!“ mahnte Karl. „Euer Schicksal kenne ich ein wenig; ausführlich müßt Ihr mir es später erzählen; jetzt aber sagt mir vor allen Dingen, ob ich auf Euren Beistand rechnen kann!“

Er erzählte ihnen das Geschehene, und mit Freuden gaben sie ihm ihr Wort, ihn in seinem Vorhaben nach allem Vermögen zu unterstützen.

„Ihr habt uns von einem gräßlichen Tode errettet, Herr,“ sprach Jost, welcher einen ihm über die Andern freiwillig eingeräumten Vorrang zu begleiten schien, „und so werden wir Euch in allem unterstützen, was zum Gelingen Eures Vorhabens erforderlich ist. Aber wir wünschen dabei, daß wir nicht etwa später um unserer früheren Sünden willen zur Rechenschaft gezogen und bestraft werden. Wenn Ihr uns dieses verspricht, so bin ich bereit, Euch zu Eurem Bruder zu führen, ohne daß Ihr von Jemandem bemerkt werdet. Ich kenne den Ort, an welchem die vornehmen Gefangenen aufbewahrt werden, bis sie ihr Lösegeld bezahlt haben oder sterben müssen.“

Nichtenhagen versprach ihm Vergebung alles Geschehenen und forderte ihn dann auf, mit dem Werke der Rettung nicht lange zu säumen.“

„Ich bin bereit, mit Euch aufzubrechen und Euch zu führen; meine Kräfte sind noch stark genug zum Gehen, aber die Gefährten hier müssen zurückbleiben; sie vermögen nicht, den Weg zu machen, und werden erst dann mit uns gehen können, wenn wir ihnen Speise und Trank gebracht haben. Seht hier die bereits Gestorbenen! Ihr könnt daraus schließen, wie arg der Schmerz in unserm Innern wüthet.“

Mit Grauen wandte sich der junge Mann von dem schaudervollen Anblicke ab und schritt dem Räuber voran, welcher ihm nicht eher folgte, als bis er den Seinen mit den heiligsten Worten versprochen hatte, zurückzukehren, um ihnen Speise und Trank zu bringen und sie dann mit hinaus zu nehmen in die Freiheit. Er hatte die Waffen des Erstochenen an sich genommen und schwur mit grimmiger Bitterkeit, Jeden ohne Gnade und Erbarmen niederzustoßen, der es wage, sich ihm in den Weg zu legen. Oben angekommen, blieb er stehen und musterte das nicht ferne Ufer des Sees.

„Wenn wir schnell laufen, kommen wir vielleicht hinüber ohne gesehen zu werden. Besser aber ist es, daß wir einzeln gehen, dann werden sie denken, es ist der Wärter, welcher aus dem Brunnen zurückkehrt. Laßt mich voranschreiten; ich werde Eurer hinter der Buschhecke warten, welche ihr hier grad' gegenüber erblickt!“

„Sag mir vorerst Deinen Namen, ehe Du gehst!“

„Den einen habt Ihr schon gehört, der andere heißt Schwalbe, Jost Schwalbe also heiße ich vollständig. Ihr werdet von mir und über mich vielleicht noch gar Manches hören, und wenn Ihr mir Gelegenheit dazu bietet, auch

Vielcs sehen, was Eure Zufriedenheit erlangen soll. Jetzt aber laßt uns nicht länger plaudern, denn wir müssen das Unfrige gethan haben, noch ehe der Morgen graut.“

Langsamem Schrittes begab er sich über das Eis, und nur kurze Weile, nachdem er drüben angelangt war, folgte ihm Nichtenhagen. An dem bezeichneten Orte trafen sie zusammen, und der Letztere sah nun mit lebhafter Spannung dem Kommenden entgegen. Er hatte vor, an der Seite eines einzigen Mannes, auf dessen Treue er noch nicht einmal sicher bauen konnte, in die Mitte einer Schaar von Strauchdieben einzubringen, um seinen Bruder zu finden, der ganz gewiß unter einer scharfen Bewachung stand. Dieses Unternehmen war nicht nur ein schwieriges, sondern es war auch mit den mannigfaltigsten Gefahren verbunden; doch ging er mit freudigem Muth daran; das Romantische des Abenteurers sprach ihn an, und es galt ja nicht nur eine theure Seele, sondern auch noch Andere zu retten, denen er seine Hilfe versprochen hatte.

„Was haben wir jetzt zu beginnen?“ fragte er.

„Das werdet Ihr gleich sehen! Ich bin der Vertraute des „Schwarzen“ gewesen und kenne die Wege und Schliche besser als selbst der „Reiter“, dem die Mannen jetzt an seiner Stelle gehorchen müssen. Darum — —“

„Wer war der „Schwarze“, und wer ist der „Reiter“?“ unterbrach ihn Karl.

„Habt Ihr noch niemals etwas von dem „schwarzen Dietrich“ gehört?“

„O ja; also den meinst Du?“

„Den und keinen Andern. Wer er war, das weiß ich nicht und keiner von uns. Er kam und ging, ohne daß wir wußten, woher und wohin; aber wenn er kam, so gab es stets einen guten Streich. Er hatte verschiedene Orte, wo er mit seinen Gefellen hauste, hier, an der Spree, im Zossen und sonst noch weiter, aber hier ist er am liebsten gewesen, und hier sind auch die Gewölbe, in denen er die Reichthümer verwahrt hält, welche er den Rittern, Städten und Leuten abgenommen hat, gegen welche wir auf der Lauer gelegen haben. Lange Zeit ist er nicht hier gewesen, aber er hat uns seine Rückkehr versprochen und den Mann zum Anführer gesetzt, welcher auf seinem Pferde und mit einer brennenden Leuchte unter dem Mantel die Bewohner der Gegend zu fürchten macht. Der „Schwarze“ bleibt diesem zu lange aus, und nun hat er die Befehle vernichtet, welche früher unter uns herrschten, und treibt gewöhnlichen Straßenraub, der mir und vielen Andern ein Gräuel ist. Auch nach den Schätzen hat er geforscht, deren Versteck nur ich allein kenne, und weil ich ihm denselben nicht verrathen mochte, so ist er mir zuwider gewesen in Allem, bis ich mit meinen Freunden den Entschluß faßte, fortzugehen. Das ist ihm verrathen worden, und so hat er uns binden und in den Brunnen werfen lassen, in welchem wir Hungers sterben sollten. Dabei aber wurde ich doch vor den Uebrigen geschont, weil er hoffte, ich würde ihm das Versteck entdecken, um dem Tode zu entgehen; allein ich wäre lieber zehnmal gestorben, als daß ich desselben auch nur mit einem einzigen Worte erwähnt hätte.“

„So giebt es hier im Walde wohl Höhlen, in denen Ihr wohnet?“

„Nicht in Höhlen, sondern in einer Ruine wohnen wir, die in dem weiten Umkreise so verrufen ist, daß sich Niemand in ihre Nähe wagt. Früher, als es noch Heiden hier gegeben hat, haben die Christen einen Einfall gemacht

und nach einem großen Siege begonnen, ein mächtiges Kloster zu bauen, von welchem aus das ganze Land bekehrt werden sollte; sie wurden aber wieder vertrieben, und der Bau, welcher kaum zur Hälfte fertig war, ist liegen geblieben und nach und nach in Trümmer zerfallen. In ihnen hausten die Geister der Erschlagenen, wie das Volk hier meint, und sie werden gemieden von Jedermann. Daher sind wir in unserm Treiben nie gestört worden, da wir uns jeder That in der Näh: enthielten, bis der „Schwarze“ ging und der „Reiter“ an seine Stelle trat. Dieser schont der Nachbarn nicht mehr, und so muß die Zeit kommen, in welcher man unserm Aufenthalte nachspürt, ihn entdeckt und an uns Rache für unser Thun und Treiben nimmt.“

„Und wo ist die Ruine?“

„Sie beginnt gleich hier in der Nähe. Die Priester, welche den Ort bestimmten, an dem das Kloster stehen sollte, haben sich das schönste Plätzchen im weiten Umkreise ausgewählt, nämlich hier auf der Landzunge, wo man in beschaulicher Abgeschlossenheit Gott dienen und die Schönheiten seiner Natur genießen und doch zu Land und Wasser in Verbindung bleiben konnte mit der übrigen Welt. Wenige Schritte von uns zieht sich die Clausurmauer hin, welche ein gar großes Viereck bildet, welches die Mönche ohne besondere Erlaubniß nicht überschreiten sollten. Dann kommen die eingefallenen Gebäude, das Refectorium, der Conventsaal, die Kirche, eine Reihe von Zellen, welche zusammen einen Hof umschließen, der von einem noch ziemlich erhaltenen Bogengange eingefast ist.“

„Und in all' diesen Räumen habt Ihr Euer Lager aufgeschlagen?“

„Nein, denn das wäre ja die offenbarste Unvorsichtigkeit, vielmehr könntet Ihr dort suchen, so viel Ihr nur immer wolltet, Ihr würdet doch nicht die geringste Spur von uns entdecken. Die Ruinen bieten der unterirdischen Räume, als da sind Keller und Gewölbe, so viele und so gut verborgene, daß man lange suchen müßte, um unsern Aufenthalt zu entdecken, zumal wir uns große Mühe gegeben und viel gebaut haben, damit wir nicht allein sicher, sondern auch behaglich wohnen könnten. An gewissen Stellen der Mauer sind Wachen aufgestellt, deren scharfen Sinnen das Nahen keines Fremden entgeht, und es ist ein günstiger Zufall, daß Ihr nicht von ihnen bemerkt worden seid. Vielleicht hat Euer Bruder den Leuten so viel Mühe gemacht, daß selbst die Wachen zu seiner Ueberwältigung herbeigerufen werden mußten. Da ich aber Alles genau weiß und kenne, so werden wir umgesehen und ungehört hindurchkommen. Doch zuvor erlaubt, daß ich den Meinen ein wenig Nahrung bringe, damit sie im Stande sind, uns zu folgen, wenn wir den Ort verlassen!“

„Diese Forderung will mir gar wenig behagen. Die Sorge um den Bruder peinigt mich dermaßen, daß es mir schwer würde, zu warten, bis Ihr wiederkehrt. Und wenn man Euch bei der Ausführung Eures Vorhabens ergreift, so geht mir nicht nur Eure Hilfe verloren, sondern Ihr bringt Euch und die Euren in größeres Unglück, denn je zuvor.“

„Tragt um mich keine Sorge! Und wenn sie mich erblickten und Alle nach mir fahndeten, so würde es ihnen doch nicht gelingen, meiner habhaft zu werden. Nur ein einziges Mal hat man mich überraschen können, da ich nicht ahnte, daß wir verrathen seien; jetzt aber, da ich meine

†

Lage kenne, hat es um mich keine Noth. Zudem bedarf ich selbst auch der Erquickung und werde Euch dann besser dienen können als jetzt, wo ich todesmatt bin von dem vielen und unfreiwilligen Fasten.

„So gehe hin; ich werde Dich hier erwarten!“

„Kommt mit mir bis über die Mauer, da werde ich Euch ein Dertlein zeigen, an dem Ihr sicher harren könnt, bis ich wiederkehre.“

Mit diesen Worten schritt er vorsichtig vorwärts. Karl folgte ihm. Es war, wie Jobst gesagt hatte: sie kamen schon nach wenigen Schritten an eine hohe und breite Mauer, welche aber an einigen Stellen so verwittert oder gar eingefallen war, daß es mit Benutzung der weitklaffenden Steinfugen sehr leicht war, sie zu überklettern. Dies thaten sie, und drüben angekommen, eilte Jobst nach einer raschen und sorgfältigen Umschau rasch auf einen Trümmerhaufen zu, welcher an einer Ecke der Kirchenseite zu bemerken war. Dort angekommen, packte er einen großen Quaderstein, welcher sich gegen andere lehnte, und gab sich alle Mühe, ihn auf die Seite zu schieben.

„Helft mir, Herr! Ich bin jetzt zu schwach, um diese Last zu bewältigen! Euer Versteck liegt hinter diesem Steine.“

Karl griff mit zu; der Quader bekam eine Wendung und es wurde ein kleiner, dunkler Raum sichtbar, grad' groß genug, um in denselben hinein zu kriechen.

„Hier müßt Ihr hinein. Wartet mein; ich werde bald zurückkehren!“

Ukstenhagen leistete dieser Aufforderung nur ungeru Folge. In dem engen Loche war es ihm unmöglich, sich zu vertheidigen, vielmehr war er dem Zufalle und möglicherweise auch dem wohlüberlegten Verrathe da vollständig widerstandslos preisgegeben. Jobst bemerkte seine Unentschlossenheit und hat:

„Habt Vertrauen zu mir, Herr; es wird Euch hier nichts Böses widerfahren, sondern Ihr seid hier wohl geborgen vor aller Fährlichkeit, die Euch hier außen treffen könnte!“

Diese in dringendstem Tone gesprochenen Worte vermochten ihn endlich, sich hinter dem Steine niederzukauern; dieser legte sich über ihn, und dann hörte er die sich leise entfernenden Schritte seines Verbündeten.

Einige Zeit lang hielt er es in der unbequemen Stellung, welche zu nehmen er gezwungen war, aus, dann aber griff er um sich, um einen Punkt, sich anzulehnen, zu finden. Dabei gewahrte er, daß das Loch nach hinten keinen Abschluß habe, sondern weiter lief; der Trümmerhaufen bestand nicht aus einer compacten Masse, sondern war hohl. Er kroch weiter und fühlte bald, daß der Raum über ihm höher geworden sei; jetzt war es ihm möglich, sich vollständig aufzurichten, und sein Tastsinn überzeugte ihn, daß er sich unter einer in der Kirchenmauer angebrachten Thüröffnung befände, welche durch die Steine verdeckt worden war. Zu gleicher Zeit bemerkte er, daß der Fußboden nicht eben fortlaufe, sondern in Stufen nach unten gehe. Er schritt dieselben hinab; es waren ihrer nur wenige und sie gingen in ein viereckiges Gemach, welches an den drei anderen Seiten von festen Mauern umschlossen wurde.

Wo befand er sich? Bei der totalen Finsterniß, welche um ihn herrschte, war es ihm unmöglich, seinen gegenwärtigen Aufenthaltsort mit den Augen zu untersuchen; es herrschte in demselben eine gedrückte, feuchte, moderige Luft.

Er klopfte leise, um sich für mögliche Fälle nicht zu ver-rathen, an die Wände und gewahrte an dem dabei vernommenen Tone, daß diejenige, welche dem Eingange gegenüberlag, an zwei Stellen dünner sei als die beiden anderen, und die weitere Untersuchung dieser Stellen überzeugte ihn, daß hier früher Oeffnungen für eine Thür und ein Fenster angebracht gewesen seien, die jetzt zugemauert waren. Demzufolge befand er sich wahrscheinlich in der Sakristei, dem Aufenthaltsorte des Predigers während derjenigen Zeit des Gottesdienstes, in welcher er dem Publikum, der Gemeinde unsichtbar blieb. Die neu einge-setzten Mauertheile waren nur dünn, und er verhielt sich von jetzt an vollständig ruhig, da jedes von ihm verursachte Geräusch von Personen, welche sich möglicherweise dahinter befinden konnten, leicht zu bemerken war.

So verging eine geraume Zeit, und schon begann die Ungebuld über das Außenbleiben Jobsts sich einzustellen, als seine Aufmerksamkeit durch zwei Stimmen in Anspruch genommen wurde, die hinter der angegebenen Mauer hör-bar wurden. Es war eine männliche und eine weibliche.

„Ist es mein Sohn, den Ihr mir endlich gebracht habt?“ frug die letztere.

„Noch nicht. Du wirst ihn aber sehr bald sehen.“

„Nicht, nicht, immer nicht und ewig nicht. Dreitausend Jahre schon warte ich hier auf das Wiedersehen meiner Kinder, die Ihr mir geraubt sammt ihrem Vater. Der schwarze Mann versprach mir immer, daß ich sie bald wieder in meine Arme schließen werde, und seit er nicht mehr kommt, versprecht Ihr es mir an seiner Stelle; aber Euer Versprechen geht nicht in Erfüllung. Mein Haar ist grau, steinalt mein Gesicht, die Augen dunkel und krank mein Herz; soll ich noch tausend Jahre warten, bis sie kommen? Ich möchte sterben, aber ich sterbe nicht; ich möchte weinen, aber ich habe keine Thränen mehr; ich möchte wüthen und um mich schlagen wie früher, aber ich habe keine Kraft dazu. Und denken kann ich auch nicht mehr, es brennt mir lichterloh im Kopfe und feurige Mäder rollen durch mein Gehirn. Geht mir meinen Gemahl, meine süßen Kinder wieder, und ich will Euch alles Leid verzeihen, welches Ihr mir bereitet habt!“

„Wartet nur noch eine kleine Weile, dann werden sie kommen und Euch abholen!“

„Warten, und immer wieder warten! Ich habe ge-wartet, bis ich alle Namen vergessen habe, den meinigen und den meines Geliebten; auch wie die Kinder heißen, weiß ich nicht mehr. Sagt mir doch, waren es Knaben, oder waren es Mädchen? Es ist so traurig, von ihnen ge-schieden zu sein! Ich weiß nicht mehr, was der schwarze Mann von mir wollte, aber er sagte mir oft, daß ich so schön sei und daß ich sie wiedersehen würde, wenn ich ihn nicht mehr so böß anfähe; nun bin ich häßlich geworden und er kommt nicht; ich wollte ihm gern ein freundlich Angesicht zeigen, damit er mir meinen Wunsch erfülle, aber er kommt nicht; ich wollte vor ihm knien, ihm die Füße küssen, wie ich es so oft gethan habe, und ihn bitten, aber er kommt nicht. Er kommt nicht und der Tod auch nicht; ist das nicht traurig? Nehmt doch das große Messer, welches Ihr hier an der Seite tragt, und stoßt es mir in die Brust! Mein Herz thut mir wehe, und es wird ruhig werden, wenn Ihr es gut getroffen habt. Ihr schüttelt mit dem Kopfe? Geht, Ihr wollt mich auch quälen so wie die Anderen alle, aber ich werde doch noch sterben, und

§

dann — nein, nein, weicht fort von mir! Ich bin nicht mehr schön, und Ihr sollt mich nicht anrühren. Eure Augen glühen wie Feuer und Eure Hände brennen wie die Krallen des Teufels. Ihr seid in der Hölle geboren; macht Euch von hinnen, geht; geh, geh, Du Teufel, der meine Seele verderben und meinen Leib vernichten will!“

Sie hatte mit immer wachsender Aufregung gesprochen, und die letzten Worte klangen kreischend und schneidend wie die Worte einer Wahnsinnigen. Der Mann antwortete darauf mit leiser, eindringlicher, begütigender Stimme, sie aber stieß jene seufzenden Ausrufungen aus, welche die Anstrengung, sich aus den Armen einer kräftigen Person zu befreien, hervorbringt.

„Laß mich, laß mich, nimm Deine Hand von mir, Un-festiger! Dein Odem ist heiß und Dein Angesicht verzerrt; ich mag Dich nicht sehen, ich kann Dich nicht leiden! Ich gehöre nur Einem, und der ist stark und mächtig. Stehst Du, wie er um sich schlägt und wie sie fallen vor seinen gewaltigen Streichen? Mir ist so angst und die Kinder wimmern. Ich schreie und rufe, aber Niemand will kommen, um ihm beizustehen und den gräßlichen Reiter vom Pferde zu schlagen. Aber horch! Raschelt es nicht in den Zweigen? Es kommt Einer und noch Einer. Sie werfen sich mit Macht auf sie, aber der Erste fällt und der Zweite läßt sich von hinnen locken. Meine Sinne schwinden mir — und nun wache ich auf, die Kinder sind fort, er ist fort und ich, ich bin gefangen. Aber er wird wiederkommen und die beiden Anderen auch, und dann, dann — gehe, sage ich Dir, gehe, sonst tödtet ich Dich. Ha, das ist Dein Dolch! Ich habe ihn Dir entrisen und werde ihn in Dein giftiges Blut tauchen. Fort, fort, Schlinge, sonst stoße ich zu!“

Es war dem entschlossenen und frohlockenden Tone anzuhören, daß sie sich losgerissen hatte und mit gezückter Waffe vor ihm stand. In dem Inneren Achtenhagens kochte es; alle seine Fibern zuckten, ihr beizuspringen, aber die Mauer befand sich zwischen ihm und ihnen. Sein Blut wallte vor Zorn und Aufregung ihm heiß durch die Adern; die Hände ballten sich und die Füße zuckten gegen das feste Gestein, als wollten sie es mit kräftigem Tritte zermalmen. Da — was war das? Bei dieser Bewegung trat er gegen einen Gegenstand, der seine sofortige Be-achtung in Anspruch nahm. Er bückte sich, um ihn mit den Händen zu untersuchen und fand, daß es eine starke Eisenstange sei, welche mit ihren beiden Enden fest in den untersten Mauerstein eingelassen war und einen breiten Griff bildete, mit dessen Hülfe — er dachte nicht weiter, sondern faßte die Stange, stemmte die Kniee kräftig gegen den Boden und zog. Der Stein gab nach; er löste sich von der Mauer ab und ließ sich ohne jegliches Geräusch nach innen ziehen; zwei Riemen waren in den Boden ge-fugt, in welchem sich jedenfalls einige Mädchen bewegten, auf denen er ruhte. Die entstandene Oeffnung war so groß, daß selbst ein starker Mann hindurchkriechen konnte, und mündete jenseits unter einer Steinbank, deren breiter Sitz sie vollständig verdeckte. Diese Vorrichtung war jeden-falls eines jener Geheimnisse, von denen Schwalbe gesagt hatte, daß nur er und der „Schwarze“ sie kenne. Ohne weitere Ueberlegung und nur dem einen Drange, der be-drohten Frau beizustehen, folgend, schob er sich hindurch und sah sich in einem von hohen Mauern eingeschlossenen länglichen Vierecke, dem die Decke fehlte; es war das in Trümmer gegangene Schiff der Kirche.

Kein Licht braunte, aber der Schein der Sterne ließ die beiden Gestalten deutlich erkennen, welche in feindseliger Haltung vor ihm standen. Der Mann war lang und schlank und schien Bedenken zu hegen, sich dem Weibe zu nahen, welches mit erhobenem Arme seines Angriffes wartete. Sie war hoch und voll gebaut; das aufgeloßte Haar wallte ihr lang über den Körper herab, und ihre Formen zeigten eine Schönheit, welche selbst die lange Gefangenschaft nicht zu zerstören vermocht hatte.

„Wage es nur, einen Schritt zu thun! Ich habe mehr als tausend Jahre gegen Deine widerliche Liebe gekämpft, aber ich habe Dich geschont, weil Deine Gültigkeit mich erbarmte. Jedoch nun ist meine Geduld zu Ende, und der Tod erwartet Dich, wenn Du nicht von mir lässest!“

„Meint Ihr?“ fragte er. Mit einem raschen Griffe hatte er ihre bewaffnete Hand erfaßt und entriß ihr den Dolch. „So, jetzt habe ich Euch wieder, und nun wollen wir sehen, wer Erbarmen hat, Ihr oder ich!“

Er hielt sie umfaßt und drückte sie fest und kräftig an sich. Sie wehrte sich gegen die gewaltsame Umarmung, aber ihre Kräfte reichten nicht zu, sich loszurichten.

„Siehst Du, meine Taube, daß Du gehorchen mußt, wenn ich will. Komm; noch bist Du schön, und — halt, was ist das!“ unterbrach er sich. Zwei Hände hatten ihn ergriffen und schnürten sich mit solchem Drucke um seine Arme, daß er die Frau fahren ließ, um sich gegen den unerwarteten Angreifer zu wenden. Dieser aber hatte nur diesen Augenblick erwartet, hob ihn empor und schleuderte ihn dermaßen zu Boden, daß sein Körper in allen Gliedern erkrachte. Dennoch aber hatte ihn der Fall nicht zu Schaden gebracht, denn noch ehe Uchtenhagen ihn wieder fassen konnte, war er aufgesprungen und hatte die Arme um ihn gelegt. Der Dolch war ihm entfallen; er mußte den Unbekannten so halten, daß dieser von seinen Waffen auch keinen Gebrauch zu machen vermochte. Dies that er und stieß dabei einen scharfen, durchdringenden Pfiff aus. Dieser Ruf galt auf alle Fälle seinen Genossen, und Uchtenhagen erkannte, daß er sich in der höchsten Gefahr befinde und vielleicht verloren sei, wenn es ihm nicht gelinge, den Gegner unschädlich zu machen. Es gelang ihm, seine Arme aus der Umschlingung zu befreien, und im nächsten Augenblicke stak sein Gnadegott in der Brust des Räubers. Dieser stieß ein heiseres Brüllen aus, fuhr mit den Händen convulsivisch durch die Luft und sank zu Boden.

„Kommt, kommt,“ raunte jetzt Karl der Frau zu; „blickt Euch und versucht, durch diese Oeffnung zu kommen! Dieser enge Weg führt zur Freiheit.“

„Zur Freiheit?“ frug sie zweifelnd. „Ich kenne die Freiheit nicht; ich weiß nicht, wie sie ist und auch nicht, was Ihr meint.“

„Schnell, schnell,“ drängte er, „sonst kommen sie und wir sind verloren!“

„Sie? Wer? Ich bin schon längst verloren und Ihr seid es auch. Ich gehe nicht von hier, bis die kommen, die ich lieb habe. Ich habe sie erwartet nun fast Millionen Jahre; aber jetzt sind sie auf dem Wege. Hier im Herzen wohnt eine Stimme, die sagt es mir, und so darf ich nicht mit Euch gehen, denn dann würden sie mich ja nicht finden.“

„Ja, Ihr habt recht, sie sind schon auf dem Wege,“ antwortete er, auf ihre Idee eingehend, um sie zur Eile zu

bewegen. „Ich soll Euch zu ihnen führen; kommt, sonst glauben sie, Ihr habt ihrer vergessen und wollt Nichts von ihnen wissen!“

„Zu ihnen führen? Warum kommen sie nicht selbst?“

„Weil man Euch nicht gehen lassen würde, wenn sie Euch losforderten. Wir müssen heimlich entweichen, denn wenn man uns bemerkt, so werden wir in Fesseln gelegt.“

„Das ist schlimm! Ich habe auch in Fesseln gelegen viele, viele Jahre. Kommt, laßt uns fliehen! Ich will zu meinen Kindern und zu ihm, zu ihm, o kommt, kommt!“

Jetzt bog sie sich freiwillig nieder, um durch die Oeffnung zu schlüpfen, welche Karl ihr zeigte. Aber schon war es zu spät zur Flucht, wenigstens für ihn, denn schon wurde es in dem dunklen Raume hell. Der Pfiff des Erstochenen war gehört worden, und seine Leute eilten jetzt herbei, um nach der Bedeutung des Signales zu forschen. Sie erreichten den Ort grad' in dem Augenblicke, an welchem die Frau verschwunden war, sahen den Leichnam in seinem Blute liegen und stürzten sich mit lautem Wuthgebrüll auf Uchtenhagen, welcher sie mit dem entblößten Schwerte empfing.

Anfangs waren ihrer nur wenige, bald aber rief das Lärmen noch Andere herbei; der junge Mann wurde umzingelt und mußte erkennen, daß selbst die Kräfte eines Herkules nicht hinreichen würden, ihn von seinen Widersachern zu erlösen. Es gab für ihn nichts, als nur den Tod, und um sein Leben so theuer wie möglich zu erkaufen, focht er mit heldenmüthiger Tapferkeit, bis er von den Feinden so umdrängt ward, daß er für die Klinge nicht den nöthigen Spielraum mehr fand. Sie ergriffen ihn, warfen den aus mehreren Wunden Blutenden zu Boden und fesselten ihn unter den grausamsten Mißhandlungen Hände und Füße.

„So,“ rief Einer von ihnen, „den haben wir sicher! Nun laßt uns forschen, wie er in die Kirche gekommen ist!“

Der Gefangene wurde nun mit Fragen bestürmt, denen durch Fußtritte und Faustschläge noch ein besonderer Nachdruck verliehen ward; er aber setzte ihnen ein unverbrüchliches Stillschweigen entgegen und ließ sich durch keine Drohungsbewegen, auch nur ein Wort zu sprechen. Ergrimmt über diese Schweigsamkeit und den Tod ihres Anführers, rissen sie ihn empor und schleiften ihn von daunen.

„Schafft ihn hinüber zu dem Ritter, den wir zum Tode verurtheilt haben,“ befahl der vorige Sprecher, welcher an Stelle des Todten das Kommando zu übernehmen schien. „Auch der hat uns viel Blut gekostet, und Beide sollen zu gleicher Zeit ihren Lohn bekommen. Vorher aber werden wir schon noch erfahren, wie es diesem da gelungen ist, über die Mauern zu kommen, und was er hier gewollt hat. O, es giebt ganz herrliche Mittel bei uns, einen Stummen zum Sprechen zu bringen!“ —

In der Kirche wurde es leer und dunkel; die Davongehenden hatten nicht bemerkt, daß schon längst zwei scharfe Augen unter der Bank hervorgelauscht und ihr Thun beobachtet hatten. Jetzt streckte sich der Kopf vollends hervor; ihm folgte der übrige Körper, und bald stand Jobst Schwalbe in dem verlassenen Raume.

„So ist es,“ murmelte er, „wenn man der Jugend zu viel Vorsicht zutraut! Wie er nur die Oeffnung gefunden hat? Nun schaffen sie ihn jedenfalls zu seinem Bruder, und ich muß sehen, wie ich sie losbekomme. Es war ein gar guter junger Herr, und zugehauen hat er

wie ein Alter; es wäre doch jammer schade um ihn, wenn er zu Grunde gehen müßte wie Alle, die in die Betlöcher kommen!"

Er bog sich nieder und flüsterte zurück:

„Verhaltet Euch ruhig, Frau Gräfin, bis ich wiederlehre! Ich werde Euch dann zu Euren Kindern führen!“

„Sie hat mich immer gedauert,“ fuhr er im Selbstgespräche fort, „und wenn ich auch nicht weiß, wer sie ist und wohin sie gehört, so werde ich sie doch mitnehmen, wenn mir der Streich gelingt. Wie das aber vorhin mit ihr und ihm zugegangen ist, das kann ich mir nicht erklären; aber ich denke, daß ich es wohl noch erfahren werde. So, jetzt werden sie drüben sein, und nun kann ich ihnen folgen.“

Nachdem er sich durch aufmerksames Lauschen noch einmal überzeugt hatte, daß er völlig unbeobachtet sei, schlich er leise dem Ausgange zu.

— 8 —

Die Rose am Güntersberg.

Wer Stargard verläßt, um nach Neek zu gelangen, der kommt, nachdem er Hansfelde, Sudow und Zachan passirt hat, nach dem Kirchdorfe Güntersberg, welches einst dem Simon von Güntersberg zu Eigen war, der sich durch seine vielen und hartnäckigen Fehden mit denen von Wedel bekannt gemacht hat.

Die Familie von Wedel war eine weit verzweigte und berühmte Familie, deren Macht so bedeutend war, daß einmal siebzehn ihrer Glieder auf fünfzehn Jahre in den Dienst des deutschen Ordens traten und sich anheißig machten, hundert gewappnete Ritter und Knechte nebst hundert Schützen, bewaffnet mit Panzer, Eisenhut, Hundeslegeln und Armbrüsten zu stellen und diesen streitbaren Leuten noch vierhundert Pferde beizugeben.

„Als der deutsche Ritterorden am 15. Juli 1410 die große Schlacht bei Tannenberg verlor, betrachtete der König Wladislaus Jagello von Polen das Ländchen Schievelbein als ein erobertes Land und überließ es im August desselben Jahres dem Herzog Bogislaw von Pommern, der es in Besitz nahm. Das aber hatte die Folge, daß die Wedel vertrieben wurden und sie das Land verließen, welches an Pommern gefallen war. Sie zogen sich auf ihre Besitzungen außerhalb der Grenzen Schievelbeins zurück und hausten besonders auf Falkenburg an der Drage, welche Stadt noch heute im Kreise Dramburg des preussischen Regierungsbezirkes Köslin liegt. Durch den Frieden von Thorn im Jahre 1411 erhielt der Orden jene Besitzungen wieder zurück. Allein nun waren die Wedel mit dem Orden gespannt und blieben außen. Der Waldmeister von Schievelbein gab sich viele Mühe, sie zur Rückkehr zu bewegen, sie aber verweigerten sie und versprachen sie nur unter der Bedingung, daß ein neuer Hochmeister gewählt werde, dem sie dann huldigen wollten, damit sie wüßten, an wen sie sich halten könnten. Aus der Aengstlichkeit, mit welcher der Waldmeister den Comthur und Statthalter zu Elbing bittet, doch ja, sobald ein neuer Hochmeister gewählt sein werde, an alle Wedel zu Falkenburg, Altwedel, Nienwedel zc. zu schreiben und sie herzlich

†

zur Huldigung zu ermahnen, sieht man, wie viel dem Orden daran gelegen war, mit dieser Familie auf gutem Fuße zu leben. Unterdessen blieben die Wedel, wo sie waren, und es gelang nicht, sie gegen den Orden freundlicher zu stimmen. Nur Erasmus von Wedel, der die Hälfte der Stadt Neek besaß und daselbst auch wohnte, betrachtete sich als Vasall des Ordens und wurde deshalb von seinen Vetteren vielfach angefeindet. Die andere Hälfte der Stadt gehörte Jancke von Stegelitz.“ So erzählt eine alte Chronik derjenigen Gegenden, in welche uns die Ereignisse unserer geschichtlichen Erzählung führen. — —

Es war an einem hellen, kalten Wintermorgen, als ein Reiter Altwedel verließ und auf der Straße nach Güntersberg lustig dahintrabte. Es war ein junger Mann, der nicht längst erst die Zwanzig zurückgelegt haben konnte; auf seinen Wangen glänzte die Röthe der Gesundheit, und über sein ganzes Wesen breitete sich jene anziehende Frische aus, welche die kräftigen Jahre der Jugend zu begleiten pflegt und für den Menschenkenner eines der nothwendigen Merkmale zur Beurtheilung des Characters bildet. Er war ohne alle Begleitung und sah auch nicht so aus, als ob er einer solchen bedürfe, um irgend ein galantes oder auch ernstes Abenteuer zu bestehen. Vielmehr blickten die hellen, offenen Augen wie suchend im Kreise umher, als wüßte er sich irgend eine Gelegenheit, seinen ritterlichen Muth die Probe bestehen zu lassen.

Da, wo die Straße zur linken Hand sich der Ihna zuneigt, liegen rechts einige kleine, langgestreckte Seen, welche zur schöneren Jahreszeit allerlei Federwild beherbergen und mit dichtem Schilf bestanden sind. Ungrenzt sind oder waren sie vielmehr zur damaligen Zeit von gefährlichem Sumpf und Moorboden, welcher erst in einiger Entfernung von dem Wasser diejenigen Bestandtheile annahm, welche zur Ermöglichung eines dichten und kräftigen Baumwuchses nothwendig sind. In den hohen Schilf- und Riedgrasbeständen verbarg sich eine ansehnliche Bevölkerung von Hasen und anderem jagdbaren Gethier, und gar manch ein fetter, saftiger Braten ward von dem unfruchtbaren Boden geholt, welcher sonst des Nutzens wenig brachte. Weiterhin zog sich die Straße durch dunkle Kieferwaldung, die in ihrem eintönigen Character dem Wandrer die Einsamkeit der Gegend in höherem Grade empfinden ließ, und wer von dem Besizer dieser Waldung, dem Ritter Simon von Güntersberg, gehört hatte, der betrat sie immer mit einem Gefühle von Unsicherheit, denn derselbe gehörte zwar nicht zu der edlen Gilde der Buschklepper und Wegelagerer, war aber sonst ein gar strenger und wilder Gesell, der durch die Rauheit und Rücksichtslosigkeit seines Wesens sich verschrien gemacht hatte. Er liebte es, die ihm auf seinem Gebiete Begegnenden scharf anzusprechen, um sich an ihrer Angst und Beklemmung zu weiden, und dabei mußte man den grimmen Herrn ruhig gewähren lassen, wenn man Schlimmeres vermeiden wollte. Er saß als ein strenger Fürst auf seinem Grund und Boden, erkannte kein anderes Gesetz als nur seinen Willen, und wer sich gegen denselben auflehnte oder auch nur einen leisen Zweifel über die Giltigkeit desselben hegte, der durfte froh sein, mit heiler Haut und einigen derben Puffen davonzukommen.

(Fortsetzung folgt.)

Freierstunden am häuslichen Herde.



Redaction, Druck und Verlag von G. G. Münchmeyer in Dresden, Jagdweg 11.

Filialen: Berlin, Ruppinerstraße 44; Wien, Josephstadt, Wickenburggasse 3; Dortmund, Düsselstraße 6.

Der beiden Quikows letzte Fahrten.

Historischer Roman aus der Jugendzeit des Hauses Hohenzollern von Karl May.

[Fortsetzung.]

Uebersetzung und Dramatisirung wird vorbehalten.
Nachdruck gerichtlich verfolgt.

So viel Scheu man vor dem Alten hatte, so geliebt war sein schönes Töchterlein Brunnhilde, die als ein Engel auf Güntersberg waltete und überall Segen verbreitete, wohin ihr kleiner Fuß nur trat. Sie war ein gar herrliches, freundliches und herziges Wesen, und der Abgott ihres Vaters, der gar manchen seiner Streiche unterließ oder in Güte sühnte, weil er dem Blicke ihres Auges und dem Wohlklange ihrer Stimme nicht zu widerstehen vermochte. Trotzdem sie ein Muster ächter Weiblichkeit war, besaß sie doch einen festen, ja starken Character; was sie einmal ergriffen hatte, das führte sie auch sicher durch und es gab sogar Fälle, wo sie mit dem Vater in offenen Kampf trat, um irgend einen Geängsteten oder Bedrohten gegen ihn in ihren liebevollen Schutz zu nehmen. Eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen war die Jagd, der sie ihre freien Stunden mit jugendlicher Fröhlichkeit widmete, und obgleich es ihrem weichen Gemüthe wehe that, die Beute leblos vor sich liegen zu sehen, so bereitete es ihr doch ein hohes Vergnügen, im kühnen Ritze scharf hinter dem Wilde herzufliegen.

Der Reiter hatte den ersten, kleineren See erreicht; er ließ den Blick über denselben schweifen und gewahrte an den Ufern eine Anzahl von Schlagwänden, wie sie zum Fangen wilder Enten angelegt und benutzt werden. Da auch er ein Freund der Jagd war, so lockten ihn diese Vorrichtungen zur Beschäftigung. Er leitete das Pferd bis an das hohe Schiff, stieg ab und befestigte das Thier, indem er die Zügel um einen Büschel des festen, holzigen Grases wand. Sodann schritt er auf die Wände zu, um die Art und Weise ihrer Anfertigung in Augenschein zu nehmen.

Noch war er damit beschäftigt, als er von fern her das Raufen von Pferden hörte, deren Hufe den festgefrorenen

Erdboden stampften, daß es weithin zu vernehmen war. In jenen Zeiten war Vorsicht bei allen Dingen und zu allen Zeiten nöthig; er trat deshalb hinter eine der Wände, um zu warten, bis die Reiter vorüber seien.

Es war eine Cavalcade von mehreren Personen. Voran kamen zwei Falkeniere. Sie waren jeder mit einer Falkeniertasche versehen, die an einem rothledernen, ausgefranzten Bandelier hing, und trugen auf starken, hirschledernen Handschuhen je einen Jagdfalken. Hinter ihnen wurde eine Cage mit Reservefalken getragen und dann folgte auf weißem Rosse eine weibliche Gestalt. Den Zug schlossen auf starken Kleppern zwei Knappen, denen die Aufgabe zufiel, die Beute an sich zu nehmen.

Zuerst wurde das Auge des jungen Mannes von den Vögeln angezogen. In vollständig ruhiger Haltung saßen sie auf den Fäusten ihrer Träger, die Köpfe verhüllt von einer lebernen Steckhaube, die verziert war mit farbigen Tuchlappen und einem Trosch von schillernden Federn, die man in Form einer Nette zusammengewunden hatte.

„Lauter Wildfänge,“ murmelte er mit Kennermiene, „drei Schlachtfalken und ein Schmerlfalke, kein einziges edles Thier! Der Besitzer muß an der edlen Beize wenig Wohlgefallen finden. Wem mögen sie wohl gehören?“

Bei dieser Frage erst richtete er den Blick auf das Mädchen und war vor Ueberraschung fast einige Schritte aus seinem Verstecke hervorgetreten.

„Welch' ein herrliches Wesen! Wie sie sitzt, wie sie reitet, und Welch' eine Lieblichkeit ihres holden Angesichtes. O, wüßte ich doch, wer sie ist! Ich werde ihnen folgen, um es zu erfahren!“

Es war das nicht nothwendig. Gefolgt von einigen Knechten kam eine Koppel von entfesselten Weizhunden seitwärts über das Moor geflogen, vor sich zwei Hasen,

welche den Weg nach dem spiegelglatt gefrorenen See einschlugen. Sofort hielt der Trupp, und die beiden vorderen Falken wurden abgehäubt und gegen den Wind emporgeworfen. Sie flogen zunächst in die Höhe, zogen oben einige Kreise, um die unter ihnen liegende Gegend zu übersehen, und folgten sodann, als sie das Wild erblickten, demselben schnellen Fluges. Jetzt wurde auch einer der Reservec Falken losgelassen, der dieselbe Richtung einschlug. Die drei Vögel stießen wiederholt auf die Hasen, schlugen sie mit den Ballen und versuchten, sie zu ergreifen, aber die wohlgenährten Thiere waren zu stark und kräftig für sie, warfen sich auf den Rücken und streiften so ihre geflügelten Feinde ab oder duckten sich nieder und schossen, sobald der Angreifer auf sie niederfuhr, eiligen Laufes von dannen, so daß er Mühe hatte, sich vor einem lebensgefährlichen Schlagen auf das harte Eis zu bewahren.

„Das war voranzusehen bei dieser Art von Schlachtzeug,“ meinte der unsichtbare Beobachter vor sich hin. „Zur Hasenjagd gehören die größten Edelfalken, isländische Beizer, Geierthiere oder meinetwegen auch ausländische Blaufüße! Doch diese kosten einen schweren Preis, und wer nicht gern tief in die Geldtruhe greift, der wird vergebens nach einem Hasenbraten lüftern sein. Doch, was ist das? Die Unvorsichtigen wagen sich auf das Eis, und ich meine nicht, daß es stark genug sei, um Reiter zu tragen!“

Wirklich war es so. Die beiden Falkeniere waren, indeß die Uebrigen zurückgeblieben, den Falken auf den See gefolgt. Die letzteren hatten die vergebliche Jagd aufgegeben und suchten das Weite, ohne auf das wiederholt ihnen zugerufene „Hilo, Hilo!“ zu achten. Die zwei Männer griffen in ihre Taschen und luderten ihnen einige mit Fleischstücken besteckte Federspiele nach, aber nur der eine kehrte auf diese Lockung zurück; der andere war bald den Augen verschwunden.

„Das ist eine schlecht geschulte Jagd, deren ich mich schämen würde. Aber welch' eine Unvorsichtigkeit! Der Mann bleibt auf dem dünnen Eise halten, um sein lüderliches Thier zu ergreifen. Er wird einbrechen!“

Raum waren diese Worte gesprochen, so geschah auch das Befürchtete. Die schwache Decke hatte bisher nur wegen der Flüchtigkeit der über sie Dahineilenden gehalten, jetzt, da eine schwere Last ruhig auf ihr hielt, krachte sie unter lautem Knirschen zusammen. Zum Glück lag die Stelle nicht weit vom jenseitigen Ufer entfernt. Der Reiter trieb sein bis an den Sattel eingesunkenes Roß mit kräftigen Stößen und Schlägen an, und es arbeitete sich mit Anstrengung aller seiner Kräfte auch wirklich glücklich bis hinüber. Dort hielt es, von dem scharfen Eise verwundet, an allen Gliedern zitternd an und war nur erst nach längerer Zeit zum Weiterschreiten zu bewegen.

Das Mädchen hatte bei dem Einbrechen ihres Dieners einen lauten Schreckensruf ausgestoßen und eilte ihm jetzt entgegen, um sich von seinem Zustande zu überzeugen. Sie sah, daß er keine körperlichen Verletzungen davongetragen hatte; aber durch dieses Ereigniß schien ihr die Lust zur Fortsetzung der Jagd vergangen zu sein, und sie gab den Befehl, zurückzukehren.

Gedankenvoll blickte ihnen der Jüngling nach.

„Da reitet sie hin! noch nie im Leben sah ich solch' ein engelgleiches Wesen,“ dachte er. „Ist mir doch, als

ob eine jener gütigen Elfen oder Feen, von denen die alte Amme mir in meiner Kindheit erzählte, hernieder gekommen sei, um mir das Herz gefangen zu nehmen im süßen, unendlich sehnsuchtsvollen Gedanken. Wie klopf mir der Puls, wie bangt mir die Seele! Könnte doch ein Blick dieser Augen auf mir ruhen ein einziges Mal! Ein einziges? Nein, viele tausend, tausend Male, immer. Aber sie ist fort, fort vielleicht nach Güntersberg, die Tochter unseres Erbfeindes, der auf Haß und Böses stunt, so oft er der Webels gedenkt. Ist sie eine Güntersberg, so werde ich sie nur als Feindin sehen, als Feindin, die mir Unheil wünscht. Unheil? Was habe ich ihr gethan? Ich möchte ihr Liebes und Gutes wünschen all' mein Vebelang und würde mich glücklich preisen, wenn sie das alles nur aus meinen Händen nehmen möchte. Ja, ich muß sie wiedersehen, ich muß wissen, wer sie ist und zu wem sie gehört, und dann werde ich nachdenken, wie es möglich ist, ihr zu nahen, ohne daß sie in mir den Feind erkennt!“

Er schritt dem Orte zu, an welchem er sein Pferd gelassen hatte, löste dieses vom Schilke los, setzte sich auf und ritt auf der Straße weiter, die er bisher verfolgt hatte und welche auch die schöne Jägerin eingeschlagen hatte.

Diese verfolgte indeß ihren Weg weiter bis an das Thor von Güntersberg, welches geöffnet ihrer harrete, weil man ihr Kommen bemerkt hatte. Eben als sie abstieg, trat aus dem Stalle ein Ritter, welcher, als er sie erblickte, mit erfreutem Ausdrucke seines bartbewaldeten Gesichtes auf sie zueilte.

„Gott zum Gruße, schöne Jungfrau!“ rief er schon von Weitem. „Soeben bin ich hier eingetroffen und vernahm zu meinem großen Leidwesen, daß Ihr Euch auf der Jagd befändet. Daher ist mir Euer frühzeitiges Erscheinen ein gar fröhliches Ereigniß, und ich werde Euch zu Eurem Vater begleiten, damit wir ein Stündlein der Erholung pflegen und ich die Sache mit Euch besprechen kann, welche mich schon am frühen Morgen zu Euch geführt hat.“

Das war eine so lange und wohlgesetzte Rede, wie sie Herr von Jancke von Stegelitz wohl seit langen Jahren nimmer gehalten hatte. Er war ein alter, schweigsamer Gesell, der mit dem Schwerte besser umzugehen verstand, als mit der Zunge, und mit dem vollen Weinhumpen besser als mit der frommen Hanspostille. Und dazu hatte er von einer Sache gesprochen, die er vorbringen wollte, und sich dabei aller jener Kernwörter enthalten, mit welchen sonst seine Ausdrücke gespickt und wohlbereichert waren. Da mußte die Sache wohl eine gar absonderliche sein, und es war daher kein Wunder, daß Fräulein Brunhilde sich beeilte, hinauf zu dem Vater zu kommen, obgleich sonst die Unterhaltung der beiden wackern Degen wenig Anziehendes für sie zu haben pflegte.

Der alte Simon wartete der beiden Ankömmlinge schon unter der geöffneten Thür.

„Es soll mich bedünken,“ meinte er scherzend, „daß Küche und Keller auf Güntersberg nicht schlecht sein müssen, da so ein Kenner wie Ihr, Herr Jancke, sich schon des Morgens bei mir einfindet. Aber das soll mich nicht verbrießen, und ich werde Euch, wie alle Tage, auch in Allem tüchtig und genügend Bescheid thun.“

„Ihr irrt Euch, Herr Simon,“ antwortete der von Stegelitz; „wenn Ihr meint, daß Euer Wein und Braten die Schuld an meinem frühen Kommen tragen, vielmehr

habe ich mich so baldig aufgemacht, weil ich dachte, daß der Morgen sich besser zu einer wichtigen Unterredung schicke als der Abend, weil uns stets schon des Mittags die Geister der Flasche auf allerhand dummen Schnickschnack bringen, der uns nicht eher Ruhe läßt, als bis wir ihn gehörig ausgeschlafen haben."

"Wichtige Unterredung? Dunner Schnickschnack? Und dabei seid Ihr so feierlich, wie der fromme Pater Albinus wenn er Wasser trinkt! Tretet herein, nehmt einen Schluck und wärmt Euch, denn ich glaube, daß die Kälte Eurem Kopfe unterwegs geschadet hat."

"Was dies betrifft, so irrt Ihr Euch, Better, denn noch niemals hat mein Kopf einen so klugen Einfall gehabt, wie derjenige ist, von dem ich Euch berichten werde."

"So nehmt Euch Euren altgewohnten Sessel und erzählt! Brunnhilde mag uns währenddes den Imbiß bereiten."

"Mit nichten, sondern ich meine vielmehr, daß es besser sei, wenn sie hier bleibe; ich habe die Jungfrau derothalben gleich mit zu Euch gebracht, da meine Worte nicht bloß Euch, sondern auch ihr gelten werden."

"Was zum Henker, Better, Ihr wollt sie doch nicht etwa gar zur Hochzeit von mir begehren!"

"Hört, laßt doch lieber die Leute erst vollständig ausreden, ehe Ihr ihnen die Worte vom Munde wegnehmet. Ich habe mir von dem Pater Albinus einen Aufsatz machen lassen, der Euch Wunder genommen hätte, und ihn mit vieler und großer Mühe auswendig gelernt, und nun ich eben beginnen will, Euch die wohlgelungene Rede vorzudeclamiren, fällt Ihr mir in das Wort mit Eurer Frage, ob ich Jungfrau Brunnhilde zum Weibe begehre. Das ist doch bei allen Teufeln geradezu zum Dreinschlagen, und wenn Ihr nicht der Vater meines Weibes werden solltet und noch dazu obendrein mein Mitgesell und werther Better wäret, so wollte ich Euch wohl lehren, den Mund zu halten, wenn ein Anderer zu reden begehret. Ob ich sie zur Hochzeit möchte? Freilich, und ich sehe auch gar nicht ein, warum ich diesen Wunsch nicht haben soll! Bin ich doch ein Kerl, der sich überall in Ehren sehen lassen darf; und was dem jungen Weiblein etwa nicht behagen sollte, das kann ich ja zur Seite thun, denn in Liebe und Freundlichkeit läßt sich noch gar Manches aus mir machen."

Brunnhilde hatte sich erröthend abgewendet und war an das Fenster getreten, um ihre Verlegenheit und Rathlosigkeit zu verbergen. Herr Jancke von Stegelitz stand, wie auch seine grauen Haare bewiesen, schon seit Langem nicht mehr in den Jahren, in denen man vorzugsweise der süßen Minne obzuliegen pflegt, auch war er ein gar barscher und ungelecker Bär, der es wohl wenig verstand, mit einem zarten Gemahl in der rechten Weise umzugehen, aber er war des Vaters treubewährter Bundesgenosse, der gar wohl Schonung und Rücksicht verdiente, und wenn sein Antrag ihr auch keineswegs willkommen sein konnte, so ehrte er sie doch immerhin und war ihr ein Beweis davon, daß sie nicht ungeeignet sei, neben der Liebe und Zuneigung auch Achtung zu erwecken. Irgend eine Unsicherheit über die Art und Weise, wie sie seiner Werbung zu begegnen habe, fühlte sie nicht und konnte die Antwort ruhig dem Vater überlassen, welcher, wie sie wußte, ganz andere Absichten mit ihr hegte und also wohl jetzt keinen Entschluß fassen werde, der ihrem Wunsche zuwider sei. In diesem Sinne nahm er auch das Wort, indem er sagte:

"Laßt es gut sein, Better, daß ich Euch um die

schöne Rede gebracht habe; es ist Euch damit kein Schade geschehen, denn sie wäre zu spät gekommen, und darum ist es mir ganz recht und lieb, daß sie unterblieben ist."

"Zu spät?" rief Jancke, indem er funkelnden Auges einige Schritte vortrat. "Ich hoffe, daß Ihr damit nicht etwa sagen wolle, ich müsse mit einem Korbe davonreiten. Da sollte Euch und Euer eingebildetes Jungfräulein doch gleich auf der Stelle das heilige Wetter treffen! Ich bin in ehrlicher und löblicher Absicht gekommen, und wenn Ihr mich mit dieser von Euch weiset, so werde ich Euch sammt Eurem alten Gintersberg zu Drei zermalmen!"

Die ungewohnte Höflichkeit des chrenfesten Degens war auf einmal von ihm gewichen und hatte seinem stets bereiten Zornesmithe Platz gemacht. Simon kannte ihn und ließ sich durch die barschen Worte keineswegs aus der Fassung bringen, sondern antwortete in ruhigem Tone:

"Wäret Ihr nicht mein Freund und Waffenbruder, so würde ich auf Eure Grobheit Euch mit dem Schwerte Gegenrede geben, da ich aber Eurer Treue und Biederkeit versichert bin, so hege ich die Hoffnung, daß Ihr Euch beruhigen werdet, sobald ich Euch sage, weshalb Eure Rede zu spät gekommen wäre."

"Bleibt mir mit Eurem Weibchen nur immerhin vom Leibe! Es mag sein was es will, so ist es doch der Grund zu dem schänden Abweise, welchen ich erfahre. Es wird sich wohl irgend ein glattes und lockeres Jünglein eingefunden haben, von dem Eurer Tochter das Köpfchen verdreht worden ist, und da muß freilich der alte, häßliche Stegelitz zurücktreten und sich von dem Lotterbuben ausstechen lassen. Aber ich gebe Euch den guten Rath, ihn nicht einmal so nahe an mich zu bringen, daß ich ihn erreichen kann, denn dann würde ich ihm die Fuchshaut walken, bis sie so dick ist, wie die Ringmauern von Stargard oder Neek!"

"Das werdet Ihr so bald wohl nicht unternehmen, denn der junge Wedel auf Neek weiß sich zu wehren, und sein Vater, der alte Erasmus, ist ja stets und heute noch Euer Freund gewesen, trotzdem sein ganzer Anhang zu Falkenburg, Friedland, Tüß und Draheim sich deshalb gegen ihn aufgeworfen hat."

"Der Wedel — mein Mitcumpau auf Neek? Der soll die Brunnhilde haben? Der scheinheilige, heimtückische Gefell, der es nicht einmal der Mühe für werth hielt, mir ein Wörtlein davon zu berichten? Dem werde ich die Minne versalzen, daß er den Mund aufreißen soll von Nordosten bis Südwesten!"

"Ihr werdet Ihm wohl nicht viel thun dürfen, Better, da er vollständig unschuldig ist und von unserm Plane noch nicht das Mindeste weiß und erfahren hat."

"Unserm Plane? Ein Plan ist es also? Und wer ist denn Derjenige, welcher ihn mit Euch ausgesonnen hat?"

"Der Erasmus selbst, und wenn Ihr die Gründe kennt, wegen denen ich ihm meine Tochter als Schwägerin angeboten habe, so werdet Ihr mir nicht länger zürnen. Brunnhilde selbst hat bis auf diese Stunde noch nichts von der Sache geahnt, und sie sollte verborgen bleiben bis späterhin; da Ihr aber das Mädchen mit hereingebracht habt, so mag sie hiermit meinen Willen kennen lernen. Die von Dorf und Wedel mit ihrem ganzen Anhang finnen auf Unheil gegen mich, und es wird gar bald zur offenen Fehde kommen. Auch Euch sind sie gewaltig feind, und daher gebot mir die Klugheit, mir aus ihrer eignen Mitte einen Freund zu erküren, der mir gegen ihre Rath-

schläge dient und Leistung bringt. Ich bin nicht wenig stolz auf diesen Streich, den ich ihnen spiele, denn es ist eine große Lücke, die ich durch denselben in ihre Reihen reiße, und so ein Bundesmann mag mir mehr Nutzen bringen als ein Anderer, der nicht zu ihrer Sippe gehört.“

„Den Erasmus habt Ihr angeworben für Euch und mich, Better? Das ist ein Meisterstück, auf dessen Lösung ich bisher vergebens gekommen habe, und wenn es so ist, so mag die Brunnhilde meinewegen draufgegeben werden; ich mache mir den Ruf daraus, denn aus Weiberhand ist ja nun und niemals Friede und Segen zu haben. Soll mich Gott vor einer Frau bewahren, wenn ich den alten Erasmus an ihrer Stelle bekommen kann!“

„Gut, so sind wir einig, und der Hader mag zwischen uns wohl beigelegt bleiben. Uebrigens haben sich die beiden jungen Leute noch gar nie gesehen, und der kleine Wedel, welcher bisher an dem Hofe des Kurfürsten zu Sachsen gewesen ist wird erst nach einiger Zeit eintreffen und mag sein Bräutlein sich ansehen, wenn die Sache mit den Vorks und Wedels siegreich beigelegt ist. Erst die Arbeit, dann der Preis. Jetzt aber laßt uns schauen, ob in Küche und Keller noch ein Weniges für uns zu haben ist!“

Brunnhilde, welche bisher am Fenster gestanden hatte und zu Allem schweigsam geblieben war, beachtete diesen Wink und entfernte sich. Sie hatte keine Ahnung von dem Plane des Vaters gehabt, und obgleich er nicht nach ihrem Sinne war, vermied sie doch jedes Wort über denselben, da sie wohl wußte, daß sich der Vater jetzt nicht erweichen lassen werde und von ihm, nur später Etwas zu erreichen sei. Die beiden Kriegsmänner aber saßen bei einander und sprachen von ihren früheren Abenteuern und von der Fehde, welche für sie zu erwarten stand. Darüber verging der Nachmittag, und es dunkelte bereits der Abend herein, als ihnen ein Gageträger gemeldet wurde, welcher mit seiner Waare hier zu übernachten wünsche und dabei begehre, vielleicht einen Handel mit ihnen zu machen.

Der Mann war ihnen willkommen, denn obgleich Herr Simon sein Geld anderswo brauchte, als daß er es auf den Ankauf von Stoßvögeln verwenden konnte, so waren die Falkenhändler gewöhnlich weitgereiste Leute, welche gar viel erfahren und gesehen hatten. Sie kamen meist aus Norwegen und Schweden, oft sogar von Island, und wußten so absonderlich gut zu erzählen, daß sie allüberall gerngesehene und hochwillkommene Gäste waren. Darum ließ Simon den Mann nicht in der Gefindestube abtreten, sondern ihm ein besonderes Gemach anweisen, wo er sich erholen und der Ruhe pflegen konnte.

Nach einiger Zeit trat er mit seiner Cage in den Saal. Es war dies ein viereckiger und mit Füßen versehenen Rahmen, auf welchem die Thiere angeheftet waren. Wer hent' am Morgen den jungen Rittermann gesehen hätte, welcher hinter der Eutenwand der Hasenjagd zuschaute, der hätte sich über die Aehnlichkeit desselben mit dem Vogelhändler schier verwundern müssen. Dieser machte eine gar schöne und wohlankündigende Referenz vor den Herren, stellte seine Cage vor ihnen hin und begann:

„Ich komme aus weiten und fernen Landen, Ihr Herren und Ritter, habe viele meiner seltenen und wohlgerichteten Vögel an den Mann gebracht und bin in Güntersberg eingegangen, weil ich hörte, daß Herr Simon der hohen und niederen Weize pflüge und vielleicht die letz-

ten meiner Falken im Kaufe an sich bringe. Nicht die schlechtesten sind mir zurückgeblieben, denn wißt, Ihr edlen Leute, ein guter und fürsichtiger Handelsmann sucht erst die weniger gute Waare zu verkaufen, damit er zuletzt keine Noth habe und mit dem Reste sich lange und vielleicht gar vergeblich Mühe machen müsse.“

„Wenn Deine Vögel so gut sind wie Deine Rede es ist,“ antwortete Der von Güntersberg, „so magst Du wohl bald einen Käufer finden. Was aber mich betrifft, so magst Du bei mir die nöthige Herberge und Pfléglichkeit finden, aber zum Kaufe ist mir schon seit Langem die rechte Lust abhanden gekommen. Ich bin nicht ein Kenner der Kunst des Falkenierens und habe von den Vögeln nichts als Mißbehagen und Aergerniß gehabt. Wohl giebt sich meine Tochter der Jagd mit Liebe und Eifer hin, aber es will mir an einem Manne fehlen, welcher geschickt ist in allen Vorbereitungen zu derselben, und so lange ich den nicht finde, würde es sehr schade sein um die guten Stößer, die ich kaufte.“

„So laßt Euch einen Vorschlag machen, Herr Ritter; Ich habe auf der fernen Insel Island gar manchen wackern Reikling von den hohen Felsen herabgeholt und in den Bergen Norwegens viel glücklichen Fang gemacht. Sodann war ich zu Falkenwerth bei Maftricht, wo die Kunst der Falkenzähmung nach Zunft und Regel gar wunderbar und lohnend betrieben wird, wie Ihr wißt, habe später in Holslein, dann im Bremenschen und endlich bei Meiningen, welches alles sehr berühmte Falkenierorte sind, meinem Beruf sorgsam obgelegen und sehne mich jetzt nun nach einem festen Orte, an welchem ich bleiben kann, um das, was ich gelernt, in lobfame Anwendung zu bringen. Wolltet Ihr einen Versuch mit mir machen und mich auf Güntersberg behalten, so würde ich Euch keinen Preis für diese meine letzten Thiere anrechnen und Ihr würdet gar wohl mit mir zufrieden sein in alle dem, was ein Falkenier und Kriegsmann zu leisten hat.“

„Das sind Worte, die mir wohlgefallen können! Ich habe gar manchen ritterlichen Strauß auszufechten und bedarf also stets solcher Leute, auf deren Arm ich mich verlassen kann. Aber verstehst Du denn auch ebenso gut mit den Waffen umzugehen, wie mit Köller und Raufschaupe?“

„Ich kann Euch hierin nicht anders antworten, als daß ich mich jeder Probe gern und willig unterwerfe.“

„Das ist ein stolzes Wort, dem ich wohl Folge leisten möchte; ich lerne meine Leute gern genau kennen und werde dem Wachtmeister Befehl geben, Dich in allen Waffen scharf zu prüfen.“

„Mit solchem Befehle werdet Ihr nicht viel erreichen. Ein Falkenmeister wird niemals den Sinn hegen, sich von einem Wachtmeister auf die Probe stellen zu lassen; ich würde den Mann beim ersten Stoße niederwerfen. Möchte es daher nicht Euch selbst belieben, Herr Ritter, Schwert und Lanze mit mir zu wechseln?“

„Bei allen Heiligen, die es im Kalender giebt,“ brach hier Janek von Stegelitz, welcher sich bisher ruhig verhalten hatte, los, „Du bist ein verwegener Gesell, der gar nicht weiß, was er thut und spricht! Glaubst Du wirklich, daß ein Rittermann seine Kraft im Scherze mit derjenigen eines Knechtes mißt? Aber dennoch hätte ich fast Lust, Dir das große Maul zu stopfen, welches Du aufzureißen verstehst wie nur irgend Einer. Wollt Ihr mir den Spaß gönnen, Better Simon?“

„Es kommt mir nicht in den Sinn, Euren tapfern Beginnen Einhalt thun zu wollen. Zwar ist es nicht dem schicklichen Gebrauche angemessen, aber bei solchem Falle mag es wohl zu loben sein. Ich werde den Hof in Bereitschaft setzen lassen, und bis dahin magst Du uns Deine Vögel vorzeigen.“

Er trat an das hohe Bogenfenster und rief die nöthigen Befehle hinab, dann wandte er sich zurück und trat zur Cage.

„Was für Vögel sind das?“

„Hier sind zwei Falken vom Hekla, grimme und treue Jagdgefährten, die sich sogar an das Neh wagen und niemals davonfliegen; diese beiden Gefellen sind Bürger von den Orkaden; sie gehen besonders gut auf Trappen, Reiher und Hasen und versagen nimmer ihre Schuldigkeit. Nun kommen drei Blausüße, die aus dem Lande der Tartaren stammen und über Ungarn in meine Hände gelangt sind; sie sitzen auf alles Lebendige, zu dessen Bewältigung ihre Kräfte hinlangen. Und nun seht Ihr noch einen Wander- und zwei Baumfalken, die sich vorzüglich für die niedere Jagd eignen. Zusammen eine Cage voll, zehn Stück, wie es gewöhnlich zu sein pflegt. Mit diesen Thieren bin ich sicher, daß mir kein Wild davongeht, und sie sollen fortan Guer sein, wenn Ihr sie unter meiner Obhut lassen wollt.“

„Dies kann gar wohl geschehen, wenn Du die Probe bestehest, zu der Du selbst uns aufgefordert hast. Trage die Vögel in den Falkenhof und Sorge, daß es ihnen an nichts fehle. Wir werden hinabkommen und unten Deiner warten!“

Der Cageträger wandte sich zum Gehen. In seinen Zügen war die helle Befriedigung deutlich zu lesen, und das unternehmende Lächeln, welches um seinen Mund spielte, ließ vermuthen, daß er vor der bevorstehenden Prüfung nicht die geringste Beklemmung oder Befürchtung hege.

„Halb schon ist mir mein Unternehmen geglückt,“ murmelte er vor sich hin; „das Uebrige wird sich wohl auch noch überstehen lassen. Vor dem alten Stegelitz brauche ich nicht die mindeste Angst zu haben; er ist groß im Schelten, aber klein im Fechten, und selbst wenn Herr Simon selbst zur Waffe greift, werde ich nicht erschrecken. Wenn die beiden Ritter wußten, wer der fremde Cageträger ist — wenn sie ahnten, daß sich der Sohn ihres Todfeindes in ihre Mauern gewagt habe, um nach dem größten Schak zu trachten, welchen Güntersberg umschlekt! Ich muß vorsichtig sein, denn gar leicht kann mich Jemand erkennen und verrathen; dann wäre Kerker und Gefangenschaft mein Loos, und die Summe, gegen welche ich die Meinen wiedersehen dürfte, würde gewiß nicht klein und unbedeutend sein.“

Unten angekommen, frug er nach dem Falkenhof und wurde in einen eingezäunten Winkel gewiesen, wo die Weizthiere sich unter Dach und Fach befanden.

Währenddem führten die Knechte einige Pferde auf den Platz vor dem Hauptgebäude und trugen auch die zu einem Kampfspiele nothwendigen Waffen herbei. Simon von Güntersberg und Janek von Stegelitz kamen die breite Freitreppe herab und nach kurzer Zeit stellte sich der Cageträger ein, dessen offenes Auge muthig den Kreis überflog, welchen die Knechte bildeten, die auf die Kunde von dem zu Erwartenden herbeigeeilt waren, um

sich das seltene Schauspiel, einen Ritter mit einem gewöhnlichen Kriegsknechte kämpfen zu sehen, nicht entgehen zu lassen.

Den größten Eifer, dem Waffengange beizuwohnen, zeigte der Wachtmeister Elias Siebenhaut; er hatte gehört, daß der Fremde sich geweigert habe, mit ihm zu fechten, und ergoß sich über diese Beleidigung in den zornigsten Ausdrücken.

„Was will er sein, wie ich höre?“ rief er. „Falkenmeister will er sein, wie ich höre? Und nicht fechten will er mit mir, wie ich höre? Da muß doch gleich der Teufel mit sammt allen seinen Gevattern und Basen dem hochmüthigen Menschen in die Hosen fahren, wie ich höre! Der hat sich wohl gleich gedacht, welsch' einen Willkommen er bei mir gefunden hätte, denn sonst sehe ich gar nicht ein, weshalb grad' ich es sein soll, der ihn zusammenhaut, wie ich höre! Seht, da legt er Panzer, Haube und Handschuh an, ja, sogar die Arm- und Bein-schienen; der Mensch darf kämpfen im Herrenkleide und mit ritterlicher Wehr, was unerhört ist seit dem Tage, an welchem meine Frau Mutter mich zum ersten Male erblickte. Seht, jetzt sitzen sie auf, wie ich höre; Wind und Sonne ist gestellt, und nun wird der Tanz losgehen!“

Die anderen Knechte hätten demselben gar nicht zuzusehen gebraucht, denn der Wachtmeister Elias Siebenhaut hatte die Eigenthümlichkeit, nicht schweigen zu können, eine Eigenschaft, welche man auch noch anderwärts zu finden pflegt, freilich nicht immer in dem hohen Grade ausgebildet wie bei ihm, und folgte mit seiner lauten Schilderung dem Vorgange bis in alle seine Einzelheiten.

„Seht rennen sie auf einander los. Himmel und Hellebarde, sitzt der Kerl prachtwoll zu Pferde! Weiter rechts die Lanze, Herr Janek, weiter rechts, rechts, re — — da, ich dachte mir es doch, da liegt er im Sande und streckt alle Viere gen Himmel, wie ich höre! Das war ein Meisterstoß, den ich auch nicht besser zusammengebracht hätte! Er steht wieder auf und läßt sich eine zweite Lanze geben. Gut, mach's besser, Alter! Es ist kein Spaß für einen Ritter, sich von einem gemeinen Knechte vor Aller Augen vom Pferde stoßen zu lassen. Jetzt geht es von Neuem los. Tiefer, tiefer die Lanze, Stegelitz, sonst fährt sie in die Luft, wie ich höre! den Körper vor! So bläst man Einen ja gleich vom Pferde. Da — — habe ich es nicht gesagt, wie ich höre? Da liegt er wieder im Sande. Es ist eine Schande! Ja, was soll das Fluchen und Wettern helfen; durch Schimpfen und Habern ist es nicht wieder gut zu machen. Schafft die Gänle in den Stall! So, und nehmt doch einmal die Schwerter in die Hand; wir wollen doch sehen, ob er damit auch unzugehen versteht, wie ich höre.“

Janek von Stegelitz hatte sich wieder emporgerafft; er sah ein, daß er sich eine ganz außerordentliche Blöße gegeben habe; statt aber die Schuld allein sich selbst zuzuschreiben, warf er sie auf den Gegner; er schäumte vor Wuth und drang jetzt mit gezücktem Schwerte und in einer Weise auf ihn ein, als geschähe der Gang auf Tod und Leben.

„Ruhig, ruhig, Alter,“ monologisirte Elias Siebenhaut weiter, „sonst geht es mit der Klinge nicht besser, als mit der Lanze! Er möchte die Scharte gern wieder ausweken, und ist doch viel zu hitzig, wie ich höre. Da schaut dagegen einmal den Vogelhändler an! Der steht wie eine

Tanne und wehrt die Hiebe ab so kaltblütig wie ein Eisbär. Er thut, als könne er gar nicht d'reinschlagen, aber ich wette, daß er den Stegelis müde klopfen wird, wenn er einmal anfängt, wie ich höre. Da, da habt Ihr's! Seht Ihr's? Hört Ihr's, was das für Hiebe sind? Er schlägt ihn vom Blase weg; er treibt ihn in der Runde vor sich her; da — da fliegt das Schwert in die Luft! Das war ein Kunststück, wie ich es selbst kaum bessermachen könnte. Der Kerl hat nicht mit mir fechten wollen, aber den müssen wir behalten, wie ich höre, denn solche Leute können wir gebrauchen. Schaut, Herr Jancke zieht sich langsam von dannen, und unser Ritter klopf dem braven Degen auf die Achsel! Das hat er selbst bei mir noch nicht gethan, obgleich ich wohl gar manchmal so einen Klopfer verdient hätte, wie ich höre. — Und nun will ich Euch Eins sagen, Ihr Mannen alle! Nehmt Euch vor dem Burschen in Acht, wenn er Euch zugesellt wird. Ihr treibt immer mit den Neuen allerlei Kurzweil und Scherzerei; dieser aber scheint das nicht vertragen zu können. Haltet ihn in Ehren, denn er sieht mir ganz darnach aus, als ob er sich Ruhe verschaffen könnte, wenn Ihr ihn nicht in Frieden laßt. Das Kampfspiel ist zu Ende und Ihr könnt nun wieder zum Krüge gehen; das Dünnbier wird sonst sauer, wie ich höre!"

Herr Simon von Güntersberg war mit der Probe, welche der neue Dienstmann abgelegt hatte, gar wohl zufrieden, obgleich es ihm auf der andern Seite auch nicht gleichgültig war, daß er einen Kempen, der den öffentlichen Ritterschlag empfangen, so gut und kraftvoll bedient hatte. Er freute sich innerlich, daß ihm der Gedanke nicht gekommen war, selbst zur Waffe zu greifen, denn in diesem Falle wäre es ihm ebenso gegangen wie seinem Waffengefährten, welchem seine unzeitige Hitze nur Demüthigung eingetragen hatte. —

"Du hast das Deinige gelernt," sagte er, "und kannst auf Güntersberg bleiben, so lange es Dir gefällt. Nun sage auch, wie Dein Name heißt!"

"Ich nenne mich Henning Friedländer und werde Euch ehrlich zu Diensten sein in allen Stücken, die ich auszurichten vermag!"

"Das wird Dir gute Früchte bringen; doch wirst Du von dem Kriegsdienste auf dem Felde wohl entbunden bleiben. Mein Töchterlein Brunhilde wird Deiner genugsam für die Jagd bedürfen, und Du sollst auch sonst ihr Schutz sein zu aller Zeit. Es kann gar balde kommen, daß ich von ihr gehen muß, und dann will ich sie Deinen Händen anvertrauen, damit Du über sie wachest und sie behütetest vor aller Fährlichkeit. Jetzt magst Du zu ihr gehen und ihr sagen, daß ich Dich für sie in Ding genommen habe!"

Henning Friedländer dankte seinem neuen Herrn für die ihm bewiesene gute Gesinnung und begab sich nach der Seite, auf welcher die Gemächer Brunhildens lagen. Die Magd des Fräuleins öffnete ihm, und nun stand er ja auf einmal vor ihr, von der er gewünscht hatte, daß ihr Auge auf ihm ruhen möge.

Am Fenster stehend, hatte sie dem Kampfe zugeschaut und mit klopfendem Herzen den jungen, schönen und unbekanntem Helden bewundert, der so leicht wie im Spiele den Gegner zu Boden streckte und ihm mit kunstvollem Streiche die Waffe aus den Händen schlug. Wer war er? Ein gewöhnlicher Knecht, der froh sein mußte, einen Dienst zu

finden? Es widerstrebte ihrem Innern, dieses anzunehmen, und doch konnte es nicht gut anders sein. Und als er jetzt vor ihr stand, so hoch, so stolz, trotz aller Demuth vor der Herrin, deren Befehle er zu erfüllen hatte, da wollte es ihr nicht gelingen, das gewöhnliche Du auszusprechen, und ihre Stimme klang in jenem ungewissen Tone, welcher so gern den Hörer in süßen Banden gefangen nimmt.

"Ihr seid von dem Vater zu mir gesandt, wie die Gesandin mir sagte. Welche Botschaft habt Ihr mir zu sagen?"

"Eine Botschaft, welche mir die liebste und wertheste ist, welche ich jemals ausgerichtet habe, obgleich ich nicht weiß, ob Ihr mit ihr zufrieden sein werdet: ich bin von Herrn Simon in Dienst genommen, um Euch in Allem treulich an der Seite zu stehen. Vergebt mir, Jungfrau, daß ich diesen Dienst ergriffen habe, ohne erst Euer Wort zu hören!"

"Ihr kommt ja nicht anders, und des Vaters Wille ist mir recht und gut. Aber noch weiß ich nicht, von wem Ihr kommt und wie Euer Name klingt."

"Ich komme aus weiten, fernen Landen und war zuletzt in den Gegenden, welche man Syrien und Palästina nennt; mein Name heißt Henning Friedländer; ich habe im gelobten Lande und bei den Türken und Sarazenen der Beizge sorgfältig abgelesen und gar Vieles erfahren und gelernt, was man hier bei der Jagd nicht kennt und weiß; die Vögel, welche ich mitgebracht, sind auf dortige Weise abgerichtet, und ich denke, daß sie Euch manch' einen trefflichen Fang bereiten werden."

"Ich hoffe es. Schon heut Morgen bin ich mit meinem Falken ausgewesen; aber ich habe keine Beute gemacht, und einer der Stöber ist mir sogar davongegangen. Da erregen nun Eure Worte das Verlangen in mir, die neuen Thiere so bald wie möglich kennen zu lernen, und ich möchte Euch fragen, ob Ihr trotz der ermüdenden Wanderung bereit sein könntet, heut' noch einen Jägerzug mit zu unternehmen."

"Ich bin nicht ermüdet und gehorche Euren Befehle sehr gern. Wollt mich nur benachrichtigen, wann Ihr zum lustigen Nichte fertig seid; ich werde immer in Bereitschaft stehen."

Nicht lange Zeit später öffnete sich das Thor und eine ziemlich ansehnliche Gesellschaft ritt aus demselben hervor. Herr Simon von Güntersberg wollte gern die Kunst des neuen Falkenmeisters sehen und hatte sich deshalb entschlossen, an der Jagd theilzunehmen. Jancke von Stegelitz hatte sich ihm wohl oder übel angeschlossen, und zur besonderen Bedienung der beiden Ritter war auch der Wachtmeister Elias Siebenhaut auf seinen Gaul gestiegen. An der Spitze ritten die Herren, welche Brunhilde in ihre Mitte genommen hatten; ihnen folgte Henning Friedländer an dessen Seite sich Siebenhaut gemacht hatte. Trotz der ihm zu Theil gewordenen Zurücksetzung war er gleich seit dem ersten Augenblicke dem Falkenier wohlgenogen und versuchte daher jetzt, eine gute Kammeradschaft mit ihm anzuknüpfen. Ihnen schloß sich ein Diener mit der Gage an, da Friedländer ganz gegen die gewöhnliche Sitte keinen der Vögel auf der Faust trug, und den Schluß bildeten einige berittene Knechte, welche die nöthigen Geräthschaften bei sich trugen.

„Wißt Ihr eine Neuigkeit, Herr Bruder?“ fragte Simon seinen Gefährten, „eine Neuigkeit, die Euch schier verwundern wird?“

„Mir ist nichts Neues bekannt, was so zum Verwundern wäre, außer daß ich heut Vormittag einen so ungeheuerlichen Bock mit Eurem Falkenmeister geschossen habe, daß ich gradezu aus dem Felle fahren möchte. Daß ich ein Esel bin, habe ich schon öfters geahnt, aber daß ich ein so elefantenartiger Esel bin, daß ist mir erst heut klar geworden. Ich wünsche mir, daß ich Jemanden hätte, der meinem Dummkopfe ein Duzend Mantischellen so recht aus Herzensgrund beibringen möchte! Verdient habe ich sie mehr als genug!“

„Wenn Euch das so große und schwere Sorge bereitet, so braucht Ihr Euch nicht länger zu grämen. Kommt nur getroßt herüber an meine Seite und haltet Eueru Klepper an, dann sollt Ihr haben, was Ihr begehrt!“

„Wollt Ihr mein vielleicht noch spotten? Das sollte Euch gar übel bekommen, denn wenn ich auch nicht mit dem Friedländer fertig werden konnte, weil mir mein altes Reißer ganz verteuert in den Gelenken zwickte, so ist das selbe doch nicht arg genug, als daß ich Euch nicht aus dem Sattel schlagen könnte. Erst einen Korb, dann zweimal in den Sand geworfen und endlich gar noch das Schwert aus der Hand geschlagen, wie einem zehnjährigen Bubem, der noch mit dem Steckenpferde über die Dielen kriecht, das ist zu arg. Macht, daß ich Eure Neuigkeit zu hören bekomme; vielleicht bringt mich diese auf tröstlichere Gedanken!“

„Ihr kennt doch die Quigows, die so lange Zeit Meister in den Marken gewesen sind?“

„Ob ich die kenne? Wahrlich es muß sehr richtig mit dem Esel sein, sonst könntet Ihr ja gar nicht wagen, mir so eine beleidigende Frage vorzulegen! Glaubt Ihr denn, daß ich eine alte Betschwester bin, die sich mehr um ihr sauftseliges Ende bekümmert, als um das, was in der Welt und unter Männern vorgeht? Wer die Quigows nicht kennt, der hat entweder seine ganze Zeit verschlafen, oder er ist hinter dem Spinnrocken aufgewachsen. Was ist es denn mit ihnen?“

„Sie haben den Markgrafen nicht anerkennen wollen, und sind deshalb in eine erbitterte und blutige Fehde mit ihm gerathen.“

„Das braucht Ihr mir nicht erst zu sagen, denn das weiß ich schon, ehe Ihr mir daran gedacht habt.“

„Ihr habt heut einmal Eure bittere Stunde, und weil ich solche Zeiten an Euch gewöhnt bin, so will ich die Grobheiten ruhig hinnehmen! Der Markgraf ist nun vor ihre Burgen gezogen und hat eine nach der andern erobert und in Besitz genommen. Selbst Blaue und Friesack, die beiden mächtigen Schlösser, sind gefallen, und Herr Johann von Quigow befindet sich in schmachlichster Gefangenschaft, während sein Bruder Dietrich geächtet und flüchtig im Lande herumirrt, von den Leuten des Markgrafen verfolgt und gehejzt wird wie ein Wild, und vor Angst nicht weiß, wohin er sein Haupt legen soll.“

„Ist das wahr, was Ihr mir da erzählt? Ich kann an diese außerordentliche Kunde gar nicht glauben. Die Quigows waren doch selbst mächtig genug und hatten einen Anhang, wie ihn manch' fürstlich Geschlecht nicht besitzt. Wie kann da das kleine Burggräflein von Nürnberg so einen gewaltigen Sieg über sie erringen?“

„Es ist keine Lüge, was ich Euch sage, obgleich es

auch mir sehr schwierig wurde, an das Gerücht zu glauben.“

„Woher habt Ihr es vernommen?“

„Der Falkenmeister hat mir davon erzählt. Er ist vom Süden her durch die Marken gekommen und hat die Ereignisse alle selbst mit angesehen. Er meint, daß Dietrich wohl den Weg nach Stettin einschlagen werde, weil unsere Herzüge ihm gar wohl gewogen und stets seine Verbündeten gewesen sind.“

„Wenn die Kunde überhaupt wahr ist, so zweifle ich auch nicht daran, daß er nach Pommern kommen wird. Und dann, Better, dann mögen wir uns nur alle Mühe geben, ihn auf unsre Seite zu bringen. Er ist ein gewaltiger Kriegerheld und allein mehr werth, als ein ganzer Haufe reißigen Volkes. Die Wedels werden sich sofort an ihn machen, um ihn zu gewinnen, und wer ihn bekommt der hat schon halb den Sieg errungen, noch ehe der Kampf überhaupt begonnen hat.“

„In dieser Sache, Better, will ich Euch nicht widersprechen, denn es ist wahr, was Ihr da ausgesprochen habt. Ich werde auch gar nicht säumen, ihn um seine Hilfe anzusprechen; nur müssen wir zuvor warten, bis er in Stettin eingetroffen ist. Fast möchte ich wünschen, daß dies bald geschehe; die Borks und Wedels werden immer unleidlicher, und sobald ich geschickt dazu bin, werde ich ihnen die Freundschaft abmelden. Aber sagt, was kommen dort für Reiter! Meine Augen sind nicht mehr so scharf wie früher und wollen mir in der Ferne den Dienst versagen. Kömmt Ihr vielleicht ihre Farben erkennen?“

„Ich glaube,“ antwortete Brunhilde an Stelle des Gefragten, der sich auch vergebens anstrengte, die Leute zu erkennen, „daß es Mannen des Herrn Henning von Kremzow sind. Ich habe schon oftmals Leute von ihm während der Jagd getroffen, wo ich ihnen begegnete.“

„Der Kremzow ist mit den Wedels verbündet. Sie wollen nach Güntersberg; laßt uns sehen, was sie von uns begehren!“

Simon gab seinem Pferde die Sporen und trabte den beiden Reitern entgegen. Als sie ihn erkannten, hielten sie an, und warteten, bis er in ihre Nähe gelangt war.

„Wer seid Ihr und wohin wollt Ihr?“ frug er sie.

„Wir hegen Dienst bei dem tapfern Ritter Henning von Kremzow,“ antwortete der Eine von ihnen, indem er ein versiegeltes Pergament hervorbrachte, „und wollen zu Herrn Simon auf Güntersberg, dem wir dieses Schriftenwerk zu überbringen haben.“

„Ich bin es selbst. Gebt es her!“

Er nahm es in Empfang und betrachtete es von allen Seiten, ehe er das ungeheure Siegel löste.

„Mein Name steht darauf, den kann ich lesen. Aber wie es ausschauen wird, wenn ich nach innen komme, darauf bin ich begierig.“

Er öffnete und faltete es auseinander.

„Da steht ja eine ganze Predigt geschrieben, so viel der Krähenfüße sind da zu buchstabiren. Ich vermag das nicht! Kömmt Ihr es vielleicht, Better?“

„Wenn Ihr mich wieder fragt, so gebe ich Euch einen Klapps mit meinem guten Schwerte, daß Ihr in Ewigkeit an Eure Buchstaben denken sollt. Nehmt doch den Wisch mit nach Hause, der Vater wird ihn schon zu lesen wissen!“

(Fortsetzung folgt.)

Freierstunden am häuslichen Herde.

Redaction, Druck und Verlag von S. G. Münchmeyer in Dresden, Jagdweg 14.

Filialen: Berlin, Ruppinerstraße 44; Wien, Josephstadt, Wickenburggasse 3; Dortmund, Düppelstraße 6.

Der beiden Quikows letzte Fahrten.

Historischer Roman aus der Jugendzeit des Hauses Hohenzollern von Karl May.

[Fortsetzung.]

Uebersetzung und Dramatisirung wird vorbehalten.
Nachdruck gerichtlich verfolgt.

„Aber ich möchte doch gleich wissen, was d'rin steht, damit ich den Männern Bescheid sagen kann.“

Da drängte der Falkenier sein Pferd herbei.

„Erlaubt, Herr Ritter, daß ich Euch die Schrift verbeutische!“

„Bist Du denn auch geschickt in so gelehrten Dingen?“

„Ein frommer und kluger Einsiedler hat mich darinnen unterrichtet.“

„So nimm und siehe, wie weit Du kommst!“

Friedländer ergriff das Schreiben und las den Inhalt desselben vor:

„Den Rittern und Herren Simon von Güntersberg, Erasmus von Wedel und Jancke von Stegelitz, verzeichnet und geschrieben für sie und alle ihre Gesellen.“

Nachdem wir vernommen haben, daß die Herren, Mannen und Leute des Ordens der deutschen Ritter gegen uns begehren und uns mit Krieg und Plage heimsuchen wollen, indem wir ihnen weder Böses noch Unritterliches gethan haben, so erfahren wir, daß die Herren Simon, Erasmus und Jancke von Güntersberg, Wedel und Stegelitz sich unterwinden, dem Orden gegen unser Hab und Gut als auch Leib und Leben beizuspringen, daher wir in Anbetracht gestellt haben, daß uns damit ein großer Schade geschehe.

Also erfordert es die schuldige Pflicht und Ehre, uns der Unbilden kräftig zu wehren, zumalen wir nicht gesonnen sind, zu warten, bis man über uns herfalle, dieweil dies eine Thorheit wäre. Darum thun wir Euch hiermit zu wissen, daß wir von jegiger Stunde an Euch feindlich ansehen werden und all' Eurem Beginnen begegnen mit der Schärfe des Schwertes und Euch absagen alle Liebe und Freundschaft so lange, bis Ihr daran genug erfahren habt!

Feierstunden.

Gegeben zu Krenzow und unterschrieben mit Kraft und Vorbedacht.

Henning von Wedel.

Friedrich von Wedel.

Heinrich von Vork.

Henning von Krenzow.

Auch zu gedenken aller Anderen von Wedel, Vork, Krenzow und Vieler aus dem Lande Stolpe.“

Noch hatte der Vorleser nicht vollständig geendet, so erhob Jancke den Arm und schlug einem der Botschafter mit der geballten Faust in das Gesicht.

„Hier hast Du unsere Antwort; bringe sie nach Krenzow, und vergiß nicht, sie gehd'rig auszurichten. Und nun macht, daß Ihr von hinnen kommt, es juckt mir in den Armen!“

Er griff nach dem Schwerte; sie aber waren klug genug, nicht auf das Folgende zu warten, sondern wandten ihre Pferde und ritten schneller davon als sie gekommen waren.

Trotz dieser unerwarteten und unliebsamen Unterbrechung wurde der Jagdzug fortgesetzt, denn es war eine so schleunige Verfolgung der Fehde, daß man hätte zurückkehren müssen, nicht im Mindesten zu erwarten. Die Cavalcade setzte sich in der vorigen Ordnung wieder in Bewegung; die Ritter vorn an der Spitze besprachen die zu ergreifenden Maßregeln; die Knechte gaben ihre Freude darüber kund, daß ein fröhlicher Strauß in Aussicht stehe, und der Wachtmeister Elias Siebenhaut konnte das bis jetzt beobachtete Schweigen nicht länger halten, zumal sich ihm eine treffliche Gelegenheit geboten hatte, mit höflicher Manier zu beginnen:

„Du kannst sogar lesen, wie ich höre?“ frug er den

in tiefen Gedanken neben ihm hinreitenden Falkenmeister. Leider erfolgte keine Antwort.

„Von einem frommen Einsiedler hast Du es gelernt, wie ich höre?“

Dieselbe Stille. Wieder keine Antwort.

„Du bist ein geschickter Kriegermann und fast gelehrter, als der fette Bischof von Stettin!“

Vergebliche Mühe! Friedländer war zu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, als daß ihm an einem Gespräche mit dem schwachhaften Wachtmeister viel hätte gelegen sein sollen.

„Wenn Du nicht antworten willst, so lässest Du es bleiben, wie ich höre! Aber ich sollte meinen, daß auf so höfliche Worte, wie ich sie gesagt habe, auch eine Gegenrede geleistet werden könnte. Wenn Du zu stolz bist auf Deine Gelehrsamkeit, um mit mir zu sprechen, so habe ich nichts dagegen, aber es wäre doch wohl besser gewesen, wenn wir gute Freunde geworden wären!“

Diese Strafpredigt erreichte ihren Zweck. Friedländer fuhr sich mit der Hand über die Stirn und meinte:

„Es war nicht böß gemeint, Elias, nur hatte ich Allerlei zu sinnen, mit dem ich erst fertig werden mußte!“

„So, dann will ich meine Rede zurücknehmen! Hier hast Du meine Hand. Mir ist es ganz so, als ob ich Dich lieb gewinnen könnte, und darum wollen wir alle Zeit gute Kameradschaft halten! Das ist jetzt noch mehr nothwendig als sonst, da wir nun gegen die Wedels und ihre Sippe zusammenzuhalten haben. Was mich betrifft, so fürchte ich mich nicht vor ihnen, wie ich höre, denn wir verstehen mit dem Schwerte umzugehen, und unter ihnen giebt es nur Siren, vor dem mir bange sein könnte. Das ist der alte Henning von Wedel auf Friedland.“

„Kennst Du ihn?“

„Habe ihn oft gesehen, wie ich höre. Der hat den Teufel im Leibe und fürchtet sich nicht, mütterseelenallein sich durch einen ganzen feindlichen Heereshaufen hindurch zu schlagen. Er hat schon oft mit dem deutschen Orden angebunden und stets den Sieg davongetragen, nur vor kurzer Zeit ist er einmal in Unglück gerathen und gefangen genommen worden, wie ich höre. Freilich ist es gar böß hergegangen, ehe sie ihn bekommen haben, und lange haben sie ihn auch nicht behalten mögen, sondern ihn gegen das Gelbbüß eines Lösegeldes frei gelassen. Hätten sie das nicht gethan, so wäre er ihnen eines schönen Tages davongegangen und sie hätten den Aerger und das Nachsehen gehabt, wie ich höre.“

„Davon habe ich auch vernommen. So ist er also wieder in Friedland?“

„Ja, heut aber in Kremzow, wie Du ja selbst vorgelesen hast. Er hat doch das Instrument mit unterschrieben, wie ich höre. Der ist ein gar kluger und unternehmender Patron. Erst hat er ein Lösegeld versprochen, und nun sagt er die Fehde an; er holt sich also vorher bei denen, denen er es nachher bezahlt. Ist dies nicht ein geschickter Einfall, wie ich höre?“

„Das gebe ich zu,“ antwortete der Falkenmeister mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Eigentlich ist es doch sonderbar, daß Du nach Gintersberg gerathen bist und nicht nach Altenwedel, wo Dich der Weg durchgeführt hat. Auch Dein Name würde zu den Wedels passen. Sie haben zwei Hennings, den jungen und den alten, und Du heißest auch so; diese beiden Hennings

3

wohnen auf Friedland, und Dein Name ist Friedländer. Ist das nicht eigenthümlich, wie ich höre?“

„Allerdings. Der Zufall ist oft ein wunderbarer Kunst, und in Altenwedel bin ich nicht eingekehrt, weil ich vernahm, daß man dort schon genugsam mit trefflichen Falken versehen sei. Kennst Du den jungen Henning?“

„Nein. Man hat ihn hier in dieser Gegend gar nicht viel zu sehen bekommen; aber was man über ihn vernimmt, das ist nur Lob- und tugendjam. — Was giebt es? Soll die Jagd beginnen?“

„Meine Vögel werden unruhig; trotz der Klappe riechen sie, daß sie sich nun auf dem Jagdgebiete befinden. Halte Dich von jetzt an an meiner Seite!“ rief er dem Knechte zu, welcher die Cage trug.

Jetzt parirte Brunhilde ihren Zelter und blickte zurück.

„Haltet Euch bereit,“ rief sie dem Falkenmeister zu. „es beginnt die Gegend, in welcher wir jagen werden!“

„Wollt Ihr eins der Thiere zu Euch nehmen, Jungfrau?“ frug er zurück.

„Gebt her! Ich will es versuchen.“

Er löste einen schlanken Blaufuß von der Cage und setzte ihn ihr auf die kleine, mit einem starken Handschuh versehene Hand.

„Laßt ihn nicht eher gehen, als bis ich Euch das Zeichen gebe!“

Er setzte sich jetzt mit dem Cageträger an die Spitze des Zuges und richtete sein helles, scharfes Auge forschend auf die Umgebung. Da plötzlich griff er, ohne daß Jemand von den Anderen ein Wild bemerkt hatte, in die Cage, riemte einen starken Isländer los, zog ihm die Haube vom Kopfe und warf ihn mit kräftigem Schwunge gegen den Wind in die Luft.

Das Thier stieg in die Höhe und zog einen weiten Kreis, der sich spiralförmig immer mehr verengerte. Es war ein Hase, der durch die Moorgräser brach. Die Angst vor dem Raubvogel, welcher über ihm schwebte, ließ ihn die Jagdgesellschaft gar nicht beachten, so daß er grad' auf dieselbe zurannte und sich eben anschickte, über die Straße zu springen, als der Falke herabstieß, ihn mit seinen Fängen packte und mit einigen Schnabelhieben auf den Kopf tödtete.

„Sagt Jungfrau,“ frug Friedländer, „soll der Vogel den Hasen haben oder das Falkenrecht?“

„Er hat ihn gar wohl verdient, aber ich kann das häßliche Zerreißen nicht sehen. Gebt ihm sein Recht!“

Er rief den Falken mit einem kurzen „Hilo!“ wieder zu sich und gab ihm anstatt der Beute ein Stück Fleisch, welches einer der Knechte in einer dazu bestimmten Büchse bei sich führte. Man nannte diese Belohnung für den gelungenen Fang „das Falkenrecht.“

Nachdem der Hase aufgenommen war, setzte sich der Zug von Neuem in Bewegung, und Jedermann hielt fleißige Umschau, ob irgendwo ein Wild zu erblicken sei. Keinem wollte das gelingen, und doch rief der Falkenmeister jetzt, zu Brunhilde sich umwendend:

„Wollt doch jetzt Euren Vogel werfen! Es giebt jetzt eine edlere Jagd!“

„Ich sehe doch kein Wild?“

„Werft ihn nur! Das kleine dunkle Fleckchen dort grad über uns ist ein rother Milan, auch Gabelweihe ge-

nannt, ein gar trefflicher Flieger, den Euer Blaufuß herunterholen soll."

Sie warf den Letzteren, nachdem sie ihn abgehäubt hatte, empor; das schöne, schlanke Thier stieg in einer weiten, raschen Schneckenlinie zur Höhe. Der Milan erkannte den gefährlichen Feind und schoß, ohne sich zu erheben oder zu senken, in grader Richtung auf und davon, und es schien ganz so, als ob er ihm entgegen werde, denn als sich Beide in einer und derselben Höhe befanden, war das Raubwild schon soweit von seinem Verfolger entfernt, daß es gar nicht mehr zu erkennen war. Der Letztere stieg immer noch und schwebte dann wie bewegungslos hoch oben in der Luft. Jetzt aber mußte er seinen Feind gesehen haben, denn er stieß plötzlich mit einer solchen Schnelligkeit in der Richtung von dannen, welche dieser eingeschlagen hatte, daß auch von ihm bald gar nichts mehr zu sehen war.

„Sie werden uns entgehen," rief die schöne Jägerin, „und wohl alle beide! Wir müssen ihnen nachfolgen!"

„Wollet mir immer hier bleiben! Der Blaufuß hält seine Jagd nur so, daß wir sie sehen können."

Wirklich sollte dieses Wort auch sofort in Erfüllung gehen, denn es erschien am Himmel ein Punkt, welchem ein anderer, seitwärts über ihm stehender folgte. So oft der Eine eine abgehende Richtung einschlagen wollte, legte der Andere sich ihm in den Weg und zwang ihn so, sich nach der Gesellschaft hinzubewegen. Es war die Gabelweihe, getrieben und gehecht von dem Blaufuß. Als Beide sich so ziemlich über der Jagdcavalcade befanden, stieg der Letztere ein wenig höher und stieß dann mit solcher Kraft auf seinen geängsteten Flüchtling, daß er, diesen in den Fängen, mit ihm fast bis herab zur Erde schoß. In geringer Höhe machte er ihm den Garaus und kehrte sodann auf die ausgestreckte Hand der Jungfrau zurück. Auch er erhielt sein wohlverdientes Falkenrecht.

Durch diese beiden glücklichen Erfolge wurde die Passion der Jäger lebhaft angeregt; die Gegend war reich an Wild und so kam es, daß man eine Beute machte wie fast nie zuvor. Man vergaß ganz, auf Pfad und Weg zu achten und befand sich zuletzt auf einer Waldblöße, die Keiner kannte; man hatte sich verirrt, und vielleicht gar auf fremdes Gebiet. Das war eine gar unangenehme Sache; der Grund und Boden, auf welchem man sich befand, konnte leicht einem der Männer gehören, welche den Absagebrief geschrieben hatten, und wurde man mit all' den Jagdvorrichtungen angetroffen, welche man bei sich führte, so stand vielleicht noch Schlimmeres zu erwarten, als eine bloße Zurechtweisung.

„Darüber mögt Ihr Euch nicht kränken," meinte Herr Janefe von Stegelitz. „Wir stellen die Beize ein und kehren ruhig nach Güntersberg zurück. Da links steht die Sonne, rechts geht es also zurück, wir werden wohl bald in eine Gegend gelangen, wo uns der Weg bekannt ist. Und werden wir ja von irgend einem Uebeln betroffen, so sind wir Mannes genug, uns unserer Haut zu wehren."

„Ja, wenn wir zu einem ernstern Kampfe ausgerüstet wären und nicht zu einem leichten Jagdritte, wie ich höre," brummte der Wachtmeister Elias Siebenhaut in den Bart. „Wenn ich nicht ganz und gar irre, so befinden wir uns hier auf Sukower oder gar Kremzower Gebiete, denn wir sind ein Weniges sehr weit nach Abend zu geritten, wie ich höre. Ich fürchte mich vor Niemandem, aber doch wollte

ich, wir säßen auf Güntersberg bei unserm Dinnbier! Greift in die Zügel, Ihr Leute, damit wir von hier fortkommen! Ihr seht, die beiden Ritter sind schon voran; auch sie scheinen ganz besondere Eile zu haben, wie ich höre!"

Er trabte mit seinen Knechten den Herren nach, welche Brunhilde wieder in ihre Mitte genommen hatten. Der Falkenmeister folgte zuletzt und ganz allein. So ritten sie, ohne es zu wissen, zwischen dem Flüsschen Jhna und der Stargard-zachaner Straße dahin und kamen eben über ein Stück offenen Bruchlandes, als eine Schaar Reiter aus dem jenseitigen Waldesrande hervorbrechen wollte, sich aber bei dem Anblicke der Jagdgesellschaft sofort wieder hinter die Bäume zurückzog. Wenige Sekunden später entfernte sich auf Befehl des Anführers ein Theil derselben nach der Seite hin, um den Nichtsahnenden in den Rücken zu kommen. Diese hatten jetzt den Bruch überschritten und schickten sich an, in einen Waldweg einzubiegen, als sie einen Reiter erblickten, welcher ihnen langsam auf demselben entgegenkam. Die beiden Ritter stuzten, als sie den ihnen Wohlbekannten erblickten, und Elias Siebenhaut murmelte ebenso überrascht:

„Das ist bei Gott Herr Friedrich von Wedel, wie ich höre, der den Fehdebrief heut mit unterschrieben hat." Dann setzte er halblaut hinzu: „Macht die Klinge blank, Ihr Leute, es ist jetzt Krieg, und wir werden den Mann gefangen nehmen, der uns so glücklich in den Weg läuft!"

Dieser aber schien so Etwas gar nicht zu befürchten, denn mit der ruhigsten Miene von der Welt hielt er sein Pferd an und rief ihnen entgegen:

„Gott zum Gruß, Ihr Liebewerthen Herren von Güntersberg und Stegelitz! Wenn ich nicht mit diesen meinen eigenen Ohren vernommen hätte, wie schön Ihr unser Schreiben dem Boten mit der Faust vergolten habt, so würde ich glauben, daß unsere Absage noch gar nicht zu Euch gelangt sei. Es will mich baß verwundern, daß Ihr unter diesen Umständen auf dem Grunde und Boden meines Freundes und Verbündeten, des Edlen von Kremzow, der Beize pflegt und ihm das Wild wegnehmt, welches ihm allein gehört. Darum muß ich Euch bitten, mit nach Kremzow zu kommen, wo Ihr Euer Thun verantworten möget!"

„Nach Kremzow, Ritter? Ihr seid wohl nicht recht bei Sinnen?" antwortete Janefe von Stegelitz. „Ihr habt Euch doch wohl nur versprochen und meint, daß Ihr mit nach Güntersberg wollt, um an dem Mahle Theil zu nehmen, welches wir noch ungebraten in unseren Taschen bei uns führen!"

„Meint Ihr? Es ist seit langen Zeiten kein so schmuckes Jüngferlein auf Kremzow eingekehrt, darum will ich meinem alten Henning die Freude machen, sie ihm zuzuführen."

„Wagt es, sie anzutasten!" rief jetzt Simon von Güntersberg, indem er das Schwert e' blökte und gegen Friedrich von Wedel anritt.

Dieser war ein schlauer Kopf; er wollte die Feinde gern in die Mitte des Bruches zurück haben, um sie besser umzingeln zu können, und that daher jetzt, als wolle er vor Simon die Flucht ergreifen. Dieser folgte ihm mit Janefe und den Knechten, aber noch waren sie kaum einige Pferdelängen geritten, so brachen ringsumher die Reistigen Friedrichs aus den Büschen und schlossen die unbedachtamen

Männer in ihre Mitte. Sofort entspann sich ein Kampf, der mit der Ueberwindung und Gefangennahme der Letzteren geendet hätte, wenn ihnen nicht ein eigenthümliches Ereigniß zu Hülfe gekommen wäre.

Der Falkenmeister nämlich war ein Weniges zurückgeblieben und aus diesem Grunde bei dem Angriffe nicht beachtet worden. Sobald er die Reiter herbeieilen sah, verdüsterten sich seine Mienen und die Stirn zog sich in zornige Falten.

„Das ist ein unglückseliges Ereigniß, welches mich verrathen kann,“ sprach er vor sich hin, indem sein Auge Brunhilde suchte, welche am Waldebrande zitternd auf dem Pferde hielt und nicht wußte, ob sie fliehen oder bleiben sollte. „Sie ist ungefährdet und soll auch den Vater behalten!“

Bei den letzten Worten zog er den Degen, stürmte auf die Kämpfenden zu und drängte sein Pferd zwischen Friedrich von Wedel und Simon von Güntersberg, deren Klängen sich gar lustig kreuzten. Mit einigen kräftigen, aber vorstichtigen Hieben schlug er Friedrich zurück, trennte ihn von dem Knäuel, den die Anderen bildeten, ab und raunte ihm dann heftig zu:

„Kennt Ihr mich noch, Vetter?“

„Bei allen Heiligen, bist Du es, Henning?“

„Schlagt zu, schlägt nur immer d'rauf los, als ob wir Feinde wären!“

„Warum denn? Was machst Du bei den Güntersbergern?“

„Das werde ich Euch später erzählen. Sagt dem Vater noch nicht, daß ich zurückgekehrt bin! Ich war nur erst auf Altenwedel, und der Dhm weiß, weshalb ich bei dem Simon bin. Ihr dürft heut Niemand gefangen nehmen; begnügt Euch mit dem Gelöbniße eines Lösegeldes!“

„Wenn Du es willst, so mag es sein! Du wirst wohl gute und ehrbare Gründe haben!“

„Bei Gott, das sind sie!“

„Nun wohl. Laß ab von mir!“

Dieses kurz abgerissene Gespräch wurde während eines heftigen Scheinkampfes geführt. Als die Beiden sich den Anderen wieder zuwandten, stieg Simon eben vom Pferde; er hatte sich der Uebermacht nicht länger erwehren können und beabsichtigte, dem Anführer sein Schwert zu übergeben. Dieser aber wies mit einem Winke der Hand das Ansuchen zurück. —

„Ihr habt Euch tapfer gewehrt, Ritter, und darum sollt Ihr Euren Degen behalten. Ich sehe gar wohl, daß Ihr nicht in feindseliger Absicht hierher gekommen seid, und darum will ich Euch nicht Eurer Freiheit berauben, trotzdem es mir und den Meinen großen Schaden bringen wird, wenn ich Euch ungehindert von hinnen gehen lasse. Die einzige Sühne, welche ich Euch für die Wunden, welche Ihr hier meinen Knechten geschlagen habt, auferlege, ist die, daß Ihr mir bis zum Tage des heiligen Johannes fünfzig Schöck böhmischer Groschen zahlt. Versprecht Ihr mir das so könnt Ihr mit den Euren gehen, wohin es Euch beliebt.“

„Das will ich gar wohl versprechen!“ rief Simon von Güntersberg, erstaunt über die billige Bedingung, welche ihm ganz wider Erwarten gemacht wurde. „Aber sagt, woher es kommt, daß Ihr Euren Sieg um einen solchen Preis verkauft?“

„Das sollt Ihr wohl erfahren! Dieser Mann, welcher

Eurer Falkenmeister ist, wie ich aus seiner Kleidung ersehe, ist mir einst im fremden Lande begegnet und hat mir einen großen Dienst geleistet, den ich ihm noch schuldig bin. Er soll auch Euch zu gute kommen.“

„Welcher Dienst war dies?“

„Laßt es Euch von ihm selbst erzählen; aber haltet ihn in Ehren, denn Ihr bekommt keinen Andern wieder, der sich in allen ritterlichen Künsten mit ihm messen könnte, und ihm allein habt Ihr es zu verdanken, daß Ihr so glimpflich aus dem heutigen Treffen davorkommt. — Doch das betrifft bloß Euch und die Euren,“ fügte er hinzu, indem er sich nun mit finsterner Miene zu Janek von Stegelitz wandte. „Ihr, Herr Janek, habt unsern Boten mit Schimpf und Schande behandelt, ihn mit der Faust in das Gesicht geschlagen und ihm anbefohlen, diese Antwort, also den Faustschlag, uns zu bringen. Das ist eine schwere und bittere Beleidigung für uns und zugleich ein Thun, wie es sich nicht für einen Ritter ziemt, sondern nur bei gemeinen Knechten in Gebrauch zu sein pflegt. Dennoch will ich auch Eurer nach besten Kräften schonen um des Mannes willen, in dessen Nähe ich Euch getroffen habe. Ihr versprecht, mir bis zu demselben Tage Johannes des Täufers zweihundert Schöck böhmischer Groschen ohne Einwand, Abzug und sonstige Verminderung zu zahlen, dann könnt Ihr meinewegen fröhlich von hinnen reiten; weigert ihr Euch aber dieses Versprechens, so nehme ich Euch mit mir, und meine Verbündeten mögen dann bestimmen, gegen welche Buße Ihr freigelassen werdet.“

Das klang jetzt allerdings schärfer als vorhin, aber er mußte froh sein, überhaupt Bedingungen zur sofortigen Befreiung gemacht zu bekommen, denn eigentlich war mit seiner und der Gefangennahme Simons die Fehde schon vor ihrem ernstern Beginne fast so gut wie beendet, da mit dem Ergreifen der Anführer der schlimmste Streich ausgeführt worden war, der überhaupt befürchtet werden konnte. Der Dienst, welchen der Falkenmeister Herrn Friedrich geleistet hatte, mußte ein sehr großer und bedeutender sein, wenn ihm solche Vortheile geopfert wurden, und so milde Gesinnungen durften nicht unbenutzt vorüber gelassen werden. Janek nahm die Bedingung an und gelobte ehrliche und anstandslose Zahlung des Geldes. Nun wandte sich der nachsichtige Sieger zu Brunhilde, welche es während der letzten Verhandlung gewagt hatte, näher zu kommen.

„Gern hätte ich Euch, edle Jungfrau, mit nach Kremzow genommen, in dessen finstern Räumen das Weilen eines holden Wesens Licht und Freude ausgebreitet hätte, Euer Falkenmeister aber hat mich gebeten, Euch und die Euren nicht von der werthen Heimath zu trennen, und ich habe seinen Wunsch erfüllt, weil ich ihm ebenso, wie jetzt auch Ihr, zu großem Danke verpflichtet bin. Vergeßt dieses Dankes nicht, schöne Dame, und vertraut Euch seiner Obhut immer an, Ihr werdet wohlverwahrt sein!“

Mit anstandsvollem Gruße verneigte er sich, winkte seinen Knechten und ritt davon. Der Jagdtrupp hielt noch eine Weile auf der Stelle. Man mußte über das Geschehene erst zur richtigen Besinnung und Ruhe kommen. Fragen und Antworten drängten sich hin und her, und ganz besonders war es Henning Friedländer, welcher Rede stehen sollte. Dieser aber wies die Neugierigen mit den Worten ab:

„Laßt diese Sache jetzt ruhen, Ihr Herren! Später

werdet Ihr es ja erfahren, wogegen hier nicht der Ort zu langen Erzählungen ist. Noch sind wir nicht auf Güntersberger Flur und müssen vor allen Dingen darnach trachten, uns in Sicherheit zu bringen."

Die Wahrheit, welche diese Weisung enthielt, war nicht in Abrede zu stellen; darum wurde sie auch befolgt und man ritt davon. Der Weg führte in vielen Windungen durch den Wald und mündete endlich auf die Straße, wo nun kein Verirren mehr zu befürchten war. Sie standen eben im Begriffe, den Forst zu verlassen, als um eine Krümmung der Straße herum zwei Reiter kamen, deren Kleinode an Panzer, Helm und Schild in den Strahlen der untergehenden Sonne erglänzten. Der Eine war von hoher, breiter und gebieterischer Gestalt, ein wahrer Gnadssohn, für den jede einzelne Panzerschiene jedenfalls besonders zugeschnitten werden mußte; der Andere zeigte eine kräftig untersekte, gedrungene Figur, die nicht minder geeignet war, Respect einzulösen. Sie waren in ein lebhaftes Gespräch vertieft und hatten die Güntersberger nicht bemerkt.

"Das ist der Henning von Wedel auf Friedland," meinte Stegelitz. "Jetzt können wir uns unser Lösegeld verdienen grad' so, wie er es zu machen gedenkt! Wer mag der Andre sein, Vetter!"

"Kenne ihn nicht. Scheint auch nicht viel Spaß zu verstehen!"

"Nein, Spaß versteht der nicht, Herr Ritter," berichtete der Wachtmeister Elias Siebenhaut. "Es ist nämlich der Heinrich von Bork auf Labasa, dem ich vor Euch einige Jahre gedient habe, wie ich höre, ein gar strenger und unbeugsamer Gast, der einen Ochsen bei den Hörnern faßt und ihn auf die Seite wirft wie eine alte, lebensfatte Milchziege. Die haben ganz sicher einen Spazierritt gemacht und kehren nach Kremzow zurück, wenn nicht etwas Anderes und Schlimmeres dahintersteckt, wie ich höre. Denn im vollen Harnisch reitet man bloß dann aus, wenn man einen fröhlichen Tanz vor sich hat."

"Der Henning und der Bork," rief Stegelitz. "Das darf uns gar schön passen! Wenn wir sie gefangen nehmen, so haben wir den ganzen Kriegszug gewonnen. D'rauf Ihr Leute; wir sind unserer genug, um sie niederzuschlagen!"

"Herr Ritter," bat jetzt der Falkenmeister, "wenn es wirklich Herr Henning auf Friedland ist, so sind unserer nicht zur Hälfte genug, um ihn müde zu machen. Begebt Euch nicht in neue Gefahr, sondern laßt die Ritter ruhig vorüberziehen. Ihr könntet es sonst bitter bereuen!"

"Was sagst Du? Wie magst Du als ein Knecht es wagen, mir gute Lehren zu geben? Wenn Du Dein Maul noch einmal öffnest, so schlage ich Dich nieder! Wenn Niemand mitgeht, so werde ich mich ihnen allein entgegenstellen."

Die Augen Friedländers warfen einen Blitz auf den Sprecher, welcher diesen aufmerksam gemacht hätte, wenn er weniger zornig gewesen wäre.

"Ob Ihr mich zu Boden schlägt, Herr Jancke, das würde sich zeigen. Ich sage Euch, zwanzig Männer wie Ihr würden bei mir keine Schiene brechen, und der Henning allein nimmt ihrer dreißig. Wenn Ihr wollt, so versucht Euer Heil, aber auf mich dürft Ihr Euch nicht zum zweiten Male verlassen. Ich bin nicht für den offenen Kampf, sondern nur zu Diensten für unsere Jungfrau gedungen und kann

diesen Dienst nicht besser leisten, als daß ich Euch warne, denn Ihr bringt das edle Fräulein in eine Gefahr, aus welcher Ihr sie nicht wieder zu retten vermögt."

Simon von Güntersberg sah die Wahrheit dieser Worte wohl ein, aber er durfte unmöglich zugeben, daß sein Knecht in dieser Weise mit seinem Freunde und Waffenbruder rede.

"Du wirst wohl schweigen," gebot er, "und erst dann zu sprechen beginnen, wenn ich es von Dir fordere!" Und sich zu Jancke von Stegelitz wendend, fügte er hinzu:

"Es will mir allerdings erscheinen, daß es besser sei, wenn wir sie unbehelligt vorüberziehen lassen. Wir tragen nur unsere Wämser, sie aber ihre Schlachtgewänder, und dabei ist immer noch zu befürchten, daß der Friedrich von Wedel oder ein Anderer noch in der Nähe weilt und uns ein schlimmes Salz in die Suppe wirft."

"Thut, was Ihr wollt, Vetter, aber ich sage Euch, wir können hier zu viel gewinnen, als daß wir nicht auch etwas wagen sollten, und wenn Ihr diese treffliche Gelegenheit unbenutzt vorüber laßt, so mögt Ihr Euch nur immerhin nach einem andern Bundesgenossen umsehen. Kann ich die Fehde mit einem Schlage beendigen, so werde ich sie nicht weiter führen, wenn Ihr mich an diesen Streiche hindert."

"Aber meine Tochter?"

"Nun, es ist Euch ja genugsam gesagt worden, daß sie unter einem guten Schutze stehe. Laßt sie doch bei ihm zurück, bei Eurem Knechte, der sich weigert, für Euch das Schwert zu ziehen! Jetzt aber entschließt Euch; sie sind schon nahe genug!"

"Nun wohl, so mag es sein; ich will es mit Euch wagen. Legt das Jagdzeug weg und nehmt die Schwerter zur Hand. — Dir aber," sprach er, zu Friedländer gewendet, "übergebe ich die Jungfrau. Sorge dafür, daß sie für alle Fälle sicher ist."

"Ich wollte, er übergab mich Dir auch," meinte Elias leise zu dem Falkenmeister; "die Risse und Schmarren sind gar nicht zu zählen, welche wir da bekommen werden, wie ich höre. Wir haben sie gewarnt und ich werde das Meinige, so lange ich es erträglich finde, thun, dann aber — na, wir werden es ja sehen, wie ich höre!"

Der Angeredete antwortete nicht. Er haßte, das Jagdzeug schnell in das Dickicht zu verbergen und nahm dann, abseits von den Anderen, am Waldebrande Platz, wo er bleichen Angesichtes zwischen einigen engverwachsenen Stämmen hindurchlugte.

Die beiden Ritter wurden vorübergelassen und dann mit stürmischer Hast von hinten angefallen. Bei dem ersten Geräusch, welches die Huftritte der Pferde hervorbrachten, wandten sie sich um.

"Das sind Güntersberger," rief Henning von Wedel; "wie kommen die hierher? Schlag fein sanfte zu, Bruder Heinrich, sonst zerspringen sie in Scherben. Nur immer leise, leise!"

Dabei richtete er seine stolze, herkulische Gestalt hoch im Sattel empor, ballte die gewappnete Faust und schlug damit den Wachtmeister, welcher mit einigen Knechten von der einen Seite herandrängte, während Simon die andere zu gewinnen suchte, so auf's Haupt, daß er vom Pferde sank; die Knechte folgten, ehe sie sich zur Flucht besinnen konnten, und dann erst griff er zum Schwerte,

indem er Simon von Güntersberg, dessen Liebe er bisher gleichgültig hingenommen hatte, zurief:

„So macht man es mit den Knechten; der Ritter aber soll auch ritterlich bedient werden!“

Gleich mit dem ersten Streiche schlug er ihm den Degen in Stücke, dann faßte er ihn beim Wamms, riß ihn mit der Linken herüber, so daß er nur mit einem Fuße im Bügel hing, und erhob die Waffe zum tödtlichen Stoße.

„Gnade oder nicht?“ frug er kurz und gebieterisch.

„Gnade!“ bat der so hart Bedrängte.

„So soll sie Euch werden gegen die schuldige Sühne!“

„Auch schon fertig?“ rief in diesem Augenblicke lachend Heinrich von Bork, indem er auf Jancke von Stegelitz deutete, welcher abgestiegen war und blutend an seinem Pferde lehnte.

„Bei solchen Streitern ist des Vergnügens zu wenig und des Jammers zu viel. Ein einziger Schwertrieb bringt einen gefangenen Ritter und drei Knechte an den Boden. Und dazu kommt dort noch der Kremzow hinter uns her mit seinem Haufen. Die können nur immer umkehren, denn nun wir die Herren haben, brauchen wir den Dörfern nichts zu thun!“

Wirklich nahte ein Haufen Reißiger, an deren Spitze Henning von Kremzow ritt. Sie hatten im Begriffe gestanden, einen Streifzug auf das Güntersbergische zu machen und wunderten sich nicht wenig, die beiden vornehmsten ihrer Gegner hier so plötzlich und unerwartet gefangen zu sehen. Diese wurden ihrer Waffen entledigt und in die Mitte genommen.

„Ihr befandet Euch auf der Jagd, wie ich aus Eurer Anrüstung sehe. Wo habt Ihr Euer Geräthe und Diejenigen, welche bei ihm wachen müssen?“ frug Henning von Wedel. Aber er erhielt keine Antwort, und nur nach langem Drängen rief Simon von Güntersberg erbozt:

„Sucht selbst, ich mache Euern Fanghund nicht!“

„Gut, vielleicht waren die Herren auf der Beize, und dann führten sie wohl auch das „Köslein von Güntersberg“ mit, wie Eure Tochter ihrer Lieblichkeit wegen genannt wird. Ich kenne sie nicht und habe sie schon längst gern sehen mögen.“

Die Unruhe, welche sich bei diesen Worten in den Zügen Simons nicht verkennen ließ, bestätigte sein Vermuthen, und so gab er den Befehl, daß die Gegend sofort und trenlich abgesucht werden solle; er selbst werde dabei helfen.

„Ihr wißt, Herr Simon, daß wir einst gute Freunde waren, ehe Der von Stegelitz Euch den Kopf verdrehte. Damals hat Euer Töchterlein oft mit meinem Buben gespielt, und ich habe es auf meinen Knien geschaukelt. Der Bube ist in die Fremde, aber er kehrt bald wieder, und da wäre es doch schön, wenn er die Gespielin wiederfände. Ich werde sie für ihn suchen!“

Diese scharf gesprochenen Worte, scheinbar eine Freundlichkeit enthaltend, erfüllten den Vater mit bitteren Befürchtungen. Er mußte den Knechten folgen, welche ihn davonführten, und die einzige Hoffnung, welche ihm blieb, war diejenige auf die Umsicht und Treue des Falkenmeisters, dem er sein Kind anvertraut hatte. Mit stillem Grimme dachte er an die Unvorsichtigkeit, mit welcher er, der Mahnung desselben entgegen, dem Willen Dessen von Stegelitz nachgegeben hatte, nachdem ihnen doch gleich vorher durch Friedrich von Wedel eine ernste Lehre geworden war. Er selbst konnte mög-

licherweise, von einem günstigen Umstande unterstützt, sich seiner jetzigen Lage noch entziehen; wurde aber auch Brunhilde gefangen, so wurde die Lösung schwieriger und mit größeren Opfern verbunden. Darum gelobte er sich, Friedländer stets in hohen Ehren zu halten, wenn es diesem gelänge, das Mädchen glücklich nach Güntersberg zu geleiten. —

— 9 —

Unter den Vitalienbrüdern.

Im Norden der germanischen Länder vermählt sich der atlantische Ocean durch das deutsche Meer und die Ostsee mit den niedrigen Küsten, welche weich und niedrig in die Fluthen steigen, um sich in dem „Millionentropfen“ zu haben, wie eine alte scandinavische Heldensage das Meer benennt.

Die ausgedehnte Wasserstrecke des Nordostens gehört dem fast abgeschlossenen und beschränkten Binnenmeere der Ostsee an, welche von kalten, meist ziemlich unfruchtbaren, schwachbevölkerten und nur langsam civilisirten Landesgrenzen umschlossen wird. Dort waren die wechselvollen Winde und der kurze, krause Wellenschlag von jeher keineswegs geeignet, zu weiten Schiffahrtsversuchen mit gebrechlichen Fahrzeugen zu ermuthigen. Dazu kam, daß die einspringenden Buchten des baltischen Meeres oft erst im späten April von den Eisdecken des langen Winters befreit wurden, die Küsten wenig natürliche Anlage zur Hafenbildung zeigten, lange Strecken derselben durch einen felsamen Dünenkranz gesperrt waren und die Verbindung des Binnenlandes mit der hohen See durch die Seichtigkeit der kleineren Flüsse ebenso bedroht wurde wie durch die unaufhaltsame Versandung der Mündungen der größeren Stromgewässer.

Auch die Nordsee, oder wie sie richtiger heißt, das deutsche Meer hat noch viel von der Lage eines Binnenmeeres. Sein kürzester Weg von Deutschland aus in den freien Ocean führt durch die enge Straße von Calais, die eben so leicht durch fremde Seemächte versperrt werden, wie durch ihre gefährvollen Strömungen abschrecken konnte. Auch die langgestreckten Küsten dieses aufgeregtesten aller Meere leiden einen empfindlichen Mangel an geschirmten Häfen und Schiffstationen, an sicherem Fahrwasser und windstillen, bergenden Golfen. Ueberdies sind sie zu jeder Zeit ungeheuren Veränderungen und Verheerungen durch furchtbare Sturmfluthen ausgesetzt gewesen, welche von Nordwesten über das Land hereinbrachen und mit ihren Wogenkrallen ganze Landestheile in den nimmersatten Schlund des Meeres rissen. Aber der dort wohnende Volksstamm der Friesen und Sachsen hat es jederzeit verstanden, dem Elemente zu trotzen, das Küstenland durch kostspielige Dämme und Deiche zu schützen und im Kampfe mit dem Meere demselben immer wieder neuen Boden abzugewinnen, und seine Angehörigen sind es gewesen, welche sich seit uralten Zeiten mit nie gebrochenem Muthe auf die trügerischen Wogen hinausgewagt haben.

Ja, es gab eine Zeit, in welcher Deutschland auf den beiden nordischen Gewässern und weit über sie hinaus eine

weltgeschichtliche Bedeutung erlangte. Dies war die Glanzperiode der deutschen Hanfa. Dieser ursprünglich von Hamburg und Lübeck abgeschlossene Handelsbund umfaßte nach und nach über achtzig Städte, hatte mehrere ausländische Kolonien und zeichnete sich durch merkwürdige, fast klösterliche Einrichtungen aus. Damals fehlte für die nordischen Seen noch die Weltverbindung durch die Ozeane; der Verkehr war meist nur auf die angrenzenden Meerbusen und Binnengewässer beschränkt; die an der Nord- und Ostsee wohnenden außer-deutschen Völker hatten jene hohe und geordnete Kraftentwicklung auf der See noch nicht begonnen, durch welche sie den Deutschen später einen so gewaltigen Vorsprung abgewannen, und es wurde die Hanfa ganz unberufen des Reiches Seemacht, welche mit Klugheit, Muth und zäher Ausdauer alle Vortheile benutzte, zur kräftigsten und ausgebehntesten Geltung zu bringen. Die Entdeckung und kaufmännische Belebung ferner Straßen und Länder, die Weiterverpflanzung des Christenthumes, die Erziehung der Marine und des Handels von Großbritannien, die Bändigung der ungezähmten Normannen, die Niederhaltung der dänischen Herrschaft, die Entscheidung über die Besetzung des schwedischen Thrones, die Befreiung der Meere vom Raubgesindel, welches dieselben unsicher machte, eine weit verzweigte Colonisation an und auf dem baltischen Meere und die Sicherung ihrer Freiheit gegen Vergewaltigung durch äußere Feinde, das alles war das Werk ihres kräftigen und nachdrucksvollen Handelns. Ein ganzes Heer von wohlbewaffneten Söldnern stand in ihrem lohnenden Dienste, um ihre Karawanen gegen das verwegene Raubritterthum zu schützen; ihre Gesandten und Bevollmächtigten standen in hoher Geltung bei allen Fürsten und Höfen; ihre Gelder thaten Wunder; ihre Protection galt oft mehr als die Freundschaft eines Königs, und ihre Schiffe durchfurchten den Ocean nach allen Richtungen, in denen es möglich war, Macht und Ansehen zu vergrößern und den Reichthum zu vermehren.

Wie zu Lande, gab es damals auch zur See eine Menge Leute, welche ernteten, da sie nicht gesäet hatten und am liebsten nach dem griffen, was ihnen nicht gehörte. Ein wohlbemanntes und gutgebautes Fahrzeug auf offenem Meere bildete gewissermaßen einen kleinen souveränen Staat, der sich keiner fremden Macht unterwarf, seine eigenen Gesetze und Bestimmungen hatte und nur dann einmal sich in fremden Dienst stellte, wenn er seinen Vortheil dabei fand. Diese Art Leute führten ein freies, ungebundenes, wechsel- und abenteuervolles Leben, und es war daher nicht zu verwundern, daß grad' die unruhigsten und unternehmendsten Character die Planken eines Rapers suchten und fast täglich Thaten verrichtet wurden, welche des Heldenthums würdig gewesen wären, wenn sie einen edleren Zweck gehabt hätten.

Eine Gesellschaft besonders war es, welche zwar nicht unter sich geschlossen, aber doch zusammenhängend und vielfach in ihren einzelnen Gliedern verbunden, das Handwerk der „freien See“ im ausgedehntesten Maßstabe betrieb und eine solche Macht bildete, daß selbst Fürsten nach ihrem Bestande strebten. Es waren die Vitalienbrüder, unter welche uns jetzt der Gang unserer Erzählung führt. —

Wenn man von Hamburg aus die Elbe abwärts fährt, so gelangt man an die Insel Neumark, welche in der Mündung des Stromes liegt und aus einem öden, flachen Marschlande besteht.

‡

Es war ein unfreundlicher Abend, an welchem es sich bei dem flackernden Heerdfeuer besser saß als draußen im Freien. Ein hohler Nordwest strich pfeifend über das vollständig im Dunkeln liegende Giland und peitschte die großen, schweren Regentropfen gegen die geschlossenen Läden einer armeligen Hütte, welche einige Hundert Schritte entfernt vom Rande lag. Da öffnete sich die Thür; ein heller, schmaler Lichtstreifen fiel durch dieselbe in die Nacht hinaus und beleuchtete eine kleine, verschobene Männergestalt, welche, die Augen mit beiden Händen gegen das Wetter schützend, das Dunkel zu durchdringen strebte.

„Mach' die Thür zu, Heinrich,“ rief hinter ihm eine tiefe, rauhe Weiberstimme; „der Regen schlägt herein, und der Wind bläst mir das Feuer durch die Esse! Auch ist es Mitternacht, und die ist keines Menschen Freund. In der Weidenbüchse hat es gestern wieder einmal so sonderbar gepurzelt; das kostet ein Menschenleben, und der alte Willrich hat mir erst heut erzählt, daß sich das schwarze Schiff im Flusse sehen läßt; das giebt wieder Blutbergießen, wie damals im Herbst, als es dreimal hinter einander gesehen wurde und gleich darauf die vielen Leichen angeschwommen kamen. Man hat sie aufgefischt, aber nie erfahren können, woher sie stammten.“

„Und das ist ganz gut, denn sonst hättest Du Dir über jede einzelne eine Gespensstergeschichte ausgedenkt, die ich täglich zehnmal anzuhören bekäme.“

„Eine Gespensstergeschichte? Denkst Du etwa, daß ich abergläubisch bin? Noch lange nicht so, wie die Niese Hannecken, nein, gar nicht so, sage ich Dir, aber es giebt doch zwischen Himmel und Erde Dinge, die man nicht verstehen kann; und was von der Erde fort ist und nicht in den Himmel darf, wo soll denn das anders zu finden sein, als in der Luft und auf dem Wasser! Die Niese Hannecken hat mir erst vorhin gesagt daß — —“

„Sei still mit Deiner Niese Hannecken,“ gebot der Kleine, indem er die Thür wieder schloß und sich zurück an das Feuer setzte; „ich mag von dem Weibe nichts wissen!“

„Das weiß ich wohl. Du magst von gar Niemanden mehr etwas wissen, auch von mir nicht. Alle Tage bist Du fort, und kommst Du des Abends ja nach Hause, so bleibt das Lager leer und Du gehst bei Wind und Wetter am Strande draußen spazieren. Ich habe es bisher gelitten und mir im Stillen den Kopf darüber zerbrochen, was Du nur immer auswärt's zu suchen hast.“

„Daß das nur unterbleiben; es hilft Dir doch nichts!“

„So? Ich als Frau soll Dich täglich fortlaffen, ohne einmal nachdenken zu dürfen, wo Du hingehst? Und mein Sinnen hilft mir doch nichts? Hältst Du Dich wirklich für so klug, daß ich nicht erfahren sollte, was Du treibst und was Dir anliegt? Liebesgedanken sind es, Liebesgedanken, denen Du nachhängst, die Niese Hannecken hat es mir gesagt! Ein Mann, der mit seiner Frau nicht spricht, immer ohne ihren Willen fortgeht, sich schlaflos auf dem Lager herumwälzt und sich keine Rede und Antwort abkaufen läßt, der ist verliebt, hat sie gesagt. Es ist auch vor kurzer Zeit Eine bei Ihr gewesen, der hat sie eine Latwerge von Salben, Weisfuß und Gänsekropf machen müssen, und das ist ein Trank, der auch den treuesten Ehemann von Sinnen bringt, wenn er zur guten Zeit und im richtigen Tempo gebraut wird. Besinne Dich, wo Du so etwas getrunken hast!“

[Fortsetzung folgt.]

Freierstunden am häuslichen Herde.



Redaction, Druck und Verlag von S. G. Münchmeyer in Dresden, Jagdweg 14.

Filialen: Berlin, Ruppinerstraße 44; Wien, Josephstadt, Wickenburggasse 3; Dortmund, Düppelstraße 6.

Der beiden Anikows letzte Fahrten.

Historischer Roman aus der Jugendzeit des Hauses Hohenzollern von Karl May.

[Fortsetzung.]

Uebersetzung und Dramatisirung wird vorbehalten.
Nachdruck gerichtlich verfolgt.

Der Krüppel sah die lange, starkknochige und schnurrbärtige Frau mit einem verächtlichen Blicke an.

„Glaubst Du denn wirklich, daß sich ein vernünftiges Weibsbild in mich verlieben könne?“

„Ja, das glaube ich, das glaube ich sehr, denn ich bin Dir auch gut gewesen.“

„Daran hat mir niemals viel gelegen.“

„Das weiß ich; aber ich wollte Dich nun einmal haben, denn die Niece Hannecken sagte, es würde nun bald Zeit, daß ich mir endlich Einen nähme. Da bin ich zu Deiner Mutter gegangen; die hat Dir den Kopf zurecht gesetzt, und so sind wir zusammengekommen.“

„Ja, die Niece Hannecken ist an gar manchem Unheile schuld!“

„Das sagst Du, weil Du sie nicht leiden magst; ich aber weiß, was sie kann. Als ich von den zwölflei Gicht die neunte Sorte hatte und vor Schmerz keinen Augenblick schlafen konnte, da hat sie mir in drei Tagen geholfen. Die Gicht kam zwar schon nach kurzer Zeit wieder, aber das war wieder eine andre Art, nämlich die elfte. Und dann, als ich mit dem bösen Herzgebreste beladen war, da hat sie bei mir gewartet, bis der Spuk erschienen ist, und sich eine volle, geschlagene Stunde mit ihm herumgebalgt, bis er vor ihr fliehen mußte. O, die Niece Hannecken, sie glaubt gar Vieles, was ich nicht glaube, aber sie hat mir erst heut früh gesagt —“

„Daß Du eine alte Ziege bist, die nichts weiter als dummes Zeug mäckert!“ fiel er ihr in die Rede, indem er sich erhob, die Thür von Neuem öffnete und trotz des Regens die Hütte verließ.

Er schritt dem Strande zu, der sich an dieser Stelle nach einwärts bog und eine kleine Bucht bildete, deren Rand mit dichtem Weibengestrüpp bewachsen war. Dies

war die Weidenbucht, von welcher die Frau gesprochen hatte. —

Sich gegen Wind und Strom wendend, strengte er seine Sinne an, ob sich vielleicht irgend ein ungewöhnliches Geräusch vernehmen lasse; aber das Heulen des Windes überbot jeden andern Laut, so daß ein Mudererschlag selbst aus großer Nähe wohl nur schwer hätte gehört werden können. So stand er eine ganze Zeit; da plötzlich schrak er zusammen: es hatte ihn eine kräftige Faust beim Arme gepackt.

„Bist Du es, Heinrich, oder ist es ein unberufener Lauscher, dem ich die Neugierde vertreiben muß?“

„Teufel noch einmal, laß los, Daniel. Du zermalmst mir die dünnen Knochen ja vollständig!“

„Gut, so habe ich doch recht gesehen in dieser Höllenacht. Warum hast Du mich nicht angerufen?“

„Sehr einfach: weil ich Dich weder gesehen noch gehört habe. Der alte Blasius thut heut ja über die Gebühren! Meine Hütte wackelt in allen Fugen und meine furchtsame Hausherrin sieht Gespenster von allen Farben.“

„Nimm ihr das nicht übel; es geht ja oft auch ganz gespenstermäßig zu auf dem Stückchen Erde, wo Du unser Nachtkönig bist. Und so lange die Leute hier an Gespenster glauben, so lange können wir hier auch ungestört unser Wesen treiben. Ist Alles sicher?“

„Ja, bringst Du Güter?“

„Nein diesmal nicht. Habe etwas Besseres geladen, was mir aus Hamburg zugeschickt worden ist.“

„Etwas Besseres als Güter? Hm!“

„Du denkst, es giebt überhaupt nichts Besseres als eine gute und billige Sorte von gewissen Waaren?“

„Ich habe stets so gemeint. Was hast Du?“

„Einen Pfaffen.“

„Einen Pfaffen? Pfui Teufel!“

„Nur lachte, lachte! Es scheint mir eine ganz absonderliche Art von Pfaffe zu sein.“

„Inwiefern?“

„Da, sieh einmal hinaus auf's Wasser! Möchtest Du jetzt, zu dieser Stunde, in dieser Finsterniß, bei diesem Winde und trotz des Eiztreibens auf meinem morschen Rahne eine Fahrt versuchen?“

„Das möchte ich mir doch vorher erst einmal überlegen!“

„Da hast Du es! Und dieser fromme Mann hat Zeit seines Lebens noch keinen Fuß in einen Rahne gesetzt und kommt gar weit her aus dem Binnenlande. Dennoch aber hat er mir fast gute Worte gegeben, ihn herüber zu schaffen, weil seine Sache Gile habe.“

„Allerdings gehört er da nicht zu Denen, welche bloß singen und beten, fasten und sich kasteien und vor lauter Angst das böse Wesen bekommen, wenn sie das Wasser nur riechen. Wo ist er denn eigentlich her?“

„Er thut in Allem sehr geheimnißvoll, aber so viel habe ich vernommen, daß er aus den Marken kommt und Vater Eusebius heißt. Er brachte mir das geheime Zeichen mit; er hat es in Hamburg bekommen, und ich muß ihm also zu Diensten sein.“

„Und was will er hier?“

„Er will nach dem Wiking.“

„Nach dem Wiking? Mir scheint, der Kerl hat Muth! Was mag er dort wohl zu thun haben?“

„Er hat kein Wort verlauten lassen. Ich übergebe ihn Dir; das Uebrige ist Deine Sache.“

„Bringe ihn her!“

Der Mann entfernte sich und kehrte bald darauf in Begleitung eines zweiten zurück.

„Wir sind mit einander fertig,“ sagte er zu diesem; „von jetzt an habt Ihr Euch mit Euren Wünschen an diesen hier zu wenden!“

Vater Eusebius wollte Etwas erwidern, aber der Sprecher war nach dem letzten seiner Worte schon im Dunkel der Nacht verschwunden. Hinrich ergriff ihn bei der Rutte und zog ihn mit sich fort.

„Kommt!“ mahnte er ihn; „es ist heut nicht gut sein im Freien!“

Die ganze vorherige Unterhaltung war nicht gesprochen, sondern geschrien worden, da eine jede gewöhnliche Rede im Winde vollständig verklungen wäre. Darum gab Hinrich auch jetzt nur in kurzen Worten die einzelnen Weisungen, welche nothwendig waren, ihm durch die Finsterniß folgen zu können, und schritt über den morastigen Boden bis in die Mitte einer kleinen, mit Binsen bewachsenen Fläche, wo er sich bückte, um eine Fallthüre empor zu heben, welche mit Erde und Pflanzenwerk so verdeckt war, daß man sie selbst am hellen Tage wohl nur schwer und bei vorsätzlichem Suchen von ihrer Umgebung hätte unterscheiden können.

Er führte den Vater eine Reihe von Stufen hinauf, welche aus Rasen aufgesetzt waren, brannte unten ein Licht an, dessen kleines, düsteres Flämmchen einen nur höchst zweifelhaften Schimmer um sich her verbreitete, und verließ ihn dann mit den Worten:

„So, jetzt seid Ihr geschützt vor der Unbill des Wetters. Wartet zu, bis ich nach einiger Zeit wiederkomme, um Euch weiter zu führen.“

†

Der Vater sah sich in einem primitiv ausgegrabenen, nassen Loch, zu dessen Boden die erwähnten Stufen hinabführten, wo sich auch eine mit Rasen belegte Erdbank befand. Jedenfalls wurde die Grube nur benutzt, um Personen oder Güter auf kurze Zeit zu verstecken und vor Späheraugen in Sicherheit zu bringen. Der nasse Moorboden eines mitten in der Elbe gelegenen Inselchens war keineswegs geeignet, einen angenehmen Aufenthalt zu bilden, und dazu kam die Unsicherheit seiner Lage, welche das Schicksal dazu beitrug, ihm den gegenwärtigen Augenblick so unbehaglich wie möglich zu machen. Gern hätte er mit dem kleinen Bückigen ein Gespräch angeknüpft, um aus demselben wenigstens zu sehen, wessen Geistes Kind der Mann sei, dem er sich hier jetzt hatte anvertrauen müssen; dieser aber hatte das Loch zu schnell verlassen und schritt nun nachdenklich seiner Hütte wieder zu.

„Ein Pfaffe, der zu Holf Wend astiold auf den „Wiking“ will,“ dachte er während des Gehens bei sich; „das ist eine so seltsame Sache, daß sie noch nicht einmal mir vorgekommen ist, und ich habe doch schon gar Vieles erlebt und erfahren. Das wird gewiß eine sehr fromme Messe werden, welche die beiden Herren mit einander lesen, und wehe Dem, der dazu die Hände falten muß! Und aus den Marken kommt er? Das soll ein schauderhaft fernes Land sein, wo sie einander zum Vergnügen die Gurgeln sammt den Köpfen abschneiden. Vielleicht ist es der Leibpfaffe des dortigen Herzogs oder Kaisers, der den Wendastiold haben soll, damit er mit seinen Mannen einmal Ruhe und Ordnung im Lande stifte. Die Gegend muß um Afrika herum im großen Meere liegen, denn der „Wiking“ kann auf dem Flusse nicht vorwärts, weil er zu groß ist, und muß immer offene See und tiefes Wasser haben. Ich wollte, ich könnte mit; da käme ich doch einmal von meinem alten Hausdrachen los, obgleich ich meine Gurgel auch noch anders gebrauchen kann, als sie mir in den Marken abschneiden zu lassen. Dort soll auch der böse Diez hausen, von dem sie hier den Kindern allerlei Grauliches erzählen, wenn diese keine Ruhe geben wollen. Nein, ich will doch lieber auf meiner Insel und bei meinem Gekreuze bleiben, als mich von diesem vielleicht gar noch viertheilen lassen, es ist ja so nicht gar absonderlich viel zu meinem Bischof Fleisch!“

Mit diesen Schlußgedanken trat er in die Hütte. Die Frau hatte sich gelangweilt und empfing ihn mit Scheltworten.

Du kannst es doch nicht lassen, Dich draußen herumzutreiben. Bist naß bis auf die Haut, und wenn Du Dich am Feuer wieder trocken gebraten hast, so gehst Du wieder hinaus, um von neuem naß zu werden. Ich habe nun alle Arten von den zwölferei Sichten durchgemacht, nur die fünfte noch nicht, und halte mich doch wie ein Hühnchen; Du lebst wie ein wildes Thier, und weißt noch nicht einmal von der ersten oder zweiten Sorte etwas. Ich muß nur einmal die Niese Hanneden fragen, wie das zugeht. Vielleicht könnten wir uns in die zwölf Sichten theilen, Du sechs und ich sechs, dann hätte ich weniger auszustehen und Du bliebest besser daheim bei mir. Ja, ja, ich muß sie einmal fragen, ob sie die Sichi theilen kann!“

„Ich wollte, sie könnte es, dann würde ich ihr meine Hälfte lassen, damit sie für ihren Hofuspokus auch etwas bekommt“

„Hofuspokus? Das redet nur der Unverstand! Als

Du die Füße voller Leichdornen harrst und ich ihr Deine Strümpfe bringen mußte, um die Dornen einspinden zu lassen, hat es Dir da nicht wohlgethan?"

„Jawohl haben mir die Leichdornen auch fernerhin wohlgethan, aus den Strümpfen aber hat sie sich ein Busentkissen bereitet, welches gegen die bösen Dünste und giftigen Dämpfe hilft, wenn es von einem Manne kommt, dessen Weib ihm noch kein böses Wort gesagt hat.“

„Dann muß es auch helfen, denn ein so ruhiges und friedames Weib, wie ich, giebt es gar nicht wieder. Die Kiekie Hannecken hat mir erst vorgestern gesagt, daß es so ist.“

„Ich wollte nur, sie sagte es mir einmal, dann wollte ich ihr auch ohne Busentkissen für die giftigen Dämpfe thun!“

„Du kannst sie einmal nicht leiden, und darum — Jesus, Maria und der heilige Vater Joseph, was war das!“ unterbrach sie sich mitten in der Rede. „Alle guten Geister loben Gott den Herrn, alle guten Geister loben — — —“

„Sei ruhig mit Deinem Geplär!“ rief er ihr zornig zu. „Der Satan thut Dir sicherlich nichts; wenn er draußen ist, da frißt er zehnmal lieber mich!“

Es hatte einen Schlag wider die Thür gegeben, und Hinrich erhob sich, um nach der Ursache desselben zu sehen. Seine Frau trat ihm zitternd in den Weg.

„Willrich, was willst Du thun! Heut' ist die Luft voll böser Geister, und wenn der Wind einen derselben gegen die Thür wirft und Du gehst hinaus, so faßt er Dich und fliegt mit Dir davon. Bleib hier, ich bitte Dich inständig; denke an Dein armes Weib und sieh lieber morgen am Tage nach, was es gewesen ist!“

„Mir soll es ganz recht sein, wenn er mich mit fortnimmt; dann lasse ich mich später auch einmal gegen die Thür werfen und hole Dich nach. Laß mich!“

Er befreite sich von ihren Händen und öffnete die Thür, trieb die Flamme hoch in den Schornstein hinauf und riß Alles, was nicht niet- und nagelfest war, von den Wänden herab. Die Frau flüchtete sich unter lautem Kreischen in die Ecke, Willrich aber schloß den Eingang und schritt, wie vorhin, nach der Weidenbucht. Dort standen mehrere dunkle Gestalten, von denen eine ihm entgegenkam.

„Hast Du noch Raum?“ frug der Mann, indem er die hohlen Hände an den Mund legte.

„Genug!“ antwortete Willrich in der gleichen Weise.

„So lösch die Ladung!“ gebot der Erstere dem Andern.

Trotz des Windes, der jede freie Bewegung erschwerte, begann jetzt ein reges Treiben. Säcke, Packete und allerlei Güterzeug wurden landeinwärts getragen. Kein Wort fiel dabei, kein Wink wurde gegeben, keine Pantomime, kein Zeichen gewechselt. Die Männer mußten sowohl ihre Geschäfte, als auch die Vertiklichkeit sehr genau kennen. Als sie wieder bei einander am Ufer standen, frug Derjenige, welcher der Anführer zu sein schien:

„Hast Du etwas für uns?“

Hinrich nickte und winkte ihm dann, während er den Andern bedeutete, zu warten. Nach wenigen Schritten standen sie vor der Fallthür; diese wurde geöffnet und die Weiden stiegen hinab. Hier unten war das Sprechen weniger beschwerlich. Der Fremde betrachtete den Vater, welcher sich erhoben hatte, aufmerksam, dann frug er:

F.

„Wer seid Ihr?“

„Ich kenne Euch nicht und bitte um das Zeichen!“ antwortete der Gefragte.

„Ihr seid vorständig, frommer Herr. Hier ist es!“ Er zog ein langes, breites Entermesser aus der Scheide; am oberen Theile der Klinge war ein Schiff eingegraben, unter welchem die Worte „Wiking“ standen. „Wo habt Ihr das Curige?“

Der Vater hielt ihm ein Metallstück entgegen, welches dasselbe Zeichen trug. Der Mann nahm es ihm ab.

„Alles richtig. Ihr braucht es nun nicht mehr. Nun sagt, was Euer Begehr ist!“

„Ich muß Kolf Wendastield sprechen.“

„Müht Ihr das wirklich?“

„Ja. Es giebt zu Lande der Sünde und Verderbniß so viele, daß die Streiter des Herrn ihren Fuß auf die Wogen des Meeres setzen, um ihre errettenden Thaten zu thun.“

Ueber das Gesicht des Schiffers flog ein undefinirbares Lächeln.

„Das haben wir schon längst gewußt, frommer Vater, darum sind wir fortgegangen von den Sündern und haben uns auf dem Wasser der Gottseligkeit geweiht. Es wird uns hohe Freude bereiten, Euch in unserer Mitte zu sehen, denn schon längst war es unser sehulichstes Verlangen, uns an dem Vorbilde eines heiligen Wandels zu erquicken und Trost für unsere Mühsal und Beschwerde in dem Trachten nach dem Reiche Gottes zu suchen.“

„Ihr seid auf einem guten Wege, mein Sohn; die Gnade von oben wird ihn Euch beleuchten und alles böse Gezücht versengen, welches den giftigen Stachel auf Euch weckt. Aber mein Wandel wird Euch nicht lange zum Muster dienen, denn ich muß sehr bald wieder von Euch scheiden, nachdem ich mein frommes Werk bei Kolf beendet habe.“

„Das ist mir leid, und dazu muß ich Euch sagen, daß es ein großes Wagniß ist, den „Wiking“ zu betreten, um den Herrn zu sprechen. Er ist ein strenger und finsterner Mann und mag es nicht leiden, wenn Fremde zu ihm kommen. Die Botschaft muß eine wichtige sein, wenn er des Boten schonen soll, und es sind ihrer gar Viele nicht wieder dahin zurückgekehrt, woher sie kamen, weil sie Strafe leiden mußten für die Verwegenheit, ihn mit unnützen Dingen zu belästigen.“

„Das Wort eines Priesters ist niemals unnütz; es ist mehr werth als Gold, und wiegt Edelsteine und Perlen auf. Führt mich nur immerhin zu ihm! er wird mich hören, sich meiner Worte freuen und ihnen einen kindlichen Gehorsam schenken.“

„So kommt, nehmt Eure Rutte fest um Euch, sonst werdet Ihr von dem Winde durch die Luft geführt!“

Sie verließen die Grube, welche Hinrich verschloß, und schritten der Weidenbucht zu. Dort nahm der Budlige kurzen Abschied von den beiden Andern und schritt dem Häuschen zu.

„Solche Kerls giebt es doch auf der ganzen See nicht wieder; in einer solchen Nacht mit einem schwer beladenen Rahne diese Fahrt zu unternehmen, das können nur die Wikingen wagen; vor anderem Besuche bin ich vollständig sicher. Morgen Abend kommen nun die Hamburger, um die Waaren abzuholen. Das giebt wieder eine angestrenzte Nacht und einige Gespensterstücke für mein Weib. — Was

39*

doch der Pfaffe will! Der Heuchler thut so fromm und sanft wie ein Läubchen, und doch lasse ich mich auf der Stelle speien, wenn er nicht irgend eine schlimme Sache im Schilde führt. Diese Art von Leuten kennt man, und der Kolf kennt sie vielleicht am allerbesten, denn er soll in eine unbeschreibliche Wuth gerathen, wenn ihm eine Rutte vor die Augen kommt. Vielleicht haben sie ihn auch auf die See getrieben, weil die Gottlosigkeit zu Lande gar so groß und haarsträubend ist, und nun freut er sich bei dem Anblicke einer Tonsur grad' so, wie sich der Haifisch freut, wenn ihm ein fetter Bissen in den Rachen schwimmt. Da ist die Thür. Na, für heut' wird es wohl nicht viel Geisterpust mehr geben, wenn sich die Männer nicht noch einen Spaß mit meiner Gheleibsten machen!"

Mit diesen Trostgedanken trat er ein. Die Frau kauerte noch immer furchtsam in der Ecke, in welche sie sich geflüchtet hatte. Bei dem Anblicke des Gatten erhob sie sich.

„Ich glaubte schon, sie hätten Dich zerrissen und in alle Winde gestreut. Du bist so lange weg, und ich wäre ganz gewiß gestorben, wenn ich die Nacht allein hier hätte bleiben müssen. Die Niece Hannecken sagte mir erst vor ganz Kurzem, daß ich Dich nicht mehr hinaus lassen sollte, wenn es draußen heult und spukt. Hast Du Etwas gesehen?“

„Ja, sie spielten wie die Mücken in der Luft herum und guäten mich mit Augen an, so groß wie die Wagenräder; sie hatten Drachenschwänze und Geierkrallen und auf dem Rücken einen Kamm, auf dem die Funken spielten.“

„Jesus, Maria und der heilige Vater Joseph, und sie haben Dir nichts gethan?“

„Nein; der Eine flog hart an mich heran, fletschte die Zähne, die bald so lang und gelb waren wie die Deinigen und grinste mir zu:

„Ich würde Dich fressen, aber Du hast schon Deinen Drachen, mit dem Du Tag und Nacht zu kämpfen hast. Gehe hin in Frieden und freue Dich über ihn in alle Ewigkeit!“

„Das sind ja fürchterliche Worte! also den Drachen hast Du? Wo denn?“

„Um!“ machte er achselzuckend.

„Du weißt es auch nicht? Da muß ich am Tage einmal die Niece Hannecken fragen. Die kann für den Drachen thun und wird Dich von ihm befreien!“

„Einverstanden! Sage ihr nur, sie solle mit ihm in das Wasser springen und ihn so lange unten festhalten, bis er genug hat. Auf diese Weise ist mir am besten geholfen, und dann werde ich ihr auch nicht mehr gram und böse sein!“

„Das will ich Dir wohl ausrichten, und sie wird es thun, schon allein mir zu Gefallen. Die Niece Hannecken ist ein gar gutes und kluges Weib, wenn ich auch nicht Alles glauben kann, was sie glaubt. Sie sagte mir erst vor ganz kurzer Zeit, daß der Klabaunermann, welcher auf jedem Schiffe vorn unter dem Spriete sein Wesen treibt, einst ein gewaltiger Niese gewesen sei, der vor Zeiten — — — Hüß Himmels, was ist das für ein höllisches Getöse! Lösch das Feuer aus, Hinrich und bete ein Stoßbetlein! Alle guten Geister loben — — —“

„Sei still! Das ist der schwarze Schiffer, der in solchen Nächten auf dem Flusse sein Wesen treibt. Lege Dich auf die Seite und laß keinen Laut hören!“

Auf dem Wasser hatte sich ein fürchterlicher Lärm

J.

erhoben. Die Töne, welche sogar das Brausen des Windes überboten, waren geradezu unbeschreiblich, und dazwischen erschollen jammervolle Hülferrufe, die selbst einten sonst nicht furchtsamen Menschen mit Entsetzen hätten erfüllen können. Nachdem der Scandal eine Weile fortgedauert, endete er mit einem schrillen, vielstimmigen Schrei, der von den tobenden Lüften vielfach zerlegt und über die Insel gerissen wurde.

Lange blieben die beiden Gheleute ruhig, bis die Frau endlich das Schweigen nicht mehr länger ertragen konnte.

„Darf ich nun wieder sprechen?“ frug sie zagend.

„Ja, aber von der Niece Hannecken nicht.“

„Warum nicht von dieser?“

„Weil sie mit den Geistern nicht auf einen guten Fuße steht. Wenn der schwarze Schiffer ihren Namen hört, so lenkt er den Kiel gegen die Insel und fährt mitten durch unser Häuschen hindurch.“

„Heilige Maria, wäre das ein Entsetzen! Wer ist der Furchtbare denn eigentlich bei Lebzeiten gewesen?“

„Er war ein guter und tüchtiger Seemann, der aber ein böses Weib hatte. Er ist in den Himmel gekommen und sie in die Hölle, und nun fährt er immer des Nachts auf seinem Rahne hinunter bis an die Teufelspforte, um sich über die Gesichter zu freuen, die sie in den Flammen schneidet. Wenn ihm unterwegs ein weibliches Wesen begegnet, oder wenn er auch nur den Namen eines Weibes nennen hört, so fährt er auf sie los, nimmt sie mit und wirft sie in den Schwefelpfuhl. Darum werden jetzt immer weniger Frauen und immer mehr Männer. Er wird nicht eher aufhören, als bis alle Weiber auf der Erde ausgerottet sind.“

„Gott stehe uns bei! Das muß ich der Niece Hannecken sagen, damit sie sich in Acht nimmt. Sie sagte mir vor einigen Tagen, daß — — —“

„Willst Du wohl gleich von Deiner Niece Hannecken schweigen! Ich habe Dir ja gesagt, daß Du die ganze Insel unglücklich machst und uns alle in's Verderben bringst, wenn Du jetzt von ihr sprichst.“

„Heilige Jungfrau und heiliger Vater Joseph, das hatte ich ganz vergessen! Ich glaube, es ist besser, wenn wir lieber ganz schweigen und uns zur Ruhe legen, denn wenn ich mit Jemandem rede, so fällt mir immer die Niece Hannecken ein und — — —“

„Ruhig, sage ich Dir, sonst sind wir verloren!“

„Hinrich, das geschah wahrhaftig ohne meine Schuld! Komm, leg Dich nieder. Der heilige Michael, welcher den Drachen erstochen hat, möge bei uns sein und uns beschützen vor allen Rathschlägen Beelzebubs. Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“ — — —

Mit dem kommenden Morgen schienen die Winde ihre Kraft zu verlieren und eine ruhigere und weniger gefährliche Fahrt zu ermöglichen. Das Boot, welches während der Nacht an Neuwerk angelegt hatte, war nach Form der jetzigen Rutter gebaut, trug auf schräg nach vorn stehendem Mast ein dreieckiges Segeltuch und führte an jedem Borde acht Ruder, welche von sechszehn kräftigen Armen bewegt wurden, unter deren Drucke das Fahrzeug ganz zufriedenstellend gegen den Wind anhielt. Das Steuer wurde von zwei Männern bedient und vorn am Bug saß der Schiffer, welcher den Vater aus der Grube geholt hatte. Dieser Letztere war jetzt nicht zu sehen; er lag unter dem

Halbdecke und ruhte sich von den gehaltenen Anstrengungen aus.

Schon längst waren die Ufer des Stromes zu beiden Seiten zurückgetreten und die Wogen breiter, höher und mächtiger geworden. Das Kurzeis, welches die Elbe geführt hatte, breitete sich über die Fläche aus, so daß es dem Fortkommen kein Hinderniß mehr bereitete und als eine weißgraue, breiartige Masse auf den sich hebenden und sinkenden Wassern auf- und niederstieg.

„Steurer, laßt ab zwei Strich nach Backbord!“ kommandirte der Bootsmann vorn am Bug und kam dann zwischen den Ruderern hindurch langsam nach hinten.

Die Steuerleute folgten überrascht der unerwarteten Weisung, indem sie ihr Auge mit scharfem Blicke über den vor ihnen liegenden Horizont schweifen ließen.

„Etwas in Sicht, Bootsmann?“ fragte der Eine.

„Ein Schiff,“ antwortete dieser, indem er den Arm erhob, um ihnen die Richtung anzudeuten. Ganz draußen am äußersten Rande des Gesichtskreises war ein dunkler Punkt zu erkennen, welcher sich langsam und fast unmerklich fortbewegte.

„Er ist noch etwas weit vor uns. Macht, daß wir ihm näher kommen. Legt Euch in die Finnen, Ihr Männer, rief er den Ruderern zu; „ich möchte gern sehen, was für ein Mann es ist!“

Zu gleicher Zeit gab er dem Mann am Masten einen Wink; dieser griff an das Tau, das Segel breitete sich aus, und das Schiff flog mit bedeutend erhöhter Geschwindigkeit weiter. Niemand sprach ein Wort; Viertelstunde auf Viertelstunde verging. Endlich wandte sich der Bootsmann wieder an die Steuerer.

„Es ist ein Däne, den das Lüftchen von den Friesländern hergetrieben hat. Ein schlechter Segler; hat aber vielleicht Etwas im Leibe. Seht, er bemerkt uns und hält frisch auf uns zu! — — hm!“ machte er nachdenklich, indem er den Horizont ringsum abmusterte, „möchte wohl wissen, wie viel Seelen er an Bord hat! Es wäre doch ein verzeuflert hübscher Streich, wenn ein kleines Boot — — — na, und von ihm wegkommen können wir allemal noch zu rechter Zeit. Wollen einmal den Versuch machen. Laßt ab vom Rudern und legt vier Bänke bei! Ein Mann am Ruder ist genug!“

Die Ruder wurden eingezogen, die Hälfte der Bänke maskirt, und nun hatte das Boot gegen früher nur die Hälfte der thätigen Mannschaft.

„Legt Beil und Messer zur Hand! Greift wieder an! So, meine Jungsens! Die Anderen gehen unter Deck!“

Man sah, der Bootsmann wollte den Dänen über die Größe der Bemannung täuschen, eine List, die unter allen Umständen von Nutzen sein mußte. Man war ihm unterdessen so weit nahe gekommen, daß man sich eher ein sicheres Urtheil über ihn bilden konnte, und die Leute im Boote warteten mit Spannung auf den Ausspruch ihres Vorgesetzten, den sie als einen Mann kannten, der allen an ihn gemachten Ansprüchen gewachsen war.

„Ja, ein Däne ist's,“ sagte er endlich, „und zwar ein Holtzengänger, der für den Dänenkönig Erik nach Kräften raubt und stiehlt. Wer weiß, was für ungehörig Gut er in seinem Raume birgt! Fast könnte man ihn ein wenig leichter machen, oder gar — — hm, ich schätze ihn auf dreißig Mann, und wir sind ohne einen, der am Steuer
F.

bleiben müßte, unserer neunzehn. Die Sache könnte gehen, wenn alles glücklich steht. Am besten ist's, wir lassen ihn an uns kommen. Hat er Vernunft, so fahren wir vorüber; will er uns aber an den Kragen, so mag er sehen wie es kommt!“

Das Boot folgte unverändert seinem Cours und kam bald in die Nähe des Dänen. Es war eine kleine Galeote mit hohem Vorder- und Hintercastell, schwerbauchig gebaut und trug das unbehilfliche Segelwerk der damaligen Zeit. In den Maaen und Wanten hingen einige Leute, welche eifrig damit beschäftigt waren, die Schäden auszubessern, welche man während der Nacht erlitten hatte; neugierige Köpfe blickten über die hohe Brustwehr, und auf dem Quarter stand ein Mann, der das Kommando führte und das herannahende Boot mit scharfem Blicke musterte. Als es in Sprechweite gekommen war, legte er die Hände an den Mund und rief:

„Boot, ohai, laß das Segel fahren!“

„Laß fahren!“ kommandirte der Bootsmann mit schallender Stimme, und leiser setzte er hinzu: „Du sollst Deinen Willen haben, Alter; sprich Dich nur aus!“

„Wendet zur gleichen Fahrt!“ schallte es vom Dänen herab.

„Legt um!“ rief der Bootsmann seinen Leuten zu, indem er zum Steuermanne trat und leise hinzufügte: „Gieb her; will's selbst einmal versuchen!“

„Woher den Kurs?“

„Von Hamburg.“

„Wohin?“

„Nach Helgoland.“

„Was habt Ihr geladen?“

„Proviand für die Insellente.“ Und leiser klang es: „Den können wir kaufen; wir haben kaum zwei Handbreit, vom Boote unter Wasser, und dennoch fragt er nach der Ladung.“

„Proviand? Den brauche ich nothwendiger, als die da drüben: ich werde ihn Euch ablaufen. Nehmt das Tau und macht Euch fest!“

„Geht nicht, Herr! Der Proviand ist schon bezahlt; ich kann die Leute nicht hungern lassen.“

„Ich die meinen auch nicht. Werde Euch das Zeug nochmals bezahlen.“

„Womit?“

„Das werdet Ihr sehen. Laßt das Geschwätz und nehmt das Tau!“

„Gut, so werft es!“

Das Tau wurde geworfen; der Bootsmann fing und befestigte es.

„So, jetzt hat er entweder uns oder wir ihn. Wir sollen sehen, womit er zahlt? O, das wissen wir schon! Nun, wir werden ihm vielleicht nichts schuldig bleiben!“ brummte er.

Der Däne ließ einige Refs in die Segel fallen und drehte bei, ein Manöver, welches damals noch bei Weitem schwieriger war als jetzt, ja, es wäre wohl ganz unmöglich gewesen, wenn der Wind sich nicht so sehr gemildert gehabt hätte. Das Boot lag hart im Lee des Schiffes; ein Räder Schlag genügte, um Planke an Planke zu bringen. Die Leute, welche ihren Bootsmann gar wohl verstanden hatten, warteten nur auf den Befehl desselben, um statt der Ruder die Enterbeile in die Hand zu nehmen.

„Der Bootsmann herauf!“ erscholl es von oben.

„Gleich, Herr! Aber laßt doch das Fallreep herab, ich bin krank zum Klettern!“

Wirklich wurde ganz wider Erwarten die Schiffstreppe herabgelassen, so daß jetzt dem Besteigen der hohen Borde gar keine Schwierigkeiten im Wege standen.

„Drauf, Ihr Mannen. Schlagt sie nieder, aber schont das Leben!“ rief der Bootsmann und stand, allen Anderen voran, im nächsten Augenblicke droben auf dem Verdecke.

Mit einigen raschen Sprüngen hatte er den Befehlshaber erreicht, den er mit der Axt vor die Brust stieß, daß er hintenüber stürzte.

„So, nun können wir über den Preis reden, Alter! Einstweilen liegst Du gut.“

Mit kräftigen Streichen wehrte er einige der Feinde, ab, welche herbeigeeilt waren, um ihren Herrn zu decken, dann stürzte er sich mitten in den wirren Knäuel hinein, welchen die Kämpfenden bildeten. Die Dänen waren auf einen Angriff nicht gefaßt und also auch meist unbewaffnet gewesen; dieser Umstand kam den Angreifern so zu statten, daß sie in kurzer Zeit den Feind überwältigt hatten.

Todte gab es keine, vielmehr waren die Meisten der auf dem Decke Umherliegenden von den Schlägen der Axt- helme nur betäubt oder kampfunfähig gemacht worden. Die erste Sorge der Sieger war, die Besiegten unten in dem Kielraume gut zu verwahren, dann wurde das Boot ins Schlepptau genommen, und die Galeote strebte eine neue Fahrt in der Richtung auf Helgoland zu an.

Der Bootsmann stand auf dem Quarterdecke, wo vorher der Däne seinen Platz gehabt hatte, und rieb sich vergnügt die Hände.

„Das war ein Streich, den uns nicht gleich ein Anderer nachmachen wird, und es soll mich verlangen, was der Capitain dazu sagt. Viel wird es freilich nicht sein, vielleicht nicht einmal ein einziges Wort, aber ich kenne seine Weise; er spricht bloß dann, wenn er entweder Glück oder Verderben spendet; was zwischen diesem beiden liegt, das ist ihm zu gewöhnlich, als daß er viele Worte darüber verlieren sollte. Der alte Kasten hier geht tief, er muß also schwer geladen haben, aber ich kann nicht einmal nachsehen, welche Sorte von Dingen es sind, die wir so billig in die Hand bekommen haben, denn wir sind durch die Fahrt und die Bewachung der Gefangenen vollauf beschäftigt.“

Er spazierte in heiterster Laune über das Deck nach dem Hintertheile des Schiffes und blickte in das Boot hinab, wo außer dem Manne am Steuer jetzt Niemand mehr zu sehen war.

„Ich glaube gar, der Pfaffe hat das ganze Abenteuer verschlafen! Der Mann muß entweder ein sehr gutes Gewissen oder gar keins haben, sonst hätte es ihm schon längst die Augen aufgerissen. Vielleicht ist es das letzte Mal, daß er so ruhig schläft, denn führt er eine Schurkerei im Schilde oder behelligt er den Capitain mit unnützen Dingen, so mag ich nicht in seiner Haut stecken!“

Er stieg wieder auf das Hinterdeck, warf einen Blick über den Horizont und eilte dann zum Steuermann.

„Siehst Du Etwas?“ fragte er diesen.

„Wo?“

„Dort!“

Der Mann beschattete die Augen mit der Hand und blickte nach der bezeichneten Richtung.

„Nun?“

†

„Wenn ich mich nicht irre, so ist das der „Wiking.“
„Freilich ist er es. Dem Capitain ist es bei dem Wetter bange um uns geworden, und so hat er auf die Elbe zugehalten, um uns im nothwendigen Falle nahe zu sein.“

„Er wird schöne Augen machen!“

„Habe es auch schon gedacht. Wollen doch einmal sehen, ob er Spaß versteht!“

Der helle Punkt, auf welchen die Beiden ihr Augenmerk gerichtet hatten, vergrößerte sich zusehends und kam näher und näher. Schon waren die drei Mastenspitzen deutlich zu unterscheiden, dann trat das untere Segelwerk hervor, und endlich ließ sich auch der Rumpf erkennen, welcher schließlich zu einer colossalen Größe anwuchs und in seiner damals üblichen Bauart wie eine aus den Fluthen ragende Festung auschaute.

„Laßt die Windsegel auf!“ rief der Bootsmann, und den Mann am Steuer bedeutete er: „Falle ein wenig nach Lee ab, damit er meint, wir wollen uns vor ihm davonmachen!“

Der Wind legte sich in die neu beigefekten Segel, und das Schiff verfolgte mit erhöhter Geschwindigkeit die abweichende Richtung. Sofort flog eine wahre Fülle von Leinwand auf dem „Wiking“ in die Höhe, und er fiel von dem bisher eingehaltenen Course ab, um die Bahn der Galiotte im Bogen zu durchschneiden.

„Siehst Du? Er will uns haben. Jetzt zeigt er die Flagge. — Zieht den dänischen Fischen in die Höhe!“

Der Befehl wurde befolgt und erregte auf dem Wiking allgemeines Erstaunen. Die ganze seefahrende Welt wußte, daß Holstein sich mit der Hanse, besonders mit Hamburg gegen die Dänen verbunden hatte; auch waren von dem ersteren Staate die Vitalienbrüder gewonnen worden, deren berühmtestes Fahrzeug der „Wiking“ war. Und hier wagte es eine armselige dänische Galeote, diesem gegenüber die Flagge zu behaupten, anstatt sich ruhig zu ergeben? Das hieß nichts anderes als wahnsinnig sein.

„Schau, wie sie sich wundern! Jetzt wird der Schiffer den Capitain rufen, um ihn zu fragen, ob er uns nicht einfach in den Grund segeln soll!“

„Wenn mich mein Auge nicht trügt, so hängt er schon droben in den Wanten. Kennst ja die Stelle, wo er immer Ausguck nimmt!“

„Ja, die Füße in den Sprossen, die Linke am Lauge und die geballte Rechte in der Hüfte, wie das so seine Stellung ist. Da dürfen wir den Spaß nicht übertreiben, sonst legt sich die Stirn in Falten, und wenn diese sich sehen lassen, so giebt es stets etwas, was lieber ungeschehen bleibt. Wir haben diese Nacht dem Hinrich zu Liebe Gespenster gespielt; wollen dafür sorgen, daß wir selbst nicht etwa welche zu sehen bekommen! Lege das Steuer auf seinen Back! Hörst, Ihr Mannen, laßt die Flagge mit den Windsegeln fallen!“

Sobald dieser Befehl ausgeführt war, segelte die Galeote in langsamer Fahrt gerade auf den „Wiking“ zu. Sobald dieser das veränderte Benehmen des vermeintlichen Dänen bemerkte, nahm auch er die überflüssigen Segel ein und erwartete das vollständige Herannahen des fremden Fahrzeuges. Nolf Bendastjöld war jetzt aus den Wanten herabgestiegen; der Schiffer trat auf ihn zu.

„Was meint Ihr, Capitain, zu dem Dänen? Wird es

Etwas für uns werden, oder lassen wir ihn mit einer scharfen Zwietsprache davongehen?"

„Schiffer!“

Nur dies eine Wort sprach der Befehlshaber, aber es enthielt eine ganze Strafrede, und aus dem Tone, in welchem es erklang, hörte man die unverhohlene Verwunderung heraus.

„Reiht Ihr mich eines Fehlers, Capitän?“

„Seht Ihr nicht das Boot am Schlepptau der Galeote?“

„Wohl sehe ich es.“

„Und den Mann in der langen Jacke, welcher bei dem Steuerer steht?“

„Auch diesen sehe ich.“

„Nun?“

Der Schiffer strengte sein Auge um ein Weniges mehr an und rief dann, vor Scham erröthend:

„Verzeiht, Capitän; so einen falschen Cours haben meine Gedanken noch niemals eingeschlagen. Das ist ja der Bootsmann Glas, welcher das Schiff führt, und hinten hängt sein Ruderkasten!“

„Endlich! Der hat wieder einmal einen seiner Streiche begangen und bringt uns einen Zweimaster zum Geschenk, den er mit seinem Spielzeug von einem Boote genommen hat. Ich gehe wieder in die Kajüte. Bringt die Sache in Ordnung und sagt dem Glas, daß er von heut an Hochbootsmann sei!“

Damit war für ihn die Sache erledigt; er schritt die Kajütentreppe hinab und kehrte wieder in den kleinen Raum zurück, von welchem aus das freie Fürstenthum „Wiking“ regiert wurde.

Die Augen seiner Untergebenen hatten ihn verfolgt, bis der letzte Zipfel seines Gewandes in der Luke verschwunden war. Mit von inniger Liebe, felsenfestem Vertrauen und schauer Furcht getheiltem Gefühle hingen sie an dem seltenen Manne, der es verstanden hatte, eine zahlreiche Bande der rohesten und abenteuerlichsten Gesellen zu besseren Gesinnungen zu führen und die Gewässer des Nordens mit seinem gefürchteten und doch vielgesuchten Namen zu erfüllen. Sein ganzes Aeußeres schon zeigte den Mann, der zum Gebieten geboren und selbst den schwierigsten Aufgaben seines gefahr- und anspruchsvollen Lebens gewachsen war. Keine Stimme klang wie die seine, kein Auge blickte so, wie das seine, und wenn er mit elastischem und doch so kraftvoll sicherem Gange über das Verdeck schritt, so fühlten und verstanden Alle die Sprache, welche in jeder seiner Bewegungen lag. Und wie sein Aeußeres, so war auch sein Inneres. Nie hatte er einen Befehl zurückgenommen, nie einen bemerkbaren Irrthum begangen; sein strafendes Wort fiel wie eine zerschmetternde Faust auf den Fehlenden, und mit einem einzigen kurzen Winke hatte er oft den lautesten Tumult zum Schweigen gebracht. Darum war auch ein Lob aus seinem Munde ein gar kostbares Geschenk, nach dessen Besitz Alle strebten; und wer es gehört, dem klangen die weichen, wohlwollenden Laute für immer in den Ohren. Was Wunder, daß eine Ordnung, ein Gehorsam, eine Tapferkeit und ein Opfermuth auf dem Schiffe herrschte, der dem Befehlshaber alles nur irgend Mögliche erreichen ließ und dem „Wiking“ eine Macht verlieh, die selbst die berühmten Hansestädte anerkannten und für ihre Pläne zu gewinnen suchten!

3

Der Tisch, an welchem er sich niederließ, war mit Karten und Plänen belegt, und an den Wänden rings herum erblickte man eine Menge von Büchern und Pergamenten, wie sie in damaliger Zeit selten, am seltensten jedenfalls aber auf einem Schiffe zu finden waren, welches keinen anderen Zweck, als den der Waffen verfolgte. Vor seinem Sitze jedoch waren die Karten zurückgeschoben und auf der freien Stelle stand ein schwarzes Ebenholzkästchen, welches mit allerlei an sich geringfügigen, für den Besitzer aber doch werthvollen Gegenständen angefüllt war, denn sonst hätte er sie nicht einer so liebevollen Bewahrung unterworfen.

Er schien durch das Nahen der Galeote in der Betrachtung dieser Gegenstände gestört worden zu sein und griff jetzt wieder zu einer kleinen, feinen Elfenbeinplatte, welche er vorhin in der Eile von sich gelegt hatte. Sie enthielt das Bildniß eines in der Blüthe der Jugend und Schönheit stehenden Mädchens.

„Walda!“ klang es leise von seinen Lippen, während aus seinem Auge ein helles, sonniges Licht leuchtete. „Dich habe ich geliebt wie noch selten ein Mannesherz liebte, ich und der Bruder. Auch seine Liebe kam aus dem tiefsten, heiligsten Leben. Wo er nur weilen mag. Ich habe ihn gekränkt bis auf das Blut und seine Bitten um Veröhnung von mir gewiesen — umsonst, umsonst, denn Keiner von uns Beiden hat die Hoffnungen, die er hegte, in Erfüllung gehen sehen. Unser beider Glück ist an dieser Liebe zu Grunde gegangen und begraben worden, das meinige in den Fluthen des Oceans, das seinige in der weiten, wilden Fremde, in die ich ihn hinausgestoßen habe. O, wie hasse ich seit jener Zeit diesen kalten, steifen Engländer! Er kam, sah die Holbe, Keine, Herrliche und nahm sie uns weg. Er betrog uns um Alles, was wir hatten und besaßen, verleumdete uns bei dem Fürsten und freute sich, als wir fortgehen mußten aus dem Hause unserer Väter, welches unsere Jugend geschützt hatte und sich über unser Alter wölben sollte. Ja, ich hasse sie, hasse sie mit jeder Faser meines Herzens, in jeder Sekunde meines Lebens, mit jedem Tropfen meines Blutes, mit jedem Hauche meines Athems, mit jedem meiner finsternen Gedanken! Nolf Bendasthold ist der Einzige unter den Brüdern, welcher nicht mordet, welcher Gnade nach dem Kampfe walten läßt, aber wehe dem Fahrzeuge, welches ihm unter der verhassten Flagge des Infellandes begegnet; sein Hafen ist der Grund des Meeres und seine Mannen sind verloren, sind Kinder des Todes vom Ersten bis zum Letzten!“

Er warf sich in das Kissen zurück, welches ihm als Sitz diente, und starrte finster vor sich hin, den Gedanken Raum gebend, welche in seinem Inneren auf- und niederstiegen. Es war keine gute Stunde für den, welcher jetzt in seine Nähe treten mußte, und doch könnten nahende Schritte die kurze Treppe herab und die Thüre wurde geöffnet. Es war der Schiffer, welcher eintrat.

Aus seinem Sinnen emporfahrend, sah der Capitän ihn fragend an.

„Verzeiht, Herr, wenn ich Euch höre! Glas hat von Neuwerk einen Mann mitgebracht, welcher Euch zu sprechen wünscht!“

(Fortsetzung folgt.)

Freierstunden am häuslichen Herd.



Redaction, Druck und Verlag von **S. G. Münchmeyer** in Dresden, Jagdweg 14.

Filialen: Berlin, Ruppinerstraße 44; Wien, Josephstädter Hauptstraße 35; Dortmund, Düppelstraße 6.

Der beiden Quikows letzte Fahrten.

Historischer Roman aus der Jugendzeit des Hauses Hohenzollern von **Karl May**.

[Fortsetzung.]

Uebersetzung und Dramatisirung wird vorbehalten.
Nachdruck gerichtlich verfolgt.

„Wer ist es?“

„Es ist ein Geistlicher.“

„Hängt ihn an die Naae. Das fromme Gesindel ist noch keinem Menschen von Nutzen gewesen!“

„Er behauptet, eine wichtige Botschaft für Euch zu haben.“

„Hängt ihn, sage ich! Dann mag er seine Botschaft bringen, wenn er will.“

„Er hat das Zeichen!“

„Das Zeichen? Wer wagt es, mein Zeichen einem Pfaffen anzuvertrauen!“

„Er kommt aus Hamburg.“

„Aus Hamburg? Dann muß die Botschaft wichtig sein. Der Senator ist treu und vorsichtig; er geizt mit unserem Zeichen. Schickt den Mann herab!“

Der Schiffer entfernte sich und nach kurzer Zeit trat Vater Gusebius in die Kajüte. Er kannte den Ruf des Mannes, vor welchem er stand und hatte sich auf einen lebenswürdigen Empfang auch gar nicht vorbereitet, aber als er dieses große, volle, packende Auge durchbohrend auf sich gerichtet sah, da wollte es ihn kalt überlaufen und die vorher wohlüberlegte Redensart blieb ihm im Munde stecken.

„Nun?“ fragte Nolf kurz und streng, indem er mit dem Messer spielte, welches an seinem Gürtel hing.

„Erlaubt, gestrenger Herr, daß ich, ein Diener der heiligen Religion, Euch Gnade wünsche von — — —“

„Macht's kurz, sonst lasse ich Euch aufknüpfen!“ klang es in einem Tone, der den Vater erbeben machte. Hätte er nicht schon hart an der Thüre gestanden, so wäre er vor Schreck zurückgefahren; er wußte vor Angst kein Wort mehr von dem, was er hatte sagen wollen, und langte schweigend unter die Kutte, aus welcher er ein mit Wachs

Feierstunden.

verschlossenes Schreiben hervorzog. Der Capitän griff nach demselben, öffnete es und las es aufmerksam durch; dann faltete er es wieder zusammen und legte es auf ein Becken mit glühenden Holzkohlen, welches zur Erwärmung des Raumes diente. In wenigen Augenblicken war es verbrannt.

Bis dahin hatte das Auge Bendastio's in die Flamme gestarrt; jetzt richtete es sich mit einem höchst zweifelhaften Ausdrucke wieder auf den Boten.

„Euer Name?“

„Gusebius.“

„Von wannen seid Ihr?“

„Erlaubt, daß ich über diese Dinge schweige, denn —“

Der Capitän machte eine ungeduldige Bewegung, die ihn sofort verstummen ließ.

„Ich frage, und Ihr habt zu antworten. Beliebt es Euch aber, zu schweigen, so bekommt Ihr nie wieder Gelegenheit, zu sprechen. Also, von wannen seid Ihr?“

„Von Garlosen.“

„So seid Ihr also der Caplan der Ritter, welche den Beuteantheil verlangen?“

„Dreier von ihnen.“

„Haben sie Euch zu mir geschickt?“

„Nein. Sie gaben mir die Erlaubniß, nach eigenem Ermessen zu handeln.“

„Was that Euch der Markgraf?“

„Nichts.“

„Und der Engländer?“

„Nichts.“

„Wer verrieth Euch die Sache?“

„Das weiß ich nicht. Ich erfuhr sie erst von den Rittern.“

„Ihr seid fertig mit Eurer Botschaft und habt mir

Nos noch zu sagen, wie der Engländer heißt, welches Schiff er benützt und zu welcher Zeit er kommt.“

„Erlaubt, gestrenger Herr, daß ich dieses nicht eher sagen kann, als bis Ihr unsere Bedingungen angenommen habt.“

„Bedingungen? Ihr mir?! Glaubt Ihr, daß der Nolf Bendaskiold der Mann ist, der mit Euren Strauchrittern überhaupt verkehrt? Und Bedingungen wollt Ihr mir machen?“

„Es sind hohe Summen, um welche es sich handelt, und mein Geheimniß ist also kostbar. Wenn ich schweige, so werden Euch die Schätze entgehen.“

„Du wirst überhaupt gar nicht schweigen! Siehe diesen Sand im Glase; wenn er abgeronnen ist, muß ich hören, was ich wissen will, sonst lasse ich Dich hängen!“

Es befand sich des Sandes so wenig in der Uhr, daß er in höchstens zwei Minuten abgelaufen sein mußte und der Capitän hatte schon die Hand an der Schnur, um den Vollstrecker seines Willens herbei zu rufen. Der Vater verwünschte den Augenblick, welcher ihn auf den „Wiking“ gebracht hatte. Wollte er sein Leben retten, so mußte er sein köstliches Geheimniß preisgeben, ohne für sich und seine Ritter auch nur den kleinsten Vortheil zu erlangen. Er zögerte bis zum letzten Augenblicke, dann aber öffnete ihm, als er die Unwiderstlichkeit des ausgesprochenen Urtheils in den Zügen des Capitäns las, die Todesangst den Mund.

„Die Zeit ist um! Nun?“

„Der Engländer ist der Graf von Warwick, welcher kommen wollte, sobald das Wasser vom Eise frei sei; den Namen des Schiffes kenne ich nicht.“

„Gut. Dein Leben hing an einem Haare. Jetzt kenne ich Dich zur Genüge. Du wirst Deinen Lohn finden!“

Er zog an der Schnur und bald stand einer seiner Leute unter der Thür.

„Dieser Mann ist gefangen. Schicke den Schiffer herab!“

Vater Gusebius wollte in eine Klage ausbrechen, der Mann aber ergriff ihn beim Schopfe und verschwand mit ihm. Als der Schiffer eintrat, frug Nolf:

„Wie weit seid Ihr mit der Galeote?“

„Die Mannschaft ist herüber und die Ladung zum größten Theile durchgesehen.“

„Worin besteht sie?“

„Es ist nicht Handelswaare. Der Däne ist in Holstein eingefallen und hat geplündert. Was ihm gut erschien, das hat er mitgenommen.“

„Untersucht das Fahrzeug genau und bestimmt den Werth desselben sammt der Ladung. Es ist ein schlechter Segler und darum für uns nicht zu gebrauchen. Wir verkaufen es daher mit Allem, was es enthält.“

„Und die Mannschaft?“

„Werden später sehen. Hört, was ich Euch noch sage! Ein Graf von Warwick geht von England nach Hamburg. Ich muß den Mann haben. Wir nehmen also Gegencours nach dem Canal hin und lassen uns kein Schiff, welches aus England kommt, entgehen. Andere Nationen werden nur ausgesucht, die Engländer aber springen über die Klinge. So! Meldet mir das Ergebnis, wenn Ihr mit der Galeote fertig seid!“

Der Schiffer ging; der Capitän fiel von Neuem in tiefes Sinnen. Vergangene Zeiten zogen an ihm vorüber

mit ihren lichten und dunklen Gestalten; Personen und Thatfachen, die er längst vergessen gewähnt hatte, traten klar und deutlich aus seinem Gedächtnisse hervor und längst verhallte Stimmen ließen sich aus den Tiefen seines Herzens hören. Solche Stunden der Erinnerung sind heilige Momente im menschlichen Leben; sie lehren die Ohnmächtigkeit des Menschen und die Unwiderstlichkeit eines göttlichen Waltens erkennen. Man giebt sich ihnen hin unwillkürlich und vollständig, und ihr Segen legt sich weich und beruhigend um das erregte Gemüth, es stimmend zur milden Veröhnlichkeit.

„Capitän!“

Er blickte auf. Er hatte die Wiederkehr des Schiffers gar nicht bemerkt.

„Was bringt Ihr?“

„Es ist ein Gefangener auf der Galeote gefunden worden, ein Herr von Dönaborg, den die Dänen aus irgend einem Grunde mit sich fortgeschleppt haben. Er wünscht Euch zu sprechen.“

„Von Dönaborg? Ist es der Graf oder ein bloßer Edler dieses Namens?“

„Kann es nicht sagen. Er ist alt und leidend; letzteres vielleicht nur in Folge der erlittenen Unbill.“

„Führt ihn zu mir!“

„Er steht schon vor der Thür.“

„So laßt ihn eintreten.“

Der Schiffer öffnete und ließ, sich entfernend, den Angemeldeten eintreten. Nolf verharrte ruhig in seiner Stellung; sein Auge glitt forschend und wie nach einem Anhalte suchend, über die bleichen Züge des Eingetretenen.

„Ihr seid?“ frug er in seiner kurzen Weise.

„Mein Name ist Dönaborg.“

„Vollständig!“

„Graf Gert von Dönaborg.“

„Wie kommt Ihr nach Holstein, da Ihr dort doch kein Heimwesen habt?“

Der Gefragte blickte rasch empor.

„Kennt Ihr mich?“

„Sekt Euch, Herr! Der Name Dönaborg hat einen guten Klang in meinem Ohre!“

„Sagt, woher stammt dieser Klang?“

„Das sollt Ihr wohl gleich sehen!“

Er griff in das Ebenholzkästchen, nahm eine ähnliche Eisenbeinplatte, wie die vorhin erwähnte, heraus und reichte sie dem Grafen dar. Derselbe warf einen Blick auf das Bild und sprang dann überrascht empor.

„Herr, wie kommt dieses Conterfey auf den „Wiking“ und in Eure Hände? Es ist das Bild des besten und treuesten meiner Freunde. O sagt, wem Ihr es abgenommen habt! Ich habe nach den Söhnen dieses Mannes geforscht bis auf den heutigen Tag und doch niemals Etwas über sie vernehmen können.“

„Sie sind verschollen und verschwunden, spurlos, ohne Wiederkehr, Ihr dürft nicht nach ihnen fragen, denn es würde Euch keine Antwort werden; Ihr dürft nicht nach ihnen suchen, denn all' Eure Mühe würde doch vergebens sein. Ihre Jugend ist gestorben, ihr Glück begraben, ihre Ehre vernichtet und ihr Name vergessen!“

„Vergessen? Wenn Alle ihn vergessen haben, bei mir ist er wohl aufgehoben. Das Geschlecht derer von Noltke — — —“

„Halt! Sprecht dieses Wort nicht zum zweiten Male aus; ich mag es nimmer hören!“

„So haßt Ihr diesen Namen? Hat einer von Denen, die ihn trugen, Euch so schwer beleidigt und gekränkt, daß Ihr ihn nicht ohne Zorn hören könnt?“

„Nein, o nein, sondern ich bin es gewesen, der sich an ihm versündigt und ihn um Alles gebracht hat, was ihm werth und theuer war. Kennt Ihr auch dieses Bild?“

Er reichte ihm das weibliche Portrait hin.

„Walda von Löwenholm, die Geliebte der beiden Brüder. Herr, Ihr macht mich staunen! Wollt mir doch erzählen, wie Ihr zu diesen Bildern gekommen seid!“

„Jetzt nicht, vielleicht erfahrt Ihr es später. Jetzt sollt Ihr mir vielmehr von Euch erzählen und wie Ihr auf die Galeote gekommen seid.“

„Ich wurde von Schweden nach Rendsburg zum Herzog Heinrich von Holstein gesandt, welchem der Dänenkönig Erik des Vaters Lehen nehmen will, und hatte dabei ein Weniges im Süd-Ditmarschen zu thun, wo ich bei dem nächtlichen Ueberfall der Dänen erkannt und gefangen genommen wurde. Man wollte mich zu Erik bringen, wo ich als Feind des Reiches einen sichern Tod gefunden hätte.“

„Das wolle Gott verhüten! Ist Euer Werk in Rendsburg schon gethan?“

„Nein; der Herzog wird mich schwer vermissen, da er nebst der Hanfa auf Schwedens Hülfe rechnen muß.“

„Welch' ein Gefängniß habt Ihr auf dem Fahrzeuge gehabt?“

„Ich lag in einem Boche am vordern Mast, kaum groß genug, daß ein zehnjähriger Bube darin zu sitzen vermag. Meine Speise während dreier Tage war Wasser, und die einzige Beachtung, welche meine Bitte um ein besseres Gefängniß fand, bestand in Fußtritten, mit denen man mich in das Loch zurückstieß.“

Die Stirn Noffs legte sich in Falten.

„Wie war das Treiben der Dänen auf dem Lande während des Ueberfalles?“

„Sie haben gefengt und gebrennt nach Herzenslust und dabei auch der Menschen Leben nicht geschont. Als man mich gebunden durch den brennenden Ort führte, sah ich der Leichen mehrerer liegen.“

Der Capitain machte keine Bemerkung zu dieser Mittheilung, aber der Blick seines Auges verkündete nichts Gutes.

„Was dachtet Ihr, als man Euch nach dem „Wiking“ brachte?“ frug er nach einer kleinen Pause.

„Ich erschrak,“ antwortete er zögernd.

Jetzt lächelte Noff.

„Ich glaube es Euch! Wer Ursache dazu hat, der mag nur immerhin vor mir zittern. Gerechtigkeit ist eine schwere Tugend, und wer sie übt, hat öfterer zu strafen als zu lohnen. Ihr sollt ein Beispiel von beidem sehen. Kommt mit nach oben, Graf!“

Er erhob sich, um sich mit Dönaborg auf das Deck zu begeben. Drogen angekommen, winkte er den Schiffer zu sich.

„Bringt die Dänen!“

Die Luke, welche in den Raum hinabführte, der zur Aufbewahrung der Gefangenen diente, wurde geöffnet, und bald standen die Letzteren in einer langen Reihe vor dem Mittelmaße. Diejenigen Männer des „Wiking,“ welche

sich nicht im Dienste befanden, drängten sich herbei, um zu hören, was der Capitain über sie befehlen werde. Dieser trat mit dem Grafen vor die Gefangenen. Sein Auge bohrte sich in das Angesicht eines jeden Einzelnen von ihnen und hastete zuletzt mit vernichtendem Ausdrucke auf dem Anführer.

„Du wirst sterben!“

Er sprach nur diese drei Worte. Die Untersuchung war beendet und das Urtheil gefällt.

„Herr,“ rief der Mann bittend, „was habe ich denn Euch gethan, daß — — —“

„Still! Ihr habt das Blut friedlicher Leute vergossen und ihre Wohnungen mit Feuer vernichtet. Sie hatten Euch auch nichts gethan. Fort mit ihm!“

Er wurde gepackt und trotz allen Streubens nach vorn geschafft.

„Welche unter Euch sind es, die sich des Mordes schuldig machten?“

Tiefes Schweigen folgte dieser bedrohlichen Frage.

„Gut, so waret Ihr es alle. Fort mit ihnen an die Raae!“

Dieser Befehl löste sofort die Zungen, und bald waren die Verbrecher herausgefunden. Sie wurden abgeführt.

„Herr, schont des Menschenlebens! Die Leute haben doch nur — —“ wollte der Graf bittend einwenden, der Capitain aber brachte ihn durch eine einzige abwehrende Bewegung seiner Hand zum Schweigen.

„Ich sprach zu Euch von Gerechtigkeit! Schiffer, wie weit seid Ihr mit der Galeote?“

„Noch nicht ganz zu Ende Capitain.“

„So laßt die Arbeit ruhen. Hochbootsmann Glas!“

„Herr!“

„Du gehst mit Deinen Mannen auf die Galeote und führst dieselbe nach Meldorf in Süd-Ditmarschen. Dort giebst Du sie mit ihrer vollständigen Ladung diesem Herrn, dem Grafen von Dönaborg über, welcher als Eigner des Fahrzeuges mit Dir geht, und wendest Dich sodann mit den Deinen nach Helgoland, wo Du meine Rückkehr erwartest!“

„Ich, der Eigner der Galeote? Was soll ich in Meldorf mit ihr thun?“ frug der Graf.

„Ihr werdet vielleicht die Güte haben, dafür zu sorgen, daß die Beraubten ihr Eigenthum zurück erhalten. Ich schlage mich für Holstein und werde den Angehörigen dieses Landes nicht das Vorenthalten, was ihnen gehört. In Meldorf verkauft Ihr das Fahrzeug und verwendet den Erlös als Schadenersatz für diejenigen, denen nichts zurückerstattet werden kann.“

„Ja,“ rief Dönaborg freudig, „das will ich gern und willig thun. Eure Gerechtigkeit ist streng nach allen Seiten, und ich wünsche nur, Ihr wirket in einem anderen Lebenskreise und ich könnte stets in Eurer Nähe weilen!“

Ueber das Angesicht des Capitains flog ein trübes, bitteres Lächeln, eine Antwort aber gab er nicht. —

Als einige Zeit später der Graf sich auf die Galeote begab, begleitete er ihn bis zum Fallreep.

„Ich sollte Euch vorhin sagen wie ich zu den Bildern gekommen bin. Ihr habt Olaf Moltke gekannt und seine beiden Söhne oft auf Euren Knien geschaukelt, Ihr werdet also nicht reden, wo ich zur Schweigsamkeit verurtheilt bin. Habt Dank für all' Eure Liebe, die Ihr für uns

hattet und für die Treue und Sorgsamkeit, mit welcher Ihr uns in Schutz nahmt, als Alle uns verließen! Der eine der Knaben war ich; Gott gebe, daß der andere nicht verloren sei!"

Das Boot stieß ab. Nolf blickte ihm nach; in dem Winkel seines Auges glänzte es hell und feucht. Der starke, feste, wetterharte Mann weinte. Dann aber schüttelte er trotzig die heißen Thränen aus dem Auge.

„Vorwärts, nur immer vorwärts! Rückwärts geht kein guter Weg. Hallo, Schiffer, laßt alle Segel beisehen; es giebt eine Jagd auf die Inselmänner, und da giebt es eine lustige Fahrt!“ —

— 10 —

Die zweite That.

Die Stadt Angermünde, früher gewöhnlich Neu- oder Rekerangermünde genannt, zum Unterschiede von Tangermünde, welches auch Alt-Angermünde hieß, lag am südwestlichen Ufer des Mündesees und war in der sonst gewohnten Weise befestigt. Durch die rund um die Stadt gehende Mauer führten vier Thore, deren eins nach dem See ging. In der Stadt befand sich ein Augustiner-Mönchskloster, dessen Kirche noch heute vorhanden ist, die St. Marienkirche mit einem hohen Thurm und die St. Vertrautkirche mit einem Hospitale. An die Stadtmauer nach dem See hin lagerte sich ein festes Schloß, auf welchem der pommerische Hauptmann Johann von Briesen befehligte.

Von Neustadt-Eberswalde zog sich eine vielbesuchte Straße nach Angermünde, welche dem Reisenden alle nur irgend gewohnten Bequemlichkeiten bot. Daher war es billig zu verwundern, wenn irgend Jemand die schlechten Waldpfade benutzte, welche über Werbellin-Golze und Zietzen führten, und doch gab es heut zwei Reiterpaare, welche diese einsamen Gegenden benutzten, um aus dem Brandenburgischen auf pommerisches Gebiet zu kommen.

Zur Morgenzeit ritt ein Mann aus Werbellin, dessen finstere Wesen jedem Begegnenden auffallen mußte, und sein Aeußeres war ganz darnach beschaffen, jede unberufene Annäherung abzuwehren. Er trug die Kleidung eines gewöhnlichen Knechtes, aber seine Haltung und Bewegungsweise wollte mit dem unscheinbaren und vielfach defecten Gewande nicht gut harmoniren. Von ihm an Zügel geführt, trottete neben ihm ein kleiner, magerer Klepper her, auf welchem ein Jüngling saß, dessen trübe Gesichtszüge von einer tiefen Herzenstrauer zeugten. Er trug eine vormalig schmutzige Panzerkleidung, welche jetzt aber sehr beschädigt erschien, und hielt den müden Blick starr auf den Hals des Pferdes gesenkt, eine Theilnahmlosigkeit zeigend, wie sie den Jahren seiner Jugend sonst nicht eigen zu sein pflegt. Endlich hob er den schönen Kopf ein wenig in die Höhe und blickte seinen Begleiter verstohlen von der Seite an.

„Herr Dietrich!“ klang es zögernd aus seinem Munde. Der Andere wandte sich zu ihm und blickte ihm fragend in das Gesicht.

„Hat unsere Reise noch nicht bald ihr Ende erreicht?“

„Warum?“

„Ich bin des ungewohnten Irrens müde.“

Es erfolgte keine Antwort. Dietrich von Quitow welchen wir in dem Einem erkannt haben, war mit seinen eigenen Gedanken und Plänen zu sehr beschäftigt, als daß er die Klage des jungen Mannes viel hätte beachten mögen.

„Warum steht Ihr mir nicht Rede und Antwort?“ fragte dieser nach einer Weile mit sichtbarem Unmuth. „Ich bin es nicht gewohnt, daß meine Worte beharrlich, überhört werden.“

Ein verächtlicher Seitenblick streifte den Sprecher.

„Und ich bin nicht gewohnt, mich zu unnützen Plaudereien bewegen zu lassen. Was wollt Ihr?“

„Warum gebt Ihr mir nicht Speise und Trank und eine ordentliche Herberge des Nachts? Ich habe Euch ja mein Wort gegeben, Euch nicht zu verrathen, sondern Euch vielmehr freiwillig zu folgen, wohin Ihr mich führt. Glaubt Ihr, daß ich es brechen werde?“

Wieder verging eine Weile; dann klang es kurz:

„Wartet noch bis morgen, dann hat alle Mühsal ihr Ende erreicht. Herr Johann von Briesen wird uns Alles geben, dessen wir zu unserem Wohlbestinden bedürfen.“

„Johann von Briesen? Der ist doch Hauptmann in Angermünde! So wollet Ihr mich nach Pommern führen?“

Statt der erhofften Antwort wurde ihm neues Schweigen zu Theil. Er senkte traurig den Kopf und versank wieder in das vorige trübe Sinnen.

Zu derselben Zeit verließen zwei andere Reiter Zietzen; auch hier war der Eine alt und der Andere jung, aber ihre Mienen drückten ganz andere Gefühle aus, und das lebhafteste Gespräch, welches sie mit einander führten, zeugte von dem guten Einvernehmen, in welchem sie mit einander standen.

„Nun ist das Ziel unserer Reise in kurzer Zeit erreicht,“ sprach der Aeltere, „und ich werde Euch gar bald verabschieden müssen. Doch einige Tage müßt Ihr in Angermünde noch bei mir verweilen, Detlev!“

„Verzeiht, Herr Fürst, daß ich Euch dieses abschlagen muß. Mein Vater wird Euch mit Schmerzen erwarten und Ihr habt Eure Kräfte wieder erlangt, so daß Ihr nun des Beistandes nicht mehr bedürft.“

„Das ist wohl wahr, allein diese Begleitung ist mir nun fast lieb und theuer geworden, so daß ich gern so spät wie möglich auf sie verzichten möchte.“

„Ich danke Euch; aber ich denke, daß ich nicht für immer von Euch scheiden werde, sondern daß mir das Glück zu Theil werden wird, Euch wieder zu sehen. Möchten nur Eure Bestrebungen bei den Herzögen von Pommern einen guten Erfolg haben! Ich bin ein unerfahrener Jüngling, der von der Kunst des Regierens noch nicht gar viel zu hören bekommen hat, jedoch denke ich immer, daß es den Pommern und Mecklenburgern niemals gelingen werde, ihren feindseligen Stand gegen unseren erlauchteren Herrn, den Markgrafen, festzuhalten. Vielmehr scheint es mir, daß er diejenige Kraft und Klugheit besitze, welche durch Güte oder erstens Zwang die Anschläge der Feinde zu nichts zu machen versteht.“

„Das mag ein wahres Wort sein. Ich habe meinen Bettern, den Fürsten Balthasar, Johann und Wilhelm von Wenden stets mit solchem Rathe gedient, aber sie wollen

mich nicht hören. Da zog ich zu dem Markgrafen, um mit ihm über diese Sachen zu verkehren. Ich nahm keine Diener mit, um unerkannt zu bleiben und mein Vorhaben geheim zu halten, und wurde auf dem Rückwege überfallen und nach Garlosen geschleppt, wo ich ein Lösegeld zahlen sollte. Auch wollte man daselbst wissen, wer ich sei, und als ich mich weigerte, dies zu sagen, warf man mich in jenes Verließ, aus dem Ihr Beide mich befreiet habt. Da ich nun einmal länger, als ich es mir vorgenommen hatte, von Waren weggeblieben war, so setzte ich noch etwelche Tage hinzu, um mit den Fürsten von Pommern zu sprechen. Denn sobald diese sich bewegen lassen, der Klugheit Gehör zu schenken und die Feindschaft mit den Marken aufzuheben, so werden sich auch meine Bettern bewegen, oder gezwungen sehen, ein Gleiches zu thun. Das Gefängniß hatte meine Kräfte so geschwächt, daß ich diese Reise nicht allein machen konnte, und so war es mir lieb, daß Herr Bismarck sich entschloß, auf seine bisherige Begleitung zu verzichten.

Jetzt lenkten sie nach Herzprung ein und kamen auf die Gerswalder Heerstraße, wo es der Wanderer so viele zu sehen gab, daß die Unterhaltung stockte und sie ihren Augen ungehinderte Beschäftigung gaben. In Angermünde angekommen, verzichteten sie, in einer Herberge einzukehren, und ritten nach dem Schlosse, wo der Fürst den Hauptmann Johann von Briesen aufsuchen wollte.

Er fand in demselben einen verständigen Mann, welcher seine Ansichten theilte und ihm zu seinem Vorhaben ein gutes Gelingen wünschte. Währenddessen ging Detlev durch die Straßen und Gassen der Stadt, um dieselbe so genau als möglich kennen zu lernen. Seine Gedanken schweiften dabei in die Zukunft und ließen ihm Dinge voraussehen, welche seinem natürlichen Scharfblicke nicht verborgen bleiben konnten.

„Es wird die Zeit kommen,“ dachte er, „in welcher die Entscheidung zwischen Brandenburg und Pommern in und um Angermünde toben und das Blut in Strömen fließen wird. Ich liebe den kräftigen Streit, welcher offen und ehrlich den Gegner sucht, aber die List hat auch ihre gute und volle Berechtigung, und wenn der Menschen und ihrer Güter geschont werden kann, so muß die Klugheit dem blanken Schwerte vorgezogen werden. Ich will mir die Befestigungen genau anschauen; vielleicht, daß es mir in späterer Zeit von Nutzen ist.“

Indem er so dahinwanderte und mit Aufmerksamkeit alle Baulichkeiten betrachtete, kam er in eine Gasse, welche durch eine ungewöhnliche Anzahl von Menschen gesperrt wurde, die sich vor einem Hause zusammengefunden hatten. Vor der Thür desselben waren eine Menge Gegenstände aufgestellt, wie sie zu einem gewöhnlichen bürgerlichen Hansrathe gehören; an einem alten Tische saß ein Rathsbeamter, und neben ihm stand der Büttel, welcher den versammelten Leuten die Wirthschaftsgeräthe vorzuzeigen und überhaupt das laute Wort zu führen hatte. Es war eine Auction, welche soeben beginnen sollte. Da trat eine kleine, dünne, bewegliche Gestalt aus der Thür, warf einen zornigen Blick über die Menge und sprang auf einen Stuhl.

„Hört Ihr Leutchen,“ rief der Mann, in welchem wir den Berlinischen Gewandschneider Zademaß, einen alten Bekannten aus „Fürst und Junker“ erkennen, „laßt Euch einmal Etwas sagen!“

„Er hat hier gar nichts zu sagen,“ gebot ihm der Beamte. „Steige Er vom Stuhle herab! Wir brauchen Seine Rede nicht!“

„Das Stühlchen ist jetzt noch mein und ich kann mich darauf stellen, bis es an die Reihe kommt!“ entgegnete der Schneider. „Und das Reden kann mir Niemand verbieten, so lange ich kein Wörtchen sage, wodurch sich die Väterchen der Stadt und die Herrchen vom Rathe beleidigt fühlen.“

„Aber Er hält die Versteigerung auf und das darf ich nicht leiden!“

„Das wird so arg nicht sein, denn ich bin in einem kleinen Minutchen fertig. Also, hört Ihr Leutchen! Wir, als die Innungen der Schneider, Schuster und Kürschner, sind, wie Jedermann weiß, beklissen, den Menschen zu verschönern und die Ungerechtigkeiten des Körpers zu verdecken. Darum wäre es billig und lobenswerth, wenn die Männer und Weibchens, denen wir Gutes erweisen, sich uns auch dankbar zeigten. Aber da ist der läberliche Borg eingegriffen und wir Innungen und Gilben müssen arbeiten, ohne daß wir ein ordentliches Geldchen zu sehen bekommen.“

„Hört, hört, das Schneiderlein will auf uns schimpfen!“ rief es unter den Zuhörern.

„Mein, das will ich nicht. Aber ich habe mein liebes Berlinchen mit Weib und Kindchens verlassen und bin nach Angermünde gekommen, weil hier kein Mann war, der ein ordentliches Gewandchen fertig bringen konnte. Und nun ich Euch herausstaffiret habe mit allem Fleiß und manchen Stich gethan, damit Ihr Euch in Ehren und mit Vergnügen sehen lassen könnt unter den Leutchen, nun kann ich nicht bekommen, was mir für meine Arbeit gebührt, und die Herrchen vom Rathe wollen mir meine Sachen nehmen, weil ich Zinsen und Gebühr für das Quartalchen nicht zusammengebracht habe. Nun wird man mich mit Schimpf und Schande wieder nach Berlin gehen heißen, wohin ich als ein Bettler komme, während meine Schuldner sich hier in das Häustchen lachen. Darum wollte ich — — —“

„Ist Er noch nicht bald fertig?“ unterbrach ihn der Beamte. „Mit Seiner Predigt ändert er nichts und bringt sich nur in die Gefahr, in das Loch gesponnen zu werden. Steigt vom Stuhle! Wir können nicht länger warten und müssen unseres löblichen Amtes pflegen!“

„Gebt mir nur noch ein einziges Augenblickchen Zeit! Ich bin ja noch gar nicht mit der Borrede zu Ende und die Leutchen müssen doch wissen, was ich ihnen sagen will!“

„Sage Er es ihnen später. Vorwärts, springe Er vom Stuhle, sonst muß ich mir mein Recht verschaffen!“

Der Schneider mußte dieser im strengsten Ton ausgesprochenen Aufforderung Folge leisten und überblickte mit betrübtem Angesichte die Sachen, welche man ihm jetzt nehmen wollte. Die Auction begann und der Büttel griff zuerst nach einer Truhe, die ihrer Alterthümlichkeit nach ein altes Erbstück zu sein schien. Zademaß hielt ihn zurück.

„Laßt diese Truhe bis zuletzt,“ bat er; „sie stammt von meinen Voreltern und ist mir lieb und werth.“

„Lasse Er uns in Ruhe mit seinem alten Kasten! Seine Voreltern werden nicht darinnen stecken!“

Da trat Detlev hinzu. Er fühlte Mitleid mit dem armen Manne und außerdem war ihm ein Gedanke gekommen.

„Welches ist die Summe, wegen der Ihr hier gepfändet habt?“ frug er den Beamten.

„Es sind fast fünfzig Prager Groschen,“ erwiderte der Befragte, ihn mit einem neugierigen Blicke messend.

Detlev zog das Lederbeutelchen unter seinem Gürtel hervor und öffnete es.

„Hier nehmt das Geld und laßt ihm seine Sachen!“

„Ihr wollt die Schuld bezahlen?“

„Wie Ihr gehört habt.“

„So ist das noch nicht genug. Der hohe Rath muß die Kosten seines Pfandverfahrens vergütet haben, wenn er auf dasselbe weiter verzichten soll.“

„So nennt mir diese Kosten.“

Der Beamte gab die Summe an und Detlev bezahlte sie. Der Schneider war hoch erfreut, solchen Wohlthäter gefunden zu haben und brach in die beredtesten Dankesworte aus.

„Wie kann ich Euch diese Eure Güte jemals vergelten, Herr?“ rief er. „Ihr erlöset mich aus bitterer Noth und Sorge, denn wenn man mir mein Habchen genommen hätte, so würden wir Nichts gehabt haben, um unser Haupt darauf zu legen. Nun?“ fuhr er, zu dem Beamten gewendet, fort, „macht Euch von dannen! Ihr seid bezahlt und habt hier nichts mehr zu suchen. Oder wollt Ihr etwa warten, bis ich Euch hier auf dem Stühlchen ein Redchen halten werde? — Nein, Herr Junker, schickt Euch nicht jetzt schon zum Gehen an, sondern wollet die Gnade haben, in meine arme Wohnung einzutreten, damit mein Weib sammt den Kinderchen Euch auch danken können!“

Detlev zögerte, auf diese Bitte einzugehen, aber Zademack ließ nicht ab, bis er ihm in das Haus folgte. Es war ein enges, dunkles Gebäude, von dessen Flur eine Stiege nach oben führte. Dort angekommen, bemerkte er, daß es sich an die Stadtmauer lehnte, über welche sein hinterer Giebel um ein Beträchtliches emporragte.

In dem Stübchen, dessen Thüre der Schneider öffnete, saß eine weinende Frau in der Mitte mehrerer Kinder, die sich zärtlich an die betrübtete Mutter schmiegen.

„Weine nicht,“ tröstete Zademack; „sie werden uns nichts nehmen, gar nichts, denn dieser Junker hier hat Alles bezahlt, was wir schuldig waren.“

Sie erhob sich und trocknete sich die feuchten Augen. „Ist es wahr, was Du hier sagst? Unsere Schulden sind bezahlt und wir werden unsere Sachen behalten?“

„Alles, alles werden wir behalten und nichts, gar nichts können sie uns nehmen! Und das haben wir diesem gütigen Herrn zu verdanken. Kommt, Kinderchens, gebt ihm Eure Händchen!“

Es begann jetzt zwischen den Gliedern der armen Familie ein Wettspiel des Dankes, dem sich der Wohlthäter nicht entziehen konnte.

„Könnte ich Euch Eure Güte doch nur um ein Weniges vergelten!“ rief Zademack. „Ich habe in Berlin gar viel Noth und Sorge erlebt und immer geglaubt, es müsse hier besser werden. Aber ich täuschte mich, denn ich kam immer tiefer in das Unglück hinein. O, mein Berlin, wäre ich doch dort geblieben! Ich war immer unzufrieden und wollte es besser haben als ich es hatte. Bei den Pommern sollte gute Zeit sein, und ich ging zu ihnen; aber ich liebe mir die Mark, mein Vaterland, welches ich frevlerweise verlassen habe. Ich wünsche nichts mehr, als daß ich in Ehren zurückkehren könnte!“

„Vielleicht ist Euch dieses möglich. Vergeßt mein nicht.“

F.

Wenn ich wieder nach Angermünde komme, werde ich Euch aufsuchen.“

„Ja, Herr, das werde ich auch thun, immer an Euch denken. Und könnte ich Euch jemals ein Dienstchen erweisen, so würde ich es Euch nicht versagen, sondern froh darüber sein. Vergeßt mein nicht, wenn Euer Weg Euch wieder nach Angermünde führt. Ihr seid ein Brandenburger, und ich halte auf Alles, was aus den Marken kommt, gar große Stücke!“

Detlev ging. Er hatte die Ueberzeugung, eine gute That vollbracht und sich einen Freund erworben zu haben, dessen Hülfe ihm später einmal von Nutzen sein konnte. Als er nach dem Schlosse zurückkehrte, kam der Fürst soeben von dem Hauptmann zurück und wiederholte seinen Wunsch, ihn noch länger bei sich zu haben. Doch blieb er bei dem einmal gefaßten Vorsatze, sich nicht in Angermünde zu verweilen, nahm Abschied von dem bisherigen Begleiter und ritt noch desselben Tages davon.

Der Weg, welchen er eingeschlagen hatte, führte ihn über Zietzen, Golzo und Werbellin zurück. Zietzen hatte er noch vor Abend erreicht, und da ihm sein jugendliches Ungestüm nicht rasten ließ, so beschloß er, für heut noch eine Strecke zurückzulegen und in einer Herberge, die man ihn bezeichnete, bis zum nächsten Morgen zu bleiben.

Einsam und allein seinen Weg verfolgend, sah er es nach und nach dunkler um sich werden, und es stellte sich jene Empfänglichkeit für die Bilder der Erinnerung bei ihm ein, welche sich in der Stunde der Dämmerung vorzugsweise geltend zu machen pflegt. Es war so still und ruhig um ihn her; kein Wanderer ließ sich sehen, und die Vögel des Waldes, sonst immer bis zum hereinbrechenden Abend laut und munter, waren nach dem Süden gezogen, um den Härten und Rauheiten des nordischen Winters zu entgehen. So störte kein Laut, kein Gruß die Beschaulichkeit, die ihm sein vergangenes Leben vorführte und ihn ganz besonders mit den Begebenheiten der letzten Zeit sich beschäftigen ließ.

Auf Garlosen hatte er seine erste ritterliche That vollbracht. Ihr Schauplay war nicht das offene Schlachtfeld, sondern die Verborgenheit unterirdischer Gänge und Gewölbe gewesen, und es hatte zu ihr vielleicht mehr Muth und Berwegenheit gehört als zu einem Kampfe im hellen Lichte des Tages. Der Preis war ihm auch sofort geworden in der Freundschaft des fürstlichen Gefangenen, dessen Kerker er geöffnet hatte. Der hohe Mann hatte seinen Stand den Boldewins gegenüber beharrlich verschwiegen gehabt und ihn erst den Befreiern genannt, als es an das Scheiden gegangen war. Zu angegriffen von den zerstörenden Einflüssen der Gefangenschaft, fürchtete er, eine weite Reise, die immerhin mit den verschiedensten Gefahren verknüpft war, nicht allein unternehmen zu können und hatte deshalb Detlev vermocht, mit ihm zu gehen.

Der Abschied von den Anderen war ihm nicht so leicht geworden, als man es vielleicht hätte meinen sollen. Herr Bismarck hatte ihn nur ungern ziehen lassen, und die Juden waren dem jungen Mann so dankbarlich gewesen, daß sie in die bittersten Klagen über seine Entfernung ausgebrochen waren. Vor allen Dingen aber hatte die Tochter Skigs sein Gehen mit Betrübnis aufgenommen.

Es war am Abende vor der beabsichtigten Trennung gewesen, wo sie sich allein getroffen hatten. Das Mädchen war leise und still an ihn herangetreten und hatte seine

Hand erfaßt. Lange hatte sie so neben ihm gestanden, ohne ein Wort zu sagen, als ihr endlich doch das tiefe Schweigen beängstigend vorgekommen war.

„Ihr wollt von uns scheiden?“ fragte sie zagend.

„Ja, es ist so beschlossen worden.“

„Und Ihr fragt nicht darnach, ob dies Scheiden Jedem wehe thut!“

„Wehe? Wem soll mein Gehen Schmerzen bereiten? Ich bin fremd in der Fremde.“

„Fremd? O nein, Herr! Habt Ihr uns nicht erlöst aus schwerer Noth und Drangsal, so daß wir Euch lieben und Euch Dank zollen möchten für's ganze Leben? Nein, fremd seid Ihr nicht, aber die arme, niedrige Tochter Israels darf nicht wagen, ihr Herz frei und ungehindert schlagen zu lassen!“

„Warum nicht?“ frug er, sich zu ihr niederbeugend. Der weiche warme Druck ihres kleinen Händchens, der Klang ihrer süßen Stimme und der Inhalt ihrer zögernd gesprochenen Worte übten einen ganz eigenthümlichen Einfluß auf ihn aus. Dieselben unbekanntenen Regungen, wie bei dem Austritte aus dem unterirdischen Gange, machten sich in seinem Innern geltend; das Herz ward ihm so groß und doch zu eng für die Gefühle, die jetzt durch dasselbe flutheten, und am liebsten hätte er das herrliche, verlockende Wesen in seine Arme genommen und innig, innig an die Brust gedrückt. Sie schlug das große, dunkle Auge zu ihm empor, und ihr warmer Athem strich über sein zu ihr gebeugtes Angesicht.

„Es hat bisher geklopft nur für den Vater und die Mutter,“ erwiderte sie. „Darf es denn auch für Andere schlagen?“

„Wer sind diese Anderen?“ frug er mit jenem einschmeichelnden Tone der Stimme, welcher bestrickend auf die Sinne wirkt.

„Es ist nur Einer, und den darf ich Euch nicht nennen!“

„Warum nicht?“

„Weil Ihr mir dann zornig sein würdet.“

„Dir? So bin ich selbst wohl dieser Eine?“

Sie blieb ihm die Antwort schuldig, aber ihre Hand führte die Seinige an das Herz; er fühlte das Wogen des vollen, weichen Busens, hörte den leisen, verlangenden Hauch ihres Odems und legte den Arm um sie.

„Sprich!“ bat er, sie an sich ziehend.

„Was soll ich Euch sagen?“

„Daß Du mich lieb hast!“

„Darf ich dies denn sagen?“

„Ja, das darfst Du, Du liebes, holdes Wesen,“ flüsterte er. Ihre Lippen brannten zusammen zum ersten heißen Kusse und lange, lange währte es, ehe sie zurückkehrten zur Gesellschaft der Uebrigen.

An diese Augenblicke dachte jetzt Detlev, aber es war nicht ein Gefühl des Glückes und der Wonne, welches er dabei empfand, sondern es wollte ihm scheinen, als habe er an jenem Abende nicht recht gethan, als habe er nicht so gehandelt, wie er hätte handeln sollen, um sich von späteren Vorwürfen fern zu halten. Er war mit sich unzufrieden, obgleich er lebhaft fühlte, daß das Bild des schönen Mädchens noch immer unverwischet in seinem Herzen wohne.

Mittlerweile war es vollständig Nacht geworden, und es erschien ihm daher willkommen, als er ein Licht bemerkte, welches in der Ferne auftauchte. Es kam aus

einem Fenster der Herberge, in welche er einzukehren beschloffen hatte. Als er dieselbe erreicht hatte, übergab er das Pferd einem Knechte, welcher ihm entgegentrat, und begab sich dann in das Zimmer. Es war leer, da sich außer der alten Wirthin kein Gast in demselben befand. Es war so räncherig und schwül in dem niedrigen Gemache, so daß er nicht lange in demselben verweilte, sondern sich in das Stämmerlein begab, welches ihm für die Nacht angewiesen worden war.

Er hatte sich noch nicht lange zur Ruhe begeben, so hörte er den Hufschlag von Pferden, welche vor dem Häuschen hielten. Die Neuangekommnen traten in das Haus und kamen nach einiger Zeit nach oben. Sie traten in ein Gemach, welches neben demjenigen lag, in dem sich Detlev befand. Es mußten zwei Personen, eine ältere und eine jüngere sein, wie er aus den Stimmen vernahm.

„Ihr sagtet, daß unsere Wanderung morgen ihr Ende erreicht haben würde?“ hörte er fragen.

„Für einstweilen.“

„So gehen wir später noch weiter fort?“

„Das wird sich morgen entscheiden.“

„Und wenn ich Euch nun sage, daß ich Euch nicht weiter folge?“

„Das ändert nichts. Ihr habt mir Euer Wort gegeben, Prinz, daß Ihr mir ohne Widerstand folgen wollt, wohin ich Euch führe!“

„Ich glaubte nicht, daß Euer Weg ein so weiter sei; vielmehr dachte ich, Ihr würdet mich auf irgend ein festes Schloß bringen, um dann mit dem Vater über meine Lösung zu verhandeln.“

„Das wird jedenfalls auch geschehen; doch scheint Ihr mir im Auslande besser aufgehoben zu sein, als in einer Burg, welche Euer Vater berechnen lassen würde, um Euch zu befreien. Nun seht Ihr wohl ein, weshalb mein Weg mit Euch ein so weiter ist.“

„Gut, bis jetzt bin ich Euch ohne Sträuben gefolgt, weil ich Euch mein Wort darauf verpfändet habe. Sobald Ihr mich aber noch weiter mit Euch zwingen wollt, werde ich dasselbe zurücknehmen.“

„Das steht Euch unbenommen, doch seht Ihr Euch dadurch strengeren Maßregeln aus, als ich bisher gegen Euch angewendet habe. Uebrigens kommen wir schon morgen nach Ungermünde, wo ich mit dem Hauptmann Johann von Briesen über Euch sprechen werde. Ich hoffe, daß Ihr bei ihm eine gute Aufnahme finden und da bleiben werdet, bis der Markgraf meine Bedingungen erfüllt.“

„Das lasse ich gelten.“

„Aber Euer Wort habt Ihr zurückgenommen?“

„Thut ich das? Oder sprach ich nicht vielmehr nur für den Fall, daß Ihr mich weiter führen würdet? Doch, da es einmal geschehen ist, so mag es auch so bleiben!“

„Ganz wie es Euch beliebt! Ich werde also die Thür verschließen und strenge Wache über Euch halten. Verlantet Ihr Euch aber gegen einen Dritten nur mit einem Worte, so schlage ich Euch mit Eurem eignen Schwerte nieder, welches ich zum Andenken an unseren ersten Ritt in meiner Hand behalten habe. Es ist gut und wird in meiner Hand seinen Mann niemals verfehlen. Jetzt lücht Euer Lager; wir werden früh aufbrechen!“

(Fortsetzung folgt.)

Freierstunden am häuslichen Herde.



Redaction, Druck und Verlag von S. G. Münchmeyer in Dresden, Jagdweg 14.

Filialen: Berlin, Ruppinerstraße 44; Wien, Josephstädter Hauptstraße 35; Dortmund, Düppelstraße 6.

Der beiden Quikows letzte Fahrten.

Historischer Roman aus der Jugendzeit des Hauses Hohenzollern von Karl May.

[Fortsetzung.]

Uebersetzung und Dramatisirung wird vorbehalten, Nachdruck gerichtlich verfolgt.

Die beiden Sprecher ahnten jedenfalls nicht, daß sich in ihrer unmittelbaren Nähe Jemand befinde, der jedes ihrer Worte deutlich vernommen hatte. Tiefe Stille zeigte einige Minuten später, daß sie sich der Ruhe hingegeben hatten.

Detlev war dem Gespräche mit immer wachsender Aufmerksamkeit und Spannung gefolgt. Er erfaß aus demselben, daß der Jüngere der beiden Männer der Gefangene des Aelteren sei. „Prinz“ hatte dieser ihn genannt und auch von dem Markgrafen gesprochen, dem er Bedingungen über die Auslösung zu machen gedenke. War es möglich, sollte einer der markgräflichen Prinzen in die Hand eines Feindes gerathen und von diesem entführt worden sein? Das wäre ja ein ganz außerordentlicher Fall, welcher für die Politik des Fürsten von dem nachtheiligsten Einflusse sein mußte. Und wer war der Mann, der eine so verwegene That gewagt und ausgeführt hatte? Ein gewöhnlicher Mann, ein gewöhnlicher Charakter konnte er nicht sein, und es war hier jedenfalls nicht bloß schwierig, sondern auch gefährlich, Rettung bringen zu wollen. Und doch faßte Detlev diesen Gedanken und hielt ihn fest, um über seine Ausführung nachzusinnen, denn selbst, wenn er sich in der Person des Gefangenen getäuscht hätte, war es Mitter- und Menschenpflicht, ihm nach besten Kräften beizustehen.

Er lag ruhig auf seinem Lager und vermied jedes, auch das leiseste Geräusch, um seine Gegenwart nicht zu verrathen. Im Hause regte sich nichts mehr; auch drüben in dem Nebengemache war es still, und nur nach einer längeren Zeit vernahm er die tiefen, hörbaren Athemzüge eines Schlafenden. Die beiden Räume waren nur durch eine dünne Bretterwand von einander getrennt, welche es ermöglichte, daß diese Laute bis an sein Ohr drangen.

Freierstunden.

Welcher von den Beiden war der Schlafende? Jedenfalls der Gefangene, denn der Andere war ganz gewiß zu vorsichtig, als daß er die nöthige Wachsamkeit aus den Augen gelassen hätte. War die Stube verschlossen, so daß es unmöglich war, von außen hinein zu kommen? Und im Falle dieser Möglichkeit, wie konnte der Eine von dem Anderen unterschieden werden? Der Wirth durfte leider nicht mit in diese Angelegenheit gezogen werden, denn bei den damaligen Verhältnissen pflegten sich diese Art von Leuten so wenig und ungern wie möglich in die Angelegenheiten Derer zu mischen, welche bei ihnen einsprachen und verkehrten. Auch war es ja noch vollständig unentschieden, ob nicht der Wirth mit bei der Sache betheiliget sei, und in diesem Falle wäre es ja die allergrößte Thorheit gewesen, ihn zu Rathe ziehen zu wollen. Am Besten schien es allerdings zu sein, bis zum Morgen zu warten, wo es dann jedenfalls leichter war, handelnd einzugreifen; aber bis dahin konnte ja gar Mancherlei geschehen, was dieses Eingreifen zur Unmöglichkeit machte.

Er erhob sich so leise und unhörbar wie möglich, öffnete seine Thüre und trat hinaus. Er stand vor einer That, und jede Verzögerung derselben widerstrebte seinem abenteuerlustigen Feuergeiste, dem ein langes und ungewisses Zuwarten unerträglich schien.

Zunächst schlich er sich an die Nebenthür, um das Schloß derselben zu untersuchen. Es war eines jener alten Niegelwerke mit feststeckendem Schlüssel, welche von beiden Seiten geöffnet, aber nur von Außen sicher verschlossen werden können. Der Eintritt an und für sich bot also keine Schwierigkeit, doch stand zu vermuthen, daß ihm von innen irgend ein Hinderniß entgegengestellt worden sei.

Nun begab er sich hinunter in den Flur, von wo aus es ihm leicht wurde, in den kleinen Hof und zu den

Pferden zu kommen. Sich an der Stallwand hintastend, fühlte er in einer Mauernische unfern des Einganges Stahl, Stein und Zunderzeug. Er machte Licht, um sich unter den hier stehenden Thieren gehörig orientiren zu können. Es waren ihrer mehrere da, doch erkannte er diejenigen der zwei Reisenden an den Sätteln, welche man ihnen nicht abgenommen hatte; daraus war zugleich zu schließen, daß die Abreise früher als gewöhnlich vorgenommen werden sollte. Das Seinige war abgeschirrt worden, doch hing das Sattelzeug ganz in der Nähe. Er legte es dem Thiere an, um für alle Fälle gerüstet zu sein. Außer der Eingangsthüre des Hauses führte ein breites Hofthor hinaus auf die Straße. Er öffnete dasselbe und lehnte die beiden Flügel nur an; so vorbereitet, begab er sich wieder nach seinem Gemache, um seine Waffen an sich zu nehmen.

Nachdem er eine Bezahlung auf den Tisch gelegt hatte, begab er sich, den Gnadegott in der Hand, an das Werk. Es gelang ihm, geräuschlos zu öffnen; aber die Thüre ließ sich nur so weit nach innen schieben, daß es ihm kaum möglich war, sich durch die entstandene Lücke zu drängen. Der eite der zwei Schläfer hatte sein Lager fast unmittelbar in ihrer Nähe aufgeschlagen, um selbst während des Schlafes den anderen in sicherem Gewahrsam zu haben. Das Fenster hatte eine nur geringe Größe, und es war vollständig unmöglich, daß ein Mensch durch dasselbe das Haus verlassen konnte.

Der am Eingange Ruhende schlief; ganz gegen Detlevs Meinung war er es, welcher die tiefen Athemzüge ausgestoßen hatte, und das Deffnen der Thüre war von ihm nicht bemerkt worden. Sich nur auf seinen Tactsinu verlassend, stieg der junge Mann behutsam über ihn hinweg und trat an das andere Lager. Der Inhaber desselben schien wach zu sein, und doch hatte er das Nahen eines Dritten nicht bemerkt, so vorsichtig war dasselbe ausgeführt worden. Da klang es leise neben ihm:

„Schlafscht Ihr?“

Es verging einige Zeit, ehe eine Antwort erfolgte. Der Gefragte war jedenfalls zu überrascht, als daß er sich sofort hätte in die Situation finden können. Endlich flüsterte es ebenso leise:

„Ist Jemand hier?“

„Ja. Wollt Ihr frei sein?“

„Wer seid Ihr?“

„Ein Freund aller Bedrängten. Ich war in dem Nebengemache und habe Euer Gespräch vernommen. Seid Ihr ein Marktgräflicher?“

„Ich bin Johann, der Sohn des Markgrafen.“

„Das ahnte mir! Wer ist der Andere?“

„Es ist Dietrich von Quikow, welcher mich übermannt und mit sich fortgeführt hat.“

„Der Dieb von Quikow? Prinz, den werden wir fangen!“

„Nein, laßt ihn!“ erwiderte Johann, sich vorsichtig erhebend. „Ich habe wohl mein Wort zurückgenommen, aber in Beziehung auf seine Sicherheit mag es noch gelten. Er hat mir kein körperliches Leid zugefügt, und ich will gar sehr zufrieden sein, wenn es mir nur gelingt, ihm zu entkommen.“

„Ich thue, was Ihr wollt. Er liegt vor der Thür, welche ein wenig offen steht. Geht voran und steigt über ihn weg; ich werde warten, bis Ihr draußen seid.“

§.

„Nein, Ihr sollt der Erste sein! Ich darf nicht zu geben, daß Ihr Euch so großen Fährlichkeiten aussetzt.“

„Geht, Prinz! Ich fürchte ihn nicht.“

Diese letzten Worte schnitten jeden Widerspruch ab. Johann bewegte sich der Thüre entgegen und kam auch glücklich über den Schlafenden hinweg. Das war aber nicht ohne eine Berührung geschehen. Dietrich erwachte, fühlte an dem kalten Luftzuge, daß die Thüre offen stehe und faßte Detlev gerade in dem Augenblicke an dem Beine, als dieser im Begriffe stand, über ihn hinweg zu steigen.

„Halt!“ rief er; „so haben wir nicht gewettet!“

Er glaubte, den Prinzen gepackt zu haben, mußte aber diesen Irrthum baldigst erkennen, da sich zwei Kniee auf seine Brust und zwei Hände um seinen Hals legten, deren Kräfte diejenigen Johanns weit überstiegen. Dieser Angriff und überhaupt das ganze Ereigniß fand ihn vollständig unvorbereitet; noch ehe er den Entschluß der Vertheidigung fassen konnte, hatte er unter dem Drucke, welcher auf ihm lastete und ihn des Athems und aller Kraft beraubte, die Besinnung verloren.

„Verzeih mir Gott,“ flüsterte Detlev; „ich glaube, ich habe ihn erwürgt, und das wäre doch ein gar schmachliches Ende für so einen mächtigen Kämpen, wie er gewesen ist. Kommt, Prinz!“

Er verschloß die Thür und führte ihn nach dem Stalle. Sie zogen die Pferde heraus und ritten durch das geöffnete Thor davon.

In Beziehung auf den Zustand Dietrichs von Quikow hatte sich Detlev nun allerdings geirrt, denn diesem war am Leben kein Leid geschehen, sondern der Druck hatte ihn nur betäubt. Es verging eine beträchtliche Zeit, ehe er durch eine unwillkürliche Bewegung kund gab, daß noch Leben in ihm vorhanden sei; Johann kehrte ihm allmählig die Besinnung zurück; die vergangenen Tage und Stunden mit all' ihren Ereignissen gingen an seinem Gedächtnisse vorüber, und als er der lektverfloffenen Augenblicke gedachte, sprang er plötzlich empor und eilte zu dem Lager Johanns. Als er dasselbe leer fand, stürzte er nach der Thür.

„Entflohen ist er; also war es keine Täuschung. Rasch nach dem Stalle!“

Er hatte seine Thatkraft vollständig wieder erlangt. Der Entflozene mußte verfolgt und eingeholt werden, und da war es vor allen Dingen nothwendig, nachzusehen, ob er sich des Pferdes zur Flucht bedient habe. Dasselbe war verschwunden.

„Er hat das Thier; nun wird er mir nicht entgehen!“

Er athmete erleichtert auf. Zu Fuße wäre es dem Entflozenen jedenfalls weniger schwer geworden, sich der Verfolgung zu entziehen, als zu Pferde, zumal es sich ohne alle Schwierigkeit denken und bestimmen ließ, nach welcher Richtung er davongeritten sei. Allerdings hatte er sich das bessere der beiden Thiere genommen, und da die andere Mähre zu schwach war, Dietrich's Riesengestalt auf einem schnellen Ritze zu tragen, so zog dieser sich ohne Bedenken einen der stämmigen Aldergäule aus dem Stalle, welche in demselben standen, und schwang sich darauf, ohne sich erst die Mühe zu nehmen, ihn mit Sattel und Zaum zu versehen. Dann ging es zum Thore hinaus und im Galoppe den Weg zurück, welchen er am vorigen Abende mit dem Prinzen gekommen war.

Gar vielerlei Gedanken wirbelten sich während dieses Nittes in seinem Kopfe herum. War es nicht besser, den Flüchtling fahren zu lassen und nur auf die eigene Sicherheit zu denken? Welche Vortheile waren es denn eigentlich, die ihm aus dem Umstande erwachsen konnten, daß er den Sohn seines Todfeindes in der Gewalt hatte? Waren diese Vortheile nicht vielleicht mit Mühen und Nachtheilen verbunden, von denen sie vollständig aufgewogen wurden? Es wäre hier Nutzen und Schaden schon früher sorgfältig abzuwägen gewesen, jetzt aber kam jede ruhigere und bessere Einsicht zu spät, denn selbst durch die Befreiung des Prinzen wurde nichts ungeschehen gemacht, während mit ihr alle Trümpfe verloren gingen, auf deren Wirkung Dietrich gerechnet und sich verlassen hatte. Die Gefangennahme Johanns war ein Werk des Augenblicks, eine That der Nothwehr gewesen. War sie unbesonnener Weise zu einer gewaltfamen Entführung ausgedehnt worden, so durfte das einmal begonnene Werk auch nicht aufgegeben, sondern es mußte zu seiner Vollendung gebracht werden. Es war ein unglücklicher Umstand, daß diese Vollendung noch im letzten Augenblicke durch die Flucht Johanns in Frage gestellt wurde, aber gerade darum mußte Alles aufgeboten werden, ihn einzuholen und sich seiner wieder bemächtigen zu können. Ob das aber auch gelingen werde? Das frühere Glück war ihm abhold geworden; feindselige Mächte stellten sich hindernd all' seinem Thun und Beginnen entgegen, und wenn er die Ereignisse der letzten Zeit überdachte, so wollte ihm der Glaube an sich und sein gutes Geschick verloren gehen. Doch, nein, nein; ist das Glück launenhaft, so muß es gezwungen, mit fester Hand gepackt und gehalten werden; nur dem Feigen, dem Muthlosen kann es entgehen. Er grub dem Pferde die Fersen in die Weichen, daß es laut aufstöhnte und in weiten Sätzen mit ihm davonjagte.

Bei solcher Eile kam er schnell vorwärts; Strecke auf Strecke ließ er hinter sich zurück; es war anzunehmen, daß er dem Flüchtigen mit jedem Schritte näher rücke, und bei jeder Biegung des Weges blickte er erwartend empor, ob er ihn noch nicht wahrnehmen könne.

Da endlich sah er einen Reiter vor sich auftauchen; aber derselbe kam ihm entgegen, es konnte also Johann nicht sein. Es war eine breite, kräftige Figur, die auf einem großen, kopfhängerischen Klepper langsam dahertrottelte kam. Kurz vor Dietrich blieb der Fremde halten.

„Gott grüße Euch, Mann,“ rief er, Quikow mit einem musternden Blicke betrachtend. „Woher des Weges, so Morgens in der Frühe?“

„Von Daheim,“ antwortete dieser kurz. „Ist Euch nicht ein junger Herr begegnet, der auf einem flotten Fuchsen saß?“

Bei dem Klange dieser Stimme horchte der Gefragte stehend auf, und sein Auge richtete sich schärfer auf Dietrich.

„Meinet Ihr einen? Einspännigen, oder sind ihrer Mehrere mit ihm?“

„Er ist allein und geht wie ein Jungherr gekleidet.“

„Das Letzte will mir wohl stimmen, jedoch das Erste nicht. Es ist mir ein feines Jungherrlein auf einem guten Fuchsen, aber ohne Waffen begegnet; er trug eine geschlichte Leibjacke und ein schwarzes Barret mit rothen Futterreden.“

†

„Das ist er den ich suche. So war er also nicht allein?“

„Nein, sondern es ritt ein Anderer an seiner Seite, der gar gut und herrlich anzuschauen war.“

„So war es ein Ritter?“

„Nein, ein Jüngling in der Tracht eines fahrenden Edelknappen.“

„War er wohlberitten?“

„Das will ich meinen! Und dazu schaute er so wacker drein, als hätte er soeben den Gottfeibeims erschlagen.“

„Und sind sie weit von hier entfernt?“

„Mit nichten, sondern wenn man einen Trab reitet, so kann man sie gar bald zu sehen bekommen.“

„Ich danke Euch. Lebt wohl!“

„Ade! Nehmt Euch vor dem Jüngling in Acht, wenn Ihr vielleicht feindlich an ihn wollt!“ Und mit einem schlaun Augenblinzeln setzte er hinzu: „Der wäre vielleicht selbst dem „starken Dieh“ gewachsen.“

Dietrich hatte schon sein Pferd wieder in Gang gesetzt, bei den letzten Worten aber zog er es rasch wieder herum und bohrte sein Auge in das lachende Gesicht des Andern.

„Was wißt Ihr von dem Dieh?“

„Gar viel weiß ich von ihm; ich war bei ihm auf Blaue und Friesack und weiß auch von dem Krenmer Damme zu erzählen.“

Erstaunt trieb Dietrich sein Pferd näher herbei.

„Welches Ritters Mann seid Ihr da gewesen?“

„Eines Ritters Mann?“ frug der Andere in wegwerfendem Tone. „Das war ich ebenso wenig, als Ihr es jemals gewesen seid!“

„Ich? Was wißt Ihr von mir?“

„Mehr, als Ihr von dem Claus von Köppen zu wissen scheint, den Ihr ganz vergessen habt.“

„Claus Köppen?“ rief Dietrich. „Wahrhaftig, Ihr seid es! Wie vermag doch diese Tracht Euch zu verstellen! Sagt doch geschwind, Ritter, was Ihr verkleidet hier an des Landes Grenze thut!“

„Ich komme aus der Mark, wohin ich eine Botschaft zu bringen hatte.“

„Von wem?“

„Von den Herzögen Casimir und Otto von Pommern und dem Herrn Wartislaw von Wolgast.“

„An wen?“

„An den Herrn Dietrich von Quikow. Ich habe ihn nicht mehr im Lande angetroffen und kehre nun heim mit einer unverrichteten Sache. Könnt Ihr mir nicht vielleicht sagen, wo ich mich meines Auftrages entledigen kann?“

„Thut es sogleich! Ich habe keine Zeit zu langer Blanderei!“

„Sogleich?“ Klang es mit verstelltem Erstaunen zurück.

„Ist Herr Dietrich vielleicht hier nahe zur Stelle?“

„Treibt keinen Mummenschanz! Ihr habt mich gar wohl erkannt. Was bringt Ihr mir für Kunde?“

„Also habe ich mich nicht geirrt. Es war gefahrvoll für mich, Euch in das Land zu gehen, d'rum seht Ihr mich in diesem Habitus. Ich habe stets ein gutes Glück gehabt und bringe auch jetzt wieder alles Erwarten meine Botschaft noch an den rechten Mann.“

Bei den letzten Worten zog er einen Faden aus den Ärmelpuffen seiner Jacke und brachte zwischen Futter und Oberzeug ein zusammengelegtes Stück Pergament hervor, welches er Dietrich übergab.

„Da, lest. Möge Euch die Schrift erfreuen!“

Dietrich faltete die Schrift auseinander und las sie; dann riß er sie in Stücke und streute dieselben in den Wind.

„Eure Herren haben schlecht ihr Wort gehalten,“ sprach er bitter; „doch will ich ihrem Rufe folgen und die mir gebotene Freistatt annehmen. Wollt Ihr mich begleiten?“

„Wenn Ihr es erlaubt, so reiten wir selbänder nach Stettin. Vier Fäuste sind besser als zwei in dieser schlimmen Zeit!“

„Dann müßt Ihr mir vorerst ein Weniges nach rückwärts folgen. Ich habe mit den Beiden, denen Ihr begegnet seid, ein Wort zu sprechen.“

„Was für ein Wort?“

„Nicht mit dem Munde, sondern mit diesem da!“ Er schlug an das Schwert Johanns, welches an seiner Seite hing.

„Wer sind die Leute? Darf man ein Weniges mitsprechen, wenn die Rede eine ehrliche ist?“

„Glaubt Ihr, daß der Dietrich von Quizow jemals eine unehrliche Rede führen wird?“ rief der Genannte aufbrausend. „Der Eine ist ein gar edles Wild, welches mir entgangen ist, und die Herren in Pommern würden mir großen Dank wissen, wenn ich es ihnen zugeführt brächte. Den Andern kenne ich nicht und weiß auch nicht, wo und auf welche Weise er zu ihm gekommen ist.“

„Welches Wild meint Ihr?“

Dietrich raunte ihm den Namen des Entflohenen entgegen. Claus von Köppen fuhr erschrocken zurück.

„Ist es möglich, was Ihr mir da sagt? Das wäre ja ein Fang, dessen Werth wir gar nicht bemessen könnten! Wie ist es damit vorher ergangen?“

Der Gefragte erzählte ihm mit wenigen kurzen Worten das Geschehene, und frug dann, zum Zügel greifend:

„Wollt Ihr mein warten; oder kehrt Ihr um mit mir zur edlen Jagd?“

„Ich gehe mit Euch. Der Andere ist wohl nur zufällig auf ihn getroffen und wird gewiß so klug sein, sich nicht in unsere Sache zu mischen. Thut er es doch, so werfen wir ihn nieder!“

Claus von Köppen war ein Ritter, dessen Name in ganz Pommernland und auch darüber hinaus einen guten Klang hatte. Er war bei den Herzögen gar wohl angesehen, und wenn es eine schwierige Sache gab, so wurde sie ganz gewiß in seine Hände gelegt. Sein Sinn war gern auf das Abenteuerliche gerichtet; seine Klinge hatte noch niemals ihren Dienst versagt, und da ihm das Dreinschlagen besser behagte als das lange Grübeln und Sinnen, so drehte er auch jetzt sein Thier herum und hielt sich an der Seite Dietrich's, der sich bereits in Bewegung gesetzt hatte.

„Sie können uns nicht entgehen, wenn wir es recht beginnen,“ meinte er.

„Wie sollen wir es besser begreifen,“ antwortete Dietrich, „als daß wir ihnen folgen, sie einholen und den Prinzen wieder an uns nehmen! Um den Andern brauchen wir uns nicht sehr zu kümmern.“

„Erlaubt, Herr Dietrich, daß ich anders denke! Wenn sie uns sehen und Euch erkennen, so werden sie wohl davonzukommen suchen. Da nun ihre Pferde besser sind als unsere edlen Thiere, so wird es uns dann nicht gelingen,

§

sie einzuholen. Ich meine, daß es besser sei, wenn ich voranreite; setze ich mich auf Guern Gaul, so werden sie mich wohl nicht sofort wiedererkennen. Dann fange ich mit ihnen einen Handel an und halte sie auf, bis Ihr hinzu kommt.“

„Euer Rathschlag ist gut. So kommt und laßt uns die Pferde wechseln!“

Es wurde gethan, und dann trabte Köppen wohlgemuth voran. Dietrich folgte ihm. Die Nachricht, daß Johann nicht allein sei, hatte ihn überrascht, doch schien ihm dieser Umstand nicht anders erklärlich, als daß das Zusammentreffen ein rein zufälliges sei, und da sie sich gegenwärtig noch auf Pommerschem Gebiete befanden, so war wohl anzunehmen, daß der Prinz seinen Namen und Stand gegen den Begleiter nicht genannt habe. Zwar stand grad' in diesem Augenblicke Pommern mit Brandenburg nicht in offener Fehde, aber das Verhältniß zwischen beiden war ein gespanntes, und eine unvorsichtige Offenheit konnte hier also von den schlimmsten Folgen sein.

Unterdessen verfolgten Johann und Detlev ihren Weg. Trotz der eifrigen Unterhaltung, in welcher sie sich befanden, richteten sie ihre Blicke oft nach rückwärts, da sie sich von dieser Richtung her nicht sicher fühlten, trotzdem Detlev geglaubt hatte, den Ritter Dietrich erwürgt zu haben. So bemerkten sie jetzt auch, daß ein Reiter hinter ihnen herkam, der sein Pferd zur Eile trieb und ihnen also immer näher rückte.

„Wer es wohl sein mag?“ frug Johann. „Wir befinden uns noch jenseits der Grenze und müssen also vorsichtig sein.“

„Wäre das Pferd nicht ein anderes,“ lautete die Antwort, „so würde ich glauben, daß es derselbe Gesell ist, welcher uns vorhin begegnete. Habt keine Sorge, Prinz! Es müßten ihrer schon ein ziemliches Häuflein sein, wenn mir um Euch bange werden sollte; einen Einzelnen aber brauchen wir so wenig zu scheuen wie das Gichtkätzchen, welches dort von dem Baume springt.“

„Das dürft Ihr sagen, weil Ihr bewaffnet seid; ich jedoch trage nichts, womit ich mich zu wehren vermöchte; darum dürft Ihr mich nicht für muthlos halten, wenn ich mich nicht ohne Besorgniß fühle.“

„Da kann ich helfen. Hier habt Ihr mein Schwert; gürtet es um; es ist eine gute Waffe, die Euch nicht im Stiche lassen wird, so lange Ihr sie fest zu halten vermöget.“

„Aber sie wird nun Euch fehlen, und in Euren Händen würde sie uns wohl bessere Dienste leisten als in den meinen. Nehmt das Schwert und gebt mir das Messer!“

„Behaltet nur immerhin den Stahl, Prinz,“ erwiderte Detlev, welcher wohl wußte, daß der fürstliche junge Mann sich mit dem Degen besser zu vertheidigen vermöge, als mit dem kurzen Messer. „Zwar habe ich Euch noch nicht fechten sehen, aber die Kunde erzählt gar Rühmliches von Eurer Tapferkeit und ich weiß mein Schwert sehr wohl in der richtigen Faust.“

„Was meine Tapferkeit betrifft,“ entgegnete Johann düster, „so hättet Ihr wohl gerechten Grund, an ihr zu zweifeln. Denkt nur daran, daß der Dieb mich aus der Mitte meiner streitbaren Leute herausgeholt und mit sich fortgeschleppt hat, bis Ihr kamt und mich befreitet. Das ist ein Makel, welcher sich für ewige Zeiten an meinem Namen heften wird.“

„Laßt Euch das nicht verdrießen! Dem Dieb ist wohl noch Keiner gewachsen gewesen, und Ihr waret ja durch Euer Wort gebunden, ihm ohne Widerstand zu folgen. Und übrigens glaube ich von der Weisheit Eures Herrn Vaters, daß von der schlimmen Sache so wenig wie möglich verlautet worden ist. — Aber, da kommt der Mann; ha, seht, daß ich recht hatte, es ist derselben, welchen wir schon vorhin sahen, nur hat er sich anders beritten gemacht! Das kommt mir besonders vor, und jedenfalls führt er Einiges im Schilde, ob gegen uns oder gegen Andere, das werden wir bald sehen.“

Er hielt sein Roß an und erwartete den Kommenden. „Was verlegt Ihr mir die Straße?“ frug dieser, auch sein Pferd parirend.

„Wir sperren Euch den Weg mit nichts, vielmehr ist Platz genug für Euch, vorüber zu kommen; nur wunderten wir uns über Eure Kunst, aus einem Falben einen Braunen zu machen.“

„Wollt Ihr diese Kunst vielleicht von mir lernen? Es würde wohl nicht großer Zeit bedürfen, sie Euch beizubringen.“

„Seid bedankt für Euren guten Willen; wir haben Anderes zu thun. So, hier ist Raum, wenn Ihr vorüber wollt!“

„Seht nur immer auf Euren eigenen Weg! Ich finde den meinen schon selbst und werde reiten, wie es mir gefällt.“

„Ganz wie Ihr wollt!“ antwortete Detlev, weiter reitend; Johann hielt sich, wie vorher, ihm zur Seite, und Köppen folgte ihm hart auf dem Fuße.

So hatten sie eine kurze Strecke schweigend zurückgelegt, als hinter ihnen von Neuem Huftritte erschallten. Johann blickte sich zuerst um und rief, den Nahenden erkennend:

„Das ist der Dietrich; jetzt heißt es kämpfen!“

„Jawohl heißt es jetzt kämpfen,“ antwortete Köppen, indem er zu dem Schwerte griff.

Aber schon war es zu spät. Detlev hatte sofort die Lage der Sache erkannt, sein Pferd herumgeworfen und hart an dasjenige des Pommern gedrängt. Ehe dieser es sich versehen konnte, riß, er ihm das Schwert aus der Scheide und lachte.

„Darum mögt Ihr mir Euren Degen auf eine kurze Zeit leihen. Wartet hier, bis ich ihn nicht mehr brauche!“

Die auf diese Art errungene Waffe in der Faust, wandte er sich Dietrich entgegen, welcher den Vorgang gesehen hatte und einsah, daß er es mit keinem gewöhnlichen Gegner zu thun habe.

„Was habe ich mit Euch zu schaffen,“ rief er. „Geht auf die Seite!“

„Später, später vielleicht, Herr Dietrich; jedenfalls aber nicht eher, als bis ich weiß, wie Eure Klinge schneidet!“

„Gut, so sollst Du sie fühlen!“ Klang es, und zu gleicher Zeit fauste die Waffe durch die Luft. Detlev fing den Hieb mit seinem Schwerte auf, und nun entspann sich ein Kampf, wie ihn Dietrich von Quikow wohl noch selten ausgestritten hatte, trotzdem ein reiches, gefahrvolles und abenteuerliches Leben hinter ihm lag. Sein Gegner saß kalt und ruhig wie ein aus Erz gegossenes Bild auf dem Rosse, und jede, auch die kleinste seiner Bewegungen geschah mit einer solchen Sicherheit und Kraft, daß es voll-

ständig unmöglich erschien, ihm auf irgend eine Weise beizukommen. Trotz der meisterhaften Geschicklichkeit und riesigen Körperkraft Dietrichs, waren all seine Anstrengungen vergebens; er sah sich einem Mann gegenüber, der trotz aller Jugendlichkeit ihm wenigstens gewachsen war; dies erregte seinen Zorn und raubte ihm den nothwendigen inneren Gleichmuth, so daß seine Streiche rascher und kräftiger, dabei aber weniger vorsichtig geführt wurden und er immer mehr in die Gefahr kam, sich eine verhängnißvolle Blöße zu geben.

„Hütet Euch, Herr Dietrich,“ rief ihm Detlev zu. „Der Zorn ist ein gefährlich Schild.“

„Sei ruhig, Lasse, oder ich stopfe Dir das freche Maul!“ antwortete der Ritter grimmig, indem er zu einem fürchterlichen Streiche ausholte. Da aber prallten die Pferde zusammen, die Faust des Feindes fuhr ihm mit mächtigem Stoße unter den erhobenen Arm, und im nächsten Augenblicke lag er unter seinem Gegner am Boden, er wußte gar nicht, wie das gekommen war und möglich sein konnte.

„Lasse? Seht Ihr denn nicht, daß der Lasse Euer Leben nur deshalb schont, um Euch lebendig in seine Hand zu bekommen? Schließt ab mit der Freiheit, Herr Dietrich von Quikow; Ihr seid jetzt mein!“

„Meinst Du?“ keuchte er in der Anstrengung, sich loszumachen. „Laß gehen, oder ich zermalme Dich!“

Wie ein Drache unter dem tödtlichen Griffe des Riesen, so wand er die mächtigen Glieder gegen die unauf löbliche Umschlingung der Arme, welche ihn gefangen hielten; er reckte, streckte und bäumte sich, versuchte empor zu schnellen und drehte und krümmte sich am Boden, von welchem er sich unmöglich zu erheben vermochte. Die Schwerter lagen neben den Kriegernden, denen sie jetzt nichts mehr nutzen konnten, und nur die bloße, unbewaffnete Muskelkraft hatte hier den Ausschlag zu geben.

Währenddessen hatte sich Klaus von Köppen auf den Bringen Johann geworfen, aber in diesem auch einen anderen Gegner gefunden, als er erwartet hatte. Zwar entging dem fürstlichen Jünglinge, der kaum erst fünfzehn Jahre zählte, die ausgereifte Mannesstärke, aber die besten Lehrer hatten ihn schon frühzeitig in dem Gebrauche der Waffen unterwiesen und ihm eine Gewandtheit beigebracht, welche das Mangelnde vollständig ersetzte, so daß sein Name auch über die höfischen Kreise hinaus als der eines jugendlichen und vielversprechenden Helden galt. Dazu kam die Erbitterung über die erfahrene und unverschuldete Unbill und das heiße Verlangen, die erlittenen Demüthigungen, welche seinem Rufe Schaden bringen konnten, durch ritterliche Tapferkeit so viel wie möglich auszugleichen. Auch war ihm der Umstand günstig, daß Detlev seinem Gegner das Schwert entrispen hatte und er diesem Letzteren also in Beziehung der Waffen überlegen war. Es gelang ihm in Folge der nicht bloß, ihn erfolgreich von sich abzuhalten, sondern er ging schließlich selbst zum Angriffe über und machte ihm derart zu schaffen, daß es dem verkleideten pommerschen Ritter je länger desto schwerer wurde, sich seiner Haut zu wehren. Die Beiden trieben einander auf der Straße hin und zurück; sie hatten nur auf einander Acht und bemerkten demzufolge nicht, daß ein Trupp Reiter aus der brandenburgischen Richtung des Weges daher kam und bei dem Anblicke der Kämpfenden von fern die Pferde zügelte.

„Ein Zweikampf auf der Straße!“ rief der Vorderste von ihnen, welcher auf einem großen Schecken saß. „Wer mögen doch die Männer sein?“

„Es sind ihrer vier, Herr Nymand,“ antwortete ein Anderer. „Seht Ihr die Beiden dort am Boden? Das sind zwei ganz gewaltige Recken, die sich auf Leben und Tod in einander verbissen haben, und es mag nicht sehr herrlich sein, zwischen ihre Fäuste zu gerathen. Und die Anderen, die haben — — — bei Gott,“ unterbrach er sich, „das ist der Prinz, der sich so tapfer mit dem Manne dort herumschlägt. Gott sei Dank, wir haben ihn endlich doch gefunden!“

„Der Prinz?“ rief es im Kreise. „Ja, er ist es. D'rauf!“

„Halt!“ gebot der Anführer. „Noch haben sie uns nicht bemerkt. Sobald sie uns aber sehen, werden sie die Flucht ergreifen, und wir müssen sie doch haben, denn Einer von denen dort auf der Erde ist der Quikow, wie mich dünkt. „Steigt vom Pferde, wandte er sich an einige von seinen Begleitern, „und eilt zu Fuße durch den Busch, um ihnen den Weg zu verlegen. Wir werden warten, bis Ihr sie überflügelt habt!“

Diesem Befehle wurde schleunigst Folge geleistet. Die Leute theilten sich; die Einen stiegen ab, banden ihre Pferde an die Bäume und eilten dann in das Dickicht; die Anderen hielten sich noch eine kurze Zeit verborgen und galoppirten dann, als sie den rechten Augenblick gekommen glaubten, dem Kampfplatze zu.

Wie der Wind fuhr Der auf dem Schecken über Köppen her und zog ihm das Schwert über die Schulter, daß der Getroffene einen lauten Weheruf ausstieß.

„Herr Nymand von Löben!“ rief auf das freudigste überrascht Johann. „Willkommen hier beim Tanze; aber Ihr nehmt mir die Ehre des Sieges aus den Händen.“

„Verzeiht, Herr Junker; aber ich muß doch gut machen, was meine Unachtsamkeit verschuldet hat. — Reißt ihn von der Mähre herab und bindet ihn!“ gebot er, sich zu den Leuten wendend, welche sich nach ihm auf den Pommer geworfen hatten. Dann wandte er sich auf die andere Seite und warf einen bewundernden Blick auf Detlev, welcher seinen Widerpart noch immer fest an der Erde hielt. Rasch war er vom Pferde, Johann ebenso, und zugleich eilten die Vorausgegangenen von der Seite herbei.

„Laßt ihn jetzt fahren!“ rief der Prinz. „Er ist uns nun sicher und kann uns nicht mehr entgehen.“

Detlev zauderte und warf einen besorgten Blick im Kreise herum. Als er jedoch Köppen gebunden und eine genügende Anzahl kräftiger Männer um sich stehen sah, nahm er die Arme von Dietrich weg und erhob sich.

„Seid willkommen, Herr Dietrich von Quikow!“ spottete Nymand von Löben. „Wir sind Eurer Spur gefolgt, ohne erst nach Hause zurück zu kehren. Steht auf, der Sitz ist zu niedrig für einen stolzen Rittersmann von Eures Gleichen!“

Er sollte den Spott sofort bezahlen. Kaum sah Dietrich sich von der Umschlingung befreit, so schnellte er empor und stürzte sich, noch ehe Jemand ihn fassen und halten konnte, auf den Sprecher.

„Für mich zu niedrig, doch für Euch wohl nicht,“ knirschte er und rannte ihm die beiden Fäuste vor die Brust, daß er schwer hintenüber schlug. „Versucht es nur!“

§.

Der Schecken stand in der Nähe und Dietrich schnellte sich mit einem einzigen Schwunge in den Sattel.

„Laßt ihn jetzt fahren; er ist uns nun sicher und kann uns nicht mehr entgehen!“ hohnlachte er.

Das Thier bäumte sich unter dem Drucke seiner Schenkel und schoß gerade in dem Augenblicke davon, als Detlev nach dem Zügel faßte, um es zurück zu halten. Rasch raffte dieser sein Schwert vom Boden auf, sprang zu seinem Rosse und sprengte im vollen Laufe dem Fliehenden nach, noch ehe die Anderen, welche alle abgefeissen waren, nach ihren Pferden gegriffen hatten. —

— 11 —

Ein Len im Käfige.

Im jetzigen Regierungsbezirke Magdeburg liegt südöstlich von Genthin und südwestlich von Brandenburg, gleichweit von beiden Städten entfernt, das Städtchen Ziefar, dessen Schloß einst als eines der festesten im ganzen Lande bekannt war und zu der Zeit, von welcher wir erzählen, dem Bischof von Brandenburg, Johann von Waldow, gehörte.

Früher hatte Herr Henning von Bredow auf dem bischöflichen Stuhle zu Brandenburg gesessen und trotz seines frommen Amtes gar manchen tüchtigen Strauß geführt und ausgekämpft; aber in der letzten Zeit seines Lebens war ihm ein Gegner erwachsen, dessen er sich nicht erwehren konnte und der ihm mehr zu schaffen machte, als alle, mit denen er vorher in Fehde gelegen. Das war Herr Caspar Gans von Putlitz, der treueste und gefürchtetste Freund der Quikow's, denen zu Liebe er sich mit dem Bischofe überwarf, um so indirect den Markgrafen Friedrich von Brandenburg in Schaden zu bringen. Dieser Streit brachte dem geistlichen Herrn so großen Verdruß, daß er ihm die letzten Tage seines Lebens arg verbitterte; er starb von Verdruß und Unmuth gequält.

Natürlich lag dem Markgrafen sehr viel daran, die hohe Stelle des Verstorbenen mit einem Manne besetzt zu sehen, auf dessen Treue und Anhänglichkeit er sich verlassen konnte. Er bemühte sich daher, die Wahl des Capitels auf einen solchen zu lenken, und wirklich wußte er es auch durch seinen Einfluß so weit zu bringen, daß Johann von Waldow, der Bruder des gleichnamigen Propstes von Berlin, vorgeschlagen und vom Papste auch bestätigt wurde. Die Familie dieses Mannes war eine der ältesten und angesehensten des Landes, und Friedrich hatte seine Ergebenheit schon in vielfachen Diensten erprobt.

Von dem Augenblicke an, an welchem dieser Mann die geistliche Regierung seines Bisthums übernahm, wurden die Quikow's von ihrem bisherigen Glück verlassen, und auch Herr Caspar Gans von Putlitz gerieth in arge Noth, die endlich gar mit seiner Gefangenahme endigte. Und dies ging folgendermaßen zu:

Obgleich die Gänse sonst nicht sehr großer Ehre und Auszeichnung genießen, war die Gans von Putlitz doch von jeher ein gar berühmter und gefürchteter Vogel gewesen, um dessen Freundschaft die Parteien sich stets sorgsam bemüht hatten. Besonders hatte Herr Caspar es stets verstanden, sich in Ansehen und Würde zu setzen, so daß selbst der Kaiser ihn mit Aufmerksamkeiten bedachte und auch der

Markgraf sich bemühte, seine Freundschaft zu erwerben; aber er war ein gar hainebuchener Charakter, der die höfischen Sitten und Gebräuche nimmer leiden mochte und auch seinen alten, langjährigen Verbündeten die Treue nicht brechen wollte. Deshalb hielt er zu ihnen gegen den Landesherrn und fiel dem Bischofe von Brandenburg in dessen Gebiet.

Zunächst plünderte er das Dorf Rezin, welches an Stelle des jetzigen Fleckens Rezin an der Havel lag, und brannte es vollständig nieder. Sodann führte er seine Schaaren nach dem nicht weit davon gelegenen Dorfe Knobloch, wo man sich begnügte, zu plündern, insbesondere aber das Vieh aus den Ställen zu ziehen. Hier erhielt Herr Caspar die Nachricht, daß die bischöflich-brandenburgischen Schaaren über Tremmen her gegen ihn heranzögen, und er mußte also auf Vertheidigungsmaßregeln bedacht sein.

Östlich von dem Dorfe Knobloch liegt einzeln und frei eine mächtige Höhe, welche eine weite Aussicht über das hohe und niedere Havelland gewährt. Sie war in jenen Zeiten mit einer Warte besetzt und trägt jetzt ein Belvedere, welches diesen Namen mit wirklichem Rechte führt, da die Aussicht weit mehr Reize entwickelt, als der hier nicht Einheimische vermuthen sollte. Jene Warte war mit mehreren Wächtern besetzt, welche von dem Domcapitel zu Brandenburg besoldet wurden und stets gute Ausschau halten mußten, damit kein Feind das Land überrasche. Sie hatten das Herannahen der Gans von Butliz bemerkt und waren davongegangen, um den Einfall der feindlichen Horden an der geeigneten Stelle zu melden. Herr Caspar bestieg, als er die Anhöhe erreicht hatte, die Warte, um den Umkreis zu überschauen und seinen Kriegsplan zu entwerfen.

Er wußte, ja er ahnte nicht, daß er getäuscht worden sei. Wie der Markgraf Friedrich von Brandenburg bei allen seinen kriegerischen Maßregeln die Klugheit in den Dienst der Tapferkeit stellte und eben darum so glückliche Erfolge aufzuweisen hatte, so war auch der Bischof Johann von Walbow ein Mann, welcher gar wohl erkannte, daß die rohe Kraft der Muskeln nicht allein genüge, einen mannhaften Feind auf das Haupt zu schlagen, sondern daß die List oft mehr vermöge als das Schwert und die riesigste Donnerbüchse. Darum hatte er die Führung seiner Schaaren einem Manne übergeben, welcher sich ebenso sehr durch Gewandtheit in der Waffenführung, als auch durch eine Klugheit auszeichnete, die den kleinsten Vortheil zu benutzen verstand und sich Hilfsmittel zu erfinden oder zu verschaffen wußte, wo für einen Andern keine solchen vorhanden waren. Dieser Mann war der Stifzhauptmann Hans von Rödter.

Dieser hatte Zweierlei eingesehen, nämlich daß er mit seinen Schaaren, die meist aus bloßen Söldnern bestanden, den rauhen und kriegsgewohnten Mannen des Butliz'schen Heeres nicht gewachsen sei, und daß dem Bischof vor allen Dingen daran liegen müsse, den feindlichen Anführer selbst in seine Hand zu bekommen. Gelang das Letztere, so war die Fehde so gut wie beendet und es nutzten aus der Gefangennahme Herrn Caspars Vortheile erwachsen, welche auch in gar mancher anderen Beziehung von Einfluß sein konnten. Daher hatte er einen schlauen Boten abgefertigt, welcher sich absichtlich aufgreifen ließ und, scheinbar ge-

zwungen, die Aussage that, daß Hans von Rödter mit dem Stifzherrn von Tremmen heranrückte.

Casper Gans von Butliz schenkte den falschen Worten Glauben und hielt es demzufolge am rathsamsten, sich in derjenigen Richtung, in welcher der Feind sich näherte, zurückzuziehen. Er ließ seine Schaar sich sammeln und führte sie auf Karpzow zu. Die Leute hatten, wie die Kosaken, alles Mögliche, was durch die Plünderung in ihre Hände gerathen war unter und auf den Sätteln der Pferde aufgehäuft und befanden sich daher wenig in der Lage, sich frei und ungehindert einem Kampfe hinzugeben. In Karpzow angekommen, ließ er einige Reiter auf einer Anhöhe halten, die ihn sofort benachrichtigen sollten, wenn sie die Annäherung der Brandenburger bemerken würden. Er selber zog sich weiter gegen Osten durch den Wald zurück und gelangte so bis zu dem Dorfe Dalgow unweit Spandau.

Hier wurde abgefattet, denn sowohl Menschen als auch Pferde waren müde und vom Froste angegriffen. Er fühlte sich vollständig sicher, denn die Wachtposten bei Karpzow konnten wenigstens eine Meile weit sehen, und da sie sehr gut beritten waren, so eilten sie dem feindlichen Heere sicherlich zwei Meilen weit voraus, und man hatte nach ihrer Ankunft ganz gewiß noch Zeit genug, sich zu rüsten.

Gans von Butliz war in dem besten Hause des Dorfes abgestiegen, und seine Leute hatten sich in den übrigen Häusern einquartiert, natürlich gegen eine Entschädigung, denn Dalgow war nicht bischöflich und durfte also auch nicht feindlich behandelt werden.

Während nun die aufgestellten Posten sich die Augen anstrebten, um die Brandenburger zu entdecken, und Butliz bei dem Mittagmahle saß und es sich trefflich schmecken ließ, nahte Hans von Rödter von einer ganz anderen Seite, nämlich von Spandau her. Unterwegs begegnete ihm ein Bauer, welcher ihn nicht nur über die Stellung der Butliz'schen Mannen unterrichtete, sondern ihm sogar mittheilte, in welchem Hause Herr Gans zu finden sei. Vorsichtig jede Deckung benutzend, nahte er sich dem Dorfe und hatte sich desselben bemächtigt, noch ehe sein Nahen recht bemerkt worden war. Schnell und ohne Widerstand rückte er vor das Haus, welches ihm bezeichnet worden war, und ließ die davor aufgestellte Schildwache niedermachen. Jetzt eilten die Knechte Caspars herbei, um ihrem Herrn zu Hilfe zu kommen, aber sie waren zu Fuß und wurden von den Reitern gar bald übermannt.

Als Herr Gans von Butliz so plötzlich den Lärm und Tumult des Kampfes vernahm, sprang er eiligst an das Fenster, um nach der Ursache desselben zu forschen; jedoch die kleinen, rund gegossenen Scheiben verzerrten alle Bilder und waren außerdem so gefroren, daß er nichts Deutliches zu erkennen vermochte. Nun stürzte er nach der Thür, diese wurde aufgerissen und Hans von Rödter mit einigen Gewappneten stand vor ihm, setzte ihm das Schwert gegen den Hals und forderte ihn auf, sich zu ergeben. Butliz schlug ihm zwar das Schwert auf die Seite und versuchte, sich durchzudrängen, aber es kamen immer neue Feinde hinzu, welche sich auf ihn warfen und ihn zu Boden rissen. Er war gefangen, und seine Knechte entflohen und suchten ihre Heimath zu erreichen.

(Fortsetzung folgt.)

Freierstunden am häuslichen Herde.



Redaction, Druck und Verlag von S. G. Mänckmeyer in Dresden, Jagdweg 14.

Filialen: Berlin, Ruppinerstraße 44; Wien, Josephstädter Hauptstraße 35; Dortmund, Düppelstraße 6.

Der beiden Quikows letzte Fahrten.

Historischer Roman aus der Jugendzeit des Hauses Hohenzollern von Karl May.

[Fortsetzung.]

Uebersetzung und Dramatisierung wird vorbehalten.
Nachdruck gerichtlich verfolgt.

„Wollt Ihr Euer Mittagsmahl beenden, Herr Caspar,“ sprach Hans von Nöder, „so soll es Euch wohl vergönnt sein. Ich bedaure, daß ich habe stören müssen. Nur bitte ich Euch, zu eilen, denn wir müssen aufbrechen!“

„Ich danke Euch für diese Güte, doch ist mein Mahl beendet,“ lautete die Antwort. „Ihr werdet mir hoffentlich ein ritterlich Gefängniß geben und mich auf Treu und Glauben entlassen!“

„Ich bedaure, daß es mir nicht zusteht, davein zu willigen. Für jetzt muß ich Euch zu meinem Herrn, dem Bischof von Brandenburg, nach Ziesar bringen; dieser mag sodann über Euch verfügen. Ist es Euch gefällig, so sitzen wir auf.“

Man brachte die Pferde, und der Zug setzte sich in Bewegung.

Die Gefühle, welche während dieses Rittes Caspars Seele durchstürmten, waren keine freundlichen. Alle seine kühnen Pläne waren jetzt gescheitert, denn auf das Unglück, gefangen zu werden, hatte er gar nicht gerechnet. Wuth und verbissener Ingrimm kochten in seinem Herzen, aber sie waren ohnmächtig, denn seine Hände waren gebunden. Er biß die Zähne zusammen und hatte Mühe, unmißliche Zeugen seines Mergers zu unterdrücken. Noch hoffte er immer, seine Leute würden einen Versuch machen, ihn zu befreien, aber so weit auch der Weg war, auf welchem der Zug sich dahinbewegte, es ließ sich keiner von ihnen sehen.

Man nahm nicht den nächsten Weg über Brandenburg, und das hatte seinen guten Grund. Der Ritter Wichart von Nochow nämlich, welcher ein treuer Verbündeter der Quikows und Herrn Caspars Schwiegersohn war, hatte von der Stadt das Deffnungsrecht erhalten, und zwar in Folge der Dienste, welche ihr von seinem Vater geleistet worden waren. Kraft dieses Rechtes konnte er Arieasvolf

in die Stadt legen, und hierdurch war sie genöthigt, stets seine Partei zu ergreifen. Wichart hatte nicht versäumt, sich der Gesinnung Brandenburgs dadurch zu versichern, daß er eine nicht unbedeutende Zahl von Kriegsknechten dort einquartierte. Da er nun sowohl dem Markgrafen, als auch dem Bischofe feindlich gesinnt war, so schien es gerathen, den Brandenburgern nicht ein zu großes Vertrauen zu schenken. Das war eben auch der Grund, warum der Bischof jetzt gar nicht in der Stadt, sondern auf seinem Schlosse zu Ziesar wohnte, und auch Friedrich von Zollern hatte Brandenburg schon seit längerer Zeit gemieden. Dieser Umstand veranlaßte auch Hans von Nöder, mit seinem Gefangenen einen Umweg zu machen, denn wer konnte dafür stehen, daß Wicharts Leute nicht den innigsten Freund, den Schwiegervater ihres Herrn aus den Händen der Sieger zu befreien suchten. Er nahm daher seinen Weg über Treumen, Bagow, Görz, Marzahn und Brißerbe, wo er übernachtete, ging am anderen Morgen über die Havel, zog dann durch Knoblauch, Benzdorf, Woltersdorf, Groß-Wulstewitz und Rogäsen und gelangte so endlich nach Ziesar.

Die Freude des Bischofs über den Fang des gefürchtetsten seiner Feinde war natürlich keine geringe; er belobte den Stifftshauptmann wegen der Klugheit und Umsicht, mit welcher derselbe gehandelt hatte, und ließ sich Caspar Gans von Buttkitz vorführen.

„Es thut mir leid, Herr Caspar,“ sprach er, „daß wir uns in dieser Weise sehen. Ich bin Euch stets zum Frieden und zur Versöhnung geneigt gewesen, aber Ihr habt es nicht anders gewollt.“

„Spart die Worte,“ antwortete Buttkitz kurz und rauh. „Es wird Euch kein Mensch glauben, daß meine Gefangennahme Euch Leid thut. Ein ehrlicher Mann sagt stets die

Wahrheit, und Euch bereitet mein Kommen nichts als Freude.“

„Wenn Ihr Euch so härtechtig geberdet, so muß es mir allerdings lieb sein, einen so unfriedfertigen Gegner in meiner Gewalt zu haben. Für mich seid Ihr hier bei mir besser aufgehoben, als auf Butlik, Lenzen oder Wolfshagen bei den Curigen.“

„Das will ich Euch wohl glauben; doch hoffe ich, daß ich nicht lange hier aufgehoben sein werde. Bestimmt das Lösegeld, und man wird es Euch senden.“

„Davon kann für jetzt keine Rede sein, denn Ihr seid nicht bloß mein, sondern auch des Burggrafen Gefangener.“

„Des Burggrafen? Wie meint Ihr das? Bin ich etwa sein Feind? Stehe ich mit ihm im Kriege? Habt Ihr mich gefangen genommen oder ist er es gewesen?“

„Oeffentlich seid Ihr allerdings nicht sein Feind, ob aber nicht im Geheimen, das wird Euch Euer Gewissen sagen, vielleicht auch späterhin der Burggraf.“

„Wer kann in meinem Herzen lesen? Oder darf und kann jemand öffentlich bestraft oder angefochten werden für das, was er im Geheimen thut?“

„Wer weiß! Indessen kommt es ja jetzt darauf auch gar nicht an. Der Markgraf ist oberster Verweser der Mark, und Ihr habt gegen ihn als solchen heimlich landesverderbliche Pläne geschmiedet. Steht Euch dafür eine öffentliche Bestrafung nicht an, so betrachtet Euch vorläufig als des Herrn Burggrafen geheimen Gefangenen!“

„Ich protestire gegen diese — —“

„Warum,“ fiel ihm der Bischof in das Wort, „warum soll es denn gerade ihm nicht gestattet sein, heimlich gegen Euch zu handeln, da Ihr es Euch doch gegen ihn erlaubt habt?“

„Ich protestire, sage ich, gegen jede geheime Behandlung. Meine Gedanken sind zollfrei; was ich gedacht habe, geht also Euch nichts an, und was ich gethan habe, das war öffentlich und nur gegen Euer Stift gerichtet. Ihr könnt mir jetzt, da mich das Unglück in Eure Hand gegeben hat, ein Lösegeld abfordern, und bis es abgetragen ist, mich in ritterlichem Gefängnisse bei Euch halten, weiter aber habt Ihr kein Recht.“

„Ihr fühlt wohl selbst, Herr Caspar, daß es Euch nicht zusteht, hier Vorschriften zu machen. Mag es Euch recht oder unrecht erscheinen, so werdet Ihr Euch dennoch einen engen Gewahrsam gefallen lassen müssen, und Ihr werdet gut thun, keine Worte weiter zu verlieren. Alles Andere wird sich später finden!“

„In engen Gewahrsam?“ donnerte Caspar, indem seine Fäuste sich ballten und seine Gestalt sich hoch aufrichtete. „Wer will mich hindern, Euch trotz der Fesseln diesen engen Gewahrsam hinter die Ohren zu schreiben?“

Er maß den Bischof und die Anwesenden mit einem verächtlich zornigen Blicke, warf den stolzen Kopf in den kräftigen Nacken zurück und drehte sich dann ruhig um.]

„Ach! Ihr tragt die Tonsur, und was weiß ein Pfaffe von ritterlicher Pflicht und Schömmung. Führt mich ab, und ich sage dasselbe, was Ihr mir sagtet: das Andere wird sich später finden!“

Der edle Recke glück in diesem Augenblicke dem Löwen, welcher sich voll Verachtung von dem Schakal wendet, der ihn in seinem Lager gefangen zu haben meint. Johann von Waldow antwortete nicht; er winkte nur dem Wachtmeister, welcher den Gefangenen hereingebracht hatte, zu

sich und flüsterte ihm einige Worte zu. Dieser trat zu Caspar und bedeutete ihm, zu folgen. Von einigen Landsknechten gefolgt, schritten die Beiden eine schmale Treppe hinab und standen nach kurzer Zeit vor einer kleinen, niedrigen Thür, welche der Wachtmeister öffnete. Ein enger, lichtloser Raum, kaum so hoch, daß ein Mann in ihm zu stehen vermochte, lag vor Butlik. Er verlor kein Wort, sondern trat hinein. Die Thür wurde zugeschlagen; der Schlüssel rasselte unheimlich in dem Schlosse; die Riegel klickten, die Schritte der Männer verhallten nach und nach in der Ferne, und dann, dann war es still. — — —

— — Wenn man von Lehnin nach Ziesar gelangen will, so kommt man über Michelsdorf und Golzow an das Blauesflüßchen. Hat man die Brücke, welche über dasselbe führt, überschritten, so betritt man nördlich von Ragosen die Ausläufer einer Bergkette, die sich in nördlicher Richtung segmentförmig von Belzig bis Dorf Wollin zieht und mit dichtem Walde bestanden war. In den Thälern und Gründen, welche sich zwischen den Bergen hinzogen, hatte der Dachs sein Lager, wilde Katzen kletterten von Baum zu Baum, der Wolf zog sich vor der menschlichen Verfolgung in die Büsche zurück, Fuchsspuren kreuzten sich im Schnee, ja, zuweilen wurde die Umgegend sogar durch die Kunde aufgeschreckt, daß sich ein Bär sehen lasse, den der Hunger in die Nähe der bewohnten Orte führte. Und neben den wilden Thieren trieb mancherlei unordentliches Gesindel dort sein Wesen. Die vielen Streitigkeiten und Fehden, welche zwischen den Herren, Rittern und Städten untereinander geführt wurden, machten es diesen Leuten leicht, sich außerhalb der Geseze zu stellen; sie kamen und gingen wie es ihnen beliebte, thaten was sie wollten, dienten bald Diesem, bald Jenem und nahmen alle Vortheile mit, welche die ungeordneten Verhältnisse jener Zeit ihnen boten. Daher sah sich Jeder, der von Golzow über Ragosen, Wollin und Glienitz nach Ziesar wollte, gar wohl vor, nahm die nöthigen Waffen mit sich und suchte, den Weg wo möglich in guter und sicherer Gesellschaft zu machen.

Daher wunderte sich der Wirth des Golzower Kruges nicht wenig, als eines Tages zwei Reisende bei ihm einkehrten, welche ihm sagten, daß sie heute noch, und zwar ohne alle Begleitung, nach Ziesar zu kommen gedächten, wo sie Verwandte besuchen wollten. Es war ein alter, graubärtiger Geseß und ein junges, den Kinderjahren kaum entwachsenes Mädchen, welches bei der Kunde von der Unsicherheit des Weges frühlich die Hände zusammenschlug und dabei ausrief:

„Märten, mach, daß die Pferde ihr Futter bekommen! Das wird eine gar lustige Sache, wenn ich dem Dhm erzählen kann, welch' ein grausames Abenteuer wir unterwegs erlebt haben.“

Märten Stelzer zog die dichten Brauen bedächtlich in die Höhe, kraute sich mit den Händen bedenklich hinter den Ohren und meinte dann:

„Mit Verlaub, allerliebsterhes Jungfräulein, nach dem Abenteuer will mich nicht sehr gelüsten. Ihr seid ein rasches Bögelein und habt Euch und mich schon in manch' eine schlimme Verlegenheit gebracht. Wenn die Strauchdiebe über uns herfallen oder wenn wir gar noch von den Wölfen gefressen werden, so mögt Ihr es nachher bei dem Dhm und der Frau Mutter selbst verantworten; ich habe Euch den Willen thun müssen und wasche meine Hände in Unschuld!“

„Märten, sei doch nicht so unwirsch!“ bat sie schmeichelnd, indem sie ihn mit der kleinen Hand in den struppigen Bart fuhr. „Denke nur, was der Ohm für Augen machen wird, wenn sein „Wildwasser“, wie er mich immer nannte, ihm so plötzlich und unvermuthet in das Haus bricht. Paß auf, er schlägt vor Schreck die Hände über dem Kopfe zusammen und ruft sein ganzes Heer von Heiligen zum Zeugen an, daß ich die tollste Wespe bin, die ihm jemals um die Ohren gesummt hat!“

„Ja, ein klein wenig toll seid Ihr schon, mein liebwertes Jungfräulein, aber für eine Wespe möchte ich Euch doch nicht halten, fintemalen die Wespen wenigstens im Winter zu Hause bleiben und sein hübsch warten, bis der Sommer da ist, ehe sie aus ihrem Neste fliegen. Ihr aber habt keine Ruh' weder bei Tag und Nacht, noch zur Winters- oder Frühlingszeit, und der alte Märten Stelzer muß trotz seiner morschen Glieder mit Euch herumlaufen und hat am Ende weiter nichts davon, als daß er die Suppen auslöffeln muß, die Ihr ihm und Euch einbrockt. Was wird Eure gestrenge Frau Mutter gesagt haben, als sie bemerkt hat, daß wir ihr auf und davon gegangen sind! Ich mag die Titaney gar nicht hören, und bin deshalb froh, daß wir uns aus dem Staube gemacht haben.“

„Na, siehst Du!“ lachte die Kleine. „Erst zankst Du über mich, und dann bist Du froh über das, was ich gethan habe. Halte Dich nur immer nach meinem Willen, dann wirfst Du stets die helle Fremde an Dir haben!“

„Das hat sich was mit der hellen Freude, mein werthes, liebes, junges Fräulein! Wer möchte wohl vergütigt und fröhlich sein, wenn er hört, daß ihn die Wölfe verspeisen und ihm die wilden Staken in das Gesicht springen werden! Wir wollen doch hier bleiben, bis etliche Leute beisammen sind, denen wir uns anvertrauen können.“

„Aber Märten, mir kannst Du Dich wohl nicht anvertrauen? Glaubst Du etwa, daß ich Dir ein Leid zufüge, wenn Du keinen andern Schutz bei Dir hast?“

Der alte Knappe machte ein höchst verzweifeltes Gesicht; das Mädchen war ihm jedenfalls zu spitzfindig, als daß er von einem Dispute mit ihr viel Ehre und Vortheil davonzutragen vermochte.

„Ja, ja, mein werthes Liebfräulein, mit Euch ist nicht gut streiten, und ich thäte wahrhaftig besser, zu handeln, ohne Euch gar viel zu fragen. Darum werdet Ihr wohl mit mir warten, bis eine größere Gesellschaft beisammen ist.“

„Wenn Du hier verziehen willst, so sollst Du die Erlaubniß dazu haben, ich aber werde auch ohne Dich auf meinen alten guten Schimmel klettern und nach Ziesar reiten. Dann magst Du meinewegen sehen, wie Du mir mit heiler Haut nachkommst!“

„Da hat man es! Nun wollt Ihr gar noch mutterseelenallein davonreiten, und ich soll mittlerweile hier sitzen bleiben und Grillen fangen. Ich werde nach den Pferden sehen, mein edles, liebes Fräulein, und dann mag es in Gottes Namen fortgehen!“

Er ging hinaus, und das Mädchen trat zum Fenster. Da erhob sich in der Ecke der Stube eine jugendliche Gestalt, welche bisher schweigsam dort gesessen hatte, und schritt mit kurzem Gruße durch die Thür. Sie hatte den Jüngling bisher wenig oder gar nicht beachtet, als er aber jetzt auf die Straße trat und in der Richtung nach Wollin

davonschritt, konnte sie nicht anders, als ihn mit den Augen verfolgen, soweit er nur zu sehen war.

Er konnte wohl kaum sechzehn Jahre zählen, aber es lag über seiner kräftigen Figur ein männlicher Ernst ausgegossen, der ihr etwas Anziehendes und Vertrauenerweckendes mittheilte. Ein trozig-schöner Kopf ruhte auf dem starken Nacken, und die gewandten Glieder zeigten einen Bau, an dem kein Tadel aufzufinden war. Er trug die Kleidung eines fahrenden Schülers; an seiner Linken hing ein zierliches Schwert, und über die Schulter ging ein schöngefticktes Band, an welchem eine Laute befestigt war.

„Wer mag das wohl sein?“ dachte sie. „Es ist hier so finster, daß ich ihn gar nicht deutlich sehen konnte, und ich bin recht unartig gegen ihn gewesen. Er hat denselben Weg, wie wir, und konnte mit uns ziehen. Nun geht er allein und die Wölfe oder Strauchdiebe werden über ihn herfallen, noch ehe wir ihn ertilen und zu Hülfe kommen können.“

Sie hielt in ihrem Gedankengange inne und lachte belustigt auf, als ihr befiel, wach ein unbegründetes Selbstvertrauen er enthielt. Der schöne Fremdling hätte jedenfalls ihrer Hülfe weniger bedurft, als sie der seinigen, und obgleich sie ihn nur vorübergehend gesehen hatte, so ersahen er ihr doch nicht wie Einer, der sich auf den Beistand Anderer mehr verläßt als auf seine eigne Kraft.

Da kam ein Reiter aus der entgegengesetzten Richtung langsam die Straße daher und hielt vor dem Hause. Er stieg ab und trat zu Märten Stelzer, dessen Pferde betrachtend.

„Nicht übel!“ lobte er, indem er den Schimmel liebkosend klopfte. „Das sind keine Abergäume. Wenn gehören sie?“

Märten brummte eine Antwort in den Bart, von welcher der Andere nicht eine Sylbe verstand.

„Seid Ihr heut schon weit geritten?“

Ein zweites Brummen klang halb wie Ja und halb wie Nein.

„Wohin soll es noch gehen?“

Jetzt bekam der ehrliche Märten einen Husten, der ihn ganz und gar verhinderte, Red' und Antwort zu stehen.

Der Frager schien darob nicht sehr viel Verdrießlichkeit zu empfinden; er warf noch einen schlauen Blick auf den Alten und trat sodann in die Stube. Hier bemerkte er das junge Mädchen.

„Gott grüße Euch, Jungfrau!“

Sie dankte ihm.

„Ihr habt wohl schon eine weite Reise hinter Euch?“

Sie schüttelte lächelnd den Lockenkopf.

„Nicht gar zu weit; es ist noch recht gut auszuhalten.“

„Wollt Ihr in die Berge, oder kommt Ihr von da her?“

„Wir wollen nach Ziesar.“

„Nach Ziesar? Das ist eine weite Strecke, und Ihr habt einen gefährlichen Weg vor Euch. Fürchtet Ihr Euch nicht?“

„Vor wem soll ich bange sein?“ frug sie, ihr offenes Auge voll auf ihn richtend. „Die wilden Thiere fürchte ich nicht, denn es ist ja jetzt heller Tag, wo sie sich nicht hervor getrauen, und mein Knappe ist zwar alt, aber ein

treuer, tapferer Kopf. Und die Menschen, nun, die können mir ja nichts thun, denn ich habe ihnen auch kein Leid zugefügt."

"Das will ich recht wohl glauben, aber darnach fragen sie ja nicht. Ich meine nicht, daß es vorsichtig von Euch gehandelt sei, Euch so ganz allein in diese Gegend zu wagen, wo vor noch kurzer Zeit der Krieg gewüthet hat. Die Straßen sind noch nicht wieder so sicher wie früher, als Herr Wichart von Kochow hier hauste, dem der Markgraf seine Schlösser Potsdam, Neukahn und Golzow genommen hat, und Ihr thätet besser, wieder umzukehren oder eine größere Gesellschaft zu erwarten."

Sein Auge war erwartungsvoll auf sie gerichtet.

"Umkehren?" frug sie. "Nein, das thue ich nicht, und zum Warten habe ich keine Lust. Mir wird Niemand etwas thun; ich brauche nur zu sagen, wer ich bin, so wird sich Jeder fürchten, mir ein Leid zuzufügen."

"So! Und wer seid Ihr denn?" Die kindliche Naivität des unerfahrenen und eigenwilligen Mädchens machte ihm das Forschen leichter, als es ihm draußen bei dem vorsichtigen Märten geworden war.

"O, mein Name thut nicht viel, aber der Bischof von Brandenburg, Herr Johann von Baldow, ist mein Oheim, der Bruder meiner Mutter; ich bin von daheim fort, um ihn in Bieslar zu besuchen, und wer mir hinderlich sein wollte, den würde sein Arm gar wohl zu treffen wissen. Er ist der mächtigste Herr hier zu Lande, und sein Name ist der beste Schutz, den ich mir wünschen kann."

Das Aufleuchten seines Auges bei diesen Worten war kein heilverkündendes, aber selbst wenn sie es bemerkt hätte, so wäre sie doch viel zu vertrauensvoll gewesen, um es richtig zu deuten. Auch der Blick des Einverständnisses, welchem er mit dem Wirthe wechselte, entging ihr, so daß sie im weiteren Laufe des Gespräches sogar die Frage an ihn richtete, ob sie von jetzt aus nicht zusammenhalten wollten, da sie doch einen und denselben Weg vor sich hätten.

"Wohl ist unser Weg ein gleicher," antwortete er, "jedoch ist meinem Geschäfte solche Eile geboten, daß es Euch schwer und anstrengend sein würde, mir zu folgen."

Er erhob sich, bezahlte den Trunk, welchen er zu sich genommen hatte, und ritt davon. Jetzt trat Stelzer wieder ein, und während er die abgebrochene Unterhaltung mit seiner Herrin wieder aufnahm, machte sich der Wirth draußen mit den Pferden zu schaffen und kehrte dann mit einem befriedigten Lächeln wieder zu den Gästen zurück.

Unterdessen schritt der fahrende Schüler nachdenklich seines Weges fürbaß. Er dachte ebenso an das Mädchen, wie dasselbe an ihn gedacht hatte. Wer war sie nur? Ganz gewiß war sie ein verzogener Liebling, dem die elterliche Liebe stets die kleinsten Wünsche erfüllt hatte, und welchem es nun schwer wurde, auf etwas zu verzichten, was ihm begehrenswerth erschien. Und doch wie lieb und gut hatten trotz dieses Eigenwillens ihre Worte geklungen! Wie freundlich und herzlich war sie gegen den alten Knappen gewesen! Wie hatte ihr das Lächeln so schön gestanden, und wie war der Ton ihrer Stimme so eigenthümlich einschmeichelnd gewesen! Ganz gewiß war sie ein bewundernswerthes Geschöpf, dem nur Glück und Heil zu wünschen war. Und doch befand sie sich grad jetzt in gar großer Fährlichkeit, denn was man sich von der Unsicher-

heit des Weges erzählte, das war keineswegs eine Lüge, sondern die volle Wahrheit.

Sie hatte ihn gar ernst angeschaut; der fahrende Schüler war ihr jedenfalls zu gering gewesen, und darum hatte er es auch nicht gewagt, ihr seine Begleitung anzubieten, trotzdem er zu Fuße ging und sie beritten war. Aber so wollte er doch wenigstens ohne ihr Wissen und ihren Willen zu ihrem Schutze bereit sein und ein offenes Auge auf den Weg haben, um sie warnen zu können, wenn er eine Gefahr für sie bemerke.

Da vernahm er hinter sich Huffschläge. Er wandte sich um; der Nahende war derselbe Reiter, welcher im Krüge mit dem Mädchen gesprochen hatte. Als dieser des Schülers ansichtig wurde, suchte es verächtlich um seine Lippen.

"Ein gelehrter Faulenzer und Bruder Habenicht's. Diese Art von Leuten läßt man ziehen, wohin sie wollen, so lange sie sich nicht in anderer Leute Sachen mischen."

Er wollte ohne Gruß und Wort an ihm vorüber, hielt aber bei einem flüchtigen Blicke in sein Gesicht das Pferd unwillkürlich an.

"Woher des Weges und wohin?" frug er, dieses Gesicht scharfer betrachtend.

"Grad' so wie Ihr: von daher und dorthin!" Klang die Antwort, indem der Sprecher mit der Hand nach rück- und vorwärts zeigte.

"Um das zu wissen, brauche ich nicht erst zu fragen. Gebt eine manierliche Antwort, denn Frage und Antwort giebt eine gute Rede."

"Soll mir recht sein. Ich komme von Golzow und will nach Wollin. Was aber Eure Güte betrifft, so begehre ich ihrer nicht. Lebt wohl."

Der Reiter beachtete diese Aufforderung nicht. Wo hatte er nur diese dunklen Augen leuchten und diese Locken so abweisend schütteln sehen! Er konnte sich nicht besinnen.

"Ihr seid verteuflert kurz. Wie nun, wenn ich Euch die Zunge löste?"

"Haha!" So kurz dieses Lachen war, es sagte doch eben so viel, wie die nachfolgenden Worte: "Macht Euch von hinnen, ich habe keine Lust, zu scherzen!"

Das Klang so schneidend, daß der Mann unwillkürlich in die Zügel griff, aber schon im Weiterreiten frug er noch:

"Haben wir uns nicht schon einmal getroffen?"

"O ja, eben jetzt!"

Der auf diese Weise Abgewiesene hatte eine scharfe Entgegnung auf der Zunge, aber es lag in dem Wesen des Schülers Etwas, was diese Entgegnung nicht laut werden ließ. Der Reiter trabte weiter.

"Wo habe ich diesen Mann nur schon gesehen?" fragte sich jetzt auch der Zurückbleibende. "Ach, jetzt weiß ich es," Klang es nach einigem Sinnen: "Es ist ein Reifiger des Ritters Wichart von Kochow, der mit ihm öfters bei uns auf Lenzen und Wolfshagen gewesen ist, und nun ist mir auch klar, wer die Leute sind, die hier ihr freies Handwerk treiben: es sind Knechte des Herrn Wichart, der jetzt in Potsdam auf Handgelöbniß sitzt; sie haben ihren Herrn verloren und wollen dem Markgrafen nicht zu Diensten sein; darum halten sie es für das Beste, von anderer Leute Zoll zu leben, bis sich die Zeiten geändert haben. Von ihnen habe ich nichts zu fürchten, vielmehr werden sie mir stets zu Diensten sein, sobald ich ihnen

nur meinen Namen nennen; aber dann bin ich auch dem Verrathe ausgesetzt, und ich muß ihn also so lange wie möglich geheim zu halten suchen.“

Während er, nun befreit von augenblicklichen Sorgen, seinen Weg weiter verfolgte, wandte er zum Defteren das Auge zurück, um auszufchauen, ob die Erwarteten noch nicht zu bemerken seien. Endlich erblickte er sie und nahm sich vor, sich ihnen auf jeden Fall anzuschließen, vor der Hand aber den Schein zu vermeiden, als ob er ihre Nähe wünsche.

Darum griff er jetzt mit großen Schritten weit aus, um sich nicht so bald von ihnen einholen zu lassen, und vermied es auch, sich nach ihnen umzudrehen. So verging eine Viertelstunde nach der anderen; er erkannte, daß sie schon längst an ihm vorüber hätten sein müssen, und blieb stehen, um sich über die Ursache ihres Zurückbleibens aufzuklären. Er sah sie nicht mehr. Besorgt um sie, wartete er eine geraume Zeit und faßte schon den Entschluß, zurückzukehren, als er sie endlich in weiter Entfernung erblickte.

Sie kamen jetzt nur sehr langsam vorwärts, ohne daß er die Ursache davon zu erkennen vermochte. Jetzt mächtigte auch er seine Eile und vernahm nun bald an dem Getrappel der Pferde, daß sie dicht hinter ihm seien. Er blieb stehen, wandte sich nach ihnen zurück und griff grüßend an das Baret.

„Ihr seid besser zu Fuße als unsere Thiere,“ rief ihm das Mädchen zu, noch ehe er zu einem Worte gekommen war. „Wenn Ihr ein wenig langsamer geht, so möchten wir uns wohl Eurer Gesellschaft freuen!“

„Wenn Ihr es begehrt, so soll mir dieser Wunsch willkommen sein!“

Märten Stelzer gab durch ein freundlich gnädiges Kopfnicken zu erkennen, daß der Wille des Fräuleins auch der seinige sei, und forderte, damit jeder Zweifel darüber unmöglich werde, ihn auf:

„Ja, mein liebwertes Jungherrlein, nehmt hier an unserer Seite Platz; zu Dreien ist die Gesellschaft größer als zu Zweien, und wenn Ihr die Beine nicht gar zu weit auseinander setzet, so werden wir wohl beisammen bleiben.“

„Was ist denn mit Euren Thieren geschehen?“ frug der Jüngling, welcher bemerkte, daß beide Pferde lahnten. „Ich habe doch vor dem Krüge keinen Schaden an ihnen gesehen!“

„Sie haben uns,“ antwortete das Mädchen, „auch bis dahin gar wohl und munter getragen; aber vor kurzer Zeit begannen sie, lahm zu gehen, obgleich wir nicht wissen, welch' einen Grund dies haben mag. Führt Euch Euer Weg noch weit?“

„Der freie Schüler hat kein Ziel; ihm gehören alle Wege und Straßen, und er legt sich da zur Ruhe, wo er eine gastliche Aufnahme findet. Aber ich gedenke, noch vor Abend in Biesar zu sein.“

„Das ist auch unser Wille. Mich verlangt, den Bischof, meinen Ohm, zu sehen, welcher dort auf seinem Schlosse wohnt. Ist es Euch recht, so bleiben wir zusammen!“

„Wohl soll mir dies recht und willkommen sein,“ antwortete er, indem eine freudige Ueberraschung über sein Gesicht erglänzte. „Also der hochwürdige fromme Herr ist Euer Oheim? Das ist ein gar strenger und tapferer Herr, der das Schwert ebenso gut zu führen versteht,

F.

wie den Krumnstab. Habe ich doch vernommen, daß es ihm sogar gelungen ist, den Caspar Gans von Puttk in seine Gewalt zu bekommen, und der ist doch einer der Stärksten und Mächtigsten im Lande.“

„Ja, mein liebes, theures Jungherrlein, das ist ihm allerdings gelungen, und Gott sei Lob und Dank dafür. Es ist ein gar großer Segen für die Marken, daß jetzt solche Hände das Scepter ergriffen haben, welche es verstehen, das schädliche Ungeziefer auszurotten.“

„So nennt Ihr den Gans von Puttk Ungeziefer?“ fragte der Schüler, indem ein undefinirbares Lächeln über sein Gesicht glitt.

„Freilich! Die Quikows, der Puttk, der Nochow, der Holzendorf, der Maltik und die ganze Sippe, die zu ihnen gehört, das ist das richtige Ungeziefer, welches man bis auf den letzten Floh auszurotten muß. Das ist meine Meinung, mein werthes, edles Jungherrlein.“

„Was haben sie Euch gethan?“

„Mir? Gar nichts; aber ich mag ihre Namen nicht leiden.“

„Wie heißt Euer Name?“ frug hier das Mädchen.

„Joachim; und der Eure?“

„Marie. Ich bin nach der heiligen Mutter Gottes genannt worden, damit ich ein sanftes, frommes Mädchen werden möge, und es hat geholfen, nicht wahr, Märten?“

Der Gefragte zog das Gesicht in die verlegenste Miene, die es geben konnte, und erwiderte:

„Ja, mein werthes, liebes Jungfräulein, in diesem Dinge ist mir mein alter Kopf fast gänzlich irre geworden. Oft seid Ihr so fromm und sanft, daß ich Euch gern schon jetzt zu den Heiligen rechnen möchte, und oft — oft — —“

„Nun,“ lachte sie fröhlich, „was ist nun wieder — oft?“

„Oft seid Ihr grad' so, wie — wie — —“

„Wie ein Wildwasser,“ fiel sie ihm in das Wort, „dem man vorsichtig aus dem Wege gehen muß. Doch, laß das gut sein, Märten; es ist ja nicht so böß gemeint! Aber was habt Ihr?“ wandte sie sich zu Joachim, welcher um einige Schritte zurückgeblieben war und den Gang der Pferde aufmerksam beobachtete.

„Nicht wahr, die Pferde sind erst ohne Fehl gegangen?“

„Ja.“

„Und erst von dem Krüge ab haben sie gelahmt?“

„So ist es.“

„Alle beide zugleich?“

„Alle beide.“

„Das scheint mir kein Zufall zu sein. Habt Ihr nicht nachgesehen, woran es liegt?“

„Freilich habe ich nachgesehen, mein liebes Jungerlein; aber es ist nicht das Mindeste zu bemerken.“

„Habt Ihr schon von dem fremden Volke gehört, welches aus Egypten oder Indien zu uns gekommen ist und allerlei geheimes Wesen treibt?“

„Ihr meint die Zigeuner?“

„Ja. Wißt Ihr, wie diese es machen, wenn sie ein Pferd lähmen wollen?“

„Nein.“

„Sie stechen ihm eine Nadel in den Fuß. Wollt doch einmal halten, damit ich nachsehen kann!“

Die Aufforderung wurde befolgt; Joachim hob den

Fuß des Schimmels empor und ließ ihn nach einigen Augenblicken wieder fallen.

„Hier habt Ihr die Nadel! Nun laßt uns weiter sehen!“

Auch bei dem anderen Thiere war die Nadel bald entdeckt. Marie sowohl als auch Märten Stelzer konnten sich nicht genug über den Scharfsinn des Jünglings wundern; dieser aber schnitt das ihm gespendete Lob durch die Frage ab:

„Wer hat das gethan, und welche Absicht hat er dabei gehabt?“

Das Erstere war gar nicht oder sehr schwierig zu beantworten, das Letztere aber ließ sich leichter denken.

„Was meint Ihr wohl,“ frug das Mädchen, jetzt ängstlich werdend, „warum man die armen Thiere so hat quälen können?“

„Das sollt Ihr ganz genau erfahren! Zuvor aber sagt mir, ob Ihr in dem Kruge davon gesprochen habt, wer Ihr seid.“

„Ja, das habe ich gethan!“

„Gegen wen?“

„Es war ein Mann, den Ihr wohl auch gesehen habt. Er kam nach Euch in den Krug und folgte Euch nach kurzer Zeit.“

„Dann ist es ganz so, wie ich denke. Ihr wißt wohl, daß Golzow dem Ritter Wichart von Rochow gehört hat, welcher sich dem Herzog Rudolph zu Sachsen ergeben und nach Potsdam in die Haft gehen mußte. Da haben sich nun diejenigen von seinen Leuten, welche keinem anderen Herrn dienen wollen, in den Wald gemacht, um den Anhängern des Markgrafen und Cures Dheims Schaden zu bereiten. Da muß es ihnen hoch willkommen sein, daß eine Richte des hochwürdigen Herrn so fast ganz allein und schuklos ihnen in die Hände läuft, und um Euch das Entkommen ganz unmöglich zu machen, hat man eure Pferde gelähmt. Der Mann, welchem Ihr Euch offenbart habt, schien in großer Eile zu sein; gewiß hat er die Seinen zusammengerufen und lauert nun an einem guten Orte, um Euch anzuhalten.“

„Glaubt Ihr wirklich, daß dieses so ist?“

„Ich halte es für ganz gewiß.“

„So laßt uns sofort umkehren, mein liebwertthes Jungfräulein,“ rief Märten Stelzer, hoch besorgt. „Ich denke zwar, daß ich einige von ihnen niederschlagen werde, und das Jungherrlein hier wird auch einen guten Hieb thun oder zwei, aber wenn es ihrer zu viele sind, so werden sie uns doch in das letzte Capitel hauen, und wenn man todt und erstochen am Boden liegt, so hat die Freude ein Ende.“

„Was sagt Ihr dazu?“ frug sie den Jüngling.

„Ich meine, daß Euch die Umkehr wenig helfen wird, da sie Euch einholen würden, oder Ihr in andere schlimme Hände kommt. Reitet langsam weiter, damit sie denken, daß ihre List gelungen sei, und wenn sie hervorbrechen, so gebraucht Ihr die Sporen und macht, daß Ihr ihnen aus den Augen kommt.“

„Und was wird dann mit Euch?“

„Um mich dürft Ihr keine Sorge tragen; ich werde schon mit ihnen umzugehen wissen.“

„Mit Verlaub, mein werthes Jungerlein, da kommt Ihr dem alten Märten Stelzer noch lange nicht! Ihr seid ein liebes, junges Blut, und ich werde nimmermehr zugeben, daß Ihr Euch für uns in eine Gefahr begeben. Wenn sie Euch todtgeschlagen haben, so ist Euch nicht mehr zu helfen,

§.

und darum — — seht, da habt Ihr sie schon. Schlagt zu, mein edles Jungherrlein, und springt dann zu mir auf das Pferd!“

Der fahrende Schüler aber vernahm diese Worte nicht mehr, denn sobald die Angreifenden von der Seite hervorbroschen, riß er den Degen aus der Scheide und warf sich ihnen entgegen.

„Rasch davon!“ rief er dem Mädchen zu. „Ich werde Euch die Bahn frei halten!“

Aber sie schien mit ihrem Thiere an den Boden gefesselt zu sein und seinen Ruf vollständig zu überhören. Sie sah nicht auf die Männer, welche sich an sie zu drängen suchten, sondern nur auf ihn, der sie muthig von ihr abhielt, und mit seinem Schwerte gegen sie arbeitete, als sei er ein alter, viel erprobter Recke, den es wenig kümmere, ob er ein Duzend Gegner mehr oder minder vor sich habe. Auch Märten Stelzer hatte blank gezogen und zeigte, daß es ihm an Muth und Geschicklichkeit, seine junge Herrin zu vertheidigen, nicht mangelte. Ein so kräftiger Widerstand war nicht erwartet worden, und zudem war es nur eine geringe Anzahl herrenloser Lanzknechte, die obendrein keine Pferde besaßen und nur den einen Verrittenen unter sich zählten, welcher ihnen die Nachricht von den Nahenden gebracht hatte. Das Pferd desselben war gleich von dem ersten Hiebe Joachims so getroffen worden, daß es mit dem Reiter auf und davon rannte, und die Uebrigen fühlten sich den zornigen Schlägen Märtenens und den gewandten Streichen des fahrenden Schülers auf die Dauer nicht gewachsen, so daß sie gar bald das Hasenpanier ergriffen und zwischen den Sträuchern verschwanden.

Märten Stelzer wachte seine Klinge an dem flockigen Felle seines Fuchses ab und wandte sich erstaunt zu Joachim:

„Hört einmal, mein werthes, junges Herrlein, Ihr führt ja eine Klinge, vor welcher der beste Rittersmann Respect haben muß! Ich habe mich gar viel in der Welt herumgeschlagen, aber es sind mir dabei Wenige begegnet, welche die edle Kunst der Waffen in der Weise ausgeübt haben, wie Ihr. Ihr müßt in eine feine Schule gegangen sein, da Ihr als ein so junges Blut so meisterhafte Streiche zu führen versteht!“

Auch Marie wollte in ein belobendes Wort ausbrechen, aber ihre Anerkennung verwandelte sich in einen Ausruf der Angst und Sorge, als sie den Jüngling bluten sah.

„Um Gott, Ihr seid ja doch verwundet!“ rief sie. „Zeigt her, ob es gefährlich ist.“

„Laßt Euch diese kleine Schramme nicht anstecken,“ antwortete er. „Es ist ein Schnitt in den Arm, der kaum durch die Haut gegangen ist; er wird mir nicht viel Schmerz und Störung bereiten.“

„So seid Ihr jungen Leute, mein werthes Herrlein! Immer ohne Gram und Sorge! Und doch wie bald kann aus solch einem Risse in der Haut eine Wunde werden, aus der das Leben von Lannen geht. Kommt, laßt Euch verbinden!“

„Ja, zeigt her,“ rief Marie; „wir müssen die Blutung stillen und hier mein Luchlein darum binden!“

„Laßt dies jetzt noch warten, bis wir diesen Ort hinter uns haben, wo es für uns nicht geheuer ist! Wer bürgt uns dafür, daß wir nicht wieder und zwar von einer größeren Zahl angerannt werden! Es kann nicht mehr gar

weit nach Wollin sein, wo ich mich dann Eurer Pflege ohne Gefahr und Schaden hingeben kann.“

Er wand sich das dargebotene Tuch um den Arm und schritt sodann rüstig vorwärts, ohne zu beachten, daß Märten Stelzer ihm sein Pferd anbot. In Wollin ließ er sich dann kunstgerecht verbinden, und nachher setzten sie ihren Weg über Glienick nach Ziesar fort, wo sie ankamen, als der Abend hereinzudunkeln begann.

Nun erhob sich ein Wettstreit zwischen ihm und Marie, welche nicht zugeben wollte, daß er sich nach einer Herberge umsehe.

„Nein, das dürft Ihr nicht,“ rief sie eifrig. „Ihr habt uns einen gar wichtigen Dienst geleistet, und mein Oheim wird hohe Freude haben, Euch bei sich zu sehen, um Euch mit mir danken zu können.“

„Weiß Euer Ohm, daß Ihr heut' kommt, um ihm Euren Besuch zu machen?“

„Nein“, antwortete sie lachend. „Ich bin sein Wildwaffer, und Ihr wißt, daß dieses fliehet und rinnt ganz wie es ihm beliebt. Ich ritt heut' mit meinem alten Märten in den Morgen hinein, um ein Wenig frische Luft zu trinken; da kam mir das Verlangen, nach Ziesar zu gehen, in den Sinn, und obgleich Märten sich große Mühe gab, mich von diesem gefährlichen und unvorsichtigen Vorhaben, wie er es nannte, abzuhalten, so hat er doch mitgemußt.“

„Und Eure Frau Mutter weiß also gar nicht, wo Ihr hingerathen seid?“ frug er in mißbilligendem Tone.

„O, die ist es gewohnt, mich ruhig gewähren zu lassen, und überdies habe ich ihr einen Knecht gesandt, der ihr sagen sollte, wo ich hingehe. Wäre ich doch ein Bube! Ich schnallte mir das Schwert an die Seite, setzte mich auf mein Roß und ritt in die weite Welt hinein. Alle Drachen stäche ich todt, alle Riesen schlug ich nieder; den Raubrittern verbrennte ich ihre Burgen, und alles schlechte und unnütze Gefindel würde ausgerottet. Ich werde nächst dem Oheim mit dem Hauptmann Hans von Röder sprechen und ihnen sagen, daß sie doch einmal all' dem Unfuge und bösen Wesen ein Ende machen mögen!“

„Das müßt Ihr thun, und ich will ihnen gern und willig Glück zu diesem Vorhaben wünschen. Nur müssen sie sich hüten, den Unschuldigen zu treffen oder heilige und wohlverbrieftete Rechte anzutasten. Nun aber lebt wohl. Grüßt mir den frommen und gestrengen Herrn Bischof und sagt ihm, daß es mir ein großes Glück bereitet habe, für einige wenige Stunden Euer Diener sein zu dürfen!“

„Das könntet Ihr wohl länger oder immer sein, wenn Ihr nur wolltet,“ antwortete sie, indem ihr Auge hell und mit kindlichem Wohlgefallen auf ihm ruhte. „Darum sollt Ihr mir nicht so schnell von himmen gehen, sondern mich auf das Schloß geleiten, wo Ihr dem Ohm dann Euren Gruß selbst bringen könnt. Er ist ein gar strenger Herr, das ist wahr, aber er kann auch gar sanft und milde sein, wenn er Liebe und Gnade walten lassen darf.“

„Gern würde ich mich mit Euch zu ihm begeben, aber ich bin ein armer, geringer Schüler, der solcher hoher Herren nicht würdig ist, und da er nicht weiß, daß Ihr kommt, so würde es nicht höflich von mir sein, wenn ich ihm Störung bereiten wollte.“

„Diese bereitet Ihr ihm nicht, aber ich will Eure Gründe gelten lassen und Euch nicht verleiten, Etwas zu thun, was Ihr nicht für höflich haltet. Aber eine Bitte müßt Ihr mir erfüllen! Wollt Ihr?“

§

„Sagt mir welche! Wenn es mir möglich ist, so will ich es ja gern thun.“

„Geht nirgends anders hin, als in die Herberge zum „wackeren Rittersmann,“ welche am Markte gelegen ist. Wenn ich dem Ohm von Euch erzähle, so wird er Euch bei sich sehen wollen, und dann weiß ich doch, wo Ihr zu finden seid.“

„Diesen Wunsch will ich Euch nicht abschlagen, und es soll mir nichts Besseres und Lieberes geschehen, als daß es mir vergönnt ist, Euch wieder zu sehen!“

Sie reichte ihm die kleine, zarte Hand vom Pferde herab; er wagte es, dieselbe an seine Lippen zu ziehen, und es ward ihm gar eigen und wunderbar zu Muthe, als er ihren sanften Druck fühlte und die holde Röthe bemerkte, welche dabei das liebliche Gesichtchen übergieß. Auch Märten Stelzer bot ihm mit vertraulichem Wohlwollen die Hand.

„Ich bin zwar nur ein geringer Knecht, mein liebes, werthes Jungherrlein,“ meinte er, „und Ihr seid ein vielgelehrter und auch tapferer Jüngling, der es einst zu hohen Ehren bringen kann, aber Ihr müßt auch mir erlauben, Euch ein Lebewohl zu sagen, da Ihr uns aus so großer Gefahr errettet habt. Meinen alten, morschen Knochen wäre es nimmer möglich gewesen, den Strauchdieben allein Stand zu halten, vielmehr hätten sie mich ganz sicher niedergeschlagen und das Jungfräulein gefangen mit sich fortgeführt. Darum wollte ich, ich könnte Euch auch einmal einen Dienst erweisen. Geht nicht fort; ich werde Euch in der Herberge auffuchen, um Euch zu sagen, wie der hochwürdige Herr unser Abenteuer aufgenommen hat.“

Jetzt trennten sie sich, und während Marie mit Märten den Weg zum Schlosse wählte, schritt Joachim nach der Herberge, die ihm bezeichnet worden war.

Es war die beste und besuchteste, welche sich damals in Ziesar befand, und daher sah er bei seinem Eintritte die Tische voll besetzt, so daß es ihm nur mit Hilfe des Wirthes gelang, in einer Ecke noch ein Plätzchen zu erhalten, wo er sich niederlassen und von der Wanderung ausruhen konnte.

Die meisten Anwesenden gehörten zu den Kriegsheuten des Stiftes; sie thaten sich beim Biere gütlich und erzählten einander von den Thaten, die sie verrichtet hatten. Besonders war es Ciner, der die große Stimme führte und grad' darüber war, von dem Zuge des Stifthsauptmannes zu erzählen, auf welchem Caspar Ganz von Butliz in die Hände des Bischofs gerathen war. Er schnitt gar gewaltig auf und sprach von dem Butliz und seinen Leuten, als von einem feigen Gefindel, welches keines ehrlichen Schwerthiebes würdig sei. Der Schüler hielt sich still und ruhig in seiner Ecke, aber die Blicke, mit denen er hier und da den Sprecher maß, zeigten, daß ihm die Rede desselben nicht angenehm und willkommen sei. Dieser bemerkte gar wohl das scharfe Auge, welches ihn immer verächtlich anblitzte, sobald er eine neue Lobeserhebung hervorposaunte, und dies wurde ihm endlich so unangenehm, daß er sich erhob und zu dem Jünglinge trat.

„Was siehst Du mich denn so besonderlich an, Kleiner?“ frug er mit laut schallender Stimme. „Wenn Du vielleicht denkst, einen Zweifel an meinen Worten zu haben, so komm hervor; ich will Dir die Wahrheit zeigen!“

(Fortsetzung folgt.)

Freierstunden am häuslichen Herde.

Redaction, Druck und Verlag von S. G. Münchmeyer in Dresden, Jagdweg 14.

Filialen: Berlin, Ruppinerstraße 44; Wien, Josephstädter Hauptstraße 35; Dortmund, Düppelstraße 6.

Der beiden Quibows letzte Fahrten.

Historischer Roman aus der Jugendzeit des Hauses Hohenzollern von Karl May.

[Fortsetzung.]

Uebersetzung und Dramatisirung vorbehalten,
Nachdruck gerichtlich verfolgt.

„Was gehen mich Eure Worte an? Macht Euch an Euren Platz zurück und laßt mich in Ruh. Zudem aber merkt Euch wohl, daß Ihr nicht Meinesgleichen seid und Euch also einer manierlicheren Auredede zu bedienen habt!“

„Ich nicht Deinesgleichen? Donnerwetter, ich bin der Gefängnißvoigt auf Schloß Ziesar, der schon manchen großmäuligen Wicht zur Demuth gezwungen hat; und wer bist denn Du? Doch höchstens ein ausgewiesenes Studentlein, dem es in seinem Uebermuth nach einer tüchtigen Tracht Prügel verlangt. Kannst sie haben, wenn Du sie begehrst!“

„Hört!“ rief Joachim dem Wirth zu, „nehmt diesen Mann von mir weg, wenn Ihr Frieden im Hause haben wollt!“

„Seht, er muß Andere zu Hilfe rufen, weil er nicht den Muth hat, sich selbst zu wehren! Mit den Leuten von Ziesar ist nicht gut Obst essen, und es geht ihn gerade wie denen von Butliz, die auch vor Angst und Entsetzen nach dem Schwerte zu greifen vergaßen, als wir anrückten. Der Caspar hat an allen Gliedern gezittert, als unser Stifzhauptmann, Herr Hans von Röder, ihn bei dem Kittiche genommen hat.“

„Das lügt Ihr! Der Caspar Ganz von Butliz hat noch vor anderen Männern gestanden und sie niedergeworfen, als Euer Stifzhauptmann ist. Ihr würdet wohl gar anders sprechen, wenn einige Butliz'sche Mannen sich hier befänden und auf Eure Rede merkten!“

„Was? Der Lüge willst Du mich zeihen, mich, den Matthias Schabegast von Ziesar? Und den Herrn Stifzhauptmann Hans von Röder wagest Du zu verleumdern? Das soll Dich jetzt und allezeit gereuen! Hinaus mit dem Verräther, der sich des Butliz annimmt und unseren hochwürdigen Herrn beleidigt!“

Freierstunden.

Er riß den Tisch auf die Seite und wollte Joachim fassen.

„Bleibt weg von mir,“ warnte ihn dieser. „Ich habe keinen Streit mit Euch gesucht und will in Frieden meinen Platz behalten. Doch dürft Ihr darum nicht meinen, daß ich Euch fürchte.“

„Deinen Platz sollst Du haben, aber nicht hier. Komm heraus!“

Er hob die Arme, um nach ihm zu greifen, aber noch ehe er dazu kam, flog er zurück und stürzte, so lang er war, über einen Tisch, den er mit sammt den Leuten, welche daran saßen, zu Boden riß. Fluchend sprang er wieder empor, um seinen Angriff zu erneuern; da aber faßte ihn eine kräftige Hand und hielt ihn zurück.

„Halt, Bruder Matthias, was ist denn für ein Teufel in Dich gefahren, daß Du Dich zum Vergnügen hier am Boden wälzest?“

Schon hatte er eine herbe Antwort auf der Zunge, als er, den Fragenden erkennend, sie wieder verschluckte. Es war Märten Stelzer, welcher eingetreten war und ihn in der unangenehmen Situation überrascht hatte.

„Märten, alte Kriegstrompete, wie kommst denn Du wieder einmal nach Ziesar? Hast wohl das junge Fräulein hergebracht?“

„Ja, aber sag', was hast Du denn verloren, daß Du so eifrig da unten auf der Diele herumkramerst?“

„Verloren?“ frug Matthias, indem sein Gesicht den vorherigen zornigen Ausdruck wieder annahm. „Nichts habe ich verloren, sondern ich bin nur bei der Bestrafung dieses Bürrschens hier ein wenig ausgerutscht. Warte einen Augenblick, bis ich ihm das Loch gewiesen habe!“

„Halt, Matthias, diesem wackeren Jungherlein wirst

„In kein Veth zufügen, denn das könnte Dich in großen Schaden bringen!“

„In Schaden? Was soll es mir thun, wenn ich einen Feind unseres hochwürdigen Herrn einmal so recht nach Herzenslust durchbläue?“

„Er ist mit nichten ein Feind, sondern vielmehr ein Freund des Bischofs; er hat mir und unserem Jungfräulein in großer Noth und Fährlichkeit beigehtanden, und nun bin ich abgesandt, ihm zu sagen, daß er sofort auf das Schloß kommen solle, wo ihn die Herren erwarten, um ihm Dank und Ehre zu ertheilen.“

„Märten Stelzer, wenn Du es nicht wärest, der mir dieses sagt, so würde ich die Worte gar nicht glauben, denn er hat von dem Herrn Stifftshauptmann ungut gesprochen und sich für den Prüßlich aufgeworfen. Aber weil Du es bist, so soll ihm nichts geschehen und Du magst ihn ohne Last und Störung auf das Schloß führen!“

Joachim verhielt sich zu diesen Worten ruhig und folgte dem Knappen, welcher gerade zur rechten Zeit gekommen war, eine Streitigkeit zu verhüten, die vielleicht von ernstern Folgen hätte werden können.

„Ihr müßt sehr gut bei Kräften sein, mein liebwertthes Jungherrlein,“ sprach derselbe unterwegs, daß Ihr den Gefängnißvoigt so schön zur Erde gebracht habt! Er ist ein gar fester Patron, der sich nicht so bald vor irgend Wem zu fürchten braucht.“

„Er hat nur seinen wohlverdienten Lohn empfangen und kann froh sein, daß Ihr durch Euer Dazwischenkommen dem Unfrieden ein Ende gemacht habt.“

Auf der Burg angekommen, ward er in den Saal geführt, wo an einer langen eichenen Tafel eine Gesellschaft von Männern saß, deren martialisches Aeußere auf ihr kriegerisches Handwerk schließen ließ. Am oberen Ende hatte Herr Johann von Waldow, der Bischof, seinen Platz. Als sich die Augen der Anwesenden dem Ankömmlinge zuwandten, erhob er sich und winkte ihm, näher zu treten.

„Seid mir willkommen, junger Mann,“ begrüßte er ihn mit freundlicher Herablassung. „Ich habe viel Liebes und Wackeres von Euch gehört und wollte Euch sehen, um Euch meinen Dank zu sagen für die Tapferkeit, mit welcher Ihr Euch meiner Noth angenommen habt. Setzt Euch hier an meine Seite und nehmt Theil an dem Mahle, welches uns bereitet ist!“

Joachim folgte mit höflichem Anstande diesem ehrenvollen Befehle und beantwortete mit bescheidenem Tone die Fragen seines hohen Nachbarns.

„Ihr seid ein Schüler. Welcher von den edlen Wissenschaften habt Ihr Eure Zuneigung gewidmet? Vielleicht der frommen Theologia?“

„Nein, hochwürdiger Herr, es sind vielmehr die jura et actiones, denen ich mein Schwert und meine Stimme weihen möchte.“

„Das ist nicht weniger lobenswerth. Zwar will die Frömmigkeit gar sorgsam und fleißig gepflegt sein, aber in diesen schweren, bösen Zeiten darf man die Rechte und Gerechtigkeiten niemals aus den Augen lassen, und daß Ihr ihnen auch mit dem Schwerte zu dienen wißt, das habt Ihr zu meiner Freude heute bewiesen. In welchem Orte seid Ihr Eures Studiums beflissen gewesen?“

„Zulezt habe ich zu Berlin gewohnt und möchte nun ein Wenig weitergehen, um mich genugsam in den Landen umzusehen, ehe ich zur Schule zurückkehre.“

J.

„Auch dieses muß ich guthießen, denn wer die Bücher recht und gut verstehen will, der muß sich zuvor fleißig im Leben umgeschaut haben. Darum aber sollt Ihr mir nicht so sehr bald wieder von hinten gehen, weil bei uns gar Vieles zu erfahren ist, was Euch von großem Nutzen sein wird.“

„Dieses Wort ist mir eine sehr willkommene Gnade, denn sie bringt einem Wunsche Erfüllung, den ich gehegt habe, als ich nach Zieslar kam.“

„Nun wohl, so weilt denn hier bei uns, so lange es Euch gefällt, und seid versichert, daß ich Euch in Allem, was da förderlich sein kann, zu Diensten sein werde. Ihr werdet uns wohl Euren Namen nennen?“

„Er lautet Joachim Wolf von Hagen. Er ist nicht so bekannt oder berühmt wie die Namen aller Derer, welche mit Euch, Hochwürden, hier an diesem Tische sitzen, aber ich hoffe, daß es mir gelingen wird, ihn in gute Achtung zu bringen.“

„Das will ich Euch wohl glauben, wenn Ihr stets so handelt, wie Ihr es heut gethan habt! Nun aber erquickt Euch an den Speisen und Getränken, welche vor Euch stehen, und dann könnt Ihr Eure Gefährtin begrüßen, welche sich nicht hier befindet, weil solch' wildes Wasser meine gefegten Mannen mit Unruhe erfüllen würde.“

Damit war die Begrüßung beendet und das Gespräch ward wieder allgemein und wandte sich den Zeitläuften und anderen wichtigen Dingen zu. Joachim verhielt sich ruhig, wie es einem bescheidenen Manne seines Alters so erfahrenen und hochgestellten Leuten gegenüber zukam, und begab sich, als die Tafel aufgehoben wurde, in das Gemach, welches ihm als das feinige zugewiesen wurde. Noch hatte er nicht daran denken können, es sich bequem zu machen, als es leise an die Thür pochte und ein kleines Köpfcgen durch die Spalte lugte.

„Seid Ihr endlich da, mein tapferer Ritterzmann?“ frug Marie. „Ich habe schon lange auf Euch gewartet und mich schier gewundert, was Euch so lange bei dem Mahle halten mag.“

„Verzeiht, daß es mir nicht möglich war, früher fortzukommen; es wäre doch keine gute Sitte gewesen, hätte ich mich entfernen wollen, bevor mir die Erlaubniß dazu wurde.“

„Ja, da habt Ihr recht, denn auf das Verlangen eines armen, kleinen Mädchens braucht so ein stolzer Herr wie Ihr nicht viel zu geben,“ erwiderte sie, indem sie vollends hereinschlüpfte. „Für wen hat Euch denn wohl der Oheim kommen lassen? Für sich oder für mich?“

Joachim konnte ein Lächeln über diese eigenthümliche Frage nicht unterdrücken.

„Er hat vergessen, oder es nicht für nothwendig erachtet, mir dieses zu sagen. Wollt Ihr mich vielleicht darüber belehren?“

„Ja, das will ich, damit ich nicht wieder Langeweile empfinde, während Ihr bei Tische allerlei Kurzweil treibt. Ich habe dem Oheim gesagt, daß ich in diesen schlimmen Zeiten einen Ritter brauche, auf dessen Treue und Tapferkeit ich mich verlassen kann. Darauf hat er lachend gemeint, ich solle mir einen unter seinen Mannen aussuchen, und da ich keinen finden konnte, der mir recht gewesen wäre, so hat er nach Euch gesandt. Nun sollt Ihr bei mir sein, aber nicht bei den Anderen, mit mir gehen und

spazieren reiten und mich mit Fleiß und Eifer bedienen, damit Ihr Euch meine Zufriedenheit erwerbet.“

„Also bin ich Euch als Ritter recht und willkommen?“

„Das will ich wohl meinen! Ihr habt ja schon bewiesen, daß ich mich Eurem Schutze anvertrauen kann.“

„So will ich Euch denn ein treuer Schutzherr sein und nach besten Kräften Euch zu Diensten stehen. Hier habt Ihr meinen Handschlag, den ich halten werde!“

Er reichte ihr die Hand, in welche sie die ihrige legte.

„Ihr seid der erste Ritter, der sich nach meinen Farben richten will. Laßt mich diese Wahl doch nicht bereuen! Und nun sollt Ihr mir sogleich zeigen, ob Ihr mir in allen Dingen Ehre und Gehorsam erweisen wollt: Ich pflege, so oft ich auf Ziesar bin, gern den Gefangenen meinen Besuch abzustatten. Der Gefängnißvoigt Matthias Schabegast ist ein harter Gesell, der noch dazu dem Glase gern zuspricht und dann in der Betrunktheit seinen Anbefohlenen ihre ohnedies so schwere Lage noch bitterer und unerträglicher macht. Darum bin ich stets bereit, ihnen dieselbe zu erleichtern, und mein Ohm, der Bischof, setzt mir darin kein Hinderniß entgegen, sondern läßt mir gern die Freude, welche es mir gewährt, eine freundliche Stunde in ein trauriges Dasein zu bringen. Heut nun habe ich noch nicht Zeit gehabt, hinunter zu gehen; jetzt aber werde ich nicht länger säumen, und Ihr sollt mit mir kommen, um mir zu helfen, Trost und Beistand auszutheilen.“

Ueber das Gesicht Joachims glitt ein Zug der Freude. War der Grund davon nur der, in dem Mädchen ein so mildes und barmherziges Gemüth entdeckt zu haben, oder gab es vielleicht noch etwas Anderes, was ihn so hell und dankbar in ihr Auge blicken ließ?“

„Dank Euch für diese Güte, daß Ihr mich für werth haltet, Euch auch in solchen Dingen zu dienen! Aber wird es Euch auch wirklich möglich sein, die Gefängnisse zu öffnen, da der Voigt die Schlüssel in seiner Verwahrung hat?“

„O, das macht mir keine Sorge! Er wird jetzt wohl nicht daheim sein, aber die Schlüssel müssen mir trotzdem von seinem Weibe ausgehändigt werden. Kommt und folget mir; auch Ihr seid gut, und unser Thun wird Euch Freude bereiten!“

Sie schritt ihm voran, und bald gelangten die beiden jungen Leute in die Küche des Schlosses, wo Maria Allerlei für ihre Schützlinge in einen Korb packte, welchen sie dann Joachim in die Arme schob.

„So, den sollt Ihr tragen,“ lachte sie, „obgleich dieser Dienst wenig nach dem Geschmacke eines tapferen Ritters sein wird. Nun laßt uns die Schlüssel holen!“

Sie gingen über den Schloßhof nach demjenigen Theile der Burg, welcher den Gefangenen als Aufenthalt diente. Als sie in die Wohnung des Voigtes gelangten, war dieser soeben nach Hause gekommen. Brummend frug er nach dem Begehr der Beiden.

„Gebt mir die Schlüssel und eine Laterne,“ bat Marie. „Ich will einmal Eure Pfleglinge besuchen.“

„Das ist nicht nothwendig,“ antwortete er, indem er sein Auge gläsern auf das Mädchen richtete. Er war betrunken, und in diesem Zustande gedachte er nicht der Rücksicht, welche er der Nichte seines Herrn gewöhnlich entgegen zu bringen pflegte. „Die Leute sind nur mir allein

†.

übergeben worden; sie haben Alles, was ihnen gegeben werden darf, und brauchen von Alledem nichts, was Ihr hier in dem Korbe bei Euch führt.“

„Das sagt Ihr,“ entgegnete Marie; „ob es aber wahr ist, davon gedenke ich mich erst zu überzeugen. Also gebt mir die Schlüssel!“

„Es gehört zu meinem Amte, daß ich sie in keine fremden Hände gelangen lasse.“

„Bin ich fremd? Laß mich nicht länger warten. Sonst lasse ich sie mir von dem Dheim ausantworten!“

„Euch würde ich sie wohl am Ende nicht verweigern, aber Ihr seid nicht allein. Dieser hier hat keine Erlaubniß, die Gefangenen zu besuchen.“

„Er hat sie, denn ich habe sie ihm gegeben. Willst Du nun noch zögern?“

Er griff nun doch nach dem Bunde, welcher sich in einem Wandschranke eingeschlossen befand.

„So werde auch ich selbst Euch begleiten!“

„Nein, Du bleibst zurück! Ein Betrunkener paßt nicht in unsere Nähe.“

Er wollte sich vertheidigen; schon aber hatte sie ihm die Schlüssel abgenommen, ergriff die Laterne, welche mittlerweile von seinem Weibe in Brand gesteckt worden war, und verließ, gefolgt von Joachim, die Stube. Der Voigt zog es vor, sie ungehindert gehen zu lassen. Er nahm ein zweites Schlüsselbund aus dem Schranke und lachte:

„Mögen sie immerhin ihren Willen haben; sie können doch nur zu den gefangenen Knechten und Leuten gelangen; die Anderen aber stecken drüben unter dem Thurme, und bei denen will ich selbst einmal vorleuchten.“

Er steckte sich eine zweite Laterne an und taumelte mit ihr die Stiege hinab.

„Betrunken soll ich sein?“ murkte er. „Was verstehen die Weibskente von der Betrunktheit! Ich bin so nüchtern wie ein Kirchensperling, nur der Kopf brummt mir ein wenig von dem Schlage, mit welchem ich in der Herberge auf den Boden gefallen bin. Und daran ist der Knabe schuld, der mich so feindlich anzublicken wagte, der und der Gans von Putliz, denn wenn dieser nicht gefangen wäre, so hätte ich nicht von ihm gesprochen und wäre auch nicht hingeworfen worden. Könnte ich den Beiden nur einmal ein Weniges am Zeuge flicken! Na, den Putliz, den habe ich ja, und ich werde ihm zu verstehen geben, was es heißt, sich den Kerkervoigt Matthias Schabegast zum Feinde zu machen!“

Während dieses Selbstgespräches war er an die enge Treppe gelangt, welche zu den Verliesen führte, in denen diejenigen Gefangenen sich befanden, welchen der Bischof die Haft in ihrer ganzen Strenge fühlbar machen wollte. Trotz seines zweifelhaften Zustandes, kam er glücklich hinab und trat zu der Thür, hinter welcher er den Ritter von Putliz wußte. Dieser hatte das Nahen des Kommenden gehört, doch beachtete er es kaum. Der Voigt benutzte jede Gelegenheit und Veranlassung, ihn zu quälen, jedoch war der Ritter zu stolz, um seinen Zorn in Worten auszusprechen oder sonst in irgend einer Weise merken zu lassen; er verhielt sich vielmehr vollständig schweigsam dazu und ließ dem Mann das Vergnügen, sich an seinen Qualen zu weiden. Dieser hatte ihm seinen spärlichen Antheil an Speise und Trank stets durch eine in der Thür befindliche Klappe zugereicht, jetzt aber kirkten ganz gegen diese Gewohnheit die großen eisernen Riegel zurück,

47*

der Schlüssel schrie im Schlosse, und statt der Klappe wurde der Eingang vollständig geöffnet. Der Schließer wollte sich heut ein Extragaudium mit seinem Gefangenen machen, und dazu mußte er sich ihm in seiner ganzen Größe und erhabenen Wichtigkeit zeigen. Er stellte sich daher breitspurig vor dem Eingange auf und frug:

„Wollt Ihr vielleicht Brod und Wasser?“

Er erhielt keine Antwort.

„Ich frage, ob Ihr Brod und Wasser wollt? Herr Ritter Caspar Gans von Putlik, Lenzen und Wolfshagen!“

Er sprach den vollständigen Namen aus und nannte die drei von dem Markgrafen eroberten Schlösser, um den Gefangenen desto sicher zu kränken und zu erbittern; aber wieder blieb die Antwort aus.

„Schön, wer nicht spricht, soll auch nichts haben! Nun seht, wo Ihr ein Futter für — — —“

Er kam nicht weiter. Putlik hatte kaum wahrgenommen, daß die Thür vollständig geöffnet wurde und der Voigt allein gegenwärtig sei, so blickte ein rascher Entschluß durch seine Seele, der Entschluß, zu fliehen. Derselbe war zwar mehr als kühn, er war verwegene, ja vielleicht vollständig vergeblich zu nennen, da es fast unmöglich erschien, aus dem Schlosse zu entkommen, selbst wenn es glückte, aus den Verliesen zu gelangen; aber zu verlieren war ja nichts, und so erhob er sich blitzschnell, noch ehe Matthias seine Absicht errathen konnte, vom Lager, faßte ihn bei der Brust, entriß ihm die Laterne und schleuderte ihn dann mit solcher Wucht an die gegenüberliegende Mauer, daß er dort sofort zusammenbrach. Nun zog er den Schlüssel aus dem Schlosse und stieg langsam und vorsichtig die Treppe empor.

Oben fand er den Eingang offen; er trat durch denselben und verschloß ihn. Nun sah er sich in einem langen Corridore, welcher vollständig unbefleuchtet war. Mit Leisen Schritten eilte er denselben entlang, bereit, Jeden, der sich ihm entgegenstelle, niederzuschlagen, und gewahrte in der Mitte desselben eine breite steinerne Stufenreihe, welche jedenfalls den Haupteingang zu dem Gebäude bildete und nach dem Schloßhose führte. Einen forschenden Blick um sich werfend, sah er, daß er sich nicht irre, denn er selbst war bei seiner Ankunft diese Treppe emporgeführt worden.

Schon stand er im Begriffe, die Laterne zu verlöschen und hinabzusteigen, als er mehrere Stimmen hörte, welche sich von unten näherten. Er durfte sich nicht sehen lassen, trat zur nächsten Thür, öffnete dieselbe auf gut Glück und stand vor einem kleinen Zimmer, aus welchem eine Seitenthür weiter führte. Es war leer; kesselaufathmend trat er ein und zog die Thür hinter sich zu. Sich nun sorgfältiger umschauend, suchte er irgend eine Waffe zu entdecken, aber es war nichts zu finden, was ihm als eine solche hätte dienen können. Während dieses ihm eine kleine Enttäuschung brachte, hörte er die Schritte, welche er vorhin vernommen hatte, an dem Gemache vorüber-eilen; er war also noch nicht bemerkt worden und konnte einmal frei und ordentlich aufathmen.

Jetzt galt es nun, weiter vorzudringen. Er näherte sich der zweiten Thür, öffnete dieselbe so unhörbar wie möglich und lugte durch die enge Oeffnung. Auch dieser Raum war leer, und auch aus ihm konnte man weiter gelangen. Aber als er eingetreten war, hörte er deutlich ein Gemurmel von vielfältigen Stimmen, welche aus

dem Nebenraume zu ihm drangen; er ahnte, daß dies der Saal sei, und sah sich eben nach einem passenden Verstecke um, als er hinter sich das Zuschlagen einer Thür vernahm und sich einige Secunden später diejenige öffnete, durch welche er selbst soeben getreten war. Der Stifths-hauptmann Hans von Röder stand vor ihm, in der Hand eine Leuchte haltend.

Vor Ueberraschung fast gelähmt, stand dieser starr und steif am Eingange und blickte Putlik mit weitgeöffneten Augen an. Dieser faßte ihn sofort bei der Brust und raunte ihm zu:

„Schweig, oder es kostet Euch das Leben!“

Aber schon hatte sich der Erschrockene erholt, riß sich los und schlug dem Ritter das Licht in das Gesicht.

„Hierher!“ rief er, daß es dröhnend durch die Thüren schallte, „hierher, Ihr Leute, es ist — —“

Die folgenden Worte wurden unhörbar, da ihm die Faust Caspars die Kehle zuschnürte. Dieser war durch den Schlag für einige Augenblicke geblendet worden und mußte sich damit begnügen, den Hauptmann an weiteren Hülferufen zu verhindern; als er aber die Augen wieder öffnete, sah er das Gemach von einem hellen Lichte durchströmt, welches aus dem Saale hereindrang. Man hatte den Ruf vernommen, und einer der anwesenden Knechte war herbeigeeilt, um nach der Ursache desselben zu sehen. Als er Putlik erkannte, sprang er erschrocken zurück und rief:

„Um Gott, herbei, Ihr Herren! Die Gans von Putlik will uns entfliegen.“

Diese Worte brachten eine große Verwirrung unter den Anwesenden hervor; ein Jeder stürzte sich so eilig wie möglich nach dem Orte der Gefahr, und so hinderte Einer den Andern, rasch vorwärts zu kommen. Putlik war aber nicht der Mann, sich so schnell greifen zu lassen. Nach rückwärts blüdete ihm kein Heil, und nach vorwärts war es nur auf eine einzige Weise möglich, Vortheile zu erlangen. Er zog die Hände von dem halbtodten Stifths-hauptmann zurück und stand im nächsten Augenblicke im Saale mitten in dem Knäuel der Menschen, die ihn zu greifen gedachten. Mit mächtigen Hieben und Stößen brach er sich eine Bahn durch sie hindurch, schwang sich mit einem weiten Sprunge über die breite Tafel, faßte mit der Rechten den Bischof bei der Brust, riß ihn zum Fenster, welches er mit der Linken öffnete, und stand dann oben auf der Brüstung, den geistlichen Herrn, welcher dieses Angriffs nicht gewärtig gewesen war und an eine Vertheidigung gar nicht gedacht hatte, hinaus über die Tiefe haltend, welche schwarz und drohend von unten heraufgähnte.

Mit Entsetzen sahen es die Andern. Das Gebäude vertrat auf dieser dem Hofe abgewendeten Seite die Stelle der Ringmauer; die Felsen, auf denen es ruhte, stiegen fast senkrecht hinunter in das Thal, und wenn der Ritter den Bischof nicht mehr halten konnte oder wollte, so war derselbe verloren; er mußte unten zerschmettern.

„Bleibt von mir,“ donnerte Caspar von Putlik, „sonst lasse ich ihn fallen!“

In Folge dieser Drohung wagte keiner der Anwesenden, einen Schritt näher zu treten. Johann von Waldow hatte mit beiden Händen den gewaltigen Arm umklammert, von dessen Stärke sein Leben abhing: er schwebte zwischen Himmel und Erde, und die kleinste Schwäche Caspars mußte ihm Verderben bringen, aber er war ein gar geistes-

gegenwärtiger und willensstarker Herr, der selbst in einer solchen Lage die Besinnung nicht verlor.

„Treibt den Scherz nicht zu weit, Ritter,“ rief er; „er gereicht Euch nicht zum Heile!“

„Gebt mich frei, so schenke ich Euch das Leben!“ war die Antwort.

Dem Bischof war es jetzt gelungen, den einen Fuß auf die Brüstung zu bringen; die Gefahr wurde dadurch bedeutend vermindert.

„Frei? Niemals aus Zwang. Werft mich hinab, wenn Ihr könnt!“

„Meint Ihr, daß ich es nicht vermöge?“

Ein einziger Ruck des Armes, und der Bischof hatte den Halt wieder verloren.

„Nun? Frei oder nicht?“

„Nicht!“

„So seid Ihr verloren!“

„Und Ihr mit. Aus Bieslar entkommt Ihr nun nicht!“

„So sterben wir Beide!“

Mit der Rechten den Bischof haltend, faßte er mit der Linken die Hände, mit denen dieser sich fester zu klammern suchte, hob den geistlichen Herrn hoch empor und schickte sich an, mit ihm in die Tiefe zu springen. Ob dies sein wirklicher Wille war, oder ob er nur die Absicht hatte, die Einschüchterung so weit wie möglich zu treiben, er kam nicht zur Ausführung seines Vorhabens. Eine Stimme erklang im Saale:

„Herr Caspar Gans von Putliz, was wollt Ihr thun!“

Bei dem Klange dieser Worte fuhr er rasch herum und blickte mit hochgespanntem Gesichtsausdruck zurück. Von den im Saale Befindlichen hatte bisher Keiner ein Wort zu sprechen gewagt, aus Furcht, die Lage des Bischofs durch irgend eine Einmischung zu verschlimmern. Der Sprecher drängte sich zwischen sie hindurch und trat bis in die Nähe des Fensters vor.

„Kennt Ihr Joachim Wolf von Hagen noch, Herr Ritter?“

Ein blitzähnliches Zucken ging durch Caspars ganze Gestalt; aber er hatte sich sofort wieder gefaßt.

„Ich habe Euch niemals vergessen. Wie kommt Ihr hierher und was wollt Ihr von mir?“

„Gebt den hochwürdigen Herrn los, ich bitte Euch!“

Es war ein unbeschreiblicher Ausdruck, mit welchem Herrn Caspars Augen auf den Sprechenden herniederleuchteten. Dann warf er wie im glücklichen Stolze den Kopf in den Nacken, zog den Bischof an sich und sprang in den Saal zurück.

„Was kein Anderer erlangt hätte, Euch sei es gewährt! Hier habt Ihr den Herrn!“

Er gab den Bischof frei und trat zu Joachim. Mit der Linken seine Hand erfassend und ihm die Rechte auf das jugendlich schöne Haupt legend, blickte er ihm tief und innig in die Augen. Ein feuchter Glanz schimmerte in den seinen; aber rasch überwand er die Rührung und trat zu dem Stifzhauptmann.

„Hier habt Ihr mich wieder. Führt mich hinab in meinen Kerker!“

Die Knechte ergriffen ihn; aber da erklang die Stimme des Bischofs:

„Halt, laßt ab von ihm und entfernt Euch von hier!“

Sie alle folgten dem Rufe, nur Marie, die mit Joachim

†

gekommen war, Hans von Röder und die anwesenden ritterlichen Herren blieben zurück.

„Tretet näher, Herr Caspar Gans von Putliz! Ich habe Euch etwas zu sagen.“

Putliz folgte der Aufforderung. Das Auge Waldow's flog von ihm auf Joachim; man sah, er verglich die Züge beider miteinander.

„Niemals aus Zwang, sprach ich vorhin zu Euch, und Ihr hättet mit mir dieses Wort durch den Tod besiegeln müssen, wenn Dieser, der sich Wolf von Hagen nennt, nicht gekommen wäre. Was Ihr dem Bischof von Brandenburg auch durch die ärgste Drohung nicht abzwingen vermöget, das giebt er Euch vielleicht aus freier Gnade. Ihr seid ein Held, wie es nicht so nahe einen zweiten giebt, und sollt nicht wieder hinabgehen in den Kerker, wo Ihr bisher verwahrt lagt. Gebt mir Euer Wort, daß Ihr nicht von hier entfliehen wollt, und Ihr sollt in diesem Schlosse herumgehen dürfen als ein Freier, und ein mildes Gefängniß haben, bis Ihr mit meinem Willen von hinnen geht!“

Dieser Edelmuth kam dem Ritter so unerwartet, daß er mit dem Versprechen zögerte.

„Schlagt ein, Herr Caspar,“ rief Marie, indem sie seine Hand erfaßte und in diejenige des Bischofs legte. „Der Hym meint es gar gut, und Ihr könnt ihm vertrauen.“

„Hochwürdiger Herr,“ rief er endlich, „ja, hier ist meine Hand! Ihr habt mich besiegt, und dieser Sieg ist wohl größer, als Ihr jetzt noch vermeint, die Zukunft wird's wohl lehren.“

„Das walle Gott. Und nun begrüßet Euren Sohn,“ meinte Johann von Waldow lächelnd; „der sich den Namen Wolf von Hagen doch wohl nur von Eurem Schlosse Wolfshagen entlehnt hat.“

„Sein Sohn?“ frug Hans von Röder überrascht; Marie horchte erstaunt auf, und auch die Uebrigen gaben durch Ausrufungen zu erkennen, daß sie dies nicht erwartet hätten.

„Ja, sein Sohn, der sich in mein Haus geschlichen hat, um den Vater zu befreien, wie ich nun erkenne.“

„Befreien? Mit List oder Gewalt befreien? Nein,“ rief Joachim. „Ich wollte nur den Vater heimlich sehen und ihm Trost bringen in dem Unglücke, welches über uns hereingebrochen ist. Ich bin kein Quikow, hochwürdiger Herr, und ehre den Grafen von Zollern, obgleich er den Meinen wehe thun mußte. Das möget Ihr mir wohl glauben!“

Und sich aus der Umarmung Caspar lösend, bat er:

„Der Vater ist wohl gut und liebt das Recht. Laßt es ihn im Guten erkennen, so werdet Ihr gar bald einen starken Helfer an ihm haben!“ — —

— 12 —

Die Söhne des Geächteten.

Droben im Saale saßen sie zusammen wie gewöhnlich, die beiden Boldewins und Thomas von dem Krüge nebst Herrn Claus von Quikow, und zechten, daß Rune, der alte Kellermeister, des Laufens kaum ein Ende sah. Dem alten Boldewin lag wieder einmal die Gicht in den Gli-

bern, so daß er ein Gesicht immer ärger schmitt als das andere; Claus lag in dem breiten Armstuhle, hatte die fetten Hände über den dicken Bauch gelegt und machte ein bedächtiges Nickerchen, aus dem er in regelmäßigen Zwischenpausen emporfuhr, um mit einem durstigen „Hrrr! Hum!“ nach dem Humpen zu greifen, um den Inhalt desselben in den weitgeöffneten Mund zu schütten. Die beiden Anderen sahen einander an und tranken, tranken und sahen einander an und strengten ihr Gehirn vergebens an, sich ein grauenhaftes Abenteuer auszufinnen, um es dann nach alltäglichem Brauche als ein selbsterlebtes zu erzählen.

In der Mannenstube ging es lebhafter zu, denn die drei Vornehmsten unter den Anwesenden liebten weder das Schweigen noch die Langeweile und sorgten stets dafür, daß die Unterhaltung im rechten Flusse blieb.

„Ja, nun sitzt er oben, zieht die Beine in die Höhe und plätscht auf der Seufzerpfeife,“ meinte Caspar Liebenow „Das sind die bösen Geister, welche in den Kellerwinkeln haufen und in den Wein fahren, wenn das Faß nicht gut verspundet ist. Wer am heiligen Weihnachtspend hinuntergeht und von punkt zwölf Uhr bis punkt ein Uhr sieben mal sieben pommerische Maas Rothen trinkt, der bekommt sie zu sehen und kann gar Manches hören, was ihm die Haare zu Berge treibt.“

„Höre, Bruder Caspar, das Ding mit die Geister thut mich sehr richtig vorkommen; aber wie dann nun, wenn das Faß nun richtig zugespundet worden sein thut und die Zipperlein trohdennoch kommen? Höre, wat ich mich denke: der Ritter hat een Loch im Magen, wo der Wein hindurchlaufen thut bis hinunter in die Beine; da möchte er gern heraus, und is doch keen Zapfen nich daran, und nun thut er in die Haut zwicken und beißen, um een Loch hinein zu kriegen.“

„Bruder Schwalpe, von wegen dem Loch, da muß ich Dir peistimmen! Was sagst Du dazu, Bruder Steckelpein?“

„Das von dem Loch ist richtig, und das von den Geistern ist auch richtig. So, also! Es hat mir einmal Einer gesagt, daß der Mensch neunundneunzig Geister hat, und wenn der hundertste kommt, das ist der Apothekergeist, so muß man sterben.“

„Mordelement, Gott straf' mich, wenn ich fluche, das ist ja eine ganz verbeiwelt fürchterpare Geistergeschichte! Aher da will ich die neunundneunzig doch zehnmal lieber hapen, als den einen Apothekergeist, nicht wahr, Bruder Schwalpe?“

„Thue Dir nur nich irre machen lassen! Ich habe ganz genau erfahren, daß der Mensch nur zwei Geister haben thut, nämlich den Fleischgeist und den Knocheng Geist. Und so thut es auch bei den Thieren sein. Der Fleischgeist macht fett, wer aber mit dem Knocheng Geist behaftet is, der bleibt mager, er kann so viel essen und trinken, als er nur wollen thut.“

„So, also!“ rief Balthasar verwundert. „Dann habe ich den Knocheng Geist und mein Gregorimanorosewitsch auch.“

„Ja, und Herr Claus von Quikow und sein Schimmel, die sind mit dem Fleischgeiste beladen. Aher, Bruder Schwalpe, kann man denn die beiden Geister nicht mit einander umwechseln, so zum Beispiel wenn der Ritter Claus mager werden will und der Balthasar fett?“

‡

„O ja, dat is aber blos am Tage des heiligen Ambrosius um Mitternacht möglich.“

„So, also?“ frug Balthasar eifrig. „Wann ist denn dieser Tag?“

„Wenn ich mir nicht irre, so thut er heute sein.“

„Und was muß man da machen?“

„Dat is een Geheimniß, welches man nich Jedem sagen thut, denn wenn es Einer verrathen haben thäte und der Andere machte seine Sache uff eene falschartige Weise, so würde dieser Verrathige zur Strafe dafür entweder so dick wie drei Mauerthürme, oder so mager wie eene Gelskrippe werden thun.“

„So, also! Da denkst Du, daß ich das Geschick nicht habe, es richtig zu machen?“

„Willst Du es denn machen?“

Diese directe Frage brachte unsern Balthasar in nicht geringe Verlegenheit; er hätte für das Leben gern ein Weniges an Umfang zugenommen und war deshalb schon auf alle möglichen Mittel gefallen, seiner Haut etwas mehr Ausdehnung zu geben, aber alle seine Bemühungen waren bisher ohne Erfolg gewesen. Der Aberglaube der damaligen Zeit schenkte oft selbst den unsinnigsten Verkehrtheiten Glauben, und so war es nicht zu verwundern, daß der hagere Leibknappe des dicken Ritters sorglos auf den lustigen Gedanken des „Bruder Schwalpe“ einging, jedoch ohne es sich merken lassen zu wollen.

„Fällt mir gar nicht ein; ich bin grad' so gewachsen, daß ein Jeder mit mir zufrieden sein kann, So, also! Ist die Sache denn nicht etwa gefährlich?“

„Nee, gefährlich is sie nich. Wer mager sein thut, der muß sich von dem dicksten Manne, der zu finden is, een Habit stipizen und mit demselben an eenen Kreuzweg hinbegeben. Ferner muß er eenen ziemlichen Krug mituehmen, halb voll Brennöl und halb voll Wein. Das Habit muß er anlegen, noch ehe er uffbrechen thut, und unterwegs darf er Niemanden grüßen und sich auch nie nich umschauen. Thut er an dem Kreuzwege angekommen sein, so muß er um Mitternacht anfangen zu trinken und sich dann uff den Kopf stellen. Und so muß er abwechselnd trinken und uff dem Kopfe stehen, bis die Geisterstunde ein Ende haben thut. Dann geht er ruhig nach Hause; in etlichen Wochen hat sich das Fett schon drei Finger dick an seine Rippen gelegt, und in eenem Jahre is er vollständig ausgewachsen. Dat Del thut nämlich dat Sympodium von dem Fette sein, und der Wein is die geheime Triebkraft von dat Wachsthum. Durch dat Stellen uff den Kopf fällt der Knocheng Geist aus den Beinen und durch den ganzen Körper bis herunter vor den Mund, wo man ihn dann gehörig ausspucken thun muß. Da läuft er fort und fährt in den, von welchem man dat Habit genommen haben thut.“

„So, also! Da wäre dann ja allen Beiden geholfen, und diese Zauberei ist gar nicht schwer zu lernen. Aber kommt vielleicht etwa der Gottseibeins mit hinzu oder sonst so ein böses Wesen, vor dem man Angst und Sorge haben muß?“

„Nee; die haben am Tage des heiligen Ambrosius so viel zu thun, daß sie sich mit den Dicken gar nich abgeben können, und die Magern, die thut der Deiwel gar nich haben wollen.“

„Und an der Seele oder an der Seligkeit leidet man auch keinen Schaden?“

„Wo denkst Du hin, Balthasar! Mit der Seele hat der Knochengestalt gar nichts zu thun, und die Seligkeit, die geht dann nachher erst recht los, wenn man dicke werden thut.“

„Ja, Bruder Steckelspein, das glaube ich ganz selbst, daß es dem Deiwel gar nichts angeht, wie viel Zentner Speck Ihr peide, Du und Dein Hofelosehlofsewitzsch, im Leipe habt. Aher hört, der Burgwart pläht in das Horn! Wer muß denn jetzt noch auf Garlosen Etwas zu suchen haben?“

Die Knechte und Reifigen erhoben sich, um nachzusehen, wo der Ankömmling sei. Es war ein Mann in ritterlicher Tracht, aber ohne Harnisch angethan. Er begehrt die Herren von dem Kruge zu sprechen und wurde nach oben geführt. Vorher aber gebot er den Leuten, sein Pferd unter dem Sattel zu lassen.

Mit Anstrengung erhob sich der alte Boldewin vom Kruge bei seinem Eintritt vom Sessel und frug ihn nach Namen und Begehr.

„Mein Name wird Euch bekannt sein, Ihr Herren, er lautet Wieprecht von Thümen.“

„Ein guter Name; doch mögen wir mit seinem Herrn nicht viel zu thun haben. Welche Ursache führet Euch zu uns?“

„Ich habe eine Botschaft auszurichten an die Herren von dem Kruge und muß sie dann auch nach Stavenow zu Herrn Claus von Quigow bringen.“

„Claus von Quigow? Hrrr! Hm! Der bin ich ja selber, Ihr könnt Euch also den Weg ersparen. Von wem kommt diese Botschaft?“

„Von unserm hohen Herrn, dem Markgrafen Friedrich von Zollern.“

„Herr! Hm! Von dem? Da wird nicht viel Kluges dabei herauskommen. Sagt sie her!“

„Sie ist hier niedergeschrieben worden, damit Ihr den Wunsch des gnädigen Herrn lesen und besser merken könnt.“

„Mit dem Merken hätte es wohl keine Noth, wenn es nur mit dem Lesen ginge!“ meinte Thomas von dem Kruge. Wir haben mit dem Markgrafen nichts zu schaffen und werden seinetwegen nicht erst noch in die Schule gehen. Lest uns die Sache vor!“

„Das will ich wohl gern thun, doch nehmt zuvor das Sigill in Augenschein, damit Ihr seht, daß die Botschaft unverlezt zu Euch gekommen ist!“

„Herr! Hm! Macht den Wachsklumpen nur immer los! Was uns der Markgraf schreibt, das braucht nicht geheim zu bleiben.“

Wieprecht von Thümen löste das Siegel, faltete das Schreiben auseinander und begann zu lesen:

„Den Rittern und Herren Claus von Quigow auf Stavenow und Sandau, Thomas von dem Kruge und den beiden Boldewin von dem Kruge, zu Händen gestellt durch unsern lieben und vielgetreuen Herrn Wieprecht von Thümen.“

Nachdem Wir zu unserem großen Leidwesen gehöret und vernommen, daß die hier genannten Herren unsere Ritter, Mannen und Bürger geschädigt und ihnen nicht nur an Gut und Eigenthum Uebles gethan, sondern auch nach dem Leben der Unseren getrachtet haben, so sind Wir deß sehr unfroh geworden und vermerken ein solches Gebahren zu so üblen Gunsten, daß Wir streng

genommen sind, Uns aller Nachsicht und Milde zu begeben und vielmehr darnach zu trachten, dem ärgerlichen Beispielen, so durch dieses feindliche Gebahren gegeben wird, von nun an allen Ernstes zu steuern und nach Kräften darnach zu trachten, daß unsere Unterthanen in Ruhe und Frieden auch über die Grenzen unserer Länder hinaus ihre Straße ziehen können.

Wir vermahnem daher die Herren von dem Kruge nebst dem Ritter Claus von Quigow, sich von nun an alles Bösen gegen Uns und die Unseren zu enthalten, damit Wir nicht ferner mehr in Schaden und Gefahr gelangen und so demnach gezwungen sind, Uns Hilfe bei den Herren und Fürsten zu holen, denen sie zu Lehen gestellt sind.

Begeben und gezeichnet zu Tangermünde im Monat der ersten Nachtgleiche.

Friedrich von Zollern, Markgraf.“

Die Verlesung war beendet; ein kurzes Schweigen folgte derselben. Dann begann Claus von Quigow:

„Hrrr! Hm! Hat der Markgraf wirklich dies geschrieben?“

„Zweifelt Ihr denn?“

„Nein! Hrrr! Hm! So sagt ihm doch, daß es uns daß erfreuet hätte, zu sehen, daß er sich in der Kunst des Schreibens so wacker geübt habe. Wir Ritter in den Marken und der Briegnick aber haben mehr zu thun gehabt, als uns die Finger mit Curer Dinte schmutzig zu machen und mögen das Geschreibsel deshalb auch nicht gern leiden.“

„Recht gesagt, Herr Claus!“ rief der junge Boldewin.

„Was hat der Markgraf sich in unsere Sachen zu mischen? Wenn es ihm nicht gefällt, daß wir seine Juden schröpfen, so mag er sie an das Tischlein binden. Wir gehören ihm nicht zu Lehen, und er darf daher seine Briefe getroßt für sich behalten!“

„Das ist auch meine Meinung,“ fügte Thomas von dem Kruge bei. „Wie könnt Ihr Euch nur zu solcher Botschaft hergeben, da Ihr doch wissen müßt, daß euer Herr kein Recht hat, uns mit solchem Unsinnen zu bedenken!“

„Was ich dabei thue, das ist meine eigene Sache und nicht die eure, Ihr Herren. Seid Ihr zu einer Antwort bereit, oder soll ich ohne eine solche gehen?“

„Hrrr! Hm! Wie könnt Ihr uns zumuthen, uns mit Jemandem einzulassen, der uns nichts angeht! Wenn Ihr wollt, so sagt dem Herrn von Zollern, wir hätten ihm nichts zu sagen, weil auch er uns nichts zu sagen hat!“

„Recht gesprochen, Bruder Claus!“ stimmte der alte Boldewin bei, der während der Verhandlung seine Gicht vollständig vergessen hatte. „Und nun setzet Euch zu uns Herr Wieprecht von Thümen, und thut einen Schluck aus dem Fasse, welches unser bestes ist, weil es uns nichts gekostet hat!“

„Ich danke Euch, Herr Boldewin. Wohl würde ich Euch zu einem Gegentrunke gern bereit sein, allein ich bin es nicht gewohnt, von dem Weine zu genießen, welchen man mit dem Schwerte auf der Straße findet. Meine Botschaft ist beendet. Lebet wohl!“

„Ihr wollt doch in dieser späten Stunde nicht von hinnen gehen? Es ist Nacht, und der Weg wird nicht der beste genannt!“

(Fortsetzung folgt.)

Feierstunden am häuslichen Herde.



Redaktion, Druck und Verlag von S. G. Münchmeyer in Dresden, Jagdweg 14.

Filialen: Berlin, Nuppinerstraße 44; Wien, Josephstädter Hauptstraße 35; Dortmund, Düppelstraße 6.

Der beiden Anikows letzte Fahrten.

Historischer Roman aus der Jugendzeit des Hauses Hohenzollern von Karl May.

[Fortsetzung.]

Uebersetzung und Dramatisierung vorbehalten,
Nachdruck gerichtlich verfolgt.

„Tragt keine Sorge um mich. Wer zu später Stunde nach Garlosen geht, der sorgt gewiß dafür, daß er nicht da zu bleiben braucht. Es steht mir schon noch eine gute Herberge offen.“

„Hrrr, hm!“ Wenn Ihr mit Euren Worten uns vielleicht beleidigen wollt, so werden wir für eine sichere Herberge sorgen. Wer zu uns kommt, der mag sein hübsch manierlich sein, sonst wird ihm das Fortgehen schwerer als das Herkommen!“

Wieprecht war klug und vorsichtig genug, zu schweigen. Er entfernte sich und verließ das Schloß.

Natürlich gab dieses Ereigniß Stoff zu einer lebendigen Unterhaltung, welche wohl bis tief in die Nacht hinein gewährt hätte, wenn die Ritter nicht gezwungen gewesen wären, zeitiger als gewöhnlich die Ruhestätte zu suchen. Morgen war nämlich der Geburtstag des Herrn Claus, und derselbe sollte nach altem Brauche festlich auf Stavenow begangen werden. Er kehrte heute gar nicht dahin zurück, sondern zog es vor, auf Garlosen zu nächtigen, um am frühen Morgen aufzubrechen und die Gäste gleich mit sich zu nehmen.

Er lag in seinem Gemache und war in Folge des genossenen Weines gar bald eingeschlafen. Da wurde sanft die Thür geöffnet und es schlich sich Jemand leise an sein Lager. Es wurde jenes Geräusch vernehmbar, welches durch das An- oder Ablegen von Kleidungsstücken verursacht wird, und dann entfernte sich der heimliche Gast mit unhörbaren Schritten wieder. Es war der lange Balthasar, der die Geisterstunde des heiligen Ambrosius-tages nicht vorübergehen lassen wollte, ohne das ihm von Schwalbe gegebene Rezept in Anwendung zu bringen.

„So, also!“ dachte er, indem er seine unerblickliche Figur über den stillen Schloßhof schob. „Wenn das der Ritter

wüßte, daß ich in seinem Wamms stecke! Na, der wacht nicht auf; ich habe meine Anzahl Krüge leer gemacht, der aber noch viel mehr. Und wenn er ja einmal sich regen sollte und nach dem Kleiderhäuflein fühlt, so liegen meine alten Hosen dort und das Uebrige auch, und so wird es ihm also gar nicht in den Sinn kommen, Verdacht zu schöpfen. Del habe ich geholt, und im Keller bin ich auch nach Wein gewesen; so ist denn nun Alles beisammen. So, also! Es wird dem Fettwerden doch nicht etwa Schaden bringen, daß ich da unten den Mund ein wenig lange an das Loch gehalten habe?“

Er hatte eine kleine Ausfallspforte erreicht und bückte sich, um den Krug aufzunehmen, den er sich hier bereit gestellt hatte. Dann öffnete er, trat hinaus und zog die Pforte, ohne sie zu verriegeln, hinter sich zu.

„So, also! Nun kann es fortgehen. Der Wein hat mich doch ein wenig wackelig gemacht, und ich bin neugierig, was mein alter Kopf sich wundern wird, wenn ich anfangs, verkehrt Wache zu stehen. Habe das Kunststück all' meine Lebtag noch nicht probirt. Ob es wohl Herr Claus spüren wird, wenn derselbe ihm durch die Gurgel und in den Leib hinunterfährt! Es soll mich nur verlangen, ob der Geist bei ihm genug Platz findet, denn er muß bei mir doch ganz außerordentlich in die Länge gewachsen sein. Also in einem Jahre bin ich ausgewachsen; dann bin ich aber meinem Gregorimanosowitsch zu schwer, und ich muß mich entweder nach einem anderen Gaul umsehen, oder auch ihn zum nächsten Ambrosiustage auf einem Kreuzwege auf den Kopf stellen, denn bei den Thieren ist es ebenso, hat Schwalbe gesagt.“

Er kletterte über den leeren Graben und stieg ziemlich wankenden Schrittes die Anhöhe hinab, dem Walde zu.

Jetzt traten zwei Männer von der Seite herbei, von denen der Eine die Pforte von innen verriegelte.

„Na, was sagst Du nun daderzu? Du thatest es nicht glauben, daß er wirklich gehen thäte, jetzt aber siehst Du, daß ich Recht gehabt haben thue.“

„Mordeloment, Gott straf' mich, wenn ich fluche, aber, Bruder Schwalpe, Du bist ein schlechter Kerl. Ich wollte, er hätte wirklich den Knocheng Geist, und der führe Dir in den Leip!“

„Dat is nichts weiter nich, als een Spas, und wer dumm sein thut, der muß den Prügel zum Lehrmeister bekommen.“

„Da will ich Dir nicht ganz Unrecht gepen, aber Du mußt doch auch bedenken, was Wein und Del zusammen für einen Mordspectakel in einem Manne machen müssen, der auf dem Kopfe steht. Ich glaube, seine paar Gepeine fallen ihm vollends aus der Haut heraus, und wenn er dapei den Geist aufgiept, so hast Du den Knocheng Geist richtig bei ihm ansgetrieben.“

„So schlimm thut dat wohl nich werden, denn der und sein Ewiglangebeinewitsch sind nich todt zu machen. Weißt Du, was für een Habit er anhaben thut?“

„Op das auch ein Habit gewesen ist, das möchte ich doch wohl bezweifeln. Er stat ja drin wie, wie, na, das ist gar nicht zu beschreiben, wie; ich bin wirklich pegierig, zu wissen, wo er die Sachen hergenommen hat.“

„Dat sin dem Herrn Claus seine gewesen. Jetzt aber komm, damit wir nun endlich einmal schlafen thun.“

„Ja, wie kommt denn der Balthasar wieder in die Burg? Du hast doch die Miegel vorgeschopen!“

„Dat is seine Sache; mache Dich nur darum keene Sorge nich!“

Die beiden Männer verschwanden im Eingange zum Schloßgebäude. —

Es war Morgen, das Zeichen zum Erwachen war gegeben worden und ein Jeder ging an die ihm zukommende Arbeit. Auch die Ritter erhoben sich aus den Federn und fanden sich zum Morgentrunk in Saale zusammen. Nur Einer fehlte, nämlich Herr Claus von Quikow. Die Anderen warteten eine geraume Weile auf ihn, und ein Jeder von ihnen suchte sich die nöthigen Worte zusammen, wie sie zu einem kräftigen Glückwunsche gut und schicklich waren; als er aber selbst nach längerem Harren nicht erschien, machte sich Thomas von dem Krüge auf, um nachzusehen, welchen Grund die ungewöhnliche Verzögerung habe.

Er fand die Thür zu dem Gemache Clausens unvergeschlossen und klopfte an.

„Hrrr! Hm! Wer pocht da draußen?“ frug es von innen.

„Ich bin es! Werdet Ihr bald kommen?“

„Ihr seid es, Herr Thomas? Hrrr! Hm! Tretet doch einmal zu mir herein!“

Thomas folgte diesem Wunsche und fand seinen dicken Kampfgefährten in größter Verlegenheit im Bette sitzen. Die Haare hingen ihm wirr um das zornig rothe Angesicht, und die kleinen Neugleiten, welche kaum über die Backen hinwegsehen konnten, bligten gar unruhig unter den buschigen Brauen hervor.

„Ihr habt das Lager noch gar nicht verlassen?“ frug Thomas. „Ist Euch vielleicht irgend ein Gebreche zuge-“

stoßen, oder hat der gestrige Trunk ein Wenig zu viel nachgehalten?“

„Wie könnt Ihr mir so Etwas zumuthen!“ brauste Claus auf. „Habt Ihr mich jemals betrunken gesehen?“

„Niemals, mein werther Ritter, aber da Ihr noch der Ruhe pflegt, während wir Anderen uns längst erhoben haben, weil der Ritt bei Zeiten nach Stavenow gehen soll, so dachte ich, daß Euch auch einmal etwas Menschliches widerfahren könnte.“

„Etwas Menschliches? Hrrr! Hm! Ja, das ist mir auch widerfahren, etwas sehr Menschliches. Habt Ihr meinen Knecht, den Balthasar vielleicht gesehen?“

„Er ist mir noch nicht vor die Augen gekommen. Warum fragt Ihr nach ihm? Soll ich ihn Euch senden?“

„Hrrr! Hm! Ja, aber so bald wie möglich. Da seht Euch doch einmal diese langen Fexen an!“

„Das sind ja des Balthasars Kleider! Wie kommen die an Euer Lager?“

„Das ist es ja eben, was auch ich gern wissen möchte, zumalen die meinigen vollständig verschwunden sind. Wie kann ich denn meine Beine in diesen schmutzigen Gänse-darm stecken!“ rief er empört, indem er Balthasars lederne Hosen dem Freunde vor die Nase hielt. Schafft mir den Menschen zur Stelle, wenn Ihr mir einen Gefallen thun wollt!“

„Gern will ich Euch diese Liebe erweisen!“ versicherte Thomas und eilte davon. Leider war Balthasar nirgends zu finden, und auch Niemand wollte über sein Verschwinden etwas Näheres wissen. Das spurlose Wegbleiben des treuen und sonst so aufmerksamen Dieners erregte nicht geringes Aufsehen; man suchte ihn an allen Ecken und Enden, und selbst die Ritter wurden unruhig und nahmen Theil an der Nachforschung, die lange eine vergebliche war, bis endlich einer der Knechte auf die Ringmauer stieg, um über dieselbe hinab in den Graben zu schauen.

„Dort kommt er!“ rief derselbe, und die Anwesenden eilten auf die Mauer; sie konnten nicht begreifen, wie der Gesuchte außerhalb der Burg gekommen sei.

Bei seinem Anblicke brachen sie alle in ein laut-schallendes Gelächter aus. Er bot in den Kleidern seines Herrn, die ihm um ein Beträchtliches zu kurz waren und dreifach zu weit um seine magere Gestalt schlappten, einen zu komischen Anblick, als daß es Jemandem hätte gelingen können, ernst zu bleiben. Er hatte das Ausfallsportchen verschlossen gefunden und sah sich nun gezwungen, durch das Hauptthor seinen ruhmreichen Einzug zu halten.

Die Brücke wurde niedergelassen und das Thor geöffnet. Alles drängte sich mit Fragen herbei, und Jeder wollte zuerst den Grund der seltsamen Begebenheit erfahren. Da aber erscholl eine laute Stimme von oben herab durch all' das Rufen und Fragen. Herr Claus hatte den Lärm vernommen, sich erhoben und war an das Fenster getreten. Den Knecht in seinen eigenen Kleidern erkennend, ballte er ihm die Faust herab und befahl:

„Herauf mit Dir, Gesell! Hrrr! Hm! Damit ich Dir das Koller anmessen kann!“

Mit wachsblassen Zügen und zusammengesunkener Gestalt entzog sich der angsterrückte Knecht den Seuten und ging nach oben.

„Mordeloment, Gott straf' mich, wenn ich fluche, aber der arme Kerl kann mich dauern, Bruder Schwalpe! Ganz

gewiß ist es ihm da draußen von dem Dele so übel geworden, daß er nicht zurück hat laufen können!“

„Ja, wer Geister austreiben wollen thut, der muß eine sehr feste Natur haben, das versteht sich ganz von selber. Ich möchte nur hören, was ihm der Claus für eine lustige Rede halten werden thut. Komm, laß uns doch mal hören, wie es klingen mögen wird!“ —

Zwei Jünglinge zogen gegen Stavenow zu. Wer sie nur oberflächlich betrachtete, der hielt sie vielleicht für reisende Gesellen, welche die Wanderlust und Wißbegierde hinausgetrieben hatte in die weite Welt, und die nun fröhlich und wohlgemuth, ohne Gram und Sorge, von einem Orte zum andern gingen und sich wenig um das kümmernten, was weniger lebensfrohen Leuten Noth und Sorge bereitet.

Ihre Kleidung war einfach und bescheiden, und zu ihr paßte sehr gut das Ränzlein, welches jeder von Beiden auf dem Rücken, und der Knotenstock, der er in der Hand trug.

Der aufmerksamere Beobachter hätte außer diesen äußeren Dingen allerdings den Zug tiefer Schwermuth bemerkt, welcher auf ihren jugendfrischen Gesichtern lagerte, und ebenso wäre ihm wohl die tiefe Stille und Wortlosigkeit aufgefallen, mit welcher sie nebeneinander einherschritten. Die theilnehmenden Blicke, mit denen sie sich einander suchten, bewiesen, daß sie mit Liebe an einander hingen, und diese Liebe mußte, nach der Ähnlichkeit ihrer Gesichtszüge zu schließen, eine geschwisterliche sein.

„Wie weit haben wir wohl noch bis Stavenow, mein lieber Diez?“ frug der Jüngere den Aelteren.

„In einer Stunde werden wir es erreicht haben, wie ich meine. Bist Du schon müde?“

„Nein, vielmehr bin ich gar frisch und munter, aber es verlangt mich, zu wissen, ob der Bette uns willkommen heißen wird, und das verlängert mir den Weg.“

„Ich denke, daß er sich unserer Ankunft freuen wird. Er ist ja stets ein guter Freund des Vaters gewesen und steht noch heut' von ganzem Herzen zu ihm, wie mir die Mutter sagte.“

„So wird er nicht thun wie die Andern, die uns verlassen, weil sie sehen, daß das Geschick unserem Namen nicht mehr hold zu sein scheint?“

„Der Bette ist ein starrer Kopf, der nicht leicht seine Gedanken ändert. Obgleich seine Besitzungen außerhalb der Marken liegen und ihm darum der Markgraf so lange, als die jetzigen Grenzen bleiben, gleichgiltig sein könnte, widmet er demselben doch die feindseligsten Gesinnungen und ein jeder Gegner des Zollern'schen Hauses findet bei ihm eine gastliche Aufnahme, wie ich vernommen habe. Wir brauchen uns also erst recht kein Bedenken um das Willkommen zu machen, welches wir uns wünschen.“

„Ich meine, daß er gar wohl eine gute Ursache habe, den Markgrafen nicht zu lieben, denn dieser ist ein Widersacher des selbstständigen, kraftvollen Ritterthums und trachtet sichtbarlich darnach, seinen Fuß auch über die Grenzen der Marken hinauszusetzen. Es juckt und zuckt mir in der Faust, wenn ich an ihn denke, und ich wünsche mir von ganzem Herzen die Gelegenheit herbei, ihm alle Unbill mit heimzahlen zu können, welche er uns bereitet hat. Wäre nur mein Arm stärker und mein Alter nicht so jugendlich, so würde ich weder ruhen noch rasten, bis diese Aufgabe erfüllt ist!“

3

Ueber das ernste Gesicht des Andern zog ein Schatten, der längere Zeit auf seinen nachdenklichen Zügen liegen blieb.

„Glaubst Du, daß ich den Vater liebe und achte und die Ehre unseres Namens heilig halte?“ frug er endlich.

„Ja, das glaube ich,“ ertönte die schnelle und zuversichtliche Antwort. „Du hast es ja bewiesen, mein Diez, und ich habe Dich oft beneidet um das schöne Vorrecht, als der Aeltere von uns Beiden berufen zu sein, dem kühnen Sinne des Vaters als Hand und Hilfe zu dienen.“

„Und doch that ich es nur aus kindlichem Gehorsam und nicht aus freiem, fröhlichem Triebe meines Herzens. Ihr habt dies nicht geahnt, Cuno, denn ich schloß all' meine Gedanken tief in mein Inneres hinein; aber ich gäbe viel, sehr viel darum, wenn mir das Schicksal erlaubte, der Sache des Zollern meine Dienste zu leihen!“

„Was sagst Du!“ rief Cuno erschrocken. „Willst Du ein Abtrünniger werden an uns und Allen, die treu zu uns gehalten haben, so lange die Zeit unseres Lebens währt?“

„Da sei Gott vor! Aber ich habe in den schlaflosen Nächten der letzten, schweren Zeiten nachgedenken über gar Vieles, worüber ich mir früher keine Gedanken machte, und es ist mir dabei oft gar Eigenthümliches in den Sinn gekommen. Ich habe viele dieser Gedanken noch nicht vollständig ausgedacht, trotzdem aber ist es mir gewesen, als müßte Vieles anders werden und als werde eine neue, bessere Zeit kommen mit anderen Gesetzen und anderen Menschen, denen der Friede und die Eintracht mehr werth sind, als die Fehde mit ihrem unersättlichen Hunger nach Menschenblut und nichtigen, vergänglichen Gütern. Die Zeit ist unüberwindlich, und wer sich gegen ihren Willen stemmt, den wirft sie in den Staub und vernichtet ihn!“

„Wie hätte ich Dir solche Gesinnungen zugemuthet! Glaubst Du klüger und verständiger zu sein, als der Vater, der Ohi, der Butliz und all' die Herren, gegen welche Deine Worte gerichtet sind? Haben sie etwas Aüderes gethan, als ihre heiligsten Rechte verfochten, welche ihnen der Zoller entreißen wollte? Du bist nicht bloß tapfer, sondern auch klug, das weiß ich, aber diese Männer sind es noch mehr, als Du es jetzt schon sein kannst. War Vater nicht als Landeshauptmann der Oberste in den Marken, und Herr Caspar Gans von Butliz ist dasselbe in der Altmark und der Briegnitz gewesen. Wen der Kaiser mit solch' einem hohen Amte betraut, der darf sich wohl von uns Jünglingen nicht belehren lassen. Und wie ist es ihnen ergangen? Dietrich von Quizow ist vogelfrei; die Seinen wissen von ihm weder Weg noch Weile, und der Gans von Butliz sitzt auf Ziesar in einer Grube, die für den Schlimmsten noch zu gräßlich wäre. Mit welchem Rechte darf der Burggraf kommen und ihn aus seinen Zustehnissen drängen?“

„Du sprichst, wie es Dein feuriges Gemüth Dir gebietet. Könntest Du die Urkunde lesen, welche der Kaiser dem Butliz über seine Bestallung wohl ausgefertigt haben wird, so würdest Du vielleicht erkennen, daß der Zoller ein gutes Recht dazu hat. Herr Friedrich verfährt gar vorsichtiglich und unternimmt nichts ohne Grund und triftigen Beleg.“

„Diese Urkunde kenne ich; ich habe sie mit meinen Gespielen Balthasar und Otto von Butliz auf Wolzhagen so oft zur Uebung durchstudirt, daß ich sie Dir ganz und genau aussagen kann.“

„So thut es einmal!“

Cuno kam der Bitte des Bruders nach und citirte aus dem Gedächtnisse:

„Wir, Siegmund von Gottes Gnaden, römischer König 2c. 2c. 2c.“

Bekennen und thun kund mit diesem Briefe allen denen, die ihn sehen oder lesen hören, daß wir den Edlen Caspar Gans von Puttk, unsern lieben Getreuen, unseren Landen und Städten der Briegnitz, als einen Amtmann von Unsertwegen vorzustehen und zu verweisen befohlen haben, befehlen ihm dies mit Kraft dieses Unseres Briefes also, daß er das ehegenannte Unser Land getrenlich versehen, beschützen und beschirmen soll gegen allermänniglich, niemanden ausgenommen. Dazu soll er haben alle Unsere Renten, Zinsen und Nutzen, die Wir in der Briegnitz haben; dazu sollen Wir ihm alle Jahre hundert Schock böhmische Groschen aus Unserer Kammer geben, und darüber soll er ehegenannte Unsere Lande versehen und verweisen, ohne allerlei Rechnung und Aufschläge.

Wenn der ehegenannte Caspar Gans von Puttk Unser Land, die Briegnitz, ein ganzes Jahr, nach Gehung dieses Briefes, vorgestanden und verwaltet hätte, und nicht länger ferner vorstehen wollte, das soll er Uns ausgehenden Jahres, darnach ein Vierteljahr zuvor verkündigen und zu wissen thun, daß Wir dann die ehegenannten Unsere Lande mit anders Jemanden bestellen mögen. Auch sollen Wir ihn des vorgeannten Unseres Landes Verweisung nicht entwältigen noch entsetzen, Wir haben ihm denn die vorgeannten hundert Schock böhmischer Groschen, oder was im Brauch da wäre, ganz und gar bezahlet, und wann Wir ihm die hundert Schock ganz bezahlet haben, so soll er Uns, Unsern Erben und Nachkommen, den Markgrafen zu Brandenburg, des ehegenannten Unseres Landes Verweisung unverpfändet, unbekümmert, frei und ledig abtreten, ohne alle Widerrede.

Sollte der ehegenannte Caspar in Verweisung Unserer beider Lande Ueber-Elbe und in der Briegnitz in Unseren Diensten und Geschäften gefangen werden, da Gott vor sei, so stehen Wir ihm für solche Beschädigung, die er von wegen seines eigenen Leibes geben möchte, nach redlicher Gutachtung. Was er auch von Hauptleuten fangen würde, die soll er in Unsere Hand bringen und Uns zu Gute kehren, davon soll er doch seinen Theil haben, nach Anzahl gewappneter Leute, die er auf eigene Kosten oder Schaden dazu geführt hätte.

Mit Urkund dieses Briefes versiegelt und mit Unserem Römischen Königlichem anhängenden Insignel gegeben zu Ofen.“

„Nun sag“, meinte Cuno nach einer Pause des Nachdenkens, „wie dies zusammenstimmt mit dem traurigen Schicksale, welches dem edlen Herrn Caspar widerfahren ist!“

„Das ist nicht schwer zu finden; heißt es doch in der Urkunde: „So soll er Uns, Unsern Erben und Nachkommen, den Markgrafen zu Brandenburg, des ehegenannten Unseres Landes Verweisung unverpfändet, unbekümmert, frei und ledig abtreten, ohne alle Widerrede.“ Dagegen wirst Du nimmer Etwas sagen können. Wir haben den Markgrafen als Feind betrachtet und auf unsre Rechte gepöcht; er hat uns ebenso als Feinde ansehen müssen und auf seine Rechte gepöcht. Wo nun ist die Feindschaft

3.

gehässiger und wo sind die Rechte größer? Das Schwert ist eine gute Waffe, aber ein schlechter und unbesonnener Fürsprech; es kämpft gern für den augenblicklichen Vortheil und stellt sich lieber in den Dienst des starren Zornes, als daß es durch weise Nachsicht sich Vortheile für die Zukunft spart.“

Cuno antwortete nicht. Die Worte des Bruders waren nicht inhaltslos; sie gaben ihm vielmehr Grund zum Denken und wiesen seinen Sinn auf Punkte, die er bisher unberücksichtigt liegen gelassen hatte. So schritten sie längere Zeit schweigend neben einander her, bis sie bei einer Biegung des Weges drei Männer vor sich erblickten, durch deren Erscheinen ihren Gedanken eine andere Richtung gegeben wurde.

Der Eine von ihnen trug die Kleidung eines Bettelmönches. Er war lang und hager, und groß mußte die Anzahl der Jahre sein, welche seine Gestalt gebeugt und den dünnen Kranz seiner Haare so schneeweiß gebleicht hatten. Die beiden Anderen waren wie gewöhnliche Knechte gekleidet. Sie hatten den Mönch erfaßt und zogen ihn unter wüsten Drohungen an den Armen hin und her.

„Ja, Deine Sünden sollst Du uns beichten, frommer Vater!“ lachte der Größere der zwei Strolche, welcher eine wahrhaft abschreckende Säßlichkeit zur Schau trug. Er schien ein Sklave zu sein, und sein Gesicht zeigte nicht allein alle Mängel und nicht einen einzigen Vorzug dieser Race, eine breite Nase, dicke, aufgeworfene Lippen, kleine, schiefgeschlitzte, schielende Augen und weit vorstehende Backenknochen, sondern es war in den widerlichen Zügen auch ein Ausdruck geistiger Verkommenheit mit thierischer Sinnlichkeit zu bemerken, welcher Abscheu erregen mußte. „Dann sollst Du auch die unsrigen zu hören bekommen, und wir wollen sehen, wen der Teufel am sichersten holen wird!“ fügte er seiner Aufforderung bei.

„Uns nicht, uns nicht,“ gröhnte der Kleinere, dessen Aussehen nicht im Mindesten lebenswürdiger erschien, als dasjenige seines Kameraden. „Nie nieder und beichte, sonst holt er Dich auf der Stelle!“

„Laßt mich gehen, Ihr Männer!“ bat der Bedrängte. „Was habe ich Euch gethan, daß Ihr mich anfallt und peiniget wie einen Missethäter, von dem Euch Uebles widerfahren ist?“

Es lag bei diesen Worten keine Spur von Angst und Furcht in dem Wesen des Mönches, vielmehr blühten seine dunklen Augen muthig unter den dichten, grauen Brauen hervor, und der Ruß, mit welchem er sich aus ihren Händen befreite, war ein so kräftiger, wie man es seinem Alter gar nicht zugetraut hätte.

„Was Du uns gethan hast? Nichts, o gar nichts! Nur gefällt es uns nicht, daß Du Einer von denen bist, denen die Götter der Wenden haben weichen und vor ihnen sich zurückziehen müssen in die Verborgenheit der Wälder. Wir haben Manchen von Euch dem fürchterlichen Triglass geopfert, als Ystralowe, unser großer Priester noch lebte, und wir hätten gar wohl Lust, Dir ein Gleiches zu thun, wenn wir durch ein so mageres Opfer nicht den Zorn des Gottes auf uns lüden.“

„Ystralowe?“ rief der Mönch, und seine Gestalt erhob sich aus ihrer gebeugten Stellung, als hätte dieser Name die Macht, den Einfluß der Jahre zu bestegen. „Ystralowe, habt Ihr den gekannt?“

Die beiden Männer erstaunten über diese Frage.

„Was fragst Du uns! Sage vielmehr, woher Du seinen Namen erfahren hast!“

„Er war mein Freund, und Macha, die Hexe, hat mich oft bei sich gesehen.“

„Macha, das Weib unseres obersten Priesters, nennst Du eine Hexe? So lügst Du und bist kein Freund niemals gewesen. Wo hast Du mit ihm gesprochen?“

„In der Ruine der Wendenburg,“ antwortete er, sie mit einem Ausdruck von Spannung beobachtend, den sie nicht bemerkten.

„In der Wendenburg? Wie bist Du durch den Sumpf gekommen? Kannst Du uns das Zeichen sagen?“

„Welches Recht habt Ihr, dieses von mir zu fordern?“

„Das wirst Du vielleicht erfahren! Also, das Zeichen!“

Er schwieg, geringschätzig die Achsel zuckend.

„So mußt Du sterben oder mit uns kommen!“

„Wohin?“

„Dahin, wohin wir Dich führen. Folgest Du uns gutwillig, so werden wir Dein Leben vielleicht schonen.“

Er besann sich ein kleines Weilchen, wobei er die Männer mit prüfendem Blicke musterte. Dann entschied er sich:

„Wohlan, ich gehe mit!“

Sie nahmen ihn in ihre Mitte und schritten mit ihm von dannen.

Die beiden Jünglinge hatten dem Vorgange zugehört und auch jedes der Worte gehört, ohne selbst bemerkt zu werden. Unentschlossen blickten sie einander an. Daß ein Geheimniß hier vorwalte, das hatten sie sofort erkannt, und ebenso begriffen sie, daß dieses Geheimniß nichts Gutes in sich verberge. Wer waren die zwei Strolche, und was hatten sie mit dem Mönche vor? War es nicht Pflicht, ihm gegen sie beizustehen? Aber er hatte ja nicht die geringste Furcht gezeigt, ja, es war bei dem Fortgehen sogar eine gewisse Befriedigung in seinem Gesichte zu lesen gewesen. Und zudem war es zu jener Zeit noch gefährlicher als jetzt, sich in fremde Angelegenheiten zu mischen, gar nicht gerechnet, daß sie außer ihren Stöcken keinerlei Waffen bei sich trugen.

Noch standen sie und beriethen, was zu thun sei, als sie Pferdegetrappel hinter sich vernahmen. Sich umblickend, bemerkten sie einen einzelnen Reiter, welcher langsam dahergetrabt kam. Er bildete mit seinem Thiere eine eigenthümliche, groteske Figur, über die sich die Brüder eines fröhlichen Lachens nicht enthalten konnten. Das Pferd war so dürr, daß das grobwollige Fell in Falten um die spitzen Knochen hing; die langen Ohren spielten hin und her und auf und nieder, als ob sie von dem Winde bewegt würden, und die langen Spinnenbeine quirlten auf der Straße daher, daß es Einem fast ängstlich zu Muth werden konnte. Und dazu hing der Reiter auf dem spitzen Rücken seines Rosses in einer Weise, die ihn in Gefahr brachte, aus der eigenen Haut zu fallen. Er war wenigstens ebenso hager, wie sein unglückseliger Klepper, und seine spitzen, wachsblassen Züge sahen grad' so aus, als habe er soeben erst eine gefährliche und langwierige Krankheit überwunden. Er hielt vor den Jünglingen an.

„So, also! Was habt Ihr denn da zu lachen. Ich will nicht glauben, daß Ihr etwa gar Euch über mich

lustig macht. Der Balthasar mit seinem Gregorimanolosowitsch ist das ganz und gar nicht gewohnt!“

„Nicht? Dann müssen wir allerdings ernst zu bleiben suchen! Also Balthasar heißest Du. Bei welchem Herrn stehest Du in Diensten?“

„Bei dem Herrn Claus von Quikow auf Stavenow. Und wer seid Ihr?“

„Wir sind zwei wandernde Gesellen, die auf Stavenow ein wenig Einkehr halten wollen. Ist ein Imbiß dort zu bekommen?“

„So, also! Das seid Ihr! Und einen Imbiß wollt Ihr? Warum denn nicht? Heut ist der Geburtstag unseres Ritters, und Ihr werdet da wohl genug vorfinden, um Euern Hunger und Durst zu stillen. Wenn Ihr mit mir kommen wollt, so werde ich meinen Gregorimanolosowitsch ein wenig straffer in die Zügel nehmen. Wenn er aus dem Stalle ist, so bekommt er Feuer und läßt sich nicht gut halten.“

„Damit wird es wohl nicht zu große Noth haben!“

„Meint Ihr! So also! Das könnt Ihr nehmen, wie es Euch beliebt. Also kommt!“

„Wenn Du nicht vielleicht noch ein Weilchen verschlafen willst, so werden wir zwei Männer eilen, die einen Mönch davongeschleppt haben.“

„Zwei Männer? Einen Mönch? So, also!“

„Sie waren Wenden.“

„Wenden? So also! Ob es nicht der schöne Bratislaw gewesen ist! Wie sahen die Kerle aus?“

Die Befragten gaben eine möglichst genaue Beschreibung der beiden Persönlichkeiten, und Balthasar nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Er ist es. Wie kamen sie mit dem Pfaffen zusammen?“

Diese Frage wurde so genau wie möglich beantwortet. Balthasar hörte aufmerksam zu und meinte dann, lebhafter werdend:

„Das ist nichts für Euch! Geht langsam weiter, wenn Ihr keinen Schaden leiden wollt; ich werde voranreiten. Wenn Ihr Euch nicht gar zu sehr beeilt, so wird Euch Herr Claus bald einholen, der hinter uns herkommt. Er kommt von Garlosen und hat mich vorausgeschickt, um seine Ankunft zu melden.“

Ohne eine Einrede abzuwarten, gab er seinem Pferde die Sporen; das Thier machte einen ellenhohen Kagenbuckel, warf alle Viere in die Luft und schüttelte sich dann mit einer Eile davon, die Roß und Reiter bald aus den Augen der Nachblickenden verschwinden ließ.

Diese blickten einander an. Sie mußten nach dem Gehörten annehmen, daß die beiden Wenden auch im Dienste des Herrn Claus von Quikow standen und dieser also mit in das Geheimniß verflochten sei. Daß dieses kein ungefährliches genannt werden konnte, ging aus der Aeußerung Balthasars, „wenn Ihr keinen Schaden leiden wollt,“ von Neuem hervor. Nachdenklich und langsam schritten sie weiter; so kam es, daß sie die Vorgegangenen nicht einholten, dagegen aber nach einiger Zeit das Geräusch von Nahenden hinter sich vernahmen. Es waren die drei Ritter von dem Krüge und Herr Claus auf seinem dicken Simmel. Die ihnen folgenden Reifigen und Knappen waren noch nicht zu bemerken, da sie, um sich einer ungezwungenen Unterhaltung hingeben zu können,

eine größere Entfernung als gewöhnlich zwischen sich und ihre Herren gelegt hatten.

Die zwei jungen Leute warteten, bis die Ritter sie erreichten, und schickten sich dann zu einem ehrerbietigen Gruße an. Herr Claus erwiderte denselben leichtthin und frug sodann:

„Hrrr! Hm! Ich sehe, daß Ihr auf uns wartet. Wer seid Ihr denn?“

„Wir sind zwei arme, heimatlose Gesellen aus den Landen an der Spree und Havel und wünschen, in Stavenow auf ein Stündchen Einkehr halten zu dürfen!“ antwortete Diez.

„Das könnt Ihr,“ lautete die Genehmigung, während der Ritter sein Pferd wieder in Gang versetzte. „Von der Havel seid Ihr her? Seid Ihr bekannt in den dortigen Gegenden?“

„Wir sind es. Habt Ihr eine Erkundigung auszusprechen, so wollen wir dieselbe gern und willig beantworten.“

„Das soll Euch keinen Schaden bringen! Hrrr! Hm! Habt Ihr von dem Handel zwischen dem Markgrafen und den Quikow's vernommen?“

„Warum sollten wir nicht davon gehört haben? Ist doch das ganze Land voll von den Gerüchten und Erzählungen, welche darüber im Schwunge gehen. Es ist ein gar Trauriges um diese Sache, bei der mehr als Einer großen Schaden genommen hat, weil sie ein anderes Ende fand, als man zu Anfang derselben glaubte. Der Ritter Dietrich von Quikow hat der Heimath den Rücken kehren müssen; sein Bruder Johann schmachtet in Gefangenschaft, ebenso Herr Hans von Putzk nebst mehreren Anderen, und groß ist das Elend und die Verwüstung, welche die Fehde über Land und Leute gebracht hat.“

„Hrrr! Hm! Das ist der Segen, welchen Ihr von Eurem gnädigen Herrn Markgrafen zu erwarten habt. Sagt ihn zum Lande hinaus; dann wird es wieder besser!“

„Verzeiht, Herr Ritter; mit dem Hinansjagen wird es wohl für immer gute Weile haben. Herr Friedrich von Bollern ist nicht der Mann, der Etwas angreift, ohne es auch zu Ende zu führen, und ich glaube, daß die Zeiten der Vergangenheit wohl nimmer wiederkehren werden.“

„So? Glaubst Du das? Hrrr! Hm! Da bist Du wohl auch einer von den jungen Büblein, die den Krampf in die Hand bekommen, wenn sie ein Schwert anfassen sollen?“

„Nein, zu diesen gehöre ich nicht,“ antwortete Diez bescheiden; „aber ich habe es mit diesen meinen Augen mit angesehen, wie der Wille des Markgrafen die stärksten Mauern zerbrochen und die kühnsten Männer zu Boden geworfen hat. Und dabei ist er von einer Leutfeligkeit und Milde, die ihm mit der Zeit selbst den ärgsten Feind gewonnen machen. Er wird die Marken behaupten und Alle vernichten, die sich seinem Rechte entgegenstellen.“

„Seinem Rechte? Hrrr! Hm! Nimm Dich in Acht, Knabe, daß Dir Deine Worte nicht etwa an den Kopf geworfen werden. Wer von einem Rechte des Markgrafen spricht, der ist ein Verräther und wird bei den Ohren genommen. Ueberhaupt kommt Ihr Beide mir etwas sonderlich vor, und ich muß Euch wohl noch etwas genauer vornehmen. Dort kommen unsere Knechte; sie mögen da-

3.

für sorgen, daß Ihr auch wirklich mit nach Stavenow geht!“

„Soll das etwa heißen, daß Ihr uns zwingen wollt, mit Euch zu gehen, daß wir Eure Gefangenen sind?“

„Zwingen? Hrrr! Hm! So kleine Leute zwingt man nicht; die laufen aus Angst recht gern und willig mit.“

„Meint Ihr, Herr Ritter?“

Er nahm bei dieser kurz und herausfordernd ausgesprochenen Frage den Knotenstock fester in die Hand und trat einige Schritte zurück. Der Gefährte folgte seinem Beispiele. Herr Claus hielt den Schimmel an und warf einen erstaunten Blick auf die Beiden; dann wandte er sich an das mittlerweile herbeigekommene Gefolge:

„Schließt mir diese zwei Männlein doch einmal in Eure Mitte! Hrrr! Hm! Caspar, was giebt es denn zu gaffen?“

Der ehrliche Wachtmeister staunte mit offenem Munde und weit aufgerissenen Augen die jungen Männer an und rief dann hoch erfreut:

„Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche, aber der Teufel soll mich auf der Stelle als Gänsepratzen fressen, wenn das nicht meine lieben peiden Junker sind! Bruder Schwalpe, was peinst Du — — —“

Die beabsichtigte Aufforderung an Schwalbe kam zu spät, denn dieser hatte die Jünglinge schon bei den Händen ergriffen und jauchzte:

„Nee, wat ich verschrocken bin vor lauter Freude! Ich kann mich gar nich zu denken vorstellen, wo Ihr so plötzlich hergekommen sein thut. Dat is een blaues Wunder, wieso Eure Frau Mutter Euch fortgelassen haben wird.“

Herr Claus von Quikow schien höchlichst überrascht zu sein. Er hörte aus den Worten der beiden Diener, wen er vor sich habe; seine strenge Miene klärte sich langsam auf, und nachdem er die Jünglinge einer eingehenden Musterung unterzogen hatte, rief er, ihnen die Hände entgegenstreckend:

„Hrrr! Hm! Das ist etwas Anderes! Warum sagt Ihr Blickbuben denn nicht gleich, wem Ihr eigentlich angehört? Seid willkommen bei Eurem alten Vetter, der sich freut, Euch bei sich zu sehen. Hrrr! Hm! Ihr Herren von dem Krüge, hier seht Ihr die Ehne des Herrn Dietrich von Quikow; ich habe sie selbst; noch nicht gekannt, aber ich denke, daß wir uns gut zusammenfinden werden!“

Die Ritter gaben ihre Freude über diese Begegnung zu erkennen und hatten tausend Fragen nach den verschiedensten Dingen auf den Lippen; doch machte Claus dem Forschen ein Ende, indem er mahnte:

„Hrrr! Hm! Laßt es jetzt sein; dazu haben wir auf Stavenow noch genugsam Zeit; jetzt aber wollen wir sehen, daß wir weiter kommen!“

Da sprang Caspar Liebenow vom Pferde und führte es Diez entgegen.

„Wollt Ihr nicht aufsteigen, mein lieber Junker? Meine Peite sind länger als die Eurigen, und Ihr habt vielleicht schon einen weiten Weg gemacht. Bruder Schwalpe, steige doch herunter von Deinem alten Ziegenpocke, daß Herr Cuno ihn bei den Hörnern nehmen kann!“

„Wat geht Dir mein Ziegenbock an?“ antwortete Schwalbe, indem er vom Pferde sprang. „Bekümmere Dir doch nich so viel um Deinesgleichen! Ich thue auch noch

wissen, wat ich unsern jungen Herrn schuldig sein werde. Steigt auf, lieber Junker; der Schwalbe is auch een Kerl, der zu leben verstehen gelernt haben thut!"

Auf diese Weise sahen sich die Fußwanderer beritten gemacht, und nun ging es von Neuem und bei reger Unterhaltung auf Stavenow los, welches man baldigst erreichte. Dort angekommen, suchten die Ritter zunächst ihre gewohnten Gemächer auf, und auch Diez und Cuno bekamen eine Stube angewiesen, welche ihnen für die Zeit ihres Aufenthaltes bei dem Better als Wohnung dienen sollte.

Dort blieben sie für einige Zeit sich selbst überlassen und fanden also Gelegenheit, sich ungestört die Eindrücke mitzutheilen, welche die heutige Begegnung auf sie hervor gebracht hatte. Ihre Theilnahme wurde ganz besonders von dem Geheimnisse angeregt, welchem sie auf die Spur gekommen zu sein glaubten, und sie beschloffen in jugendlicher Unternehmungslust, es so viel wie möglich bis auf seinen Ursprung zu verfolgen. Das konnte aber ohne Hilfe nicht gut geschehen, und so kamen sie auf die jedenfalls nicht unglückliche Idee, sich ihren beiden treuen Bekannten anzuvertrauen. Die Ausführung dieses Vorhabens fiel ihnen nicht schwer, denn kaum hatten sie den Entschluß gefaßt, so naheten sich Schritte ihrer Thür, und das breite, ehrliche Gesicht Liebenow's ließ sich sehen.

„Erlaucht, meine jungen Herrn,“ sprach er, „daß ich einmal zuspreche. Gott straf mich, wenn ich fluche, aber ich habe mich noch immer nicht zurecht gefunden von wegen Euch in Stavenow. Mohrenplig, ein pefferes Vergnügen hätte mir nicht widerfahren können, als daß ich Euch hierher pekomme!“

„Na,“ rief es hinter ihm, „thust Du denn bald fertig sein mit Deiner Rede? Dat is eene Lamentirerei von Deiner Freude, daß unser Gener bald gar nich mehr zu Worte kommen mögen thun wird. So, da bin ich, und wenn es wat zu thun giebt, wo Ihr mir gebrauchen könnt, so thut Euch nur immer auf mir verlassen, wie auf keenen Andern nich!“

„Auf keinen Andern?“ rief Liebenow mit seiner grimmigsten Miene. „Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche, aber, Bruder Schwalpe, wenn Du mich peleidigen willst, so wirst Du bald erfahren, was es heißt, den Caspar Liepenow in Zorn zu pringen. Wir können uns wohl denken, daß unsere liepen Junkers nicht nach Stavenow kommen, ohne eine Apficht zu haben, und bei dieser Apficht, da machen wir mit, nämlich ich und der Schwalpe hier.“

„Wir sind von Eurem guten Willen, uns zu dienen, überzeugt,“ sprach Diez. „Doch sagt vor allen Dingen, wie Ihr in diese Gegend kommt. Wir wollten nicht glauben, daß Ihr uns verlassen hättet, und dachten Euch daher todt oder gefangen.“

„Todt? Gefangen? Verlassen?“ riefen Beide wie aus einem Munde. Der Wachtmeister zögerte, weiter zu sprechen, da er sich den Inhalt der drei Worte erst zurechtlegen mußte, und mit einer solchen Arbeit ging er immer sehr gründlich zu Werke. Schwalbe aber fuhr fort:

„Nee, gefangen thun wir nich sein, und todt nun vollends gar niemals nich, sondern wir haben alle beide geglaubt, daß Euer Herr Vater sich zu dem Better nach Stavenow gemacht haben thäte, und so sind wir zu den Boldewins gerathen und haben da Dienste genommen, bis

wir etwas Sicheres über Herrn Dietrich erfahren haben thun würden.“

„Gut, so betrachtet Ihr Euch also immer noch als unsere Mannen?“

„Dat versteht sich ganz von selber. Ich und der Liebenow thun in alle Ewigkeit nun und nimmer nicht von Euch weichen und wanfen.“

„Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche, aber Bruder Schwalpe, da hast Du ein Wort gesagt, mit welchem ich von ganzem Herzen einverstanden bin.“

„Wir danken Euch für Eure Treue. Es wird die Zeit schon noch kommen, in welcher wir sie Euch belohnen können. Doch sagt einmal, wer ist wohl der lange, dürrer Mensch gewesen, den Herr Claus nach Stavenow vorausgeschickt hat, um seine Ankunft zu melden?“

„Der lange, dürrer Mensch? Dat, dat is Niemand nich gewesen, als blos der Balthasar.“

„Ja, ja, das ist der Bruder Steckelpin gewesen mit seinem Wirfdielangenbeinewitsch.“

Die Junker sahen den Sprecher fragend an, und Schwalbe fuhr erklärend fort:

„Der Balthasar thut nämlich der Leibknappe des Herrn Claus von Quitkow sein, und sein Klepper hat so eenen verdelwelten Namen, daß es Einem angst und bange dabei werden thut, wenn man ihn anzusprechen sollen will.“

„So! Giebt es auf Stavenow einen Knecht, welcher Wratisslaw heißt?“

„Wratisslaw? Ja, den giebt es, mein lieper Junker; aber dieser Mensch ist ein Kerl, dem wir so viel wie möglich fern pleipen; er gehört zu den wendischen Heiden, und ich glaube, daß ihm der Galgen noch einmal wohl pekommen wird.“

„Wir sahen noch einen Andern bei ihm, der auch zu den Wenden gehören mag.“

„Dat is Gieljuskten, der Deiwelkracker, der voller Ränke und Schliche sein thut wie der Pudelhund voller Ungeziefelichkeiten. Wat diese beeden Menschen auf die Erde gestollt haben, dat is mich noch heutigen Tages een unklares Geheimniß. Wenn man sie irgendwo sehen oder treffen thut, so is es ganz gewiß nur über irgend eenem schlechten Streiche.“

„Warum jagt sie denn da Herr Claus nicht von dannen?“

„Ja, wer dat so richtig wissen thäte! Gemeinschaft will er nich mit ihnen haben mögen, dat sehen wir Alle, denn er thut sich nie nich um sie bekümmern oder ihnen eenen Befehl geben; und doch dürfen sie dableiben und allerhand Dinge vornehmen, die ein Anderer sich gar nich wagen dürfen thäte.“

„Das ist richtig, Bruder Schwalpe, und deshalb ist ihnen auch keiner von den Leuten grün und wohlgeimnt. Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche, aber ich wollte, daß ich ihnen einmal einen Stich am Zeuge flicken könnte! Da haben sie vorhin einen armen Klosterpruder bei den Haaren von der Straße hereingeschleppt, Keiner weiß weshalb, und den hat Herr Claus einsperren lassen, ogleich er Niemandem von uns Etwas gethan hat. Ich glaube, er soll heut Apend, wenn es finster geworden ist, nach Garlosen geschafft werden, weil es hier auf Stavenow kein festes Verließ giebt, in welchem man Jemanden sicher halten kann.“

[Fortsetzung folgt.]

Freierstunden am häuslichen Herde.

Redaction, Druck und Verlag von S. G. Münchmeyer in Dresden, Jagdweg 14.

Filialen: Berlin, Ruppinerstraße 44; Wien, Josephstädter Hauptstraße 35; Dortmund, Düppelstraße 6.

Der beiden Quikows letzte Fahrten.

Historischer Roman aus der Jugendzeit des Hauses Hohenzollern von Karl May.

[Fortsetzung.]

Uebersetzung und Dramatisirung vorbehalten,
Nachdruck gerichtlich verfolgt.

„Wo hat man ihn denn einstweilen hingesteckt?“

„Er sitzt oben in der Kammer, in welcher die beiden Wenden wohnen, und die kauern nun bei ihm und lassen ihn nicht aus den Augen.“

„Wen wird man mit seiner späteren Bewachung betrauen?“

„Mordelement, wen denn anders als mich? Der Wachtmeister Caspar Liepenow besitzt auf Garlosen eben so viel Vertrauen wie bei Eurem Herrn Vater, und da wird man den armen Deiwel in keine anderen Hände geben, als in die meinigen.“

„Das wollen wir Dir gern glauben, Caspar, denn Du und der Schwalbe, Ihr seid doch stets die treuesten und zuverlässigsten von allen unseren Männern gewesen, und so werden die Voldewins und der Better Claus Euren Werth wohl auch zu schätzen wissen. Aber grad aus dem angegebenen Grunde hoffen wir, daß Ihr uns treu bleiben und in allen Stücken zu uns halten werdet, in denen wir Eures Beistandes und Eurer Hilfe bedürfen!“

„Wat Diesesjenige betreffen thut,“ fiel hier Schwalbe eifrig ein, „so mögt Ihr Euch immer auf uns verlassen dürfen!“ Er bemerkte in seinem Diensteyfer gar nicht, daß in dem Ansinnen des Junkers eigentlich eine Verführung zur Untreue gegen seine jetzigen Herren liege. Dies entging auch dem Wachtmeister, welcher sich breitspurig vor Diez hinstellte und, an den langen Degen klopfend, ausrief:

„Mohrenpfiz, wer daran zweifeln wollte, dem sollte es gar nicht sehr wohl bekommen. Ich habte ihn in so viel Stücke, daß er sie selber nicht mehr zählen könnte! Sagt uns nur, mein lieber Junker, was wir machen sollen, und das Ueprige wird sich dann schon finden!“

„Es ist nichts Großes, was wir uns jetzt von Euch Freierstunden.

wünschen. Wir wollen nur den Klosterbruder einmal sehen und sprechen, welcher nach Garlosen geschafft werden soll.“

„Das ist nicht schwer; Ihr dürft Euch nur hinaufpegeben zu den Wenden; die werden wohl Nichts dagegen haben, daß Ihr den Mann einmal in Augenschein nehmt.“

„Nein, so nicht; es soll Niemand wissen, daß wir mit ihm sprechen.“

„Ach so,“ meinte er nachdenklich. „Das ist etwas Anderes. Aber wie soll das angestellt werden?“

„Wer wird ihn heut Abend nach Garlosen geleiten?“

„Wäre es ein gewöhnlicher Gefangener, so würde ich ihn fortzuschaffen haben: hier aber muß Etwas dahinter stecken, was mir noch nicht bekannt geworden ist. Darum denke ich, daß Herr Claus ihn den beiden Wenden übergeben wird.“

„Jedoch seine Bewachung auf Garlosen wirst Du trotzdem zu besorgen haben?“

„Das will ich wohl meinen! Und wenn Ihr bis dahin warten wollt, so werde ich Euch gern in seine Zelle führen, wo Ihr mit ihm sprechen könnt, so viel es Euch beliebt.“

„Bis dahin kann gar Manches passiren, was man nicht vorhersehen kann. Ist es denn nicht möglich zu machen, daß die Wenden an dem Geleite verhindert werden?“

„Um!“ machte Liepenow, indem er sich die Stirne rieb.

„Da müßt Ihr Euch selber Etwas ansinnen; ich will lieber drei Riesen oder ein halbes Duzend Löwen todt-schlagen, als meine zwei armen Gedanken in eine so große Verlegenheit bringen! Bruder Schwalbe, weißt Du es nicht, was hier zu machen ist? Du bist doch sonst nicht auf den Kopf gefallen und weißt in solchen Sachen immer guten Bescheid!“

„Ja, das ist wahr; wenn Du nicht mehr fortkönnen thust, so muß allemal ich herhalten wollen. Aber wat ich mich bei diese Sache denken thue, das ist Folgendes: Heut ist eene große Feierlichkeit von wegen dem Geburtstage des Herrn Claus; da thut man nicht blos essen, sondern da thut man ganz besonders auch gehörig trinken. Bei dieser Gelegenheit werden die Wenden herunter in die Mannenstube kommen mögen, und wenn sie dat Jhrige genossen haben, so thun wir sie wilde machen und fangen eene Prügelei an. Dat Uebrige ist nachher Deine Sache, Caspar; denn wo Du hinhaben thust, da braucht een Anderer niemals sich nachhelfen zu können.“

„Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche, aper, Bruder Schwalpe, wenn jonst Niemand helfen kann, Du weißt doch immer den besten Rath. Ja, das wird gehen. Mohrenpliz“ — hierbei streckte er seine gewaltigen Fäuste nach vorn und besah sie sich mit liebevollen Augen — „diese beiden Hände hapen seit langer Zeit nichts Rechtes mehr zu thun gehapt. Ich werde den Wenden einmal zeigen, was ein Dieb von dem Wachtmeister Caspar Piepenow zu bedeuten hat!“

„Nein, so nicht,“ warnte Cuno, welcher bisher geschwiegen hatte. „Durch ein solches Verhalten könnten wir uns die Sache nur verderben. Wenn Herr Claus das Geleite einmal Niemandem weiter, als den Wenden, anvertrauen will, so wird er auch dabei verharren und den Mönch so lange auf Stavenow behalten, bis sie sich von den Schlägen wieder erholt hätten. Es wird wohl das Beste sein, zu warten, bis wir einmal nach Garlosen kommen.“

„Ich muß Dir beistimmen,“ antwortete der Bruder, „obgleich ich eine eigenthümliche Ahnung in mir trage, welche mir keine Ruhe läßt. Es ist mir, als risse mich eine geheimnißvolle, innere Macht hin zu dem Mönche, und als dürfe ich keine Zeit veräußen, mit ihm zu sprechen. Und dabei fühle ich doch, daß ich nichts Gutes von ihm zu erwarten habe, sondern daß die Begegnung mit ihm uns Etwas bringen werde, was uns zum Aufregen gereichen mag. Durch Dreinschlagen ist hier allerdings Nichts zu erlangen, und darum wollen wir lieber warten. Trotzdem aber können wir immer die Augen offen halten, ob sich nicht vielleicht eine unvermuthete Gelegenheit findet, zum Ziele zu gelangen.“

Damit war die Unterredung beendet. Schwalbe und Liebenow entfernten sich und die beiden Brüder befanden sich wieder allein. Die Worte Diehens hatten auf den sonst weniger nachdenklichen Cuno doch einen sichtbaren Eindruck hervorgebracht, und es war, als ob auch in ihm Ahnungen und Gedanken aufstiegen, durch welche er erhist und zur Schweigsamkeit gestimmt wurde. Es giebt ja in Leben Augenblicke, die auch ohne äußere Begebenheiten inhaltschwer für den Menschen sind und sein Herz mit dunklen Bildern beleben, welche ihm die Zukunft als wirkliche, dem Leben angehörende Gestalten später hell und klar auch vor das körperliche Auge stellt.

So saßen sie längere Zeit bei einander, in tiefes Sinnen versunken, aus welchem sie erst durch die Nachricht geweckt wurden, daß Herr Claus sie zu sprechen wünsche.

Als sie sein Gemach betraten, fanden sie ihn allein. Der dicke Herr hatte es sich bequem gemacht und alle nur einigermaßen entbehrlichen Kleidungsstücke von sich gelegt. So saß er in einem hochgepolsterten Lehnsessel am flacker-

den Kaminfeuer und ließ die kleinen, listigen Nenglein neugierig über die jungen Bettlern gleiten.

„Hrrr! Hm!“ empfing er sie, indem er die fetten Hände sorgfältig um den wohlgerathenen Vorderleib legte. „Da sind wir nun auf Stavenow und wollen zunächst einmal sehen, was Euch zu dem Ritter geführt hat, der sich schon längst von Euch vornehmen Leuten ganz vergessen glaubte.“

„Vergessen seid Ihr uns nie gewesen,“ antwortete Dieh, indem er mit dem Bruder neben Herrn Claus Platz nahm; „vielmehr haben wir Eurer immer in Liebe und Freundschaft gedacht, obgleich die Zeitläufte uns nicht erlaubten, Euch einmal heimzusuchen. Ihr wißt doch, daß unser Vater sogar auf Eure Hilfe gegen den Markgrafen rechnete und Euch deshalb zu mehreren Malen zu einer Besprechung einlud. Selbst zu Euch zu kommen, war ihm unmöglich; einen Boten zu Euch zu senden, um durch denselben die nothwendigsten kriegerischen Verhandlungen abzuschließen, dazu war die Sache zu wichtig, und da Ihr auch nicht selbst kamet, so glaubten wir mehr als Ihr Ursache zu haben, uns von Euch vergessen zu meinen.“

„Hrrr! Hm! Ja!“ machte Herr Claus, indem es finster über sein rundes und sonst so helles Gesicht zog. „Ihr wißt es jedenfalls nicht, was zwischen mir und Eurem stolzen Herrn Vater gelegen hat, so daß ich es darauf ankommen ließ, ihn bei mir auf Stavenow zu sehen. Habt Ihr jemals Etwas von dem „schwarzen Dietrich“ gehört?“

„Warum sollen wir nicht! Mutter hat uns immer mit ihm gedroht, wenn wir als Knaben einer Einschüchterung bedurften. Warum fragt Ihr nach ihm?“

„Weil er der Grund zu einer Entzweiung ist, die zwischen mir und Herrn Dietrich von Quizow stattgefunden hat.“

Sowohl bei seiner vorhergehenden Frage, als auch bei der jetzt erfolgenden Antwort hatte er den Namen Dietrich mit einer gewissen Betonung ausgesprochen, welche die Jünglinge hätte aufmerksam machen müssen, wenn sie auch nur die leiseste Ahnung von der Identität des gefürchteten Räubers gehabt hätten. Aber der scharfe Blick, mit welchem er sie dabei in das Auge nahm, entdeckte nicht die Veränderung in ihren Zügen, vielmehr meinte Cuno erstaunt:

„Ihr seid mit dem Vater entzweit gewesen? Davon haben wir nicht ein Wörtlein vernommen! Und wie konnte ein solcher Mensch, wie der schwarze Dietrich, der Grund dazu sein?“

„Hrrr! Hm! Wenn Ihr noch Nichts darüber erfahren habt, so hatte Herr Dietrich wohl seine gewichtigen Gründe, es zu verschweigen, und ich würde also gegen seinen Willen handeln, wenn ich seinem Beispiele nicht folgte. Aber Ihr dürft mir wohl glauben, daß ich dem Markgrafen nicht gar wohlgesinnet bin. Ich hätte also gern nach besten Kräften zu Eurem Vater gestanden, wenn er in der rechten Weise zu mir gekommen wäre, und die Ritter und Männen, welche ich ihm zuführen konnte, wären gar wohl geeignet gewesen, ihm eine gute Hülfe zu leisten. Doch, das ist nun vorüber. Wißt Ihr vielleicht, wo er sich hingewandt hat?“

„Wir meinen, daß er zu den Herzögen von Pommern gegangen sein wird, um die Hülfe derselben in Anspruch zu nehmen.“

„Hrrr! Hm! So! Und wo befindet sich Frau Elisabeth, Eure Mutter?“

„Sie ist von Schloß Teupitz, auf welchem wir eine erste Zufluchtsstätte fanden, mit uns zu dem Großvater und Oheim nach Burg Seida gezogen. Von dorthier kommen wir zu Euch, Vetter. Wir haben nur ungern die trauernde Mutter verlassen; aber sie selbst schickte uns fort, weil sie meinte, daß die Einsamkeit auf Seida nicht vortheilhaft für uns sei, die wir uns doch in allen ritterlichen Künsten üben und ausbilden sollen. Sie glaubte, daß uns dazu bei Euch die beste Gelegenheit geboten werde und hat uns befohlen, Euch Ihren freundlichen Gruß zu bringen.“

„Hrrr! Hm! Die Zeiten sind schlecht, und gar mancher wackere Rittermann muß sich jetzt auf seiner Burg verstecken, wie der Dachs im Baue, wenn er nicht den Pelz verlieren will. Trotzdem aber könntet Ihr wohl noch Manches bei mir erfahren und lernen. Es giebt einen guten Trunk auf Garlosen und Stavenow, und selten vergeht eine Woche, die uns nicht einen Strauß oder sonst ein fröhliches Abenteuer bringt. Es ziehen immer Vögel mit guten Federn vorüber, welche gerupft werden müssen, und da könnt Ihr recht gut zeigen, wir Ihr mit dem Schwerte umzugehen versteht.“

Diez schüttelte nachdenklich mit dem Kopfe, und über das jugendlich frische Gesicht Cuno's zog eine brennende Röthe.

„Verzeiht, Vetter!“ bemerkte der Erstere etwas verlegen, aber doch mit sicherer Stimme. „Zu solchen Dingen werden wir unser Schwert Niemandem leihen. Es ist Ritterpflicht, dem Bedrängten beizustehen und Recht und Gerechtigkeit zu üben gegen Jedermann; nicht aber ziemt es uns, die Wehrlosen zu überfallen und den Reisenden seiner wohl erworbenen Habe zu berauben. In jeder guten und gerechten Sache wollen wir lustig mit dreinschlagen, und Ihr sollt Eure Freude an uns erleben, denn der Vater hat dafür gesorgt, daß wir uns seiner Lehre nicht zu schämen brauchen. Unter die Zahl der Strauchritter und Wegelagerer aber wollen wir uns niemals rechnen lassen; das ist unser festes und unerschütterliches Sinnen!“

Bei diesen Worten hatte sich Claus von Quihrow halb in seinem Sessel erhoben. Sein Mund öffnete sich vor Erstaunen und seine kleinen Augen begannen zu funkeln.

„Hrrr! Hm! Das sagst Du mir!“ rief er. „Einen Strauchritter und Wegelagerer nennst Du mich? Du wagst es, mich, Deinen eigenen Vetter, also zu beschimpfen? Wärs Du nicht ein dummer Knabe und befändest Du Dich nicht als Gast in meinem Hause, so würde dieses Wort das letzte sein, welches Du sprichst! Ich könnte Dir Dinge sagen, die Dich auf der Stelle verstummen machen, aber ich mag mir die Mühe gar nicht geben, Deine Nase-weißheit klüger zu machen. Du sollst trotz Deiner beleidigenden Rede unangefochten bleiben; aber erlaube Dir nicht ferner Bemerkungen, die Dich in Schaden bringen könnten!“

„Halt, Vetter,“ fiel Diez hier in die Strafrede ein; „es ist mit nichten meine Absicht gewesen, Euch zu beleidigen oder gar Euch über das zur Rede zu stellen, was Ihr zu thun für gut befindet. Wie könnte ich es wagen, Euch über Euer Thun und Treiben Belehrung ertheilen zu wollen, da ich doch selbst gar sehr der Zurechtsetzung bedarf; wenn ich bei Euch bleiben soll, so könnt Ihr verlangen,

daß ich Euch meine Gedanken und Gefühle nicht vorenthalte, sondern über dieselben aufrichtig mit Euch rede. Nur wenn ich so thue, ist es möglich, daß ich von Euch lerne und wir in Liebe und Freundschaft bei einander wohnen.“

„Hrrr! Hm! Du magst da nicht ganz unrecht haben, und wer weiß, von wem Dir so ein Floh in das Ohr gesetzt worden ist. Ich bin ein wenig schnellhizig; aber Du wirst auch nicht leicht einen Andern finden, der zu solchen Reden schweigen mag. Du scheinst nicht auf den Kopf gefallen zu sein und wirst einsehen und wissen, daß der Mensch leben muß. Und wir Ritter sind doch eigentlich die richtigen und einzigen Menschen. Man nimmt uns in diesen schlechten Zeiten Alles, was wir besessen haben; man raubt uns unsere alten Rechte und Zukünnisse; sollen wir etwa unsere Ringmanern verspeisen und unsere Rüstungen als Zugabe hinunterschlucken? Wenn die Fürsten und Herren uns das Anfrige nehmen, so sind wir gezwungen, dem Volke das Seinige zu nehmen, wenn wir nicht verhungern oder gar verdursten wollen, und Durst, ja Durst, hrrr! hm! den hat ein wackerer Rittermann ja zu aller Zeit. Der Markgraf hat Euch Eure Schlösser und Burgen genommen. Was sollt Ihr nun thun? Wollt Ihr ihm etwa vor die Füße fallen, daß er Euch ein Stückchen trockenes Brod gebe? Eine solche Schande wird kein Quihrow auf sich laden! Oder wollt Ihr bei Eurer Frau Mutter bleiben und für immer von der Güte des Großvaters leben? Dann hättet Ihr alle Ehre verloren und mühtet Euch schamvoll vor Jedermann verfrischen. Oder wollt Ihr in ein Kloster gehen und den Rosenkranz fingern und die Augen verdrehen? Dann würde Euch eine Glase geschoren und der Herrgott müßte den Kopf zu Eurer Faulheit schütteln. Nein, das Alles und noch vieles Andere mögt Ihr nicht thun, und darum seid Ihr zu mir gekommen, um Euer Band mit Ehren zu verdienen, indem Ihr mit dem Schwerte dreinschlagt in all' das große und kleine Gesindel, welches sich im Lande herumtreibt und von dem lebt, was uns genommen worden ist. Und nun ich Euch bei mir willkommen heiße, kommt Ihr mir mit Vorstellungen, daß der Ritter Unrecht thue, wenn er sich ein Fäßlein Weines oder eine Ladung Roggen von der Straße wegnimmt, weil er sonst trotz seiner Tapferkeit und seiner Ahnen elendiglich verhungern müßte? Bleibt mir vom Leibe mit solch' unnützem Gewäsche; laßt es Euch vielmehr bei mir gefallen und greift wacker mit zu, wenn es Etwas zu holen giebt. Nur auf diese Weise bleiben wir bei den nöthigen Kräften, um Euren Markgrafen wieder dahin zu jagen, wo er hergekommen ist!“

Der ehrsame Herr hatte sich so in Eifer geredet, daß er gar nicht bemerkt hatte, daß ihm der Athem schon längst ausgegangen war. Während seiner ganzen Lebenszeit hatte er noch keine so lange Rede gehalten, und nun er glücklich mit ihr zu Ende gekommen war, sank er erschöpft in seinen Sessel zurück, legte den Kopf hintenüber und schloß die Augen. Das wohlgepflegte Bändlein hob und senkte sich, in Mittheilenschaft gezogen von den kräftigen Zügen, mit denen die angestrengte Lunge nach Odem schnappte, und es dauerte eine sehr lange Zeit, ehe sich die kleinen Augen wieder öffneten, um zu sehen, welchen Eindruck die Rede auf die beiden Jünglinge hervorgebracht hatte.

Diese hatten schweigend dageessen. Sie mußten sich

gesehen, daß in den Worten des Vellers ein Etwas enthalten sei, welches zu widerlegen sie die nöthige Erfahrung und Reife noch nicht besaßen. Doch versuchte Diez sein Glück mit einer Bemerkung, welche seiner innersten Ueberzeugung entsprang:

„Ich bin zu jung, um mit Euch rechten zu können, Vetter; doch nehmt es mir nicht übel, wenn ich Euch frage, ob es gut zu heißen ist, daß wir Andern Unrecht thun, weil auch uns Unrecht gethan worden ist!“

„Unrecht thun? Hrrr! Hm! Wem thun wir denn Unrecht? Der Kaiser nimmt seinen Schatz, der Pfaffe holt sich seinen Zehnten, und wir? Nun, wir holen uns auch den Zoll, der uns gebührt. Und dieser Zoll ist kein Unrecht, denn er ist gesetzlich.“

„Gesetzlich? Davon hat uns noch Niemand Etwas mitgetheilt?“

„Hrrr! Hm! Das glaube ich wohl!“ lachte Claus. „Der Kaiser macht sich seine Gesetze; der Pfaffe macht sich seine Gesetze; so machen wir uns unsere Gesetze auch. Wir nehmen, was wir bekommen, und thun damit, was uns beliebt; denn der Kaiser darf zum Beispiel auch die Marken nehmen und verschenken, verleihen oder verkaufen ganz nach Gutdünken und Wohlgefallen. Sie sind immer aus einer Hand in die andere gegangen; die Ritterschaft hat gar Vieles darunter leiden müssen, und nun Euch gar noch dieser Burggraf von Zollern über den Hals geschickt worden ist, könnt Ihr Ach und Weh schreien in alle Ewigkeit, wenn es Euch nicht gelingt, das Joch, welches er auf Euch gelegt hat, wieder abzuschütteln.“

„Das wird uns wohl nimmermehr gerathen. Wir haben seine Macht gesehen und schwer empfinden müssen, und auf unserer Wanderung ist uns gar mancher verständige Mann begegnet, welcher von ihm gesprochen hat, als von einem Herrn, der nur das Rechte und Gute wolle und dieses auch kräftig durchzuführen verstehe. Ich glaube, wir hätten nicht so starr sein und ihm bei seinem löblichen Bestreben mit unserer Hilfe dienen sollen, statt daß wir uns gegen ihn auflehnten und nun dafür so arg zu Schaden gekommen sind!“

Claus sah ihn fast erschrocken an, denn eine solche Meinung hatte er bei einem Quikow nicht erwartet.

„Was sagst Du da?“ frug er. „Hrrr! Hm! Ich erlebe immer neue Wunder an Dir! Du sprichst dem Manne das Wort, dessen grimmigster Feind Du sein solltest?“

„Kann ich mich zwingen, ihn zu hassen? Ich habe früher auch so gedacht wie Ihr; aber das Unglück hat mich unterwiesen, den Sinn auf Besseres zu richten. Die Armuth ist ein arges Uebel, und ich weiß nun, wie es dem Volke zu Muth sein muß, wenn es den Angriffen der Ritter preisgegeben wird und den Lohn seiner sauren Arbeit mit Gewalt sich entreißen sieht. Wo Mord und Raub im Lande herrschen, da muß einmal ein Mann kommen, der sich des Schutzlosen kräftig annimmt.“

„Mord und Raub? Hrrr! Hm! Knabe, wahre Dich, daß mir der Zorn nicht wiederkehrt! Erst nanntest Du uns Strauchritter und Wegelagerer, und jetzt machst Du uns gar zu Räubern und Mördern. Wer, wie Ihr, selbst solch Berg am Rücken hat, der sollte doch wohl anders sprechen!“

„Das ist eine Unwahrheit, Vetter,“ entgegnete Diez, seine jugendliche Ueberlegtheit gar nicht bemerkend. „Wer da sagt, daß auch wir dergleichen thun, dem schlage ich

die Lüge aus dem Gesichte. Unser Name ist berühmt im weiten Kreise, und niemals hat einer der Unrigen so gehandelt, wie es auf Garlosen geschieht, nachdem, was wir in den letzten Tagen darüber gehört haben. Garlosen ist ein Raubnest, und es thut uns leid, daß auch Ihr dort verkehrt.“

„Hrrrrrrr! Hm!“ schnaubte jetzt Herr Claus, indem er sich mit möglichster Schnelligkeit von dem Sessel erhob. „Jetzt ist meine Geduld alle, denn ich sehe, daß Du ein ebenso hitziger und rücksichtsloser Kopf bist wie Dein Vater. Keiner von den Curigen hätte das gethan, was wir auf Garlosen thun, sagst Du? Weißt Du denn, daß es keinen größeren Räuber und Mörder, keinen schlimmeren Dieb und Buschflepper gegeben hat, als grad Euren berühmten Vater?“

Er stand mit vor Zorn geballten Fäusten vor den Jünglingen. Das heißgewordene Blut überzog sein Gesicht mit einer dunklen Röthe, und in seinen erregten Zügen sprach sich ein Haß aus, der lange in seinem Herzen verborgen gewesen sein mußte, um das sonst helle und immer lächelnde Gesicht auf solche Weise zu entstellen. Diez konnte anfänglich gar nicht glauben, daß die Worte, die er gehört hatte, wirklich gesprochen worden seien; als er aber sich überzeugen mußte, daß er sich nicht getäuscht habe, rief er im heiligen Eifer der Kindesliebe:

„Sagt es nicht, das noch einmal zu behaupten, Vetter! Ihr nennt mich einen Knaben, und es mag sein, daß ich nicht vorsichtig gesprochen habe; aber wenn Ihr die Ehre meines Vaters antastet, so steht der Knabe als Mann vor Euch und wird Rechenschaft fordern über jedes einzelne Eurer Worte. Ihr seid ein wackerer Kämpfer und versteht, mit dem Schwerte umzugehen, das wissen wir; doch habe auch ich nie gelernt, mich zu fürchten, und bedente Euch also, Eure Rede zurückzunehmen!“

„Zurücknehmen? Hrrr! Hm! Was fällt Dir ein? Du wirst mich nicht der Lüge zeihen: der „schwarze Dietrich“ ist kein Anderer gewesen, als Dein Herr Vater, welcher schnöden Gewinnes wegen das ruchlose Gesindel gegen seine Nächsten losgelassen hat. Widerlege es mir, wenn Du kannst!“

Cuno hatte bisher nur wenig Theil an dem Gespräche genommen; bei der letzten Behauptung aber sprang er mit erhobener Faust auf denselben zu. Es war ihm noch nicht möglich gewesen, die Ansichten des Bruders in allen Stücken theilen zu können; aber was jetzt von seinem Vater gesagt wurde, das war zu entsetzlich, zu fürchterlich, als daß in ihm nicht der helle Grimm darüber hätte auflodern sollen.

„Glender Verleumder!“ rief er empört, „ich schlage Dich nieder, obgleich ich nur ein schwacher Bube bin!“

„Hali, Cuno!“ wehrte Diez ihn ab, indem er den zum Schläge bereiten Arm ergriff. „Er ist unser Vetter und nicht werth, daß ihn Deine Hand berührt. Komm, laß uns gehen! Stavenow mit seinem Ungeziefer ist kein Ort für ehrliche Leute!“

„Ungeziefer? Hrrr! Hm! Ich brauchte nur ein Wort zu sagen, um Euch zu verderben; aber ich habe Mitleid mit Euch und will Euch nicht entgelten lassen, was Euer Vater an mir verschuldet hat. Wartet nur einen Augenblick, so sollt Ihr sehen, ob ich die Wahrheit rede oder nicht!“

Er öffnete die Thür und rief mit schallender Stimme

den Namen Bratislaw den Corridor hinunter. Nach wenigen Minuten erschien der Wende, demüthig fragend, was der Ritter von ihm begehre.

„Hrrr! Hm! Diese beiden Leute wollen wissen, wer der „schwarze Dietrich“ gewesen ist. Ich befehle Dir, nichts als die lautere Wahrheit zu sagen!“

Das häßliche Gesicht des Mannes verzog sich zu einem widerlichen Grinsen, als er, das heintückische Auge schadenfroh auf die Brüder werfend, die Antwort gab:

„Wenn Ihr es befehlt, Herr, so muß ich gehorsam sein, obgleich es sonst niemals über meine Lippen gekommen wäre. Der Ritter Dietrich von Quikow war unser Hauptmann, als wir in der Wendenburg unser Lager hatten. Es waren nur Wenige, die es wußten, und zu diesen gehörte auch ich.“

„Gut, ein Mehreres ist nicht nothwendig, und Du kannst wieder gehen!“

Bratislaw verließ das Gemach, und Claus kehrte zu seinem Sessel zurück. Die Jünglinge blickten sich einander stumm in die Augen; es kam ihnen vor, als ob sie träumten und als ob irgend Etwas geschehen müsse, sie aus diesem Traume aufzuwecken. Zwar hatte die Aussage des Wenden keineswegs eine unumstößliche Giltigkeit für sie; aber es war doch wohl unmöglich, daß die Sache so ganz und gar aus der Luft gegriffen sein konnte, und die Ueberzeugung, mit welcher Claus gesprochen und gehandelt hatte, war gar wohl geeignet, Ihre Meinung zu erschüttern.

„Hrrr! Hm! Was sagt Ihr nun? Der Bratislaw könnte Euch viel erzählen von dem „schwarzen Dietrich.“ Er ist oft zwischen dem Mäuberlager und Plane oder Friesack hin- und hergelaufen, um die Befehle des Herrn Dietrich von Quikow zu holen oder auszuführen. Und wenn Ihr ihm keinen Glauben schenken wollt, so will ich Euch nur noch sagen, daß ich einst so unvorsichtig gewesen bin, mich von Eurem Vater zur Theilnahme verlocken zu lassen. Es standen mehrere Banden unter seiner Leitung, und ich ließ mich von ihm bewegen, eine derselben zu befehlen. Ich habe ihm geholfen, schwere Dinge auszuführen und bösen Umdank von ihm dafür gehabt. Am Ende mußte ich noch froh sein, ohne Schaden für meinen ritterlichen Ruf zurücktreten zu können, der selbst jetzt noch sehr gefährdet ist. So haben sich die zwei Schlimmsten von den Leuten des „schwarzen Dietrich“, nämlich Bratislaw und Gieljuschken, nach dem Untergange der Bande zu mir gemacht, und ich muß sie nun bei mir dulden, weil sie sonst aus Rache meine Theilnahme an den räuberischen Thaten Eurem Vaters verrathen würden. Und diese beiden Männer haben erst heut einen verkleideten Gegner von mir und Herrn Dietrich aufgegriffen, welcher die Absicht hatte, ein großes Unglück über uns zu bringen. Hrrr! Hm! Das ist Alles, was ich Euch sagen kann, denn mehr würde Euch nicht dienlich sein. Und nun nennt mich wieder einen Strauchdieb und Buschklepper, wenn Ihr den Muth und das Recht dazu habt!“

Das war zu viel für die Brüder. Es war ihnen zu Muth, als habe Jemand ihnen das Allerheiligste ihres innern Lebens entweiht und zertreten; wie zerschmettert standen sie vor dem Better und sannern vergebens auf Worte, ihren Gefühlen den richtigen Ausdruck zu geben. Endlich brachte Diez mühsam hervor:

„Verzeiht, Herr Claus, wenn ich Euch zu viel gethan

habe, und erlaubt uns, Euch jetzt zu verlassen! Was Ihr uns mitgetheilt habt, ist zu schwer, als daß wir es sogleich fassen und tragen könnten, und wir müssen zuerst das Gräßliche zu überwinden suchen, ehe wir Euch eine feste und richtige Antwort geben können.“

„Ja, geht jetzt,“ meinte der Ritter, und sein vorhin so zorniges Angezicht nahm jetzt den froheren milden Ausdruck an. Es war ihm anzusehen, daß er es fast bereute, ihnen die fürchtbare Mittheilung gemacht zu haben, und seine Stimme klang weicher noch, als gewöhnlich, als er hinzufügte: „Ich bin wahrlich nicht so schlimm, als Ihr von mir dachtet, nur hättet Ihr mich nicht in Aerger bringen sollen, denn dann wäre Euch diese traurige Erfahrung erspart geblieben. Hrrr! Hm! Nun es aber einmal geschehen ist, so müßt Ihr es muthig auf Euch nehmen und zu überwinden suchen. Thut, was Ihr wollt. Euer Vater hat mich zu Dingen beredet, die ich ohne sein Verlocken nicht gethan hätte, und sein Umdank, mit welchem er mir lohnte, hat mich ihm entfremdet. Aber Ihr könnt ja nichts dafür und sollt es nicht entgelten. Darum habe ich Euch willkommen heißen und werde diesen Gruß auch nicht zu schanden machen. Bleibt bei mir, so lange es Euch gefällt, nur laßt mich ungestört meine Wege gehen!“

„Können wir nicht noch erfahren, welches große Unglück es ist, welches heut' über Euch und unsern Vater gebracht werden sollte?“

„Hrrr! Hm! Es ist Mehreres, von dem ich Euch nur das Eine sagen will, daß ein Mann, der den „schwarzen Dietrich“ besser gekannt hat, als sogar Ihr ihn kennt, und den ich längst gestorben oder verschollen glaubte, aus der Fern herbeigekommen ist, um sich an ihm und wohl auch an mir für ein Leid zu rächen, welches ihm von Eurem Großvater und dann später auch von dem Herrn Dietrich angethan worden ist.“

„Von dem Großvater? Welches Leid war dies?“

„Laßt es gut sein! Es ist besser für Euch, wenn Ihr von solchen Dingen nimmer Etwas vernehmt!“

„Aber es ist doch unsere Pflicht, dieses Leid nach Kräften zu sühnen oder gut zu machen!“

„Sühnen? Gut machen? Hrrr! Hm! Das ist längst zu spät und nie mehr möglich, vielmehr gebietet es mir die Sorge für mich und Euch, den Mann durch Gewalt an — Hrrr! Hm! wollte sagen, den Mann zur Schweigsamkeit zu vermögen.“

Er hatte etwas Anderes sagen wollen und den angefangenen Satz vorsichtig unterbrochen. Diez aber errieth die Worte, welche unausgesprochen geblieben waren, und faßte den Better bei der Hand.

„Fügt dem früheren Unrechte nicht ein neues bei,“ bat er. „Ich weiß nicht, um was es sich handelt, aber ich will es nicht haben, daß unfertwegen etwas Ungutes geschehe!“

„Was ich zu thun habe, das geht Dich nichts an. Wer einen Feind und Verräther schon, der reißt sich selbst die Mauern ein. Nun aber geht; das viele Reden hat mich ganz von Kräften gebracht. Hrrr! Hm! Ich denke, daß mir ein tüchtiger Schluß ganz von Nöthen sein wird; meine Kehle ist mir so heiß und trocken geworden wie eine Feueresse; also macht, daß Ihr von hinnen kommt, sonst klebe ich inwendig vor lauter Durst zusammen!“

Es blieb ihnen nichts übrig, als seinem Willen Ge-

horsam zu erweisen, obgleich das Gespräch noch zuletzt eine Wendung genommen hatte, die ihnen eine Fortsetzung desselben wünschenswerth machte. Wieder auf ihrer Stube angekommen, fielen sie einander sprachlos und weinend in die Arme. Der Schlag, welcher sie getroffen hatte, war zu groß, daß sie sich schwacher Worte hätten bedienen sollen, und der Schmerz über den Verlust ihres besten, ihres heiligsten Ideales machte sich nur in heißen Thränen Luft. So hielten sie sich lange umschlungen, und erst dann löste sich die treue Umarmung auf, als ihr Auge keine Thränen mehr fand.

„Weißt Du, welchen Mann der Better meint?“ frug endlich Cuno.

„Wehl keinen Andern, als den Mönch,“ antwortete Diez. „Du hast mit gehört, daß er nur verkleidet sein soll; er ist kein Klosterbruder, und es droht ihm Gefahr. Der Better sagt, daß ihm ein Leid geschehen sei; wir dürfen nicht zugeben, daß ihm ein zweites und größeres zugefügt werde. Willst Du ihn mit retten?“

„Wie darfst Du fragen, ob ich will! Ist es nicht eine heilige Verpflichtung für uns, ihn in unsern Schutz zu nehmen?“

„Gewiß ist es das! Und dann werden wir von ihm vielleicht auch alles erfahren, was der Better uns verschwiegen hat.“

Er wurde verhindert, mehr zu sagen, denn Schwalbe trat ein. Das geheimnißvoll pfliffige Gesicht, welches er machte, schien auf eine Neuigkeit zu deuten, die er den jungen Männern bringen wollte.

„Wenn der Schwalbe sich einmal Etwas vorgenommen haben thut,“ meinte er, „so thut es ihm auch keine Ruhe lassen, bis er es fertig gebracht haben werden wird.“

„Wie meinst Du das?“

„Wie ich dat meenen thue? Nun, ich habe mir off die Lauer begeben und Etwas erfahren, was für Euch gut sein können werden thut.“

„Schön! daß Du ein schlauer Bursche bist, das wissen wir. Sage an, was es giebt.“

„Wat es giebt. Nun, es giebt eene Neuigkeit, die ich erlauscht haben thue. Herr Claus that sich nämlich zu die beiden Wenden begeben, und weil dat off etwas Ungewöhnliches schließen dürfen ließ, so schlich ich mir hinter ihm her und that mein Ohr leise an die Thür legen. Wat ich da gehört habe, dat is im Betreff of den Klosterbruder, von welchem Ihr vorhin gesprochen haben thut.“

„So sprich, und stelle uns nicht so lange auf die Probe.“

„Erzählen? Ich thue ja schon längst damit angefangen haben! Ich habe mich die Geschichte nicht richtig zurecht legen können, weil ich Vieles nicht verstehen that; aber es is eenmal eene große Räuberburg gewesen an der Spree, wo der richtige Dietrich von Quikow gefangen gehalten werden that. Dort is der falsche Dietrich von Quikow Anführer gewesen, und der Graf Günther von Lindow hat mit den Berliner Bürgern dat Nest erklümt, wobei der Richtige todtgeschlagen worden is. Dieser Richtige hat eenen Vater gehabt, welchem Guer Großvater, der Ritter Cuno von Quikow, die Braut weggenommen haben that, von der seit diesen Zeiten der Falsche abstammen thut. Sie is dann als Amme auf Schloß Quikhövel gekommen und hat aus Rache den Richtigen mit dem Falschen umgetauscht. Ihr Mann, welcher der Jäger Gün-

ther sein that, that darauf nach Lübeck gehen und hat sich jetzt verkleidet auf Stavenow eingestellt, weil er Etwas thun will, wat ich nich verstehen thun konnte. Es thaten noch mehrere Personen bei der Geschichte sein, een wendischer Priester, eene Heze Macha, een Bürgermeister von Lübeck, een alter Graf aus Schwaben, den der falsche Ritter Dietrich mit seinem Sohne in das Verließ hatte stecken lassen gehabt, der Bratislaw, dem Gieljuschen sein Vater, die den Richtigen bewachen mußten, und eene Schrift, die darüber abgefakt werden that. Aber die Thür is so dick, und die Drei thaten so leise sprechen, daß ich nich verstehen konnte, wat alle diese Leute dabei zu thun gehabt haben wurden. Auch der Ritter Claus thut mit in die Räuberburg und in dem Richtigen seine Gefangenschaft mit verwickelt gewesen sein, und nun soll der Jäger Günther heut' Abend fortgeschafft werden.“

„Nach Garlosen in's Gefängniß?“

„Dat hat erst werden sollen; aber dann meente Herr Claus, een Todter thäte nich mehr sprechen können, und im Walde thäte viel Platz zu eenem Grabe sein. So, dat is es, wat ich gehört haben thue; dann mußte ich mir schnell von die Thür wegmachen, weil ich hören that, daß die Unterredung een Ende nehmen wollen werde.“

Der Bericht Schwalbe's war höchst mangelhaft, und bei seiner eigenthümlichen Art und Weise, sich auszudrücken, gesellte sich zu dieser Mangelhaftigkeit noch eine Unklarheit, die es den Jünglingen fast unmöglich machte, sich über die Verhältnisse zu orientiren, welche dem belauschten Gespräche zum Gegenstande gedient hatten. Doch erkannten sie wenigstens so viel, daß unter dem „Falschen“ ihr Vater und unter dem „Richtigen“ jener ermordete Gefangene zu verstehen sei, daß es sich also um die gesetzlich richtige Abstammung ihres Vaters handle. Die einzige befriedigende Aufklärung konnte ihnen nur der Mönch geben, der nach dem Gehörten in der größten Gefahr schwebte, den ihnen unbekanntem Zweck seines Kommens mit dem Tode zu büßen. Hier in Stavenow oder gar in Garlosen war ihres Bleibens nicht länger, das erkannten Beide, ohne daß sie sich eine Mittheilung davon machten. Und wenn sie, die Söhne des Geächteten, nun auch nicht hatten, wo sie ihr Haupt zur Ruhe legen konnten, so war diese Armut doch besser als aller Reichthum, der seine Wurzel in das Unrecht gründet und seine Nahrung aus der Bergewaltigung zieht.

„Du hast Deine Sache gut gemacht,“ belobte Diez den treuen Diener, „und wir möchten Dir gern alle Liebe und Güte für Deine Aufmerksamkeit erweisen; aber dies ist uns nicht möglich, denn wir haben selbst nichts, gar nichts von dem, was wir bedürfen, und müssen noch heut wieder von hier fortgehen, ohne daß wir wissen, wohin der Weg uns führen wird.“

„Fortgehen?“ fragte er erstaunt. „Dat is mich noch nich einleuchtend; habt Ihr doch Euren Better, den Ritter Claus hier und auch uns — ich thue nämlich mir und den Caspar Liebenow meenen. Wat Ihr hier auf Stavenow gewollt haben thut, dat thue ich allerdings nich wissen, und ob Ihr Eure Sache hier schon abgemacht haben werdet, dat thue ich erst recht auch nich wissen, aber, Gott straf mir, wenn ich fluche, wie der Wachtmeister immer sagen thut, Mordeselement und Mohrenblut, wenn Ihr off alle Fälle fort wollen thun werdet, so bleibe auch ich keine Minute länger in diesem alten Winkelneste, son-

bern ich thue mit Euch gehen, wohin Ihr mir nur immer führen thun werdet!“

„Nein, Schwalbe, das geht nicht! Hier hast Du Alles, was Du verlangen kannst, und bei uns findest Du gar nichts von dem, was Du als Diener zu fordern hast, denn wir sind so arm und elend, daß wir nicht einmal ein Stücklein Brodes für uns selbst haben. Auch giebt es keinen Ort, den wir unser eigen nennen dürfen, und wir wissen noch gar nicht einmal, wohin wir uns wenden werden.“

„Dat is es ja eben, weshalb ich mit Euch gehen werden will! Ich thue Euch nich brauchen, das is wahr; aber Ihr thut mir nothwendigkeiter Weise gebrauchen, und dat is ebenso auch wahr. Ich thue mit Euch gehen werden, und wenn Ihr mir nich mitnehmen wollt, so werde ich immer hinter Euch herlaufen, bis Ihr mir aus Gnade und Barmherzigkeit erlauben müßt, mitzukommen. Dann will ich vor den Klosterschüren für Euch betteln und bei den Bauern für Euch einbrechen, und wer Euch etwas zu Leide thun mögen will, den thue ich todt schlagen. Und wenn dat Alles gar nicht mehr gehen und helfen will, so thut Ihr meinethwegen mir selbst schlachten und braten und aufessen. Und der Caspar Liebenow, der Wachtmeister, der wird auch nich hier bleiben, sondern — — — erlaubt, Herr Junker, daß ich schnell zu ihm laufen thue!“

Dieser Entschluß kam so rasch und wurde so schnell ausgeführt, daß der Sprecher verschwunden war, noch ehe einer der beiden Brüder den geringsten Einwand hatte machen können. Und ebenso schnell wurde die Thür wieder geöffnet, und Schwalbe brachte den Kameraden beim Arme hereingezogen. Es war offenbar, daß derselbe sich in der Nähe aufgehalten hatte; jedenfalls aus demselben Grunde, der auch Schwalbe die Veranlassung geworden war, seine Augen und Ohren offen zu haben.

„Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche,“ rief er, indem er sich dem kräftigen Griffe zu entziehen suchte, „aper, Bruder Schwalbe, was ist denn eigentlich für ein Deiwel in Dich hineingefahren, daß Du mich draußen überfällst und hereinschleppst, als sollte ich hier auf der Stelle gekocht und gepraten werden!“

„Dat thust Du gleich hören werden! Komm nur einmal her, Caspar. Die Herren Junker werden Dich Etwas sagen, worüber Du Dir wundern wirst.“

„Wundern? Das thue ich schon sehr genugsam über Dich, denn es ist mir seit der Nacht, wo Du mit Deinem Kopfe die Hütte bei Garlosen einranntest, gar nicht vorgekommen, daß Du Kraft in Deinen alten Knochen hast. Was ist es denn eigentlich, was ich erfahren soll?“

„Dat will ich Dich selber sagen: Die Junker thun nich mehr hier bleiben wollen, sondern werden schon heut wieder fortzugehen beginnen!“

„Was? Nicht länger hier bleiben? Schon heut wieder fort zu gehen beginnen? Da schlage doch der Blitz in die Geschichte! Da habe ich mich gefreut wie ein König, daß Ihr hier so schön bei uns seid, und nun wollt Ihr schon wieder gehen?“

„Ja, mein guter Liebenow, es wird wohl nicht anders werden!“

„Gut, wenn es nicht anders sein kann! Aper wo werden wir denn hingehen?“

„Wir? Davon ist wohl keine Rede! Ihr werdet
F.

auf Garlosen zurückbleiben, bis einmal die Zeit gekommen ist, wo wir Eurer mehr bedürfen als jetzt.“

„Mehr bedürfen? Mord und Todtschlag, wann werdet Ihr uns denn mehr brauchen und bedürfen als grad jetzt? Nein, entweder bleibt Ihr hier, und wir mit Euch, oder Ihr geht fort, und wir auch mit Euch! Glaubt Ihr denn etwa, daß wir es nur eine einzige Stunde ohne Euch hier anshalten könnten, nun wir Euch einmal hier gehapt haben? Nein, daraus wird nichts! Nicht wahr, Bruder Schwalbe, wir verlassen unsere lieben kleinen Junker nicht?“

„Wat denkst Du denn eigentlich von mich, daß Du mir noch fragen kannst? Ich thue Dir ja dieserwegen hereingeschleppt haben, um damit Du mich beistehen sollst gegen die Junker, die uns nich mitgehen lassen wollen thun!“

„Nicht? Mordpliz und Mordenelement! Gott straf mich, wenn ich fluche, aper davon kann ja niemals und nimmer nicht die Rede sein, daß wir uns hier noch länger auf den Straßen herumprügeln, damit die Boldewins und der dicke Claus ihren gewohnten Humpen hinunterspülen können! Ich habe die Buschkepperei von ganzem Herzen satt, und ganz Stapenow sammt Garlosen ist mir so überdrüssig, als hätte ich siebzig Jahre lang Steine davon zu kauen gehapt. Wir gehen mit, Bruder Schwalbe, und wer Etwas dagegen hat, der mag alleine gehen, wir aper laufen dahinter her!“

„Da thut Ihr es ja hören, Herr Junker! Der Liebenow läßt sich nich halten, und da thue ich auch nich anders können!“

Nun erhob sich ein Wettstreit zwischen den Brüdern und den beiden treuen Leuten, der schließlich so laut und leidenschaftlich wurde, daß Dieß allen Ernstes zur Ruhe mahnen mußte. Und da weder Bitten noch Vorstellungen Etwas halfen, so war er endlich gezwungen, seine Hülfe zu den Befehlen zu nehmen. Da mußten sich nun allerdings die zwei Widerspenstigen nothgedrungen fügen. Mit wahren Armensünder-Gesichtern standen sie da, und die tiefste Niedergeschlagenheit klang aus der Stimme des Wachtmeisters, als er, sich in das Unvermeidliche ergebend, sprach:

„Gut, so wollen wir dableiben; aper wenn ich schon morgen oder übermorgen vor Sehnsucht nach Euch in die Grupe fahre, so hapt Ihr das auf Eurem Gewissen! Niemand wird sich so sehr darüber freuen, daß wir nicht mit dürfen, wie der Bruder Stedelspein mit seinem Stapenopelopowitsch. Ich möchte nur wissen, was die Beiden gesagt hätten, wenn wir auf einmal fortgewollt hätten. Ich glaube, sie wären auch mitgegangen!“

„Da siehst Du ja,“ meinte Cuno, „daß es hier noch Leute giebt, denen Ihr lieb und werth seid! Und überdies hättet Ihr Euch ja erst die Erlaubniß Eurer Ritter holen müssen, und ich glaube, daß dieselbe Euch verweigert worden wäre.“

(Fortsetzung folgt.)

Freierstunden am häuslichen Herde.



Redaction, Druck und Verlag von S. G. Münchmeyer in Dresden, Jagdweg 14.

Filialen: Berlin, Ruppinerstraße 44; Wien, Josephstädter Hauptstraße 35; Dortmund, Düppelstraße 6.

Der beiden Quikows letzte Fahrten.

Historischer Roman aus der Jugendzeit des Hauses Hohenzollern von Karl May.

[Fortsetzung.]

Uebersetzung und Dramatisirung vorbehalten,
Nachdruck gerichtlich verfolgt.

„Dat thue ich ebenso off dieselbige Weise auch glauben; aber ich wollte doch einmal den Boldewin sehen, der mir halten können thäte, wenn ich mich vorgenommen habe, mir nich halten zu lassen! Wat die Garlosenigen daderzu sagen, wenn ich mir von hier wegmachen will, dat is mich sehr gleichgültig; ich thue eben fortgehen, und wer mir nich fort lassen will, der mag mir zurückholen, wenn er es können thut. Aber wenn Ihr uns nich haben wollt, so thun wir Euch nich zwingen können, und so mögt Ihr denn in Gottes Namen weiter ziehen; unser Segen thut Euch stets begleiten!“

„Mordelement, Bruder Schwalbe, was nutzt den Junkern unser Segen, wenn wir nicht selber bei ihnen sein können? Du pist mir zehnmal lieber als Dein ganzer Segen, und der meinige wird auch nicht viel mehr zu bedeuten hapen, sintemalen ich von der Frömmigkeit nicht viel verstehe und auch niemals ein Mönch oder eine Nonne gewesen pin. Apher Eins werdet Ihr mir doch erlauben, Ihr Herren, nämlich, daß wir Euch ein Stücklein das Geleite gepen, wenn Ihr fortgeht!“

„Auch das wird sich nicht gut thun lassen, da von unserm Scheiden Niemand Etwas vorher erfahren soll. Wir wollen in aller Stille von himmen gehen, damit uns kein Hinderniß in den Weg gelegt werde.“

„Warum dieses denn?“ frug Schwalbe. „Dat is doch gar keene Nothwendigkeit nich!“

„Sawohl, Bruder Schwalbe, da gepe ich Dir Recht! Mohrenplik, Gott straf mich, wenn ich fluche, apher ich sehe nicht ein, warum die Söhne des gewaltigen Ritters Dietrich von Quikow sich wie die Spitzpupen wegschleichen sollen. Nein, grad' recht viel Lärm sollte dapei gemacht werden: „In eurer alten, morschen Käsepurg mögen wir keine Minute länger pfeipen!“ So sollte man sagen und Feiertunden.

dapei den Staup von den Füßen schütteln, daß die Wolken davon dem dicken Claus in die Fenster flögen.“

„Wir haben sehr gewichtigen Grund und Ursache, dieses zu unterlassen. Darum sollt Ihr von unserer Abticht auch Niemandem Etwas sagen. Und nun wollen wir unsere letzte Bitte aussprechen. Wir haben unsere Reise als einfache wandernde Gesellen unternommen und keine Waffe bei uns gehabt. Vielleicht ist uns von jetzt an eine solche nöthig; wollt Ihr dafür sorgen, daß uns dieser Wunsch in Erfüllung gehe?“

„Wat dieses betreffen thut, so dürst Ihr keene Sorge haben! Es giebt hier eene alte Kammer, die ganz voll von demselbigen Zeuge stecken thut, und wir werden Euch mit Allem versehen, was Euch von Nöthen werden sollen dürfte!“

„So geht jetzt und seid verschwiegen. Wir werden Stavenow nicht verlassen, ohne vorher Abschied von Euch zu nehmen!“

So war denn jetzt alles Nöthige verabredet, und die Junker nahmen im Laufe des Tages so ungenirt wie möglich a. 1. allen Vorkommnissen theil, denen sie sich als Gäste des Betters nicht zu entziehen vermochten. Je weiter aber der Abend hervorrückte, desto schärfer wurde ihre Wachsamkeit in Beziehung der beiden Weuden, auf die sie selbst Acht geben mußten, weil sie sich vorgenommen hatten, weder Liebenow noch Schwalbe von ihrem Vorhaben, den Klosterbruder zu befreien, Etwas wissen zu lassen.

Die Ritter saßen fest beim Pumpen, und die Mannen hielten ihren Trunk, der heut reichlicher ausfiel als an anderen Tagen, in der Knechtstube ab. Diez und Cuno hatten sich in ihr Gemach zurückgezogen und waren bereit, jeden Augenblick aufzubrechen. Da vernahmen sie Schritte auf dem Corridore. Als dieselben ihre Thür passirt

hatten, öffneten sie die Lehtere geräuschlos und bemerkten durch die enge Spalte, daß die Wenden mit ihrem Gefangenen davongingen. Raun waren dieselben verschwunden, so kamen Schwalbe und Liebenow herbeigeschlichen.

„Thut Ihr schon wissen, wat jetzt geschehen is?“ fragte der Erstere. „Sie sind fort mit dem Jäger Gintther, der als Bettelmönch auf Stavenow erschienen is. Wer in Dem seiner Haut stecken thäte, der thäte nich mehr lange drinnen stecken.“

„Möhrenplik, der arme Deiwel dauert mich, aber wer sich in Gefahr pegiept, der kommt immer manchmal d'rin um. Wenn werdet Ihr ansprechen?“

„Jetzt sofort,“ antwortete Diez, indem er das kurze, breite Schwert umschnallte, wie es die Fußknechte gewöhnlich zu tragen pflegten. Der Bruder folgte seinem Beispiele, und bald standen Beide, von den Dienern begleitet, draußen vor der Ringmauer, wo sie anhielten, um von den treuen Männern Abschied zu nehmen. Dieser fiel den Letzteren schwerer als den Junkern selbst, welche so mannhast wie möglich zu bleiben suchten und bald im Dunkel der Nacht verschwunden waren.

„Du, Gaspar, wat sagst Du nun da derzu, daß sie fort sind, und wir thun hier stehen bleiben?“ frug Schwalbe, und seiner zitternden Stimme war deutlich die Bewegung anzumerken, die er nicht zu unterdrücken vermochte.

„Dazu?“ frug Gaspar, indem er that, als ob er sich den gewaltigen Schnurrbart streiche, sich dabei aber in die Augen fuhr, um die Tropfen fortzuwischen, welche sich in dieselben geschlichen hatten. „Gar nichts sage ich dazu, aber desto mehr werde ich thun. Ich habe nicht gedacht, daß ich die jungen Herren gar so lieb hätte und daß mir der Abschied so schwer werden könnte. Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche, aber ich pleiße keinen Augenblick länger auf Stavenow, sondern ich springe ihnen nach, und wenn sie mich nicht mitnehmen, so werde ich vor Wuth ein Räuper und schlage die ganze Menschheit manfjetodt!“

„Gaspar, da thue ich Dich mit helfen, darauf kannst Du Dir verlassen. Komm schnell, damit sie uns nich davonlaufen thun werden!“

„Halt, Bruder Schwalbe; wir müssen doch unsere Schwerter mitnehmen und auch einen Impiß einpacken, denn die jungen Herren haben ja gar Nichts mitnehmen wollen, was zu so einer Reise gebraucht wird. Und von dem Balthasar, von dem müssen wir doch auf alle Fälle Abschied nehmen und von seinem Dünnespinnepetnewitsch auch!“

„Gut, dat können wir noch machen. Die Junkers gehen auf Wittenberge zu, haben sie mich gesagt, und da thun wir ihnen wohl nachkommen werden.“

Sie schlichen sich zurück und mußten ihre Geschäfte wohl in großer Eile besorgt haben, denn es war nur kurze Zeit vergangen, bis sie wieder erschienen, Jeder einen mächtigen Pack über die Schulter hängen. Balthasar war bei ihnen.

„So, also! Fortschleichen wollt Ihr Euch, und wohin, das dürft Ihr mir nicht sagen? O, Ihr schlechten Kerle! Habe ich das an Euch verdient?“

„Nein, Bruder Steckelpein; Du bist stets gut mit uns gewesen, und es wird uns gar schwer, Dir Valet zu sagen; aber wir haben Dir vertraut, daß unsere Junkers fort sind, und da kannst Du Dir doch denken, daß unser

pleipens hier auch nicht länger ist. Ich glaube, daß wir uns jetzt nicht zum letzten Male sehen, und dann, wenn wir uns einmal wiederfinden, dann soll mich der Deiwel holen, wenn ich Dich wieder im Stiche lasse!“

„Ja, Balthasar, dann thun wir für immer zusammen bleiben, dat is sicher. Für jetzt aber wollen wir nich länger zögern werden, sonst finden wir die Junkers nie nich wieder. Lebe wohl, alter Kamerad, und thue den Schwalbe nich ganz vergessen!“

„Lebe wohl, Bruder Steckelpein; hap Dank für Deine Liebe und füttere mir den Heuundhäckselhaferswitsch gut, damit ich Euch Beide gesund und munter wiedertreffe!“

„So, also! Da macht meinertwegen, daß ihr fort kommt! Es wird mir traurig gehen, wenn sie bemerken, daß Ihr ausgewischt seid, denn sie werden sich gleich denken, daß ich davon gewußt habe; aber ich werde schon dafür sorgen, daß Ihr unaufgehalten von dannen kommt. Lebt wohl und scheert Euch zum Kuckuk!“

Er reichte ihnen die Hand und sah ihnen so lange nach, als er ihre Gestalten im Dunkel der Nacht zu erkennen vermochte. Dann wandte er sich zurück.

„So, also!“ brummte er bewegt und unwillig; „da laufen sie weg, und ich, ich kann ihnen mit meinen langen Ohren nachhören. Wäre der Gregorimanorosewitsch nicht, so ginge ich auf der Stelle mit, denn solche Kameraden finde ich nun und nimmer wieder!“ — —

Unterdessen hatten Diez und Cuno ihre so viel wie möglich leisen Schritte beschleunigt, um die Wenden einzuholen, welche jedenfalls, um den Gefangenen sicher zu machen, zunächst den Weg nach Garlosen eingeschlagen hatten. Sie mußten lange wandern, ehe sie eine Spur von ihnen entdeckten; endlich aber vernahmen sie einen Laut, der von niemand Anderem als den Gesuchten herrühren konnte, doch war er so entsetzlich, daß sie erschrocken stehen blieben, um zu lauschen, ob er sich wiederhole. Sie hatten sich nicht geirrt, denn nach wenigen Augenblicken erscholl ein zweiter Schrei aus kurzer Entfernung vor ihnen, in welchem sich die ganze Angst eines Menschen aussprach, der mit einem gewaltsamen und fürchterlichen Tode ringt.

Die Schwerter ziehend, stürmten sie vorwärts und hatten nach wenigen Augenblicken die Stelle erreicht, wo die That vielleicht schon geschehen war, die sie vorhergesehen hatten. Die beiden Wenden standen mitten auf der Straße; sie waren von den Brüdern so schnell und unvermuthet überrascht worden, daß ihnen gar keine Zeit geblieben war, sich hinter die Bäume zurückzuziehen.

„Was habt Ihr hier vorgehabt?“ herrschte Diez ihnen zu, indem er sich zu dem dunklen Körper niederbückte, welcher grad' vor seinen Füßen lag.

Es war der verkleidete Mönch. Die Hülfe kam schon zu spät, denn der Kopf war ihm vom Rumpfe abgeschnitten und lag hart neben dem entseelten Körper. Auch Cuno erkannte dies auf den ersten Blick; das war für sein jugendliches, weiches Herz zu viel.

„Ermordet habt Ihr ihn!“ rief er mit vor Zorn bebender Stimme. „Das sollt Ihr mit dem Tode bezahlen.“

Er stürzte sich ungestüm auf Gieljuschen, welcher ihm am nächsten stand; aber der Räuberjohn hatte wohl gelernt, mit den Waffen umzugehen. Er empfing den Jüngling mit der Klinge, und es entspann sich ein Kampf, der fast mit gleichen Kräften geführt wurde. Auch Diez nahm

an demselben Theil, indem er sich mit mächtigen Hieben über Bratislaw herwarf. Dieser war ein ungewöhnlich kräftiger und mit Gefahren und Abentheuern gar wohlvertrauter Mann, der unter dem „schwarzen Dieb“ manch einen harten Strauß mit ausgefochten hatte. Jetzt stand er dem jugendlichen Sohne seines früheren Anführers gegenüber; er wußte dies gar wohl, denn er hatte es heut von den Gästen gehört und die beiden Jünglinge trotz der Dunkelheit jetzt wieder erkannt. Am liebsten hätte er den Sohn, der es wagte, seine dem Vater geleisteten Dienste mit dem Schwert zu bezahlen, sofort niedergeschlagen, aber Dieb machte seiner Abstammung so viel Ehre, daß es dem Wenden nicht nur nicht gelang, ihm beizukommen, sondern dieser sogar sehr auf seiner Hut sein mußte, nicht überwunden zu werden.

„Steck Euer Schwert in die Scheide, Junker!“ keuchte der hartbedrängte Mörder. Wie darf der Sohn des „schwarzen Dieb“ mich feindlich überfallen, statt mir für meine Treue Dank zu erweisen!“

Er hatte gehofft, mit diesen Worten einen erfolgreicherem Streich zu führen, als es ihm mit dem Degen gelingen wollte; aber es fand grad das Gegentheil statt.

„Willst Du ihn an seinem eigenen Sohn verrathen,“ klang Diebs Antwort, „so sollst Du nimmer wieder reden dürfen!“ Seine Hiebe fielen dichter und kräftiger; es war, als sei der Geist des kühnen Vaters in ihn gefahren, und der Wende sah sich auf der Straße hin- und hergetrieben.

„So vernimm noch Eins, Anabe,“ rief er wüthend. „Dein Vater ist ein elender Bastard, der seinen edlen Namen gestohlen hat. Du kämpfst also mit Deinesgleichen!“

„Stirb an Deinem letzten Worte!“ donnerte es ihm entgegen, und in demselben Augenblicke fuhr ihm die wohlgeführte Klinge in die Brust. Mit den Händen wild um sich greifend, stürzte er zu Boden.

Da erschollen hinter den Kämpfenden herbeistürmende Schritte, und aus weiterer Entfernung rief eine athemlose Stimme:

„Lauf, lauf, Caspar, dat wir nich zu spät kommen!“

Es war Schwalbe, welcher es nicht vermochte, mit dem gewaltigen Wachtmeister gleichen Schritt zu halten. Sie hatten beide das Getöse des Kampfes von Weitem vernommen und sich sofort in eiligen Lauf versetzt, da sie wohl ahnten, wem sie Hülfe zu bringen hätten. Mit mächtigen Sätzen kam Liebenow herbeigesprungen; er sah Cuno in Bedrängniß und faßte ohne Zögern den Gegner desselben mit beiden Händen, hob ihn hoch empor und schleuderte ihn mit solcher Gewalt zur Erde, daß er regungslos auf derselben liegen blieb; dann setzte er ihm den Fuß auf den Leib, zog das Schwert aus der Scheide und stieß es ihm so kraftvoll in die Brust, daß es, durch den Körper hindurchgehend, noch in den Boden fuhr.

„Mordement, Gott straf mich, wenn ich fluche, aper der ist abgethan!“ meinte er, indem er die Klinge wieder an sich zog. „Sieht es noch so einen Deiwelspraten hier, den ich in Stücke hacken soll?“

Jetzt war auch Schwalbe da. Im Eifer, seinen jungen Herren beizustehen, stürzte er sich auf Dieb, welcher, dieses Angriffs gar nicht gewärtig, sich gegen die ersten Streiche des eifrigen Dieners kaum zu decken vermochte.

§.

„Schwalbe, ich bin es ja!“ rief er, halb lachend, halb ärgerlich.

„Schwalbe, Bruder Schwalbe, willst Du gleich den Junker gehen lassen? Ich glaube, Dir ist bei dem Laufen der Verstand aus dem Kopfe gefallen!“

„Der Junker? Wahrhaftig, dat is Herr Dieb! Aber wo thun denn die Laufsewenzel sein, die ich mit meinem Säbel todtzuschlagen werden will?“

„Da liegen sie alle Beide!“ antwortete Cuno, indem er auf die Gefallen zeigte.

„Gens, zwee, drei — dat sind ja drei! Ich thate mich doch denken, daß es die beiden Werden sein wären thäten, die wir finden mögen würden!“

„Sie sind es auch. Der Dritte ist der Klosterbruder, den sie ermordet haben, noch ehe wir ihm beistehen konnten.“

„Möhrenplik, das sind ja die richtigen Menschenumpringer! um den armen Deiwel kann es mir herzlich leid thun. Wenn wir doch etwas eher gekommen wären! Wehaft Du denn Deinen Pack, Bruder Schwalbe?“

„Meinen Pack? Dat weest ich nich, wo der liegen werden mag; ich that ihn vom Buckel werfen, als ich zu laufen beginnen vornehmen mußte. Wo hast Du denn den Deinigen?“

„Der ist auch liegen geblieben, wo er noch nicht gelegen hat. Wir werden sie schon wiederfinden, wenn wir zurückgehen wollen.“

„Aber sagt, wie kommt Ihr denn hierher?“ frug er Dieb. „Wir denken, Ihr seid auf Stavenow!“

„Auf Stavenow? Mordement, Gott straf mich, wenn ich fluche, aper, mein lieper Junker, wie könnt Ihr nur denken, daß wir auf Stavenow sind, wenn Ihr Euch in Gefahr seht!“

„Dat is auch die meinige Ansicht! Thut nur immer sagen, wat Ihr wollt; thut uns meinewegen wieder fortprügeln von Euch, aber wir werden mit Euch gehen und uns niemals nich wieder fortweisen lassen!“

„Ja, das werden wir thun und zu Stande bringen! Wenn Ihr nichts für uns habt, so hungern wir mit Euch. Und wenn Ihr das nicht leiden wollt, so werde ich erst den Schwalbe umpringen und nachher mich auch todtzuschlagen. Ich bin der Wachtmeister Caspar Liebenow, und wenn Ihr den in die Wuth pringt, so haut und sticht er um sich, bis es keine lebendige Seele mehr giebt zehn Meilen rund um Stavenow herum!“

— 13 —

Der Säbue Anfang.

Es war mehrere Tage nach den letztgeschilderten Ereignissen, als vier Männer eine der Zachower Herbergen verließen und von dem Wirthe bis an die Thür des Hauses begleitet wurden.

„Aber ich sage Euch noch einmal,“ sagte der Lektore mit eindringlichem Tone, „daß kein Mensch, der in der Umgegend bekannt ist, zu dieser Stunde nach Treunien gehen mag. Die Nacht ist da; Ihr kennt die Wege nicht, und der „Feuerreiter“ geht um. Ihr wäret nicht die

Ersten, welche meine Warnung unbeachtet lassen und dann spurlos verschwinden. Bleibt hier und wandert morgen am Tage weiter, wenn Euch Euer Leben und das Heil Eurer Seelen lieb ist!"

"Wir danken Euch für Eure Fürsorge," lautete die Antwort des Einen von den Vierern, und wir erkennen trotz der Dunkelheit sofort den jungen Diez von Quikow an der Stimme. „Aber wir haben Grund, zu eilen, und so müssen wir uns schon hinauszwagen in den Wald, in welchem Eure Gespenster ihr Wesen treiben. Gehabt Euch wohl!"

"Nun denn, so geleite Euch Gott und die gebenedeiete Jungfrau Maria! Ihr wollt es nicht anders, und ich wasche meine Hände in Unschuld, denn ich habe meine Pflicht gethan, und Euch gewarnt."

"Thut es denn wirklich so nothwendig sein, daß wir nach Spandau kommen, Junker Diez?" frug Schwalbe — denn wir haben nun wohl alle Vier erkannt. „Dat Wandern bei Nacht is keene besonderbare Vergnüglichkeit für Leute, welche so gelaufen sein thun, wie wir. Erst nach Tangermünde — da war er nich; nachher nach Rathenow — da war er auch nich; dann nach Brandenburg — da is er auch nich gewesen, und nun nach Spandau — da thut er am Ende auch nich gewesen sein!"

"Laßt es gut sein, Schwalbe! Wir wollen zu dem Markgrafen und können nichts dafür, daß wir seinen Aufenthalt immer erst dann erfahren, wenn er ihn bereits verlassen hat. Wenn Euch die Anstrengung zu groß ist, so seid Ihr selbst schuld daran. Wäret Ihr auf Stavenow geblieben, so könntet Ihr der Ruhe pflegen."

"Dat thut Euch een böser Geist zu sagen eingegeben haben, denn wir sind ja froh, daß wir bei Euch bleiben dürfen, und wenn es für Euch gut is, so wollen wir in den Marken herumlaufen, bis wir Löcher hindurch gestampft haben werden. Aber daß Ihr nun g'rad zu dem Markgrafen gehen wollen müßt, der Euch in das Unglück gestürzt haben thut, dat is mich een Wunder, welches mir um Euch bange machen thut!"

"Höre, Bruder Schwalbe," ließ sich da die tiefe Bassstimme des Wachtmeisters vernehmen, „was unsere jungen Herren peschließen, das darf Dich kein Wunder nehmen; Du bist der Schwalpe, und sie sind die Junkers, und so hapen sie zu peschließen und Du mußt gehorchen! Wenn sie zu dem Markgrafen wollen, so werden sie wohl ihre guten Gründe dazu hapen; er wird sie nicht verschlingen, denn ich kann mich nicht pesinnen, daß sie ihm jemals etwas Böses zugefügt hapen. Und wenn es ja eine Gefahr dapei gepen sollte, Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche, aper da sind wir Beide doch auch noch da und werden sie peschützen so lange, bis die Schwarte plakt!"

"Dat darfst Du mich gar nicht erst zu sagen brauchen werden. Ich thue auch meinen Verstand haben und kann mich ganz gut denken, wat wir bei dem Burggrafen wollen mögen; aber mich ist der Feuerreiter unangenehm, welcher in dieser Gegend spuken thut, und darum denke ich, daß es besser gewesen wären thäte, wenn wir uns in Zachow schlafen gelegt hätten."

"Möhrenplik, aper, Bruder Schwalbe, ich glaube gar, Du glaupst an Gespenster!"

"Gespenster? Ja, Gespenster thut es geben, denn Du bist selber eens mit Deinen beleidigungsartigen Reden.

3.

Wenn Du etwa denkst, daß ich den Feuerreiter für eenen Geist halten thue, so bist Du gar nich werth, daß Du mir kennen gelernt haben darfst; denn es thut sich ja ganz von selber verstehen, daß hier eene Täuschung vorliegen mag, die ich mich noch nich enträthseln kann. Und Angst haben thue ich nich etwa für mir, sondern für unsere lieben Junkers, die vielleicht heut Abend in ihr Verderben laufen thun."

"Wo soll denn das Verderben stecken, wenn wir peit ihnen sind? Wehe dem Deiwelsgezüchte, dem es etwa peikommen sollte, uns auf unserm Wege zu üperfallen, ich pohrte ihm meinen Säpel in den Leip, daß ich selpst mit durch denselben hindurchfahren müßte!"

Schwalbe antwortete nicht weiter; er sah ein, daß er an dem Vorhaben seiner Herren nichts mehr ändern könne, und so verzichtete er auf alle fernere Gegenrede. Auch die beiden Brüder ließen den hinter ihnen stattfindenden Wortwechsel unbeachtet und schritten lautlos neben einander voran. Zwar hatte die Warnung des Wirthes keineswegs den Eindruck auf sie verfehlt, aber sie sahen in derselben keinen Grund, die Eile zu mindern, mit welcher sie nach Spandau zu kommen trachteten. Dort mußten sie den Markgrafen treffen, welcher gestern dort ein Lehngerecht gegen den Ritter Werner von Holzendorf abgehalten hatte, wie ihnen mitgetheilt worden war. Schon seit einigen Tagen waren sie ihm von Ort zu Ort gefolgt, hatten ihn aber nicht erreichen können, und nun waren sie entschlossen, sich diesem Uebel nicht länger auszusetzen, sondern lieber die Nacht zu Rathe zu nehmen, um zur rechten Zeit noch einzutreffen.

Es war überhaupt seit ihrem kurzen Aufenthalte bei dem Better Claus von Quikow eine sichtbare Veränderung mit ihnen vorgegangen. Ganz entgegen der früheren jugendlichen Mittheilbarkeit, waren sie jetzt schweigsam und verschlossen; es kam selten ein längeres Gespräch zwischen ihnen vor, und noch seltener fiel ein Wort zwischen ihnen und den beiden Dienern. Schwalbe schien sich dadurch zurückgesetzt oder gar beleidigt zu fühlen, was aber keineswegs einen Einfluß auf seine Treue und Opferwilligkeit hervorbrachte; der Wachtmeister dagegen empfand keinerlei Art von Kränkung darüber, und oft ruhte sein Auge mit inniger Theilnahme auf den bleichen Gesichtern der Jünglinge, die ihm mehr an das Herz gewachsen waren, als er zu sagen vermochte. Er war ein rauher, ungelegter Patron, aber es wohnte in den Tiefen seines alten, biederu Herzens ein Feingefühl, welches ihm Manches von dem errathen ließ, was in dem Innern der Brüder vorgiug.

Diese hatten auf Stavenow Entdeckungen gemacht, von denen sie mächtig erschüttert worden waren, und die Nachhaltigkeit dieser Erschütterung war um so größer, je unklarer sich die ihnen gewordenen Enthüllungen zeigten. Claus war nicht zum deutlichen Sprechen zu bewegen gewesen und hatte seine Mittheilungen nur höchst unvollständig gemacht, und als sie dann erwartet hatten, von dem Klosterbruder das Nähere zu erfahren, war derselbe ermordet worden und hatte sein Geheimniß mit ans dem Leben genommen. Und trotzdem wäre es ihnen vielleicht möglich gewesen, das Dunkel aufzuhellen, wenn sie ihren Zorn beherrscht und die beiden Wenden nicht augenblicklich niedergeschlagen hätten. Diese waren jedenfalls Mitwisser von Vielem gewesen, was Claus von Quikow nicht bloß-

gehen wollte, und hätten sich durch Zwang oder Ueberredung vielleicht zum Sprechen bewegen lassen. Aber hieran war nun nichts mehr zu ändern, und es blieb ihnen nichts übrig, als die erwünschte Aufklärung von der Zukunft zu erwarten.

Seit sie Stavenow verlassen, hatten sie keinen Mangel gelitten, sondern immer gehabt, was zu des Leibes Nahrung und Nothdurft gehört, denn Schwalbe und Liebenow hatten trotz der kurzen Zeit, die ihnen dazu übrig geblieben war, einen tüchtigen Griff in die Vorräthe des dicken Mitters gethan; aber die damals weggeworfenen und wieder aufgefundenen Päckchen waren kleiner und immer kleiner geworden, und heut nun hatte sich ihr Inhalt so unbedeutend gezeigt, daß er in den leeren Taschen Platz finden konnte. Das war natürlich nicht geeignet, die so schon Niedergeschlagenen zur Fröhlichkeit zu stimmen, und sie sehnten um so mehr den Augenblick herbei, von dem sie eine Aenderung ihrer Verhältnisse erwarteten.

Es herrschte tiefes Dunkel um die stillen Wanderer her, denn dickes Gewölk bedeckte den Himmel, und nur zuweilen gelang es dem Monde, einen zweifelhaften Strahl durch die Nacht zu bohren. Sie waren nun schon längere Zeit gegangen und empfanden nachgerade denn doch das Bedürfnis, ein Wörtchen der Ermunterung von einander zu vernehmen, doch wollte Keiner zuerst das Schweigen brechen. Da aber fand sich die Veranlassung zum Sprechen ganz von selbst und unerwartet, denn Diez und Cuno sahen ihre Schritte plötzlich durch ein Hindernis gehemmt, welches sich quer über den Weg zog, und die beiden Folgenden, welche etwas seitwärts hinter ihnen gegangen waren, stolperten ebenso und stürzten sogar über einen Gegenstand, welcher ihnen im Wege lag.

„Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche,“ rief Liebenow, indem er sich langsam wieder erhob, „aber da hat sich ein Viehzeug hier hergelegt und mich bald um das Leben gebracht! Bruder Schwalbe, so stehe doch nur auf! Oder bist Du vielleicht todt? Mein Schädel prunmt wie eine Paßgeige, und vor den Augen sehe ich lauter rothe, gelbe, grüne und blaue Funken fliegen!“

„Dat hätte ich mich nicht gedacht, daß ich mir so unversehrt niedersetzen thäte! Ich habe zwee Purzelbäume geschlagen, wie sie keene Meerfaze besser nich zusammengebracht haben können würde, den eenen nach rechts, den andern dann nach links hinüber. Dat Vieh ist todt. Greif doch einmal her, Caspar, wat es wohl für een Trampeithier sein mögen thut, wat uns in unsern stillen Gedanken gestört hat!“

„Mohrenpliz, hier ist der Kopf mit Zaum und Zügel; und hier fühle ich auch einen Sattel auf dem Buckel!“

„So sage es doch deutlich, Bruder Liebenow, ob Du den Sattel off Deinem Buckel fühlen thust oder off dem Pferde seinem; denn daß es een Pferd sein thut, dat weech ich ganz gewiß; ich habe hier hinten endlich eenen Schwanz gefunden.“

„Willst Du etwa auf Deinen Buckel auch etwas hapen, he? Da sollst Du gar nicht lange zu warten brauchen!“

„Ein todtes Pferd ist es?“ frug Diez besorgt. „Da ist hier irgend ein Schurkenstreich verübt worden, denn man hat ein Seil über die Straße gezogen, welches uns beinahe auch zu Falle gebracht hätte. Seid auf Eurer Huth, und denkt an Eure Schwerter!“

„Kommt doch einmal her, mein lieper Junker! Ich

ſ.

glaube, hier liegt Blut. Freilich ist es gefroren. Und der Gaul hat einen tiefen Stich in die Brust bekommen. Greift her; hier ist das Loch!“

Diez wollte sich bücken, um die Sache auch zu untersuchen, wurde aber davon durch einen neuen Ruf abgehalten, welchen Schwalbe ausstieß.

„Hier thut een Kerl liegen, der auch schon mausetodt geworden is! Es thut mich scheinen wollen, als ob hier een Kampf stattgefunden haben thäte, an dem das arme Thier und der Reiter haben sterben müssen!“

Die drei Anderen eilten schnell herbei und knieten an der Leiche nieder.

„Diesem Manne hat das Pferd nicht gehört, denn er ist ohne Sporen,“ bemerkte Cuno scharfsinnig. „Ein Ueberfall hat stattgefunden, wie der Strick beweist, über welchen der Reiter stürzen sollte. Ich denke aber, daß man dabei gestört worden ist, sonst wären die Leichen nicht liegen geblieben; wenigstens hätte man den Menschen bei Seite geschafft und dem Pferde das Reitzeug abgenommen. Es ist ein ritterliches Geschirr.“

„Du hast Recht!“ stimmte Diez bei, indem er zu dem gefallenem Thiere zurückkehrte und Sattel und Schabracke betastete. „Doch sagt, wo ist der Ritter hingekommen? Ich fühle eine Wappensteinerei hier an der Ecke!“

„Dat möchte ich auch wissen thun, wohin er gekommen is! Er muß noch eben da herum wohl liegen. Vielleicht is er bloß verwundet worden und thut noch Leben in seiner Leiche haben.“

„Bruder Schwalbe, Du bist ein Esel! Wie kann eine Leiche nur noch das geringste Bißchen Leben in sich hapen! Komm, wir wollen einmal nach ihm suchen, op er wohl zu finden ist!“

„Höre, Caspar, Du wirst doch mit keenen Esel nich suchen wollen!“ antwortete der in seiner Ehre gekränkte Mann; trotzdem aber kam er der ihm gewordenen Aufforderung nach und begann, mit dem furchtlosen Wachtmeister das anliegende Gebüsch zu durchstöbern, während die Brüder ihr Forschen auf die offene Straße richteten. Aber obgleich man mit der größten Aufmerksamkeit und Sorgfalt verfuhr, blieben ihre Bemühungen doch ohne allen Erfolg, so daß Diez endlich bemerkte:

„Laßt das Suchen sein, denn es versteht sich ja ganz von selbst, daß es nutzlos ist! Wenn man sich Alles genau überlegt, so ist der Vorgang leicht zu errathen: Der Angegriffene ist ein Herr aus adeligem Geschlecht gewesen; die den Ueberfall störten, sind den fliehenden Strauchdieben auf den Versen gefolgt. Und dieses scheint mir nur einen Grund zu haben, nämlich den, daß die Flüchtigen den Edlen, welcher über das Seil gestürzt ist, mit sich fortgerissen haben. Wäre es nicht so dunkel, so könnten wir aus dem Wappen seinen Namen errathen. Und selbst wenn ich mich irren sollte, ist es doch gewiß, daß wir nicht lange hier allein sein werden, wenn wir noch einige Zeit verziehen wollen. Entweder kehren die Verfolger zurück, oder, wenn es gar keine Verfolgung gegeben hat, kommen die Buschflepper wieder, um die Straße zu säubern und den Gefallenen fortzuschaffen. Dieser hat zu ihnen gehört, wie aus Allem zu schließen ist.“

Es vermochte Keiner gegen diese Behauptung Etwas einzuwenden, und Schwalbe erklärte sich nur mit der Vermuthung, noch länger hier zu bleiben, nicht so recht einverstanden.

„Wat thun wir davon haben, daß wir hier warten werden? Erst sollen wir laufen, damit wir den Markgrafen noch in Spandau antreffen thäten, und nun haben wir Zeit, uns an diesem Deiwelsorte todtschlagen lassen zu müssen! Ich für meine Person wollte mir ganz ruhig abthun lassen, aber daß auch Ihr einen Hieb oder einen Stich abkriegen sollt, dat is nich nothwendig. Ich denke, es is am besten, wenn wir machen, daß wir fortkommen thäten!“

„Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche, aperc Bruder Schwalpe, da soll man wohl nicht pös werden, wenn so ein unfolgsames Heidenarnickel, wie Du bist, unseren lieben Junkern immer über das Maul purzelt! Wir bleiben da, wenn Herr Diez es pestiehl, und wir gehen fort, wenn er es hapen will; das merke Dir! Und wenn Du noch einmal so eine widerspenstige Bemerkung machst, so tupfe ich Dir mit der Faust auf die Nase, daß sie den Schnupfen bekommt und ihre ganze Weisheit herausniesen soll!“

In dieser grimrigen Weise hatte der brave Wachtmeister noch nie mit seinem Spezial gesprochen, und dieser war so erstaunt über die deutliche Zurechtweisung, daß er gar keine Worte zu einem seiner stets bereiten Seitenhiebe fand.

„Wichtig ist es, was Du sagtest,“ stimmte Cuno dem Bruder bei; „und ich meine, daß es unsere Pflicht sei, hier zu warten, ob wir Jemandem vielleicht unsere Hülfe erweisen können. Die Leichen sind schon längst erkaltet; es ist also wohl eine geraume Weile seit dem Angriffe vergangen, und wenn überhaupt Jemand zurückkehrt, so wird es also so bald geschehen, daß wir nicht lange zu harren brauchen.“

„Gut, so bleiben wir! Wir sind unserer vier, und es müßte schlimm hergehen, wenn wir in Schaden gebracht werden sollten. Trotzdem aber wollen wir so vorsichtig wie möglich sein und uns hinter die Büsche auf die Lauer legen. Da wird uns Niemand bemerken, und wir können Alles beobachten und uns dann darnach richten.“

Dieser Vorschlag wurde angenommen, und bald waren die vier Männer im Gesträuch verschwunden und tiefe Stille herrschte über dem Orte, an welchem es vorher jedenfalls nicht ruhig zugegangen war. Die Worte Cuno's, daß ihr Harren kein lange währendes sein werde, erfüllten sich in kurzer Zeit, denn noch war kaum eine Viertelstunde vergangen, so knackten in der Ferne die Zweige des Unterholzes, das Geräusch kam immer näher, und endlich ließen sich eilige Schritte vernehmen. Es war nur eine einzelne Person, welche eine Strecke oberhalb des Ortes, an welchem die Versteckten lagen, den Wald verließ und dann schnellen Laufes die Straße verfolgte.

„Der hat nothwendig,“ raunte Liebenow den Andern zu. „Geht Acht; er wird gleich über den Deiwelsstrick hinwegjageln!“

Kaum waren diese Worte gesprochen, so geschah das Vorhergesagte: der Mann stürzte über den Strick.

„Ah, hier haben sie ihn heut befestigt!“ meinte er halb laut, doch immerhin so deutlich, daß sie die Worte bei der tiefen, nächtlichen Ruhe leicht vernehmen konnten. „Sie haben noch keine Zeit gefunden, zurückzukehren, um ihn zu entfernen. — Hier liegt das Pferd des Ritters!“ fuhr er nach einer Pause, während welcher er den Platz einer raschen Untersuchung unterworfen hatte, fort.

S.

— — „Und wer ist das?“ Er bog sich zu dem Todten nieder, den er jetzt bemerkte. „Das ist der Ulrich. Der hat hier endlich seinen wohlverdienten Lohn gefunden!“

„Hört, Ihr Herren,“ wisperte Schwalbe; „dat thut mich scheinen, als ob dieser Mann eener von die Räuber sein thäte, die uns todtschlagen werden, oder wir sie!“

„Ja, Bruder Schwalpe, das ist ein Räuber, wie wir gehört haben. Soll ich mich an ihn machen, Herr Diez, und ihn bei der Gurgel nehmen?“

Der Gefragte befand sich schon nicht mehr neben dem Wachtmeister, und als dieser verwundert nach ihm suchte, vernahm er einen kurzen, unterdrückten Schrei und dann den halbblauten Ruf des Junkers:

„Hierher! Ich habe ihn.“

Die drei Andern eilten zu ihm. Er hatte so geräuschlos gehandelt, daß sein Erheben selbst von ihnen nicht bemerkt worden war. Jetzt kniete er am Boden und hielt den Mann fest unter sich, welchen er, um ihn am Rufen zu verhindern, fest bei der Kehle gepackt hielt. Liebenow griff sofort mit zu.

„Haltet ihn noch ein wenig, mein lieber Junker! Ich habe hier einen festen Riemen für seine Hände, und um die Beine werde ich ihm seinen eigenen Gürtel schnallen. So, mein guter Raupmordspikpuppe, jetzt bist Du unser und wir brauchen Dich nicht mehr festzuhalten!“

„Wer seid Ihr und was wollt Ihr von mir?“ frug jetzt der nach Luft haschende Gefesselte.

„Wer wir sein thun, und wat wir von Dich wollen werden? Das wirst Du gleich hören sollen, Du Deiwelsracker, Du!“ antwortete Schwalbe in seiner steten Redefertigkeit.

Bei diesen Worten schnellte der Mann überrascht mit dem halben Oberkörper in die Höhe, fiel aber in Folge seiner Banden gleich wieder zurück.

„Wer ist das?“ frug er erregt. „Diese Stimme sollte ich kennen! Wie heißest Du?“

„Wie ich heiße? Dumme Frage! Ich werde doch wohl wissen, wie ich heißen muß! Schwalbe is mein Name.“

„Schwalbe? Heinrich Schwalbe aus Siwersdorf? Und Du leidest es, daß Jobst, Dein Bruder, hier gebunden vor Dir liegt!“

„Jobst, wahrhaftig Du thust es fein!“ rief Schwalbe lauter, als es die Situation eigentlich gestattete. „Ich habe Dir seit unserer Kindlichkeit nur een einziges Mal gesehen, und dat war vor neun Jahren in Pasewalk; aber ich thue Dir an der Stimme wieder erkennen. Komm an mein Herz, alter Sunge, und sei mich willkommen. in meinen Armen!“

Er zog den so unverhofft Gefundenen zu sich empor und küßte ihn wiederholt und herzlich auf den Mund.

„Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche, aperc Bruder Schwalpe, so thue ihm doch erst die Riemen von dem Leib! Du bist ein glücklicher Schweinepelz, daß Du hier in dunkler Mitternacht und mitten auf der Straße einen Bruder findest! Ich habe auch einen, und der heißt Peter; ich glaube, er ist in Engeland, und ich pin neugierig, op ich ihn auch noch einmal pegegnen werde!“

„Ja, binde ihm die Fesseln ab,“ gebot jetzt Diez, welcher mit Cuno bisher verwundert geschwiegen hatte. „Wenn es wirklich Dein Bruder ist, so können wir ihn ja nimmermehr feindlich behandeln!“

„Dat thut er wirklich sein, Herr Junker! So, da is der Riemen ab und auch der Gürtel. Und nun thue Dir erheben und meine jungen Herren begrüßen. Es sind Herr Diez und Herr Cuno, die Söhne des Ritters Dietrich von Quisow, bei dem ich in Dienst gewesen haben werde, wie Du schon damals wissen thatest.“

Jobst erhob sich.

„Das war ein Wiederfinden zur rechten Zeit, sonst hätten Ihr mir wer weiß was Uebles zugefügt, und ich wäre nicht dazu gekommen, den Herren von Uchtenhagen Hülfe zu bringen!“

„Von Uchtenhagen? Es giebt deren mehrere. Welche sind es?“

„Es sind zwei Brüder; sie heißen Hans und Karl.“

„Sind sie es, die hier angegriffen worden sind?“

„Ja. Der Aeltere stürzte über den Strick und wurde, nachdem man sein Pferd erstochen hatte, gebunden fortgeführt. Der Jüngere aber wehrte sich tapfer und hat die Buschflepper in die Flucht geschlagen, wobei Ulrich dort um das Leben gekommen ist. Dann ist er ihnen gefolgt, um Herrn Hans zu retten, und dabei auf mich gestoßen.“

„So bist Du also keiner von den Wegelagerern?“

„Ich bin bei ihnen gewesen,“ antwortete er zögernd und fuhr dann in der Erzählung dessen fort, was wir aus einem früheren Kapitel bereits wissen, bis er zu dem Punkte kam, an welchem er die gefangene Frau in der Sakristei gelassen hatte, um den Brüdern seinen Beistand zu bringen. „Ich schlich mich den Leuten bis in die Betlöcher nach, in denen ich die Gesuchten finden mußte, wie ich ganz genau wußte. Herr Hans von Uchtenhagen war auf der Straße ohne Widerstand überwältigt worden, weil ihn der Fall vom Pferde arg betäubt hatte, und darum war es den Leuten auch so leicht geworden, mit ihm ohne Aufenthalt die Ruine zu erreichen. Dort kam er zur Besinnung und begann, einen so kräftigen Widerstand zu leisten, daß er Mehrere schwer verwundete und Einen gar zu Tode brachte. Da wurde er endlich überwältigt, zusammengeschnürt und in eine Zelle geworfen, wo ihn der sichere Tod erwartet.“

„Ich denke, Du hast ihm Rettung bringen wollen?“

„Ja, bei Gott, das habe ich gewollt! Aber hört mir weiter: Die Gefangene, welche hier bei uns für eine Gräfin gehalten wird, hat durch die lange Gefangenschaft so im Kopfe gelitten, daß sie nicht mehr richtig denken kann. Statt ruhig in der Sakristei auf mich zu warten wie ich sie gebeten hatte, ist sie mir nachgekommen und hat dadurch mein Vorhaben verrathen. Die Leute fielen über mich her; aber es gelang mir doch, ihnen zu entweichen, da ich die verborgenen Schliche der Ruinen besser kenne als sie. Nun erwarten sie nichts Gutes von mir und werden alle Maßregeln ergreifen, um sich sicher zu stellen. Die beiden Brüder von Uchtenhagen werden ganz gewiß noch diese Nacht unschädlich gemacht, und meine armen Genossen, welche in dem Brunnen auf meine Rückkehr warten, sind nun auch verloren. Drum nahm ich mir vor, zu ihrer aller Rettung gleich und ungesäumt das Aeußerste zu ergreifen. Ich wollte im nächsten Orte Beistand suchen und so rasch wie möglich so viel Männer nach der Ruine führen, als zur Bewältigung der Bande erforderlich sind. Und hierin habt Ihr mich gestört.“

„So war der „Feurreiter“ Euer jetziger Anführer?“

J.

„Ja; jetzt jedoch ist er todt, wie ich Euch erzählt habe.“

„Und wie ist die unbekante Gräfin zu Euch gekommen?“

„Der „schwarze Dietrich“ hat sie vor langen Jahren zu uns gebracht. Sie war ein schönes Weib, und ich glaube, daß dies der alleinige Grund ihrer Gefangenschaft gewesen ist, denn er kam, seit sie sich bei uns befand, öfterer als früher und stellte ihr mit heißem Feuer nach. So gar Gewalt hat er anzuwenden versucht; aber sie hat sich gewehrt wie eine Löwin und ihn so von sich gewiesen, daß er lange Zeit ihr nicht mehr nahe getreten ist.“

Es entstand eine Pause. Das Gehörte war ganz geeignet, die Junker zum nachdenklichen Schweigen zu stimmen. Endlich frug Diez weiter:

„Du wolltest Hülfe aus einer der umliegenden Ortschaften holen. Denkst Du, daß dieses Vorhaben Dir auch wirklich gelingen werde?“

„Es war das Einzige, was mir zu thun übrig blieb, wenn die Rettung möglich werden sollte. Aber es wird wohl so viel Zeit darüber vergehen, daß wir zu spät kommen, wenn es mir ja gelingen sollte, Jemanden zum Mitgehen bewegen zu können. Und dabei sehe ich mich selbst gar großen Gefahren aus; doch soll mich das nicht abhalten, das Begonnene auch zu vollenden.“

„Vielleicht giebt es noch ein anderes, besseres und kürzeres Mittel, Deinen Voratz auszuführen. Gedulde Dich noch einige Augenblicke!“

Es war ihm ein Gedanke gekommen, kühn zwar und gefahrvoll auszuführen, aber derselbe sagte seinem jugendlich muthigen Sinne zu, und er trat daher abseits zum Bruder, um demselben leise seinen Voratz mitzutheilen. Die Unterredung währte nicht lange; Cuno hatte sofort seine Zustimmung gegeben, und Diez wandte sich wieder zu dem bußfertigen Räuber:

„Da Du so offen und rückhaltslos mit uns gesprochen hast, so sollst Du auch von mir eine aufrichtige Rede hören! Der „schwarze Dietrich“ hat Euch seine Wiederkehr zugesagt, und Ihr wartet auf ihn schon seit langer Zeit; aber da es ihm unmöglich ist, sein Wort zu erfüllen, so sendet er uns an seiner Stelle, und wir hoffen, daß Ihr alle uns Gehorsam leisten werdet!“

Der Eindruck, welchen diese Worte hervorbrachten, war ein gewaltiger.

„Dat is mich die größte Neuigkeit, die ich in meinem ganzen Leben erfahren haben thue!“ rief Schwalbe. „Also darum und derowegen that ich auf Stavenow den Lauscher machen müssen? Und darum und derowegen thatet Ihr mit dem Klosterbruder, der een Förster Günther war, eene Zusammenkunft halten wollen?“

„Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche, aber wo habt Ihr denn den Deiwelspraten, den „schwarzen Dietrich“ eigentlich getroffen? Der Kerl ist ja der richtige und leiphaftige Satan gewesen, und Ihr seid so junge und gute Herren, die noch kein Wasser getrübt hapen!“

„Der „schwarze Dietrich“ hätte Euch gesandt?“ frug nun auch Jobst, der sich endlich von seinem Erstaunen erholt hatte. „Das ist mir ein so ungläubig Ding, daß Ihr es mir erst beweisen müßt!“

(Fortsetzung folgt.)

Freierstunden am häuslichen Herde.



Redaction, Druck und Verlag von S. G. Münchmeyer in Dresden, Jagdweg 14.

Filialen: Berlin, Ruppinerstraße 44; Wien, Josephstädter Hauptstraße 35; Dortmund, Düppelstraße 6.

Der beiden Quikows letzte Fahrten.

Historischer Roman aus der Jugendzeit des Hauses Hohenzollern von Karl May.

[Fortsetzung.]

Uebersetzung und Dramatisirung vorbehalten,
Nachdruck gerichtlich verfolgt.

„Beweisen? Gut, welche Beweise verlangst Du?“

„Wer ist der „Schwarze“ eigentlich gewesen?“

„Das hat er selbst Euch Allen verschwiegen und wir haben von ihm nicht die Erlaubniß bekommen, es Euch zu sagen. Frage weiter!“

„Ja, was soll ich Euch fragen! Ich weiß ja gar nicht, welche Beweise er Euch mitgegeben hat.“

„Wir haben einen Beweis, den Ihr schon anerkennen werdet, und der hängt hier an unserer Seite,“ meinte Cuno, indem er mit der Linken an das Schwert schlug.

„Hörst Du es, Jobst?“ fügte Diez hinzu. „Und wer diesem Beweise keinen Glauben schenkt, dem geht es wie Bratislaw und Gieljuschken von der Wendenburg, die wir beide niedergestossen haben!“

„Ihr kennt Bratislaw und Gieljuschken und sprecht von der Wendenburg? Mehr bedarf es nicht, und ich kann Euch Glauben schenken. Willkommen, Ihr Herren. Nun werde ich mit meinen Kameraden auch nicht fortgehen, wenn wir sie noch am Leben treffen, sondern Euch gern Gehorsam und Treue leisten in allen Stücken, die Ihr von mir verlangt!“

„Wehe den Mannen, wenn sie diese Leute und die beiden Achtenhagen gemordet haben! Wir werden ein strenges Gericht halten. Nun brauchst Du keine andere Hilfe zu holen, denn wir selbst werden den Bedrohten Rettung bringen. Vorwärts zur Ruine!“

Es war ein verwegener Entschluß, verwegen in des Wortes kühnster Bedeutung; aber es galt die Rettung vieler, es galt eine ganze Schaar von Bösewichtern wo möglich zum Guten zurück zu führen, es galt, eine Sühne für den Mann zu leisten, der nach dem, was sie erfahren hatten, kein Anderer als ihr Vater sein konnte.

„Ja, vorwärts,“ stimmte Cuno bei, welcher sich jetzt

Freierstunden.

überlegter zeigte, als der von seinem Vorhaben begeisterte Bruder. „Zuvor aber wollen wir Alles bei Seite schaffen, was die Vorgänge verrathen könnte, welche hier geschehen sind.“

„Damit, Herr,“ meinte Jobst, „zeigt Ihr mir deutlich, daß Ihr wirklich auf das bedacht seid, was unsern Leuten frommt und Nutzen bringt. Kommt, laßt uns schnell zugreifen, damit wir die Bedrohten bald aus ihrer Angst erlösen!“

Man beseitigte das Seil und verbarg sowohl die Menschen-, als auch das Thierleiche an einem versteckten Orte, sodas wenigstens kein während dieser Nacht vielleicht noch Vorüberkommender eine Ahnung von den geschehenen Dingen haben konnte. Dann aber schlugen die Männer, Jobst an der Spitze, den Weg nach der Ruine ein.

Nach einer so viel wie möglich beschleunigten Wanderung gelangten sie an das Ufer des See's, dessen glatte Eisfläche in matter Helle vor ihnen lag, so daß einem scharfen Auge jede Bewegung auf demselben zu erkennen möglich war. Jobst hemmte seine Schritte und erhob den Arm, um die Richtung anzudeuten, in welche die ihm Folgenden blicken sollten.

„Seht Ihr dort den runden, schwarzen Flecken, der Landzunge gegenüber?“

„Ja. Es ist wohl eine Insel?“

„Dieselbe, von der ich Euch sagte, daß wir da eingekerkert gewesen sind. Und seht Ihr die kleinen, dunklen Punkte, welche sich von dem Lande auf sie zu bewegen?“

„Auch diese sehe ich,“ antwortete Diez. „Das sind entweder Thiere oder Menschen. Vielleicht ein Rudel Hirsche oder eine Familie von Wildschweinen, die dort ihre Nahrung suchen.“

„Nein, das sind die Leute, welche aus der Ruine abgesehen sind, um sich meiner armen Genossen zu bemächtigen. Wir sind grad noch zur rechten Zeit gekommen, um sie an ihrem bösen Werke zu verhindern. Kommt! Sobald sie die Insel erreicht haben, werden wir ihnen folgen. Die Anderen werden wohl nach dem Geschehenen mit der größten Vorsicht verfahren und doppelte Wachen ausgestellt haben. Ich glaube, daß wir jedenfalls auf eine solche stoßen, ehe wir das Eis betreten.“

Diese Voraussetzung zeigte sich bald als richtig, denn sie waren noch keine weite Strecke längs des Ufers hingegangen, so erhoben sich plötzlich grad vor ihnen zwei Männer, von denen sie laut und barsch angerufen wurden:

„Wer seid Ihr, und was habt Ihr hier zu suchen?“

Sie waren von ihnen leicht bemerkt worden, da sie sich keinerlei Mühe gegeben hatten, ihren Weg in so vorsichtiger Weise zu verfolgen, daß sie unentdeckt bleiben konnten.

„Gehört Ihr zu den Leuten, welche der „Schwarze“ hier in die Ruine gelegt hat?“ frug Diez, indem er furchtlos auf sie zutrat.

Eine solche Frage hatten sie nicht erwartet; sie kam ihnen vielmehr so unerhofft, daß sie, nicht wissend, was sie antworten sollten, einander verdutzt ansahen.

„Nun, bekomme ich bald eine Auskunft? Ich habe keine Zeit, lange auf Eure Rede zu warten!“

„So sagt uns erst, wie Ihr zu solchen Worten kommt!“

„Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche, aber Ihr habt weiter Nichts zu thun, als dem jungen Herrn Eure Antwort zu geben!“ klang es ihnen da aus dem Munde des entschlossenen Wachtmeisters entgegen. Er trat vor sie, packte mit je einer Hand einen von ihnen bei der Brust und schüttelte sie in einer Weise gegen einander, daß sie wohl erkannten, gegen eine solche körperliche Stärke sei von ihrer Seite gar nicht aufzukommen. „Nun, Ihr Deiwelspratzen, wir kommen von dem „Schwarzen Dietrich“ und wollen wissen, ob Ihr zu seinen Leuten gehört. Wenn Ihr nicht bald eine Antwort gebt, so schlage ich Euch mit den Köpfen zusammen, daß die Stücke davon über den See hinüberfliegen!“

„So laßt doch nur los! Ja, wir gehören zu ihnen.“

„Gut. Sind noch Andere von Euch hier in der Nähe?“ frug Diez weiter.

„Ja; wir haben eine Wächterreihe um die ganze Ruine gezogen, weil uns heut' eine schlimme Gefahr droht.“

„Ich kenne diese Gefahr und habe sie bereits von Euch abgewendet. Euer jehiger Anführer, der „Reiter“, welcher Euch von dem „Schwarzen“ gegeben wurde, ist todt. Wer ist einstweilen an seine Stelle getreten?“

„Der lange Thomas.“

Jobst war zurückgetreten, sodas die beiden Männer ihn nicht zu erkennen vermochten. Die Worte Diezens zeugten von einer solchen Bekanntschaft mit ihren Verhältnissen, daß sie gar nicht auf den Gedanken kamen, irgend einen Zweifel an seiner Behauptung, daß er ein Abgesandter ihres berühmten oder vielmehr berühmten und gefürchteten Hauptmanns sei, zu hegen. Er kannte sogar schon die Gefahr, in welcher sie standen, und versicherte,

dieselbe bereits von ihnen abgewendet zu haben; das imponirte ihnen, und so war ein Widerstand von ihrer Seite gar nicht zu befürchten.

„So geht, und ruft die Leute alle zusammen; Ich habe Euch gute Botschaft zu bringen und werde zunächst selbst nach der Insel gehen, um Diejenigen, welche sich jetzt dort befinden, herbei zu holen.“

Diese Worte wiesen auf eine Vertrauen erweckende Lokalkenntniß hin, und waren so kurz und bestimmt ausgesprochen, daß sie auf der Stelle ohne alle Gegenrede befolgt wurden. Der Anfang war also gemacht und zeigte sich so befriedigend, daß es den beiden Jünglingen etwas leichter um das Herz wurde, als es ihnen trotz allen Muthes bisher um dasselbe gewesen war.

Jetzt schritten sie nach der Insel zu und wurden, auf derselben angekommen, von Schwalbe nach dem Brunnenschachte geführt. Hier fanden sie keine Wache aufgestellt, sondern die Männer, welche vor ihnen hier angekommen waren, hatten sich alle hinab in den Stolln begeben.

„Macht schnell, Herr,“ drängte Jobst, „sonst sind die armen Teufel alle verloren! Ich habe ihnen zwar Speise und Trank gebracht, aber das hat ihre Kräfte doch nicht so schnell stärken können, daß sie Widerstand zu leisten vermögen, wenn es ihnen an das Leben geht.“

Diez dachte nicht an die Gefahr, welcher er entgegenging, sondern nur an die Rettung, die er zu bringen hatte.

„Du bleibst mit Jobst und Schwalbe oben,“ wandte er sich an Cuno, „und Ihr kommt nur dann hinab, wenn ich um Hilfe rufe. Du aber, Caspar, folgest mir, denn Du bist der Stärkste von uns allen und kannst mir im Falle der Noth den besten Beistand leisten!“

„Mohrenpliz, Herr Diez, ja, ich gehe mit, und wenn es Einer wagen sollte, Euch nur unrecht anzuplücken, den stoße ich die Faust in die Gurgel, daß sie ihm pis hinunter in die Stiefel fahren soll! Steigt nur hinap. Ich bin bereit und werde dem Deiwelsvolke schon die Seele aus dem Leibe pöhen, wenn es ihnen etwa einfällt, Euch etwas Böses zufügen zu wollen! Ich bin der Wachtmeister Caspar Liepenow, und wer mich in die Hize pringt, der praucht sich keinen Augenblick mehr um sein seliges Ende zu bekümmern!“

Sie stiegen hinab. Unten angekommen, fanden sie, daß die Männer, welche vor ihnen die Insel betreten hatten, alle in dem Stolln verschwunden waren, an dessen Ende sich die Gefangenen befanden.

„Vorwärts, Caspar, bücke Dich und nimm Dein Messer zur Hand,“ gebot Diez.

Der Schein einer brennenden Fackel drang ihnen entgegen, und bald konnten sie die Gestalten unterscheiden, welche den vor ihnen liegenden Raum dicht füllten.

„Binden?“ klang eine barsche Stimme. „Das ist gar nicht nöthig! Wir geben ihnen den Gnadenstoß; dann ist es einfach ab.“

„Ja, ab ist es dann, aber auch mit Euch,“ mahnte Diez schnell und schob sich trotz der Enge des Ganges an dem Vordersten vorbei und stand nun inmitten der runden Ausbuchtung, welche den Bedrohten als Aufenthalt gedient hatte. Seine Erscheinung brachte eine gewaltige Ueberraschung unter den Anwesenden hervor, doch machte er den lauten und erschreckten Ausrufungen schnell ein Ende: „Seid ruhig! Ich komme von dem „Schwarzen Dietrich“, um Rechenschaft von Euch zu fordern über Alles, was

während seiner Abwesenheit unter Euch geschehen ist. Wo befindet sich der lange Thomas, hier oder in der Ruine?"

„In der Ruine,“ erklang die willige Antwort. Schon der Name des gefürchteten Häuptlings war geeignet gewesen, sie vollständig einzuschüchtern, und die Verwegenheit des Junkers, sich mitten unter sie herab zu wagen, brachte eine gleiche Wirkung auf sie hervor.

„Er wird mir Rede stehen müssen über den Mord, den er Euch befohlen hat! Noch habe ich nicht mit ihm gesprochen. Wollt Ihr zu ihm halten oder zu mir?“

„Wir kennen Euch nicht,“ meinte der Sprecher, welcher vorhin nichts vom Binden hatte wissen wollen. „Und übrigens brauchen wir keinen Herrn; wir sind alt genug, um selbst zu wissen, was wir zu thun haben!“

„Gut; wenn Du mich noch nicht kennst, so sollst Du mich kennen lernen! Caspar!“

„Hier bin ich, Herr Junker!“ antwortete der Wachtmeister, welcher unbemerkt stehen geblieben war.

„Du lässest Niemanden vor, sondern stichst Jeden nieder, der ohne meine Erlaubniß fortgehen will.“

„Schön, mein Lieber Herr Diez! Laßt die Kerle nur kommen; wir werden ihnen schon zeigen, wem sie Gehorsam zu leisten haben!“

„Ihr seht,“ fuhr Diez fort, „daß Ihr Euch alle in meiner Hand befindet. Droben stehen meine Leute, die bloß auf meinen Befehl warten, Euch jede Feindschaft gegen mich zu vergelten. Wollet Ihr mich als Euren Anführer und Gebieter anerkennen oder nicht?“

„Ja, Ihr sollt es sein, wenn Euch der „Schwarze“ wirklich sendet!“ rief es im Kreise, und die vorherigen Gefangenen gaben diese Zusage natürlich mit freundiger Bereitwilligkeit. Nur der Eine, welcher schon vorhin gesprochen hatte, zeigte sich zu der Anerkennung nicht bereit.

„So bindet ihn. Das soll die erste Handlung sein mit welcher ich Euren Gehorsam prüfe!“

Trotz der Gegenwehr des Widerspenstigen wurde dieser Befehl sofort ausgeführt.

„Er mag hier liegen bleiben, bis ich über ihn entscheiden habe; jetzt aber folgt Ihr mir nach oben!“

An den Vordersten vorbei, kehrte er wieder in den Stollen zurück und stieg dann mit Liebenow die Leiter empor. Die Leute folgten ihm. Noch hatte er die Mündung des Brunnenloches nicht erreicht, so vernahm er das Klirren von Waffen, und er vermuthete sogleich, daß auf die Benachrichtigung durch den Posten der lange Thomas den Entschluß gefaßt habe, ihn auf der Insel zu überfallen. Rasch stieg er vollends empor und warf sich mit dem Schwerte unter die Kämpfenden. Es waren der Feinde nicht viele, aber doch genug, um die drei Personen, welche oben geblieben waren, leicht zu überwinden. Schon waren ihrer nur noch zwei, und die Hilfe kam grad noch zur rechten Zeit. Da sich schon Leute auf der Insel befunden hatten, so hatte man jedenfalls die Fremden in einer ganz anderen Situation erwartet, und als nun Diez und der Wachtmeister mit ihren frischen Kräften an dem Kampfe theilnahmen, um die Angreifenden theils niederzustoßen und theils zu entwaffnen.

Ein glücklicher Umstand war es allerdings, daß die Erläuterung der aus dem Brunnen steigenden Räuber zu den erretteten Gefangenen gehörten und nicht zögerten, ihren

Rettern beizustehen, sonst hätte die Sache doch vielleicht noch eine andere Wendung nehmen können. Diez beschloß darum, einer Wiederholung dieser Gefahr sofort vorzubeugen.

„Die haben den Lohn ihres Ungehorsams erhalten, und so wird es Jedem gehen, der es wagt, sich mir zu widersetzen. Schließt einen Kreis um mich!“

Die Leute gehorchten.

„Legt Eure Hände auf dies Schwert und schwört mir Treue und Gehorsam in Allem, was ich Euch befehlen werde!“

Jobst und seine Leidensgefährten thaten sogleich, wie er ihnen geheißten hatte; die Anderen folgten etwas langsamer; aber sein ganzes Benehmen und Wesen imponirte ihnen dergestalt, daß sie es doch nicht wagten, seine Rechte, einen solchen Schwur von ihnen zu fordern, einer näheren Prüfung zu unterwerfen.

„So!“ meinte er, das Schwert befriedigt in die Scheide steckend. „Nun laßt uns nach der Ruine gehen!“

„Halt, Herr Junker! Wo ist denn eigentlich unser Bruder Schwalpe?“ frug der Wachtmeister, indem er sich suchend umschaute.

Jetzt erst vermüßte auch der Gefragte den treuen Diener und gebot, nach ihm zu forschen. Man brauchte sich nicht lange vergebliche Mühe zu geben, denn schon nach wenigen Augenblicken fand man ihn todt im Schiffe liegen. Im Handgemenge mit einem der Buschklepper war er abseits getrieben worden und gefallen. Es war also doch, als hätte eine bestimmte Ahnung ihn veranlaßt, sich schon in Zachow der nächtlichen Wanderung zu widersetzen, wie er ja dann auch später seinen Herren nur ungern von der Straße nach den versteckten Klostertrümmern gefolgt war. Keiner von Allen empfand eine so große Trauer um den Gefallenen, als sein treuer Special, der Wachtmeister Liebenow, welcher noch grimmiger d'reinschaute als selbst Jobst, der den erst jetzt wiedergefundenen Bruder nun auch schon wieder verloren hatte.

„Herr Diez, geht mir so zwei oder drei Duzend Menschenkinder, die ich todt schlagen soll,“ rief Caspar. „Ich muß Etwas haben, an dem ich meine Wuth auslassen kann. Welcher von dem Deiwelsgezüchte muß es nur gewesen sein, der ihn so um das Leben gebracht hat!“

Das war nun freilich schwer zu sagen. Die Todten konnten nicht reden, und die Ueberwundenen, welche, anstatt gefangen zu sein, es vorgezogen hatten, den Schwur mit zu leisten, hätten den Thäter jedenfalls nicht verrathen, falls er sich unter ihnen befand. Uebrigens war auch jetzt gar keine Zeit übrig zu Ausbrüchen der Trauer und unnützen Untersuchungen, und darum gebot Diez, die Insel zu verlassen und sich um die Todten einstweilen nicht weiter zu kümmern.

Als sie die Landspitze erreichten, tauchte ein Mann vor ihnen auf.

„Bringt Ihr sie?“ frug er.

„Nehmt ihn in Eure Mitte!“ gebot Diez kurz. Es war ein Wachtposten, welcher ihnen nun wohl oder übel folgen mußte.

An dem breiten, eingefallenen Portale trafen sie einen zweiten Posten, der dieselbe Frage aussprach. Auch er wurde mitgenommen. Jobst hatte sich mit den beiden

Sunkern an die Spitze gestellt und dicke als Wegweiser.

„Hat der „Schwarze“ Euch von dem verborgenen Wege gesagt, welcher in den großen Keller führt?“ frug er leise.

„Nein.“

„Wenn Ihr ihn gehen wollt, so könnt Ihr die Leute unten in Erstaunen setzen, und Keiner wird dann einen Zweifel wagen.“

„Wo ist dieser Weg?“

„Ihr dürft nur den Wachtmeister mitnehmen und müßt ihn vor den Anderen verschweigen.“

„Die Leute befinden sich also in dem großen Keller?“

„Ja.“

„So warte!“

Er blieb stehen und wandte sich den ihm Folgenden zu.

„Ihrer wie Viele seid Ihr jetzt?“

„Nicht mehr als dreißig und etliche.“

„Es ist gut. Begebt Euch hinunter nach dem großen Keller. Wenn der lange Thomas Euch Feindseligkeit erweist, so nehmt Ihr ihn gefangen! Ich komme gleich nach.“

Obgleich sie nicht begreifen konnten, warum er an einem solchen Augenblicke, wo seine Gegenwart doch nothwendig war, nicht mit ihnen gehe, folgten sie doch dem Befehle und waren bald im nächtlichen Dunkel nicht mehr zu erkennen.

„Nun kommt! Doch gehet leise; es könnte Jemand in der Nähe sein, der uns folgte und so das Geheimniß erführe!“

Der Weg führte mühsam zwischen Trümmern und Mauerresten hindurch und endete vor einer Nische, in welcher die steinerne Figur irgend eines der vielen Heiligen stand, die von der römischen Kirche verehrt werden.

„Ist hier der Eingang?“ frug Cuno.

„Ja. Die frommen Brüder haben, als sie die Pläne zu dem Bau entwerfen ließen, gar wohl daran gedacht, daß es in einem heiligen Hause Manches giebt, was wir andern, sündigen Menschenkinder nicht zu wissen brauchen. Darum haben sie weidlich für die Anlegung von allerlei Schleichwerken und Verstecken gesorgt, deren Entdeckung wir nur dem Zufall zu verdanken hatten. Das ist der Evangelist Lucas, vor dem Ihr steht. Der Stein, auf welchem er sitzt, ist hohl. Schiebt doch einmal auf dieser Seite kräftig nach innen!“

Dies kniete nieder und that es; die Platte, an welche er drückte, wich nach innen und ließ sich so weit zurückschieben, daß eine Oeffnung entstand, durch welche der stärkste Mann zu schlüpfen vermochte.

„Steigt getrost hinein! Ich werde als Letzter die Oeffnung wieder schließen.“

Die Beiden folgten dieser Rede, da sie Vertrauen zu dem Manne haben konnten, der durch das Gedächtniß seines Bruders ihnen ja zu Danke verpflichtet und an sie gebunden war. Eine Reihe schmaler Stufen führte in die Tiefe und endete plötzlich vor einer Mauer, welche keinerlei Fortsetzung des Weges zeigte.

„Wo nun hin, Jobst?“

„Wartet einmal! Wir wollen erst sehen, wer sich in dem Keller befindet und wie es darinnen aussieht.“

Er trat zu ihnen hart an die Wand.

⚔.

„Fühlt Ihr hier diese eisernen Handgriffe? Es sind ihrer mehrere.“

„Ja. Wozu dienen sie?“

„Die Steine, in welche sie befestigt sind, wurden spitz zugehauen und wie ein Keil ohne Mörtel in die Mauer gefügt. Nun lassen sie sich leicht herausziehen, so daß Löcher entstehen, die, auf unserer Seite hoch und breit und auf der andern nur schmal und niedrig, uns gestatten, unbemerkt den ganzen Keller zu überblicken und Alles zu hören, was in demselben gesprochen wird. Macht Euch jeder eine Oeffnung; Ich werde für mich bezugleich thun!“

Es war so, wie der wohlorientirte Führer sagte; die Steine wurden zurückgezogen, und es bot sich den Brüdern ein Anblick, welcher sie lebhaft fesselte.

Vor ihnen lag ein großer, aber niedriger und nur spärlich erleuchteter Kellerraum, in welchem sich eine Menge von Geräthschaften und Gegenständen befand, welche auf das Handwerk der Bewohner desselben sofort schließen ließ. An einer der Säulen, welche die Decke trugen, stand ein kräftig gebauter, dunkeläugiger, junger Mann, dessen Aeußeres einen achtungerweckenden Eindruck machte, der selbst durch die starken Bande, welche Arm und Beine umschlangen, nicht gemindert werden konnte. Er schien nicht die mindeste Aufmerksamkeit für das um ihn Vorgehende zu haben und sein Interesse ausschließlich einer zweiten Person zuzuwenden, welche ebenso gefesselt zu seinen Füßen lag. Seitwärts von ihnen standen die abenteuernden Bewohner der Ruinen in einem wirren Knäuel bei einander und führten einen Wortwechsel, welcher mit jeder Sekunde an Heftigkeit zunahm.

„Seht Ihr den jungen Mann an der Säule liegen?“ frug Jobst.

„Wer ist es?“

„Es ist Herr Carl von Uchtenhagen, welcher bei uns in dem Brunnen war und unsere Banden löste. Er ist verwundet worden und kann wohl nur schwer stehen. Der Andere kann kein Anderer als Hans, sein Bruder, sein.“

„Gott sei gedankt! Ich hatte große Sorge um Ihr Leben. Aber sagtest Du nicht, daß sie in die „Betlöcher“ geschafft worden seien?“

„So war es auch. Jedenfalls hat man sie herbeigeholt, um ihnen ein Gericht zu setzen. Dabei aber ist man gestört worden, denn die Ausrüger sind schon eingetreten, und ich glaube, daß es zu einem Handgemenge kommen wird.“

„Wir müssen in den Keller. Zeige uns schnell, wie dies uns gelingen mag!“

„So kommt! Doch erschreckt nicht, denn es wird sich ein erstaunliches Geräusch erheben, welches sich die frommen Väter ausgedenken haben, um bei ihrem unerklärlichen Erscheinen Diejenigen in Angst und Furcht zu versetzen, welche in dem Keller sind. Der „schwarze Dietrich“ kam nur auf diese Weise zu uns, und darum hatten Alle eine so große Scheu vor ihm, da Niemand sich enträthseln konnte, wie er so plötzlich unter ihnen stehen könne. Seht Ihr die starke, dicke Säule dort in der Mitte?“

„Ja.“

„Aus Ihr werden wir herauskommen.“

„Das muß man ja sehen?“

„O nein, denn das Geräusch wird Aller Blicke empor nach der Decke richten. Man muß nur etwas schnell verfahren, wenn man, wie wir, zu Mehreren ist. Helft mit

die dünne Platte emporheben, auf welcher Ihr steht. Sie ist nicht schwer und verdeckt die weiteren Stufen."

Der Wachtmeister, welcher bisher vor Erstaunen kein Wort gesprochen hatte, bückte sich und hob den Stein allein und ohne Hilfe empor. Man stieg noch etwas über Manneshöhe hinab und gelangte dann in ein dumpfes, schleusenähnliches Gemäuer, welches in das Innere der Säule führte. Dort ging es wieder bis zur Sohle des Kellers empor, und nun bat Jobst, welcher mit dem Wachtmeister noch unten stand, da der Raum nur zwei Personen faßte:

„Meber Euren Häuptern werdet Ihr ein Seil gewahren; an diesem müßt Ihr ziehen, bis es nicht mehr geht, und es dann fahren lassen. Nachher aber tretet so schnell wie möglich hinaus in den Keller, daß für uns Beide auch noch genugsam Zeit übrig bleibt, hinaus zu kommen!"

Die Brüder fühlten das Ende des Seiles über sich und bemerkten beim Ziehen desselben, daß sie eine Rolle in Bewegung setzten, die sich über der Decke des Kellers befinden mußte und vielleicht mit einer Vorrichtung in Verbindung stand, welche dazu diente, das erwähnte Geräusch hervorzubringen. Als das Seil abgelaufen war, ließen sie es ihren Händen entgleiten. Sofort erhob sich in der Höhe ein donnerähnliches Rollen und Dröhnen, unter welchem die ganze Umgebung zu beben und zu erzittern schien; die Säule that sich auf und sie traten in den Keller.

Aller Augen sahen erschrocken nach oben; selbst der verwundete Karl von Uchtenhagen war entsezt emporgesprungen, denn für den Ueingeweihten lag allerdings der Gedanke nahe, daß das Gewölbe im Begriffe stehe, einzustürzen. Endlich endete das fürchterliche Rollen mit einem prasselnden Schläge, und denen, welche das Getöse früher schon gehört hatten, kam die Bestimmung zurück.

„Der „Schwarze“ kommt!“ rief es wie aus einem Munde.

„Nein, nicht der „Schwarze“ selbst, aber sein Abgesandter ist mitten unter Euch!“ ertönte aus ihrem eigenen Kreise die Antwort.

Sie traten entsezt aus einander und starrten Diez an, welcher mit entblößtem Schwerte bei ihnen stand. Cuno und der Wachtmeister lehnten mit gezogener Waffe noch an der Säule, und Jobst war zu den beiden Uchtenhagen geeilt, um sie von ihren Fesseln zu befreien.

„Stellt Euch in Reih und Glied zusammen!“ befahl Diez.

Wie im Traume wurde dieser Befehl vollzogen. Der Eindruck, welchen die letzten Augenblicke gemacht hatten und den das furchtlose und gebieterische Wesen des jungen Quikow noch machte, war ein so großer, daß es Keinem in den Sinn kam, gegen das Gebot zu handeln.

„Ich gebe Euch zu wählen zwischen Gehorsam oder Tod. Legt Alle Eure Waffen vor Euch nieder!"

Cuno und Liebenow traten zu ihm, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen; auch Hans von Uchtenhagen, durch einige Worte Jobst's unterrichtet, eilte herbei, und wenn auch Mancher von den Leuten eine bedenkliche Miene nicht unterdrücken konnte, so lagen doch bald sämtliche Waffen auf dem Boden. Es war ein eigenthümliches Hochgefühl, welches das Innere Diezens durchzitterte, als er sah, wie alle diese rohen und kraftvollen Gestalten sich unter seinen Willen beugten. Der „Schwarze Dietrich“

mußte es verstanden haben, mit mächtigem Einflusse sich dieser ungefügen Seelen zu bemächtigen, und in diesem Augenblicke kam dem Sohne die vermuthliche Vergangenheit des Vaters nicht so ehrlos und entwürdigend vor, als es vorher der Fall gewesen war. Wie einen süßen Rausch fühlte er den Gedanken, die Handlungen und das Schicksal Anderer von sich abhängig zu sehen, und diesem Rausche folgend, trat er, das Schwert einsteckend, vor:

„Gut! Ich wollte Euch nur prüfen und habe gesehen, daß ich mit Euch zufrieden sein werde. Nehmt die Waffen wieder an Euch, denn ich habe die Befehle des „Schwarzen“ nur an Männer auszurichten. Der lange Thomas trete vor!"

Eine lange, hagere Gestalt löste sich von den Uebrigen.

„Sind die Leute alle beisammen?"

„Nein."

„Wo befinden sich die Fehlenden?"

„Bei den Gefangenen und auf Posten draußen im Freien."

„Habe ich nicht geboten, daß die Posten eingezogen werden sollen?"

„Verzeiht, Herr, aber da wußte ich noch nicht so wie jetzt, daß Ihr wirklich von dem Hauptmann gesandt seid."

„Das will ich einmal gelten lassen. Welche Gefangenen befinden sich hier?"

„Es sind nur wenige Männer, auf deren Lösegeld wir warten."

„Und die Gräfin?"

„Ist eingeschlossen."

„Gut. Die Botschaft, welche ich Euch bringe, wird Euch mit hoher Freude erfüllen, und Keiner soll sie versäumen. Ruft alle die Curigen herbei und laßt Verwundung einkehren unter denen, die sich bisher entzwekten. Und habt Ihr einen guten Schluß zur Stelle, so wollen wir einen tüchtigen Willkommen trinken und wieder einmal fröhlich sein wie zu den Zeiten, da der Herr noch unter Euch erschien!"

Nichts hätte dem Sprecher die Herzen Aller so schnell gewinnen können als diese Worte. Man umringte ihn mit Jauchzen und frohen Rufen, und der ehrliche Liebenow, welchem bis zu diesem Augenblicke vor lauter Besorgniß für seine Herren das Herz im Leibe gezittert hatte, murmelte, sich den mit Pech gestreiften Bart streichend:

„Mordelement und Mohrenpliz, aper der Junker Diez wird grad so ein fürchterlicher Deiwelskerl, wie sein Vater, der Ritter Dietrich von Quikow! Jetzt hat er die Räuper alle im Sack und ich kann nun sehen, wo ich Einen zum Todtschlagen für meinen Bruder Schwalpe herpekomme!"

„Auch die Gefangenen," fuhr Diez in seiner Anordnung fort, „sollen Trunk und Imbiß haben; diese beiden Herren aber sind frei und unsere Gäste. Verbindet den Junker von Uchtenhagen!"

Die Genannten dankten ihm mit freudigen Worten, und während die Bewohner des Kellers in eifriger Bewegung waren, seine Befehle auszuführen, nahm ihn Hans auf die Seite und frug:

„Wie mir der Mann dort sagte, welcher bei meinem Bruder kniet, seid Ihr der Junker Diez von Quikow?"

„Er hat Euch recht gesagt."

„Wie kommt Ihr unter diese Mörderbande?"

„Durch einen Zufall, den ich benutzte, um als ein Abgesandter ihres Anführers zu gelten. Nur so konnte ich Euch retten.“

„Ihr kamt, um uns zu retten?“ klang es überrascht.

„Ja, der Mann, welcher Euren Bruder befreien wollte, traf uns, die wir nach Spandau unterwegs waren. Er erzählte, daß Euch hier große Gefahr drohe, und so beschloffen wir, Euch Hilfe zu bringen.“

„Aber wißt Ihr von dem Prozesse, welcher gestern gegen Werner von Holzendorf in Spandau verhandelt worden ist?“

„Ich weiß von ihm.“

„Und daß ich da als Schöppe Eures Vater feindlich gewesen bin?“

„Das geht mich hier nichts an. Ihr seid in Noth gewesen, und ich mußte Euch beistehen!“

Mit bewundernden Blicken maß Hans die schlanke Gestalt des edlen Jünglings.

„Ja, wir waren in Noth, und da waget Ihr Beide, die Ihr noch Knaben seid, Euch in die Höhle des Löwen, wo vielleicht gar mancher kraftvolle Held seinen Untergang gefunden hat, und macht durch eine Geistesgegenwart und Klugheit, wie sie nur selten ein Erwachsener besitzt, Euch eine ganze Schaar von Bösewichtern unterthan. Herr Diez, ich bewundere Euch; hier habt Ihr meine Hand. Wir müssen Freunde werden, damit ich Euch Achtung und Dank erweisen kann!“

Duitzow schlug kräftig ein. Noch niemals war seine Brust von so hohen und glücklichen Empfindungen bewegt gewesen wie in diesem Augenblicke. Er fühlte, daß er mehr zu thun im Begriffe stehe, als eine bloße Heldenthat, und das gab ihm diejenige Sicherheit und Kraft, welche zur Ausführung seines Vorhabens erforderlich war. Auch Cuno wurde von Hans begrüßt und herzlich belobt, und dann traten die Drei zu dem verwundeten Karl von Nichtenhagen, welcher ebenso wie sein älterer Bruder mit herzlichen und bewundernden Worten um die Freundschaft der Jünglinge bat. Seine Wunden zeigten sich als nicht so gefährlich, wie man sie vermuthet hatte, vielmehr waren die von ihm verursachten Schmerzen nicht so groß wie diejenigen, welche ihm die scharfen Fesseln hergebracht hatten, und er sprach die Hoffnung aus, bei einiger Pfllege recht bald wieder zu gefunden.

„Noch bin ich dieser Männer nicht ganz sicher,“ meinte Diez leise zu dem Andern, „und darum gilt es, vorsichtig zu verfahren. Versetzt Euch unter der Hand mit Waffen und haltet Euch immer in der Nähe Derjenigen, welche in dem Brunnen gefangen waren. Sie werden uns nicht verlassen. Jetzt aber muß ich für wenige Minuten von Euch gehen, denn ich habe eine wichtige Sache zu untersuchen.“

„Dürfen wir Euch nicht zu Eurem Schutze begleiten?“ frug Hans.

„Nein. Auf meinem Gange wird mir Niemand ein Leides zufügen, und ich muß Euch hier zurücklassen, damit nichts Feindseliges gegen uns vorgenommen werde!“

„Auch ich soll zurückbleiben und nicht mit Dir gehen dürfen?“ frug Cuno.

„Auch Du. Mir wird nichts Böses geschehen, Ihr aber befindet Euch mitten unter diesen wilden und unzuverlässigen Gesellen, und je mehr Eurer sind, desto besser ist es für Euch.“

⚡

Er trat zu Jobst.

„Du hast gesagt, daß hier der Ort sei, an welchem der „Schwarze“ seinen Raub zu verbergen pflege?“

„So ist es.“

„Und Du kennst die Stelle, wo die ungerechten Güter sich aufbewahrt befinden?“

„Ja; ich allein von Allen, welche hier sind. Nicht einmal der „Reiter“ hat Etwas davon gewußt.“

„Und worin bestehen die Schätze? Es sind wohl meist Kaufmannsgüter, welche Ihr den hier vorüberziehenden Handelsleuten abgenommen habt?“

„Meist sind es solche Waaren; aber es befindet sich noch manches Andere dabei, was Ihr bei uns nicht vermuthen würdet, denn der „Schwarze“ hat nicht bloß seine Leute hier verborgen, sondern Alles, was er den Augen Unberufener entziehen wollte. Warum fragt Ihr mich?“

„Weil ich gern den Ort kennen lernen und die Schätze sehen möchte, die da zu finden sind.“

„Hat der „Schwarze“ Euch nichts von ihm gesagt?“

„Nein; es war keine Zeit vorhanden, über jedes Einzelne ausführlich zu sprechen.“

„Zu einer solchen Sache muß schon Zeit vorhanden sein. Wenn er geschwiegen hat, so geschah es, weil er Euch von dem Orte nichts wissen lassen wollte; also darf auch ich das Geheimniß Niemandem preisgeben.“

„Auch mir nicht?“

„Ja, darüber bin ich im Zweifel!“ meinte Jobst.

„Diesen Zweifel werde ich sofort beseitigen: Ich befehle Dir, mich sofort an die verborgene Stelle zu führen, von welcher Du gesprochen hast! Wirfst Du es wohl wagen, diesem Gebote zu widerstreben?“

„Nein Herr!“ antwortete der Mann, indem ein verständnißvolles Lächeln über seine Züge ging. Der „Schwarze“ hat Euch zu uns gesandt, damit Ihr uns seine Befehle überbringen sollt, und so muß ich also Alles thun, was Ihr mir gebietet.“

„Gut; also laß uns gehen! Wird uns kein Unfall begegnen, bis wir wieder zurückkehren?“

„Nein, dessen bin ich gewiß und sicher. Kommt; ich werde Euch führen!“

Sie verließen den Keller durch seinen gewöhnlichen Aus- und Eingang und gelangten wieder hinauf in das Freie. Hier wandten sie sich zwischen mancherlei Gerölle und Trümmerhaufen hindurch, passirten dann die Einfassungsmauer und gingen eine nicht ganz unbedeutende Strecke in den Wald hinein. Vor einer uralten, mächtigen Eiche blieb Jobst stehen. Sie mußte wohl über tausend Jahre zählen und hatte einen Umfang, zu dessen Umspannung zwei oder drei Männer nicht hinreichten.

„Was ist es mit dieser Eiche?“ frug Diez.

„Sie ist der Ort, an den ich Euch führen sollte.“

„Das ist unmöglich.“

„Und doch ist es so, Herr! Wenn Ihr den Baum am Tage betrachtet, so bemerkt Ihr nicht die geringste Spur davon, daß er inwendig hohl ist, und noch viel weniger ist zu erkennen, daß eine Thür in sein Inneres führt. Seine starke Rinde ist von so unzähligen und nach allen Richtungen gehenden Rissen durchzogen, daß der Schnitt, welcher die Thür von dem eigentlichen Holze des Baumes trennt, nur durch Zufall entdeckt werden könnte. Hier sind zwei kleine Wurzeln, zwischen denen sich ein mit Moos

verstopftes Loch befindet. Greift einmal hinein! Was fühlt Ihr?"

„Einen Draht.“

„So faßt ihn an und gebt ihm einen kräftigen Ruck nach unten!“

Dieß that es und sofort legte sich ein unregelmäßig gestalteter Theil des Baumumfanges nach innen, so daß eine Oeffnung entstand, welche groß genug war, um einem starken Manne den Eintritt zu ermöglichen.

„Kommt herein,“ meinte Jobst, welcher sofort das Innere des geheimnißvollen Baumes betrat. „Wir müssen unverzüglich wieder schließen, um jeder Ueberraschung vorzubeugen.“ Er drückte die Thür wieder zurück, und ein eigenthümliches, scharfes Schnappen ließ erkennen, daß der Eingang nun jedem unberufenen Auge entzogen sei.

„Hier müssen wir wieder abwärts steigen?“ frug der Junker.

„Nicht steigen. Greift her; hier ist ein Seil befestigt, welches durch den Boden geht. Wir müssen uns an ihm hinablassen.“

Er bückte sich, hob einen Theil des Fußbodens auf die Seite und befand sich nach wenigen Augenblicken tief unter dem jungen Manne, der nun seinerseits auch das Seil ergriff, und bald neben ihm stand. Nur einige Schritte gingen sie vorwärts, dann machte Jobst schon wieder Halt. Dieß fühlte eine Mauer vor sich.

„Paßt jetzt auf, Herr! dieser schmale Mauerknecht, vor welchem wir stehen, läßt sich nach innen schieben; er geht auf Walzen; aber wehe dem Unbekannten, welcher dann durch die Lücke eindringen wollte, denn drinnen ist an der gegenüberliegenden Wand ein starker Bogen befestigt, welcher fest gespannt und mit einem scharfen, spitzen Pfeile versehen ist, der jeden fremden Eindringling auf der Stelle durchbohrt. Helft mit schieben! Es ist lange Zeit Niemand hier gewesen, und so wird die Last schwer zu bewegen sein. So! Tretet ja nicht näher, sondern greift nur hier rechts nach innen. Was fühlt Ihr?“

„Einen dünnen, aber festen Faden, welcher von oben herabhängt.“

„Zieht langsam und so lange an ihm, als er nachgiebt!“

Dieß that es, und darauf ließ sich in dem dunklen, vor ihnen liegenden Raume ein lautes, zitterndes Schnurren vernehmen.

„Was war das?“

„Die Bogenschnur ist zurückgegangen, und wir können nun gefahrlos eintreten. Kommt! Ich werde sofort wieder schließen.“

Nachdem dies geschehen war, zog er den jungen Mann seitwärts zu einer Nische, in welcher Letzterer ein hölzernes Kästchen fühlte.

„Hier giebt es Stahl, Stein, Zunder und Schwefel, und hier in der Ecke liegt ein ganzer Vorrath von Kienspähnen. Kommt, laßt uns Feuer schlagen!“

Bald war eine der Fackeln in Brand gesetzt, so daß der Raum nun deutlich überblickt werden konnte. Außer der angegebenen Schießvorrichtung, welche einer in der Mauer befestigten Armbrust ähnelte, ließ sich nicht das Geringste in demselben bemerken, weshalb der Junker sich nicht enthalten konnte, einen fragenden Blick auf Jobst zu richten.

„Ihr glaubtet wohl, schon hier in der verborgenen

Schatzkammer zu sein? O nein, wir müssen noch durch eine ganze Reihe solcher leerer Kammern, deren jede durch Pfeil und Bogen vertheidigt wird; und bei jedem Eingange giebt es eine andere Vorrichtung, die der Uneingeweihte gar nicht zu entdecken vermag. Die frommen Väter haben außerordentlich klug gebaut, und das hat der „Schwarze“ sehr wohl auszunutzen verstanden. Kommt, tragt die Fackel, Herr, und nehmt einen kleinen Vorrath von Spähnen mit; ich werde Euch Alles so genau zeigen und erklären, daß Ihr später alle diese Räume auch allein und ohne Gefahr betreten könnt!“

Er erfüllte das Versprechen so sorgfältig und ausführlich, daß Dieß jeden Augenblick mehr einsah, daß er an ihm einen treuen und zuverlässigen Diener und Verbündeten besitze, und sich vornahm, ihn für immer bei sich und in Ehren zu halten. Endlich standen sie vor dem letzten Eingange, welcher doppelt verwahrt war, aber ihnen trotzdem auch den Zutritt gestatten mußte. Kaum hatte er sich hinter ihnen geschlossen, so stieß der Junker einen Ruf der Verwunderung aus, denn er befand sich in einem zwar nicht zu hohen, aber desto längeren und breiteren Saale, dessen Decke von massigen Pfeilern getragen wurde. Die gelbrothe, ruhende Flamme der Fackel vermochte nur einen geringen Theil dieses mächtigen Raumes nothdürftig zu beleuchten, trotzdem aber waren ganze Reihen von starken Tafeln und Bänken zu erkennen, welche sich von einem Ende bis zum andern zogen und keineswegs leer standen, sondern alle die werthvollen Beutegegenstände trugen, welche hier aufgehäuft lagen.

Sie gingen von Tafel zu Tafel, und mit immer wachsendem Erstaunen sah Dieß, daß hier ein Reichthum aufgestapelt sei, dessen Größe er in diesem Augenblicke nicht einmal zu taxiren verstehe.

„Nicht wahr, das habt Ihr nicht erwartet?“

„Nein, gewiß und wahrhaftig nicht. Ihr müßt viele Jahre geheimst haben, ehe Ihr das Alles zusammenbringen konntet.“

„Meint Ihr? Das sind nur diejenigen Waaren, welche nicht zur Vertheilung gelangten; denkt nur, wie viele Dinge eine gute Wagen- oder Schiffsladung enthalten kann.“

„Aber wie habt Ihr dies Alles hereingebracht? Durch die Thüre jedenfalls nicht!“

„Durch diese sind bloß die kleineren Gegenstände und zugleich solche Sachen gebracht worden, welche der „Schwarze“ Niemandem sehen lassen wollte. Es giebt noch einen andern Eingang, den ich Euch auch zeigen werde. Jetzt aber kommt einmal her zu dieser Truhe! Könnnt Ihr sie von der Stelle fortbewegen?“

Dieß versuchte es.

„Nein; es ist mir dies nicht möglich.“

„Sie enthält das Werthvollste, nämlich goldene und silberne Gefäße, allerlei Schmuck und Geschmeide, geschlagnene Münzen und ähnliche Kostbarkeiten.“

„Wie gelangt man in ihr Inneres?“ frug der junge Mann, der sich in eine nicht unbedeutende Aufregung versetzt sah.

(Fortsetzung folgt.)

Freierstunden am häuslichen Herde.



Redaction, Druck und Verlag von S. G. Münchmeyer in Dresden, Jagdweg 14.

Filialen: Berlin, Ruppinerstraße 44; Wien, Josephstädter Hauptstraße 35; Dortmund, Düppelstraße 6.

Der beiden Quikows letzte Fahrten.

Historischer Roman aus der Jugendzeit des Hauses Hohenzollern, begonnen von Karl May, fortgeführt von Dr. Goldmann.

[Fortsetzung.]

Uebersetzung und Dramatisirung vorbehalten,
Nachdruck gerichtlich verfolgt.

Jobst beobachtete Diez, dessen Aufregung beim Anblicke der großen, angeblich mit Gold und Silber oder doch wenigstens mit dementsprechenden Werthgegenständen gefüllten Truhe auffallend stieg, mit Erstaunen.

Auf die Truhe zeigend, sagte er:

„Seht Ihr hier nun den dritten Nagel?“

„Ja, was ist mit ihm?“

„Bemerkt Ihr nichts Auffälliges?“

„Nein — doch er scheint nicht ganz so fest eingeschlagen zu sein, wie die übrigen.“

„Nichtig. Nun sucht an der andern Seite der Truhe einen in gleicher Weise nachlässig eingeschlagenen Nagel.“

Diez folgte dieser Weisung und rief nach kurzem Suchen:

„Ich habe ihn gefunden. Es ist der vierte Nagel in der ersten Reihe von oben.“

„Das stimmt.“

Jobst griff nun in eine kleine, unscheinbare Höhlung unter der Truhe und zog zwei eiserne Klammern hervor. Eine derselben reichte er Diez.

„Mit Hilfe dieser Klammer sucht den Nagel so weit als möglich herauszuziehen, ich werde hier das Nämlliche thun!“

Längere Zeit mühte Diez sich vergeblich. Der Nagel gab nicht nach. Durch eine zufällige Wendung der Hand, in welcher er die an dem Kopfe des Nagels befestigte Klammer hielt, machte er die Wahrnehmung, daß der Nagel jetzt zu weichen begann.

Diez drehte weiter und im nächsten Augenblicke hatte er statt des vermutheten Nagels eine dünne Eisenstange herausgezogen, welche eben so lang als die Truhe war.

Jobst hatte das gleiche Experiment längst beendet, Feierstunden.

holte nun aus derselben Höhlung, in welcher die Klammern gelegen, einen Schlüssel hervor und öffnete mit Leichtigkeit und ohne irgend welche Anstrengung in der gewöhnlichen Weise die Truhe.

Diez prallte zurück, als er einen Blick auf die in derselben aufgehäuften Schätze geworfen.

„Wahrhaftig! das ist mehr, als ich irgend hier suchen durfte.“

„Das glaube ich,“ bemerkte Jobst ernst, „der „Schwarze“ hat aber auch niemals eines der Gefäße oder einen Schmuckgegenstand, sobald er hier untergebracht war, wieder mit weggenommen. Er schien nur sammeln zu wollen, und ich habe mich manchmal selbst gewundert, weshalb er nur die werthvollen, kostbaren Sachen hier aufstapelt, wenn er sie nicht zu seinem Vortheil verwerthen will!“

„Ich sehe da auch eine sehr bedeutende Summe an geschlagenen Münzen. Ist von dieser Art Beute auch kein Gebrauch gemacht worden?“

„Das ist mir nicht bekannt!“

Diez blieb einige Augenblicke sinnend vor der offenen Truhe stehen.

Plötzlich bückte er sich. Irgend einer der in der Truhe liegenden Gegenstände mußte seine Aufmerksamkeit erregt haben.

„Was befindet sich dort in dem prachtvollen, mit Edelsteinen ausgelegten Kästchen?“

„Schmuckgegenstände, die vor einer Reihe von Jahren irgend einem sehr reichen Herrn abgenommen worden sind.“

„Woher wißt Ihr das? Waret Ihr an dem Streifzuge theilhaftig?“

„Nein, ich schließe aber aus dem Vorhandensein der Gegenstände an diesem Orte, daß sie auf keine andere Weise in den Besitz des „Schwarzen“ gekommen sind.“

Diez hatte während dessen das Kästchen aus der Truhe genommen und versucht, es zu öffnen, jedoch vergebens.

Unwillig reichte er es Jobst.

„Versteht Ihr das Ding zu öffnen?“

Schweigend ergriff dieser das Kästchen, drückte auf einen kaum bemerkbaren, in keiner Weise auffallenden Stift an der Seite desselben, der Deckel sprang auf und Diez vermochte einen Ausruf des Erstaunens nicht zu unterdrücken, als er den reichen Schmuck, die einen ungeheuren Werth besitzenden Edelsteine betrachtete, welche das Kästchen barg. Ein paar Armspangen erregten namentlich sein Interesse und er würde erst noch einige Zeit mit der Besichtigung dieser Schätze zugebracht haben, wenn Jobst ihn nicht darauf aufmerksam gemacht hätte, daß bei längerem Verweilen und noch weiterer Verzögerung der Rückkehr zu den die Räuber bewachenden Rittern, Letztere nicht nur besorgt, sondern auch die Ersteren auffällig und die Ritter bei der Mehrzahl der Räuber und ihrer geringen Bekanntschaft mit der Einrichtung des unterirdischen Gelasses, in welchem sie sich befanden, in eine höchst bedrängte Lage gerathen könnten.

Diez besichtigte, während Jobst seine wirklichen oder vermeintlichen Bedenken äußerte, die Geschmeide näher und fand auf allen eine Krone und einen Namenszug, in dem er nur den Buchstaben „W“ klar zu erkennen vermochte.

„Ist Dir nie bekannt geworden,“ wandte er sich zu Jobst, „wem diese Gegenstände abgenommen worden sind?“

„Nein!“

Diez schwieg jetzt eine Weile, dann fragte er plötzlich: „Ist Dir nichts Näheres über die Gräfin bekannt?“

„Nicht das Geringste weiß ich über diese Frau. Während sie noch bei Verstande war, bin ich nicht mit ihr zusammengekommen, später aber war es nicht mehr möglich, ein Wort mit ihr zu sprechen. Die Leute dort im Keller wissen auch nicht mehr als ich!“

„Das ist freilich sehr wenig. Doch wir wollen nun zurück!“

Diez war im Begriff, das Kästchen zu schließen, als ein geheimes, am Deckel desselben angebrachtes Fach sich öffnete und ein Ring heraus und zu Boden fiel.

Trotz alles Suchens gelang es ihnen nicht, diesen Ring wieder zu finden.

Sie schlossen deshalb, um sich nicht noch länger in dem Gewölbe aufzuhalten, die das Kästchen auf's Neue bergende Truhe und Diez hatte oben die Stange wieder an der bestimmten Stelle durch die Truhe und das an der Innenseite des Schlosses beständige Loch geschoben, als sein Blick durch etwas Glänzendes vor seinen Füßen gefesselt wurde.

Er bückte sich.

„Hah, der Ring!“ rief er und hob ihn auf.

„Nun wird es wohl das Beste sein, Herr, Ihr nehmt ihn an Euch, bis Ihr wieder einmal die Truhe öffnet!“ brummte Jobst und Dietrich stimmte dieser Ansicht ohne Einspruch bei.

F.

Beide schritten nach der entgegengesetzten Seite des Gewölbes.

Ein schmaler Gang führte zwischen den aufgehäuften Waaren hindurch und Diez blieb wiederholt stehen, um sich bei manchem der Berge von Waaren zu fragen, zu welchem Zwecke sein Vater wohl dieses großartige Waarenlager errichtet habe, das zu verwerthen oder zu verbrauchen wohl schwerlich angegangen sein würde.

Durch diese Fragen wurden keineswegs sehr erfreuliche Betrachtungen in ihm wachgerufen.

Bei seinem Eintritte in das Versammlungs-Lokal wurde durch das Verhalten der Räuber das Bewußtsein in ihm wachgerufen, sein Vater habe verstanden, diese unbändigen, wilden Gesellen in bedingungslosem Gehorsam zu erhalten und er war in Folge der gewonnenen Ueberzeugung der geistigen und körperlichen Ueberlegenheit seines Vaters über diese rohen Burschen dort gereizt, die Theilnahme desselben an dem Räuberleben weniger streng zu verurtheilen. Nachdem er aber die eingeheimsten, nutzlos aufgeschichteten und zum großen Theil dem Verderben ausgesetzten Beutegegenstände besichtigt hatte, schien er kaum mehr bereit zu sein, dieser milderen Beurtheilung des Geschehenen Raum zu geben.

Kopfschüttelnd folgte er Jobst, welcher eben emsig an der Mauer des Gewölbes suchte.

Endlich schien er gefunden zu haben, nach was er forscht hatte.

„Seht, Herr, hier der Knopf. Drückt heftig auf ihn!“

Diez kam dieser Aufforderung nach und in demselben Augenblicke ließ sich auch schon das knarrende Geräusch von Nädern hören. Die Wand, welche sich an dieser Stelle in nichts von der übrigen Wandfläche des Saales unterschied, theilte sich und sie standen vor einer großen, breiten in dichteste Finsterniß gefüllten Oeffnung.

„Helft mir, Herr, diese Bretter, die hier an der Wand lehnen, in der Richtung des Ganges, den Ihr vor uns seht, zu legen.“

„Weshalb? Wozu bedürfen wir der Bretter?“

„Weil hier unmittelbar hinter der Thür ein offener, sehr tiefer und unten immer breiter werdender Keller liegt. Wer in diesen Keller fällt, der ist rettungslos verloren.“

„So schlimm wird es wohl nicht sein!“ bemerkte Diez, über die im Tone der vollsten Ueberzeugung gegebene Versicherung lächelnd.

„Einer von den Leuten des „Schwarzen“, und zwar einer der Wenigen, die volles Vertrauen des Herrn besaßen, war, während er Waaren in das Gewölbe schaffte, einer unverdeckten Stelle zu nahe gekommen und in die Tiefe hinabgestürzt.“

„Man hat doch sofort Versuche zu seiner Rettung angestellt?“

„Das wohl, aber vergebens. Der Mann hat ohne Zweifel da unten sofort den Tod gefunden, denn auf das Rufen seiner Kameraden ist keinerlei Antwort erfolgt und auch das Hinablassen von Seilen war erfolglos —“

Diez half jetzt die Bretter über die Oeffnung legen und Beide kamen auch ohne Unfall hinüber.

Nunmehr zogen sie ihre provisorische Brücke zurück und Jobst leuchtete an der Wand umher, bis er einen kleinen Haken fand.

„Diesen Haken zieht heraus, Herr!“

Diez that dies und die beiden Flügel der Thür des Gewölbes flogen zusammen.

Jobst ging zur anderen Seite des Ganges, an welcher in derselben Höhe ein ähnlicher Haken angebracht war.

„Wenn Ihr durch diesen Gang in das Gewölbe gelangen wollt, dann müßt Ihr an dem an der rechten Seite sich befindenden Haken ziehen. Die Bretter findet Ihr hier. Der Haken an der linken Seite schließt nur die Thüre.“

Jobst schritt nun langsam voran.

Sie hatten zwar noch mehrere Thüren zu öffnen, doch war der Weg nicht mehr derart gefahrdrohend, wie dies auf dem seither zurückgelegten der Fall gewesen.

Nachdem sie noch ohngefähr zehn Minuten fortgegangen waren, fühlte Diez, daß der Weg sanft ansteigend weiter ging, ohne daß er jedoch enger oder niedriger geworden wäre.

Schweigend folgte er dem vorangehenden Jobst, welcher plötzlich vor einer Steinwand still stand.

„Seht Ihr dort unten links in der Ecke den kleinen, frei in einer Höhlung liegenden Stein?“

„Ja!“

„Dann nehmt ihn heraus. Was bemerkt Ihr weiter?“

„Ein kleines Stück Holz, das aus der Erde herausragt.“

„Gut, tretet auf dieses Holz!“

Diez hatte den Fuß kaum auf dasselbe gesetzt, als die künstliche Mauer sich öffnete, und er nahm zu seinem Erstaunen wahr, daß die Steine, nur dünn und hoch aufeinander gelegt, auf einer Art Walze gingen, die dem Auge des Nichteingeweihten vollständig verdeckt, doch aber bei der geringen Stärke dieser Schein-Mauer leicht zu regieren war.

Eiligt traten sie jetzt heraus aus dem Gange.

Jobst schloß das Thor wieder, zeigte Diez, in welcher Weise es von außen geöffnet werden könne, und verwahrte die übrigen Späne in einem Loche des unmittelbar vor ihnen aufsteigenden Trümmerhaufens.

Nachdem sie diesen überstiegen und noch etwa fünfzig Schritte weiter gegangen waren, standen sie vor dem Eingange des Gewölbes, in dem die Junker und deren Anhang mit den Räubern versammelt waren.

Ein wüster Lärm tönte ihnen entgegen und Jobst wurmelte:

„Hier giebt's bald Arbeit!“

Diez drängte vorwärts und trat in dem Augenblicke in den Keller, als der Wachtmeister und Cuno mit hochgeschwungenem Schwerte den ihnen feindlich gegenüberstehenden und sichtlich zum Angriff bereiten Räubern beweisen wollten, daß ein Kampf mit diesen Beiden zum mindesten nicht ohne Gefahren zu unternehmen sei.

Der Wachtmeister bemerkte den heftig eintretenden Diez nicht sofort und rief mit donnernder Stimme:

„Mordelement und Mohnenpliz, komme mir keiner von Euch Deiwelspratzen nahe, ich hacke Euch in kleine Stücke!“

„Halt!“ rief da hinter ihm eine laute, den Lärm noch übertönende Stimme, und noch ehe er sich nach dem Sprecher umgewandt, trat Diez zwischen die Kampflustigen.

„Was geht hier vor? Wer hat mein Gebot, Ruhe zu halten, übertreten?“

F.

Sämmtliche Anwesenden verharrten in düsterem Schweigen.

„Antwort verlange ich,“ herrschte er die Männer an, welche theils schen zu ihm auf, theils finster vor sich hin sahen. „Nennt mir den Rädelsführer oder es erwartet Euch alle eine harte Strafe!“

Cuno, die beiden Uchtenhagen, der Wachtmeister und die aus den, auf der Landzunge befindlichen Betslöchern befreiten Räuber hatten seither schon zusammengehalten. Ihnen gefellte sich, während Diez sprach, noch die Mehrzahl der Räuber zu, die den Eid geleistet hatten, so daß nur ein verhältnißmäßig kleines Häuflein widerwillig Gehorchender sich abseits hielt.

Zwischen beiden Parteien stand Diez, dessen Verlangen nur von befreundeter Seite entsprochen wurde.

„Mordelement,“ polterte der Wachtmeister, „op daß Gezücht wohl antworten und gestehen wird, daß man mit uns Streit anfangen wollte —“

„Ruhig, Caspar,“ unterbrach ihn Diez, „ich habe schon genug gehört!“

Zu den Widerspänstigen gewandt, fuhr er fort:

„Legt die Waffen hier vor mir nieder!“

Keiner derselben rührte sich.

Diez bemerkte jetzt den langen Thomas inmitten des Häufleins der Auffässigen und daß dieser den neben ihm Stehenden hastig etwas zuflüsterte.

„Thomas,“ befahl er ihm ruhig, aber entschieden, „tritt vor!“

„Ich gehorche Euch nicht eher,“ knurrte dieser, „als bis —“

Weiter vermochte er indeß in seiner Erklärung nicht zu gelangen.

Einige der Räuber hatten, als Diez sich an Thomas gewandt, verdächtige Bewegungen mit ihren Waffen gemacht. Der Wachtmeister und Hans Uchtenhagen hatten dies bemerkt, vielleicht schlimmer aufgefaßt, als nöthig war, und traten in dem Augenblicke mit gezogener Waffe den Räubern entgegen, als Thomas zu sprechen begann.

Dies mochte wiederum von den Auffässigen als Zeichen zum Angriff verstanden worden sein; auch sie hoben ihre Waffen und der Schluß der Antwort des seitherigen Anführers der Räuber verhallte in dem Lärm des plötzlich mit größter Wuth entbrennenden Kampfes.

Er war glücklicherweise sehr bald entschieden.

Die Uebermacht auf Seiten der Anhänger Diez's war zu stark, als daß der Widerstand der Gegenpartei nachhaltig hätte sein können.

Einer der Ersten unter Denjenigen, welche den furchtbaren Streichen des riesigen Wachtmeisters erlagen, war Thomas, mit dessen Fall die Kraft der Räuber zu erlahmen schien. Bald waren sie vollständig überwunden und harrten scharf gefesselt der Entscheidung, welche Diez über sie fällen würde.

Leider war es aber auch auf der anderen Seite nicht ohne Verluste abgegangen.

Einige der aus den Betslöchern befreiten früheren Genossen der Räuber waren todt und Jobst und auch Cuno hatten Wunden davongetragen.

Beide wiesen jede Besorgniß wegen ihren Verletzungen als unnöthig zurück und Diez befahl, die Gefesselten abgsondert von einander an Pfeiler und Pfosten des Kellers zu binden, die Todten aber vorläufig abseits zu legen.

Nachdem dies geschehen, wandte er sich zu den, seiner Befehle harrenden Männer, die in Folge des von ihnen geleisteten Eides zu ihm gehalten hatten.

„Wo sind die Gefangenen, für welche das Lösegeld noch nicht eingegangen ist?“

„Im Thurme!“ entgegneten sofort Mehrere.

„Du, Hinrich, wirst mich dahin führen und Caspar mag mich begleiten.“

„Herr, laßt mich auch mit Euch gehen,“ bat Jobst, „ich kenne den Weg in die unterirdischen Gänge im Thurme ebenso genau, wie Hinrich, und meine Verwundung ist nicht so gefährlich, daß ich Euch im Noth falle nicht dienlich sein könnte.“

„Reinetwegen,“ entschied Diez. „Euch aber,“ sprach er zu den beiden Achtenhagen und zu Cuno, „bitte ich meiner hier zu warten. Es drängt mich, die Gefangenen persönlich kennen zu lernen. Bald werde ich wieder hier sein.“

Mit diesen Worten verließ er in Begleitung der selbst erwählten drei Begleiter das nach dem eben beendeten erbitterten Kampfe einen graufigen Anblick bietende Gewölbe, auf dessen Fußboden sich große Blutlachen gebildet hatten.

Nur wenige Schritte hatten sie, auf der Oberfläche angelangt, zwischen den Steinhaufen hin zu gehen, als der Führer vor einer Ruine stehen blieb, die in früheren Zeiten wohl den unteren Bestandtheil eines Thurmes gebildet haben mochte. Die runde Bauart des kaum noch zwanzig Fuß hohen, unförmlich dicken Gemäuers gestattete wenigstens einen darauf hinzuliehenden Schluß, dessen Berechtigung von dem Wachtmeister auch sofort anerkannt wurde:

„Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche; wenn das Ding aber das Verließ ist, dann haben die Pfaffen es verstanden, ihre Gefangenen zu verwahren. Das Ungeheuer hat ja keine Thüre, kein Loch zum Einsteigen, kein — kein —“

„Schweig, Caspar,“ gebot Diez, „und Du, Hinrich, führe uns weiter.“

Sie schritten unter der Führung Hinrich's nach der entgegengesetzten Seite des Gemäuers, und zwar bis dahin, wo ein dichtes, niedriges Gestrüpp unmittelbar an der Mauer wucherte.

Nach bog Hinrich die Zweige auseinander und es wurde nur ein niedriges Loch in der Mauer sichtbar.

„Durch dieses Loch gefangen wir in die Gefängnisse.“ Diez warf einen forschenden Blick auf Hinrich.

Er schien ungewiß zu sein, ob dieser hier im Ernst gesprochen oder ein falsches Spiel treibe.

Hinrich beseitigte jedoch im nächsten Augenblicke bereits alle Zweifel hinsichtlich seiner Zuverlässigkeit dadurch, daß er durch das Gestrüpp hindurchdrang und den Wachtmeister aufforderte, zu ihm zu treten.

Ohne ein Wort der Erwiderung folgte dieser dem Wunsche Hinrich's.

Wir müssen die Oeffnung erweitern und die Steine herausnehmen, die anscheinend fest in die Mauer eingefügt sind.“

Dies ging leichter, als der Wachtmeister erwartet hatte.

Bald war der Eingang in den Thurm frei; Hinrich brannte nun einen der in einer Mauerlücke liegenden

Späne an und nach wenig Schritten standen sie in einem ziemlich umfangreichen Gewölbe, an dessen Mauer rund herum hohe, schmale Thüren angebracht waren, in deren oberer Hälfte sich ein ziemlich umfangreiches Loch befand.

„Dies sind hier die Gefängnisse,“ erklärte Hinrich, worauf Diez befahl:

„Du wirst uns sämtliche Thüren öffnen, gleichviel ob Gefangene in den Zellen sind oder nicht.“

Nicht ohne Mühe schob Hinrich die schweren Niegel der ersten Thüre zurück; diese öffnete sich und Diez bemerkte in einer Ecke des kleinen Raumes einen älteren Mann, welcher sich weder durch das Geräusch des Oeffnens der Thüre, noch durch den Eintritt der Männer in die Zelle aus seiner Ruhe aufschrecken ließ.

Den Kopf in die Hand gestützt, blieb er, ohne den Eintretenden auch nur die geringste Aufmerksamkeit zu widmen, unbeweglich sitzen.

Als er einen Zuruf Diez's unerwidert ließ, wandte dieser sich zu Hinrich:

„Wie heißt der Mann?“

„Es ist der Kaufmann Matthisen aus Schwerin. Er ist bereits längere Zeit hier, denn das verlangte Lösegeld ist noch nicht eingegangen.“

Diez trat dem Kaufmann näher und berührte ihn an der Schulter.

Jetzt endlich erhob dieser den Kopf und Diez fühlte, als er in die granddurchfurchten Züge des Mannes blickte, inniges Mitleid mit dem Opfer der Wegelagerer.

„Steht auf, Mann, Ihr seid frei!“

Matthisen schien die Worte entweder nicht verstanden zu haben oder unglaublich zu finden, denn er sah den vor ihm stehenden Diez einen Augenblick groß an, ließ dann aber, statt sich zu erheben, den Kopf wieder sinken und verharrte in regungslosem Schweigen.

„Habt Ihr mich nicht verstanden?“ fragte Diez mit lauterer Stimme als zuvor. „Ihr seid frei!“

Langsam erhob sich nun der Mann.

„Ich sei frei?“ erwiderte er mit leiser Stimme. „Das Lösegeld ist also doch noch eingegangen?“

„Ihr seid frei ohne Lösegeld! Wann und bei welcher Gelegenheit seid Ihr gefangen genommen worden?“

„Ich hatte in Schwerin mein Hab und Gut verkauft und beabsichtigte, mit meiner Familie nach Potsdam zu ziehen. Frau und Kinder hatte ich bereits vorausgeschickt und ich selbst folgte ihnen mit einer Wagenladung von Hausgeräth und meinem baaren Vermögen unter, wie ich bald einsehen mußte, zu schwacher Bedeckung. Etwa zwei Tage nach meiner Abfahrt von Schwerin wurden wir überfallen, meine Begleiter entweder erschlagen oder gefangen genommen wie ich und mein mühsam erworbenes Vermögen fiel den Räubern in die Hände. Meine Familie hätte aus eigenen Mitteln mich schwerlich zu befreien vermocht, und ich war mir deshalb nur zu bald darüber klar geworden, daß ich lebend aus der Gewalt der Wegelagerer kaum mehr herauskommen werde. Treibt Ihr, Herr, keinen unwürdigen Scherz mit einem Unglücklichen? Soll ich wirklich das Tageslicht, ja vielleicht die Meinigen wiedersehen?“

„Ja, Alter, Ihr werdet in wenig Augenblicken Euren Kerker verlassen. Tretet heraus und wartet. Ich will erst nach den übrigen Gefangenen sehen!“

Bedend, in größter Aufregung wankte der Mann aus

der engen Zelle heraus in das Gewölbe, und der Wachtmeister vermochte ihn glücklicherweise vor dem Zusammenbrechen zu schützen. Die Freude über seine Befreiung überwältigte ihn; er wurde ohnmächtig. —

Dieß war inzwischen einer anderen Zelle nähergetreten.

Bevor Hinrich die Thür öffnete, gab er dem Junker die verlangten Aufklärungen über den Inhaften der Zelle.

„In diesem und dem nächstfolgenden Gelasse befinden sich zwei reiche Herren aus Hamburg, deren Verwandte gar wohl das bestimmte Lösegeld zu bezahlen vermögen, und es ist uns Allen unerklärlich, daß man die beiden Herren so lange in unserer Gewalt läßt. Doch das geht mich nichts weiter an.“

Rasch öffnete er nun die Zellen und Diez kündete den Gefangenen, die ihn erst mißtrauisch beobachteten, mit wenig Worten an, daß sie auch ohne Lösegeld nun ihres Weges ziehen dürften.

Während er noch mit den durch ihre Befreiung auf das Höchste erfreuten Hamburgern sprach, wurde es plötzlich in einer der zunächst gelegenen Zellen lebendig.

Eine herbe Faust hieb donnernd an die Thür und eine rauhe Stimme rief:

„Ihr Himmel! . . . wollt mich wohl umkommen lassen? Euch drehe ich den Hals um, wenn ich noch einmal herauskomme aus diesem Loch!“

„Ruhe!“ gebot Diez und befahl Hinrich, die Thür dieser Zelle zu öffnen.

„Herr,“ bemerkte Hinrich leise, „das ist ein Wütherich, den wir auf Befehl des „Schwarzen“ hierher gebracht haben.“

„Wie heißt er?“

„Es ist Herr Conrad von Hohenhof.“

„Wie? Conrad von Hohenhof, der Nauener?“

„Derfelbe.“

„Deffne!“

Ein Wink von Diez rief den Wachtmeister heran, welcher, auf sein Schwert sich stützend, mit unverhohlener Neugierde den Blick fest auf die Thür gerichtet hielt.

Die schweren Riegel wichen, die Thür flog auf und Conrad von Hohenhof stand Diez und dem Wachtmeister gegenüber.

Im ersten Moment schien er sich auf Diez stürzen zu wollen; ein rascher Umblid im Gewölbe belehrte ihn indeß, daß dies ein sehr unkluges Unterfangen sein würde. Er trat deshalb und als er die riesige Gestalt des Wachtmeisters unmittelbar vor sich erblickte, einen Schritt zurück und fragte, wenn auch in finster grollendem, so doch seine Unterwerfung unter die Entschließung seiner mächtigeren Gegner bezeugenden Ton:

„Was wollt Ihr denn jetzt mit mir beginnen? An eine Freilassung zu denken, wäre bei Euch lächerlich. Verlangen darf ich wohl aber, daß Ihr, wenn anders nicht etwa mein Tod beschlossen worden ist, dafür sorgt, daß ich genügend Wasser und Brod erhalte.“

„Ihr seid Herr Conrad von Hohenhof?“

„So heiße ich. War Euch das etwa noch nicht bekannt? Ein Gefangenwärter sollte doch wenigstens wissen, wer Diejenigen sind, die er ungehindert und nach eigenem Ermeßen quälen darf.“

„Die Erbitterung über Eure Gefangenschaft läßt

J.

Euch alle Vorsicht vergessen, und ich will aus Rücksicht auf Eure Lage Eure Worte ungerügt lassen. Beantwortet mir nur noch die Frage, aus welchem Grunde Ihr Euch hier befindet.“

„Die Frage ist gar leicht zu beantworten. Ich wurde im Walde von den Mannen eines mir heut' noch unbekanntem Gegners überwältigt, durch einen Schlag auf den Kopf betäubt, und als ich die Besinnung wieder erlangte, fand ich mich in diesem Loch. Nun wißt Ihr Alles, was mir bekannt ist, laßt mich nun aber auch wissen, was mit mir weiter geschehen soll. —“

„Ihr kennt also Euren Gegner in diesem Falle nicht? Es ist Euch nicht bekannt, auf wessen Befehl Ihr in diese Zelle gebracht worden seid?“

„Nein.“

„Dann sollt Ihr es auch nicht erst erfahren. Von diesem Augenblicke an seid Ihr frei!“

„Frei?“ wiederholte der Gefangene noch immer zweifelnd.

„Ich glaube, es bereits ausgesprochen zu haben.“

„Und darf auch sofort weggehen?“

„Gaspar,“ befahl Diez als Antwort auf diese Frage dem Wachtmeister, „Du wirst, ehe wir den Thurm verlassen, dem Herrn die Hände fesseln, die Augen verbinden, ihn dann herausführen und ihn so lange bewachen, bis ich mit den Uebrigen zurückkehre.“

„Soll geschehen, Herr!“ erklärte der Wachtmeister und begann seinen Auftrag ohne Zögern auszuführen.

Zu seinem Erstaunen leistete Conrad von Hohenhof keinen Widerstand und er fragte spöttisch:

„Die Freude, aus dem Mordloch endlich herauszukommen, hat Euch wohl so ungewöhnlich nachgiebig gestimmt. Na, verdenken kann ich es Euch gerade nicht, daß Ihr Euch fort von hier seht, — Oh — was ist denn das?“ unterbrach er sein Gespräch und wandte sich zu dem mit einem Ausruf der Ueberraschung von einer geöffneten Zelle zurückprallenden Junker.

Eine schneidende Frauenstimme wurde hörbar.

„Kommst Du, Henkersknecht, wieder, mich zu quälen? Komm mir nicht nahe, wenn Dir Dein Leben lieb ist!“

Diez suchte die Gefangene, welche nach Aussage Hinrich's die sogenannte Gräfin war, durch freundliche Worte zum Verlassen ihrer Zelle zu bewegen.

Seine Bemühungen blieben jedoch ohne Erfolg.

„Ich komme nicht heraus. Ihr wollt mich wohl gar ermorden? Gebt mir erst meine Kinder wieder. Wo habt Ihr meinen Gemahl?“

Im wirren Durcheinander klagte und drohte sie, und Diez sah sich schließlich gezwungen, die Aermste, deren beklagenswerther geistiger Zustand ihm ja längst klar geworden, mit Gewalt aus der Zelle herauszuholen zu lassen.

Wohl schrie sie und sträubte sich gewaltig, jedoch vergebens. Der Wachtmeister hatte sie schnell bis in die Mitte des Gewölbes geschleppt und erwartete dort weitere Befehle des Junkers, welcher inzwischen noch einmal sich die Ueberzeugung verschaffte, daß sämmtliche Zellen leer und kein Opfer der Räuber mehr in den Thurmgefangnissen schmachte.

Befriedigt durch das Ergebnis seiner Untersuchung, wandte er sich zu Gaspar, Jobst und Hinrich:

„Verbindet außer der Gräfin sämmtlichen Befreiten die Augen und führt sie alle dann auf den nach den Bet-

löchern führenden Weg bis zum Thore. Dort erwartet mich!"

Während der Wachtmeister, Jobst und Hinrich dem erhaltenen Befehle nachkamen, ging der Junker nach dem Versammlungsorte zurück, in welchem Cuno und die beiden Uchtenhagen seiner harreten.

Berwundert sahen diese auf, als Diez allein in das Gemölbe trat, in welchem seit der Ueberwindung der aufständigen Räuber eine unheimliche Ruhe herrschte.

"Du kehrt ohne Caspar und Jobst zurück?" fragte Cuno erstaunt, „und bist sichtlich erregt? Ist Dir etwas Unangenehmes zugestoßen?"

"Nein, doch unterläßt jetzt das Fragen."

Mit lauter Stimme fuhr er fort:

"Haben die Empörer sich ruhig verhalten?"

"Ja!"

"Dann schaffst," befahl er den auf seiner Seite stehenden Mitgliedern der Bande, „die Gebundenen in den Thurm und werft dort Jeden derselben in eine der Zellen. Dort mögen sie bleiben, bis ich ihnen die eigentlich verdiente Strafe auferlegen werde. Die Todten verscharrt an Ort und Stelle!"

Ohne Zögern schritten die Männer an die Ausführung des ihnen ertheilten Auftrags und eine Stunde später verließen Diez und Cuno mit den beiden Uchtenhagen den Schlupfwinkel der Räuber, denen nach Vollendung ihrer Aufgabe Diez noch befahl, seine demnächst zu erwartende Rückkehr abzuwarten.

Am bezeichneten Orte fanden sie die Befreiten und deren drei Wächter.

"Hinrich," befahl diesem Diez, „Du wirst nun sofort zu den Genossen zurückkehren und ihnen meinen strengen Befehl überbringen, sich bis zu meiner Rückkehr jedes Zuges zu enthalten."

Nachdem Hinrich in dem Gemäuer und zwischen den Trümmerhaufen verschwunden war, wandte der Junker sich zu dem Wachtmeister:

"Du, Caspar, wirst dafür sorgen, daß die Befreiten sämmtlich zu der Stelle gelangen, an welcher wir Jobst fanden. Dort nimm ihnen die Binden und, auf Conrad von Hohenhof weisend, auch diesem die Fesseln ab und laß sie ihres Weges ziehen, uns aber erwarte!"

"Gut, Herr, was soll aber mit der unglücklichen Frau geschehen?"

"Halte sie nur so lange fest, bis wir mit Euch zusammentreffen, das Weitere wird sich dann schon finden."

Ohne Widerspruch ließen sich die vier Männer durch den Wachtmeister und Jobst abführen, die „Gräfin" folgte ihnen freiwillig.

Langsam schritten auch die beiden Brüderpaare in den Wald.

Hans von Uchtenhagen unterbrach zuerst das Schweigen. „Herr Diez, Ihr habt nun wirklich das beispiellos kühne Unternehmen unserer Rettung glücklich durchgeführt. Ihr habt uns nicht nur die Freiheit wiedergegeben, sondern, wie ich alle Ursache habe zu glauben, auch das Leben erhalten. Nehmt nochmals unseren herzlichsten Dank und gebt uns recht bald Gelegenheit, zu beweisen, wie sehr wir uns Euch verpflichtet fühlen!"

"Ueberschätzt nicht die Bedeutung dieser That," erwiderte Diez rasch; „ich habe in Gemeinschaft mit meinem Bruder und mindestens einem uns treu ergebenen Manne

3.

nur das gethan, was Ihr an meiner Stelle ebensowenig unterlassen haben würdet. Ich bitte Euch deshalb, die Sache als erledigt zu betrachten und Euch nur allein mit mir zu freuen, daß ein glücklicher Zufall das Gelingen des Unternehmens begünstigte."

"Eurem Bruder zu Liebe werden wir übrigens langsamer gehen müssen. Seine Wunden scheinen doch nicht so unbedeutend zu sein?"

"Nein, nein," rief Karl von Uchtenhagen eifrig; „seid meiner wegen unbesorgt. — Ob wohl," fügte er langsamer an, „mein Pferd noch in der Hütte stehen mag, in welcher ich es untergebracht habe, bevor ich den Weg nach der Halbinsel einschlug?"

"Davon können wir uns ja leicht überzeugen," bemerkte Diez hierzu. „Würdet Ihr die Hütte bald wiederfinden?"

"Sie kann nicht weit von hier sein, denn sie liegt an dem, der Landzunge gegenüber liegenden Ufer."

Ohne ein Wort der Erwiderung schlug Diez, welcher als der Führer des kleinen Zuges anerkannt wurde, die Richtung nach der bezeichneten Seite der Bucht ein. Zur Gemuthung des sich schnell orientirenden Karl, fanden sie ohne Mühe die Hütte und in dieser wohlbewahrt das Pferd, das beim Anblick seines Herrn freudig wiherte.

Nummehr wurde der Marsch in schnellerem Tempo fortgesetzt, und nach kurzer Zeit schon hatten sie die Stelle erreicht, an welcher der Wachtmeister sie erwarten sollte.

Berwundert sahen die Junker, welche den Caspar ertheilten Befehl ja gehört hatten, sich ringsum.

Weder Caspar, noch Jobst, noch auch einer der Befreiten war zu sehen.

Stille herrschte, soweit sich dies unterscheiden ließ.

Diez glaubte anfänglich die richtige Stelle verfehlt zu haben. Nach einem flüchtigen Umblick aber und nachdem er weiter auch die am vorhergehenden Abende von ihnen im Schnee hinterlassenen Spuren bemerkt, gab er seinem Befremden über das Ausbleiben der Erwarteten offen Ausdruck.

Sein mehrmaliges Rufen blieb völlig erfolglos, von keiner Seite wurde eine antwortende Stimme vernehmbar, und im Geheimen vermochte er Karl von Uchtenhagen keineswegs Unrecht zu geben, als dieser im Tone größter Besorgniß erklärte:

"Eure beiden Leute scheinen mit den durch Eure Großmuth aus ihren Gefängnissen Befreiten in's Gedränge gerathen zu sein, oder sie haben eine anderweite unerwünschte Begegnung gehabt."

"In diesem Falle," bemerkte Hans von Uchtenhagen, „dürfte es gerathen erscheinen, den Weg eine Strecke zurückzugehen. Hoffentlich finden wir eine Spur der Leute. Was meint Ihr dazu, Herr Diez?"

"Ich bin ganz Eurer Meinung und bitte Euch, mich zu begleiten; Euer und mein Bruder könnten für alle Fälle uns hier erwarten."

Nach einigem Widerstreben Cuno's und Karl von Uchtenhagens wurde dieser Vorschlag schließlich angenommen und Diez und Hans von Uchtenhagen gingen, zu beiden Seiten des Weges scharf auslugend, den Weg in der Richtung entlang, welche der Wachtmeister daherkommen mußte.

Eine halbe Stunde waren sie langsam und vorsichtig vorwärts geschritten. Es finna bereits an heller zu werden

und man vermochte auf weitere Entfernungen schon Gegenstände zu erkennen.

Von den Gesuchten war indeß keine Spur zu entdecken.

Mißmuthig erwog Diez den immer lebhafter in ihm aufsteigenden Gedanken, daß es, da er den Wachtmeister, wenn irgend möglich, auffinden und bei sich behalten wollte, wohl am Gerathensten sein dürfte, von den ihm ergebenen Leuten der Bande sich einige der anscheinend Zuverlässigsten zu holen und diese mit der Auffuchung der Verschwundenen zu beauftragen, als sein Gefährte plötzlich still stand und im Schnee deutlich ausgeprägte, quer über den Weg laufende Fußspuren betrachtete.

Diez trat ihm näher und Hans von Uchtenhagen meinte, sich wieder aufrichtend:

„Der eine der Männer, die hier in höchster Eile über den Weg gesprungen sind, scheint nicht nur groß zu sein, sondern auch colossale Füße zu haben. Seht nur diese riesenhaften Fußspuren.“

Diez betrachtete diese Spur aufmerksam und seine Miene verdüsterte sich zuletzt sichtlich:

„Kein Zweifel,“ murmelte er, „der Riese, welcher diese Spur hinterlassen, verfolgte entweder irgend Jemanden oder er wurde verfolgt. Dieser Riese war Niemand anderes, als der Wachtmeister!“

„Mit wem sollte der Mann aber in einen unglücklich abgelaufenen Kampf verwickelt worden sein? Die vier Befreiten waren ohne Waffen, und wenn auch im schlimmsten Falle vier gegen zwei Mann gestanden wären, so glaube ich, daß das den riesenhaften Wachtmeister doch ruhig und unbesorgt gelassen haben würde.“

„Das will ich meinen, Caspar Liebenow fürchtet sich nicht, und wenn ihm noch zweimal mehr Gegner gegenüberstehen. Doch laßt uns der Spur ein wenig folgen. Vielleicht gelingt es uns, Aufklärung zu erhalten.“

Bereitwillig folgte ihm Hans von Uchtenhagen in den längs des Weges sich hinziehenden Wald. Bald aber erkannten sie ihr Beginnen als ein aussichtsloses. Bei dem Mangel an Schnee im Innern des Waldes war es unmöglich, die Fußspuren weiter zu verfolgen, und sie kehrten nach dem Wege und auf diesem zu Cuno und Karl zurück.

Diez machte sich jetzt Vorwürfe, den Wachtmeister von den Ruinen aus nicht begleitet zu haben, und Hans von Uchtenhagen schien diese Gelegenheit zu einer Frage zu benutzen, die ihm schon lange auf den Lippen geschwebt haben mochte.

„Weshalb liebet Ihr denn den Wachtmeister mit den Männern allein gehen? Ich urtheile wohl nicht falsch, wenn ich annehme, daß Ihr einen besonderen Zweck dabei im Auge gehabt habt. Verzeiht meine Neugierde,“ fügte er rasch an, als er bemerkte, daß sein Begleiter finster blickend vor sich hin sah, „und hegt nur eben so fest wie ich die Zuversicht, daß Caspar wie auch der Andere von Euren Mannen bald wieder bei Euch sein werde. Meiner festen Ueberzeugung nach ist Keinem etwas besonders Nachtheiliges zugestoßen.“

„Ich will es hoffen,“ brummte Diez und schritt, sich öfters umblickend, rüstig vorwärts.

Schweigend langten sie bei Cuno und Karl an, die während der Abwesenheit ihrer älteren Brüder nichts

Auffälliges bemerkt, aber auch keinen der Verschwundenen gesehen hatten.

„Herr Diez,“ nahm Hans von Uchtenhagen jetzt das Wort. „Ihr erwähntet in der Räuberhöhle, auf dem Wege nach Potsdam gewesen zu sein, als ein glückliches Geschick Euch zu unserer Rettung herbeiführte.“

„Ja!“

„Nun, der Weg nach Potsdam ist noch weit. Ihr seid zu Fuß, und wie leicht könnten Euch trotz Eures beispieldlosen Muthes und Eurer Kühnheit auf dem sich keiner besonderen Sicherheit erfreuenden Wege von hier nach Tremmen und Wustewark Gefahren entgegenstellen, die Euch zwar nach dem, was ich gesehen und gehört habe, nicht im Geringsten zurückzuschrecken vermögen, die sich andererseits aber leicht umgehen lassen.“

„In welcher Weise?“

„Dadurch, daß Ihr mir eine Bitte gewährt!“

„Und diese Bitte lautet?“

„Begleitet mich noch die verhältnißmäßig geringe Strecke bis nach meiner Burg. Dort werde ich Euch und Euren Bruder Pferde und vollständige Ausrüstung mit Freuden zur Verfügung stellen und Ihr könnt dann bequem an das Ziel Eurer Reise gelangen. Wollt Ihr mir diese kleine Bitte erfüllen? Ich werde Eure Zustimmung als einen Beweis dafür ansehen, daß Ihr meine Freundschaft und die meines Bruders nicht zurückweist!“

Noch schien Diez unentschlossen, ob er diesem Anerbieten Folge leisten sollte oder ob es nicht besser sei, seine Fußwanderung nach Spandau und Potsdam ungesäumt fortzusetzen.

Auch das ihm unbekanntes Geschick des ihm treu ergebenen Wachtmeisters wie auch Jobst's, dessen Anhänglichkeit ihm erprobt schien, beunruhigte ihn.

Als aber Cuno dem Vorschlage Hans von Uchtenhagens zustimmte und auch der Bruder des Letzteren Diez mit Bitten bestürmte, da entschied er sich:

„Wohlan, Herr Hans, ich begleite Euch mit meinem Bruder und nehme Euer Anerbieten mit Dank an. Hoffe ich doch bei der Gelegenheit, Erkundigungen nach dem Verbleiben meiner Leute einzuziehen zu können.“

Sichtlich hocherfreut ergriff Hans von Uchtenhagen die Hand seines Retters und rief, auf die Stimmung des Letzteren Rücksicht nehmend:

„Gewiß werdet Ihr hier am ersten Gelegenheit dazu finden.“

„Ich hoffe auf einen Erfolg, um den in der Absicht, den Befreiten jede Möglichkeit zu unserer Wiedererkennung zu nehmen und uns auf diese Weise lästige Fragen fern zu halten, begangenen Fehler, Caspar allein fortgeschickt zu haben, wieder gut machen zu können!“

Hans von Uchtenhagen erwiderte hierauf nichts und die Freunde zogen nun die in der Richtung nach Brandenburg führende Straße weiter.

Ohne weiteren Anfall, ja sogar ohne irgend welche Begegnung erreichten sie die Burg der Uchtenhagen. —

(Fortsetzung folgt.)

Freierstunden am häuslichen Herde.



Redaction, Druck und Verlag von S. G. Münchmeyer in Dresden, Jagdweg 14.

Filialen: Berlin, Ruppinerstraße 44; Wien, Josephstädter Hauptstraße 35; Dortmund, Düppelstraße 6.

Der beiden Quibows letzte Fahrten.

Historischer Roman aus der Jugendzeit des Hauses Hohenzollern, begonnen von Karl May,
fortgeführt von Dr. Goldmann.

[Fortsetzung.]

Uebersetzung und Dramatisirung vorbehalten,
Nachdruck gerichtlich verfolgt.

Vierzehntes Kapitel.

Der Falkenmeister.

Die Hoffnung Simon's von Güntersberg, welcher sich durch Janek von Stegelitz zur Annahme des Kampfes mit Henning von Wedel und mit Heinrich von Bork hatte verleiten lassen und nun als Gefangener seiner Feinde dem Kämpfer folgen mußte, der Falkenmeister werde Brunhilde ungefährdet nach Güntersberg zurückbringen, schien sich nicht zu erfüllen.

Henning Friedländer zog sich von seinem gefährlichen Beobachterposten zurück; als er über den Ausgang des Gefechtes nicht mehr zweifelhaft sein konnte, eilte er vorsichtig zu seinem, einige Schritte weiter im Walde haltenden Pferde und näherte sich der abseits haltenden Brunhilde.

„Die Ritter sind in einen hartnäckigen Kampf mit mehreren uns zufällig begegnenden Feinden verwickelt und Euer Vater hat mich abgesandt, Euch aus der möglicherweise Euch drohenden Gefahr und nach Güntersberg zurückzuführen. Erlaubt mir deshalb, Euch von hier wegzuführen.“

Schweigend folgte ihm Brunhilde.

Der Lärm der Streitenden war bis zu ihr gedrungen und hange Ahnungen bewegten sie, als der Falkenmeister ihr diese Botschaft ihres Vaters überbrachte.

„War der Kampf zu seinen Ungunsten entschieden?“

Dies mußte wohl der Fall sein, weil er es anderenfalls nicht für geboten erachtet haben würde, in dieser Weise für ihre Sicherheit zu sorgen.

Diese Zweifel, diese hangen Erwägungen veranlaßten Freierstunden.

sie, nachdem sie eine Strecke fortgeritten waren, ihren Begleiter um Aufklärung hierüber zu fragen.

„Droht meinem Vater Gefahr? Ist er vielleicht gar gefangen genommen worden?“

„Noch glaube ich dies nicht,“ erwiderte der Falkenmeister zögernd; es fiel ihm schwer, dem bekümmerten Mädchen jetzt schon die volle Wahrheit zu sagen, auch hegte er noch immer die Hoffnung, Herr Simon werde, durch irgend einen Zufall begünstigt, Gelegenheit zur Erhaltung oder zur baldigen Wiedererlangung seiner Freiheit finden.

Um ihren Gedanken möglichst eine andere Richtung zu geben, fügte er noch an:

„Der Befehl Eures Vaters klang so bestimmt, daß ich ihm unverzüglich nachkommen mußte. Zum Glück gelang es mir noch, die Falken und die Jagdgeräthschaften in einem sicheren Versteck zu bergen, aus dem ich sie heut' noch abholen werde.“

Er hatte sich, während er sprach, scharf umgesehen.

Brunhilde nahm dies wahr und fragte, von einer plötzlichen Furcht befeelt:

„Ihr besorgt doch nicht etwa, daß man —“

„Uns verfolgen wird,“ ergänzte der Falkenmeister.

„Wahrhaftig, da sind sie schon!“

Ein lautes Geschrei wurde hinter ihnen hörbar und Beide trieben nun ihre Pferde zu größtmöglicher Eile an.

„Gott sei Dank, die Leute sind nicht beritten. Wie entkommen ihnen. Doch was ist das?“

Ein Reiter brach hinter ihnen soeben aus dem Gebüsch hervor. Derselbe mußte die Flüchtigen entweder schon bemerkt haben, oder durch die zu Fuß ihnen folgenden Männer auf die Spur derselben gebracht worden sein.

In gerader Richtung kam er ihnen nachgesprengt.

Mittlerweile hatte der Wald sie wieder aufgenommen und Brunhilde, welcher der Falkenmeister, um sie nicht noch mehr zu beunruhigen, seither verschwiegen hatte, daß sie nicht nur von Fußgängern, sondern auch durch einen Reiter verfolgt würden, schien von dem anstrengenden Ritt bereits ermüdet zu sein.

„Ist es denn noch immer nothwendig, daß wir so rasch fereiten?“

„Fühlt Ihr Euch ermüdet?“

„Ja, doch sorgt deshalb nicht.“

„Nur noch eine kurze Strecke bitte ich Euch, das Pferd in der bisherigen Gangart weiterlaufen zu lassen. Wenn ich mich recht entsinne, kommen wir bald auf Gintersberger Gebiet, dann habt Ihr nichts mehr zu fürchten.“

Wider Willen mußte er jedoch bald selbst langsamer reiten. Der Boden wurde immer unebener, das Gestrüpp immer dichter und die Pferde hatten Mühe, sich ungefährdet durchzuarbeiten.

Noch hatten sie freiere Bahn nicht erlangt, als der Falkenmeister durch ein seine Aufmerksamkeit erregendes, leichtes Geräusch veranlaßt wurde, sich seitwärts zu wenden.

„Haltet an!“ flüsterte er seiner Begleiterin zu. „Dort scheint einer unserer Verfolger zu kommen. Vielleicht bemerkt er uns nicht!“

Diese Hoffnung bestätigte sich indeß nicht. Der Reiter mußte sie längst gesehen haben und wollte ihnen nur den Weg verlegen.

Ein rascher Umblick belehrte den Falkenmeister, daß der Reiter allein und von Niemandem gefolgt sei.

„Bleibt einige Schritte zurück,“ bat er die zitternde Brunhilde, „mit dem Burschen werde ich bald fertig sein!“

Das blanke Schwert in der Hand, ritt er dem Aufkommenden langsam entgegen.

Der Falkenmeister erkannte ihn als einen der Knechte Henning von Wedel's.

„Was ist Dein Begehrt?“

„Das wirst Du bald sehen,“ lautete die trotzige Antwort des Knechtes, welcher an ihm vorüber zu Brunhilde zu gelangen suchte.

„Zurück, wenn Dir Dein Leben lieb ist,“ donnerte ihm aber der Falkenmeister entgegen.

Der Knecht schien sich nicht so leicht zurückweisen zu lassen.

„Oho; Du bist sehr hitzig!“ höhnte er und holte zum Schlage mit seiner Waffe aus.

Der Falkenmeister kam ihm jedoch zuvor.

Mit einem gewandten Hiebe schlug er dem Knechte die Waffe aus der Hand, ein zweiter Hieb zwang ihn, zurückzuweichen, und nach dem dritten zog er es vor, sein Pferd zu wenden und die Flucht zu ergreifen.

Lachend kehrte der Falkenmeister zu Brunhilde zurück.

„Ich denke, Ihr werdet nunmehr unbehelligt nach Gintersberg zurückkommen. Weiter wird unsere Verfolgung schwerlich ausgedehnt werden.“

„Habt Dank für Eure Hilfe,“ erwiderte Brunhilde mit bebender Stimme. „Ohne Euch würde ich, das ist mir in dem Augenblick klar geworden, als der Knecht zu mir vordringen wollte, in die Gewalt der Feinde gerathen sein, und mein Vater — o Gott, wo mag mein Vater jetzt

sein? Ob er gesiegt hat oder — doch ich will den Gedanken gar nicht aussprechen. Was soll ich thun, wenn er im Kampfe unterlegen ist?“

„Macht Euch doch nicht unnöthig Sorge, Jungfrau. Euer Vater wird sicher schon auf dem Heimwege sein. Sollte ich mich aber in dieser Annahme täuschen, wird er Euch gewiß bald Nachricht geben. Wenn wir nur erst aus dem verwünschten Gestrüpp heraus wären. Die Pferde gehen zu unsicher. Wir kommen zu langsam vorwärts.“

Er fühlte, daß Brunhilde ihn bei diesen Worten beobachtete, und wandte sich ab, um ihr seine Unruhe zu verbergen. Hielt er sich doch fest überzeugt, daß der in die Flucht geschlagene Knecht mit mehreren seiner Genossen zurückkommen und seine Lage dann eine schwierige werden würde.

Der Hochwald war nicht mehr weit entfernt. Hatten sie diesen bis Gintersberg reichenden Wald erreicht, dann waren sie nahezu geborgen. Bis dahin aber hatten sie noch eine Strecke zwischen niedrigen Sträuchern auf höchst unebenem, mit Wurzeln, Schlingpflanzen und Stämmen bedecktem Boden zu reiten, etwaige Verfolger vermochten sie hier aus ziemlicher Entfernung schon zu sehen und der Falkenmeister hielt fleißig Umschau.

Oben hatte er sich wieder umgewandt, um den zurückgelegten Weg noch einmal scharf zu beobachten, als Brunhilde laut aufschrie.

Das Pferd war mit den Vorderfüßen in eine Höhlung gerathen und gestürzt.

Rasch sprang der Falkenmeister Brunhilde zu Hilfe und suchte dann dem Pferde aufzuhelfen.

Zu seinem Schrecken mußte er aber bald wahrnehmen, daß die Vorderfüße des armen Thieres gebrochen, an eine fernere Benutzung desselben im Augenblicke also gar nicht zu denken sei.

Hier war langes Zaudern nicht angebracht.

Sein Pferd war stark und kräftig gebaut. Es vermochte zur Noth zwei Personen bequem zu tragen.

Rasch hob er nach wenig Worten der Verständigung Brunhilde auf dasselbe, schwang sich selbst in den Sattel und ritt, das Mädchen vor sich, langsam weiter.

Endlich hatten sie den Hochwald erreicht und der Falkenmeister athmete erleichtert auf.

Er hielt das Pferd an, um von der Ebene aus unbeachtet noch einmal die soeben durchmessene Fläche zu überschauen, als in der Ferne am Saum des die Fläche an der gegenüberliegenden Seite begrenzenden Waldes Reiter sichtbar wurden.

Auch Brunhilde bemerkte sie sofort und war nicht im Zweifel darüber, daß man sie noch immer verfolgte.

Diese Wahrnehmung vermochte sie indeß nicht mehr zu beunruhigen.

Es überkam sie ein so starkes Gefühl der Sicherheit; das Bewußtsein, der Falkenmeister schütze sie, schien so sehr jedes die eigene Lage betreffende bange Sorgen zu unterdrücken, daß sie der Verfolger zu vergessen geneigt war und um Mittheilung der Ursache des Kampfes ihres Vaters und Janeks von Stegely mit den fremden Rittern bat.

„Einige Ritter haben Eurem Vater und Herrn Janek Fehde angekündigt und diese heut' schon nachrücklich aufgenommen.“

„Glaubt Ihr wohl, diese Fehde werde unglücklich für meinen Vater ablaufen?“

„Das vermag ich im Augenblick nicht zu sagen,“ antwortete er ausweichend. „Bald indeß wird es sich ja herausstellen,“ fügte er hinzu, „denn wenn ich mich nicht täusche, dann werden wir bald auf dem Wege ankommen, den wir zur Jagd geritten sind, und in einer halben Stunde zu Hause sein. Da ist er ja schon!“

Brunhilde erwiderte nichts.

In Gedanken vertieft, saß sie mit halbgeschlossenen Augen vor dem jungen Manne und sah nicht erst auf, als er durch den leiseren Anruf zu erkennen gab, daß er nach irgend einer Richtung überrascht war.

Der Falkenmeister ersah, daß Brunhilde nicht geneigt war, auf eine Unterhaltung einzugehen, und sie setzten deshalb schweigend ihren Weg fort.

Schon vermochte er Güntersberg zu sehen. Von den Verfolgern wurde nichts mehr bemerkbar. Offenbar hatten sie, als sie auf der weiten, nur mit Gestrüpp bedeckten Fläche, auf der das Pferd Brunhildens stürzte, Niemanden gesehen, jede weitere Verfolgung als vergebens, ja bei der Nähe Güntersberg's sogar als gefährlich aufgegeben und waren zu ihren Herren zurückgekehrt.

Der Wald öffnete sich hier. Eine weite, baumlose Wiesenfläche begrenzte den Weg an der einen Seite, während an der anderen Seite sich noch der Wald bis Schloß Güntersberg hinzog, welcher unmittelbar hinter dieser sich aber wieder schloß. Nur über diese Pflanzung führte ein dem Falkenmeister wohlbekannter Weg. War er doch auf dieser aus den Marken nach Bonnern führenden Straße mit seiner Toge dahergekommen, um in Güntersberg einen Schatz zu heben, der ihm in Folge der Zwistigkeiten der Seinigen mit Herrn Simon von Güntersberg unerreichbar zu bleiben drohte: das Kösslein von Güntersberg war dieser Schatz, und das Glück schien mit ihm zu sein. Erst wenige Stunden war er in Brunhildens Nähe, und schon war es ihm gelungen, ihr Interesse für ihn wachzurufen. Besaß er denn aber nicht auch schon ihr Vertrauen?

Ein Blick auf das vor ihm sitzende Mädchen, das, ohne nur einen Laut der Besorgniß ausgestoßen zu haben, willkürlich ihm gefolgt war, und trotz des von ihm ziemlich weiten Umweges, den er auf seiner Flucht mit ihr machen mußte, sich bedingungslos seiner Führung überlassen hatte, zeigte ihm, daß er ihr volles Vertrauen in hohem Grade bereits erworben haben müsse.

„Ist mir Fortuna bis hierher hold gewesen, wird sie es wohl auch ferner sein.“

Er mochte diesen Gedanken unwillkürlich lauterem Ausdruck gegeben haben, denn Brunhilde erhob das Köpfchen und sah ihn einen Moment in's Auge.

„Spracht Ihr zu mir? Ich war so sehr mit dem Vorfall auf der Jagd beschäftigt, daß ich nicht genau auf das gehört habe, was Ihr sagtet. Doch da sind wir ja bald zu Hause. Wenn nur mein Vater schon dort wäre, oder doch bald käme!“

Der Falkenmeister ließ die Frage Brunhildens unbeantwortet. Der Anruf des Erstaunens, dem Schlosse schon so nahe zu sein, mochte ihm wohl Beweis genug dafür sein, daß sie seither thatsächlich sich nicht um den Weg gekümmert habe, den er eingeschlagen, zeigte ihm aber auch deutlich, daß er sich nicht geirrt in der Annahme,

das Vertrauen des Mädchens bereits in hohem Grade erworben zu haben.

Um nun aber Etwas zu erwidern, bemerkte er:

„Euer Vater wird mit Herrn Janefe ohne Zweifel erst später zurückkehren. Das Zusammentreffen mit den Feinden überraschte auf beiden Seiten und der Waffentanz wird weniger blutig als langwierig geworden sein. Wenn — Alle Wetter!“

Diese plötzliche Unterbrechung und der Anruf des Unwillens veranlaßten Brunhilde, dem Blick des Falkenmeisters zu folgen.

Soeben kam ein Reiter auf dem vorerwähnten Wege aus dem Walde hervorgeprengt und hielt an der Stelle, wo beide Wege sich kreuzten, an, offenbar um den langsam näher kommenden Falkenmeister zu erwarten.

Der Fremde war ein großer, starker Mann, mit starkem, schwarzem Bart, und wenn er auch im Augenblicke nur die Kleidung eines Landmannes trug, so war es dem kundigen Blick des Falkenmeisters doch nicht entgangen, daß der angebliche Bauer einer höheren Klasse angehörte. Diese Annahme wurde sofort bestätigt durch die Sprache des Fremden selbst.

„Wie heißt der Herr dieses Schlosses?“ fragte er kurz, mit barscher Stimme und den Gruß des Falkenmeisters nur flüchtig erwidern.

„Herr Simon von Güntersberg ist der Besitzer desselben.“

„Gehörst Du zu seinen Leuten?“

„Ja.“

„Führe mich zu ihm!“

„Wird im Augenblicke schwer angehen. Doch reitet nur, wenn Ihr wollt, voraus; ich folge etwas langsamer!“

Der Fremde richtete einen forschenden Blick auf den, nicht minder wie er selbst, kurz angebandenen Falkenmeister und auf Brunhilde und ritt rasch voraus.

„Kennt Ihr den Fremden?“ fragte jetzt Brunhilde, diesem neugierig nachschauend. „Ihr antwortetet so außerordentlich scharf!“

„Jetzt möchte ich dies behaupten. Doch ist es immerhin zu lange her, daß ich den Mann in anderen Verhältnissen gesehen zu haben glaube.“

„In welchen Verhältnissen glaubt Ihr den Mann gesehen zu haben?“

Der Falkenmeister fing den bei diesen Worten forschend auf ihn gerichteten Blick Brunhildens auf und diese senkte leicht erröthend das Auge.

„Er hat große Ähnlichkeit mit einem weit und breit bekannten und gefürchteten Ritter aus den Marken!“

„Sein Name?“

„Dietrich von Dulkow.“

Das Gespräch gerieth wieder in's Stocken und der Falkenmeister schien, als er, am Thore angekommen, vom Pferde stieg, selbst nicht recht zu wissen, ob das Gefühl des Aergers, daß er Brunhilde nur aus seinem Schutze entlassen solle, oder der Freude darüber, daß die Rettung des geliebten Mädchens nunmehr gelungen, im Augenblicke die Oberhand besitze.

Die im Schloßhofs zur Bedeckung zurückgebliebenen Knechte wunderten sich nicht wenig, als sie Brunhilde auf dem Pferde des Falkenmeisters, diesen aber zu Fuß zurückkehren sahen.

Der Falkenmeister stand jedoch in Folge seiner im

Schloßhose bewiesenen Ferkunst in ihrer Achtung bereits so hoch, daß sie nicht wagten, ihn mit neugierigen Fragen zu belästigen.

Dieser selbst schnitt ihnen übrigens auch die Gelegenheit hierzu ab.

Nachdem er Brunhilde vom Pferde gehoben, fragte er kurz:

„Sind die Ritter zurück?“

„Noch nicht!“

„Wo ist der Fremde, welcher vor wenigen Minuten hier angekommen ist?“

„Dort tritt er eben aus dem Stalle.“

Brunhilde zog sich nach einigen Worten des Dankes, wobei sie indeß vermied, dem Falkenmeister in's Auge zu sehen, in das Haus zurück, und dieser näherte sich dem Fremden, welcher ihn bemerkt hatte und stehen blieb.

„Ihr habt Herrn Simon von Güntersberg noch nicht gesprochen, und werdet, wenn anders Ihr ihn durchaus sprechen wollt, wohl auch noch einige Zeit hier bleiben müssen.“

„Weshalb? Wo ist er?“

„Herr Simon ist mit Herrn Janek von Stegelitz weggeritten.“

„Ich werde warten.“

„Dann folgt mir.“

Schweigend schritt der Falkenmeister voran und führte ihn in das Haus.

Dort begegnete ihnen Brunhilde.

„Jungfrau,“ redete der Henning Friedländer sie an, „dieser Mann verlangt Herrn Simon von Güntersberg zu sprechen und will die Rückkehr des Herrn Ritters abwarten.“

„Mein Vater ist, wie Ihr gehört habt, nicht hier,“ wandte Brunhilde sich zu dem Fremden. „Wollt Ihr dennoch warten, dann mag Euch der Falkenmeister ein Gemach anweisen.“

„Ihr seid die Tochter Simon's?“

„Ja, doch —“

„Verzeiht die Bitte, mich nur ein paar Worte mit Euch allein sprechen zu lassen.“

„Dann kommt mit mir.“

Der Falkenmeister mußte wohl verstanden haben, was Brunhilde mit dem Blicke sagen wollte, den sie ihm in diesem Augenblicke zuwarf, denn er folgte ihnen langsam bis zu dem Gemache, in das Brunhilde und der Fremde eingetreten waren.

„Was habt Ihr mir jetzt mitzutheilen?“ hörte er die Erstere fragen und den Fremden bald antworten:

„Ich bedauere, Euren Vater nicht selbst angetroffen zu haben, denn ich habe Verschiedenes mit ihm zu sprechen, das von Wichtigkeit ist.“

„Wer seid Ihr?“

„Vielleicht habt Ihr meinen Namen schon einmal gehört; ich heiße Dietrich von Quikow.“

„Ihr seid der mächtige und gefürchtete Ritter, der mit dem Markgrafen von Brandenburg in harter Fehde liegt.“

„Ja, der bin ich. Wer aber hat Euch von dieser Angelegenheit gesprochen?“

„Heut' erst habe ich sie meinem Vater erzählen hören. Er wird sich freuen, Euch hier zu sehen. Wollet in diesem Gemach nur so lange weilen, bis er von seinem Ausfluge

mit Herrn Janek von Stegelitz zurückgekehrt ist. Inzwischen darf ich Euch wohl einen Imbiß und einen Trunk hierher senden.“

Herr Dietrich von Quikow folgte dieser freundlicher Einladung und Brunhilde eilte aus dem Gemache, vor dessen Thür sie den Falkenmeister antraf.

„Euer Gedächtniß hat Euch nicht getäuscht. Der Fremde ist in der That der Ritter Dietrich von Quikow. Wenn nur jetzt mein Vater bald zurückkäme!“

„Auch ich wünsche dies,“ erwiderte Friedländer ernst. „Falls ihm aber wider unser Erwarten ein Unfall zugefallen sein sollte, dürfte es wohl gerathen erscheinen, Herrn Dietrich von Quikow, diesen mächtigen Kriegshelden, von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen. Oder habt Ihr dies vielleicht schon gethan?“

„Noch nicht. Für alle Fälle bitte ich Euch, hier zu bleiben. Sollte mein Vater zu lange ausbleiben und der Ritter ungeduldig werden oder gar noch einmal nach mir verlangen, dann sprecht nur mit ihm und erzählt ihm, was Euch gut dünkt.“

„Ich vertraue Euch ja vollständig!“

„Ihr habt zu befehlen, Jungfrau, und ich werde diesen Befehl pünktlich erfüllen.“

Brunhilde eilte fort, um den dem Ritter versprochenen Trunk nebst Imbiß zu beschaffen und der Falkenmeister blieb in der Nähe des Gemachs, von Zeit zu Zeit horchend, ob der Ritter noch nicht laut würde.

Stunde um Stunde verrann, die Nacht brach an, die Herren Simon und Janek waren nicht nur noch nicht zurückgekehrt, sondern auch noch keine Botschaft von ihnen da, und der Falkenmeister, welcher recht wohl wußte, weshalb keiner der beiden in die Gewalt ihrer erbittertesten Gegner gefallenen Ritter etwas von sich hören ließ, fing allgemach an zu bereuen, Brunhilde, die, je mehr die Zeit vorrückte, desto ängstlicher, besorgter wurde, nicht längst die volle Wahrheit unumwunden bekannt zu haben, als die Thür des Gemaches aufging und Ritter Dietrich heraustrat.

„Herr Simon ist noch nicht zurück?“

„Noch nicht, Herr Ritter.“

„Dann ist er wohl nach einer der benachbarten Burgen geritten und kehrt vielleicht morgen erst heim?“

Während Henning Friedländer noch überlegte, ob er den Fragenden in die Sachlage ganz einweihen solle, fing dieser noch einmal an:

„Ich habe Dich übrigens heut' bereits auf dem Wege hierher gesehen. Die Tochter des Herrn Simon war wohl mit ihrem Pferde verunglückt? Welche Stellung nimmst Du hier ein, daß die Jungfrau Dir gestattet, sie vor Dich auf Dein Pferd zu nehmen?“

„Ich bin als Falkenmeister in Diensten des Herrn Simon und stehe der Jungfrau, welche die Jagd liebt, zu Befehl. Ihr habt übrigens richtig vermuthet, daß ihrem Pferde ein Unglück zugefallen war. Die ganz absonderlichen Verhältnisse, welche in diesem Falle obwalteten, werden übrigens entschuldigen, falls ich, was ich im Augenblick noch nicht glaube, in meiner Bereitwilligkeit, der Jungfrau zu helfen, zu weit gegangen sein sollte.“

„Ich möchte diese absonderlichen Verhältnisse kennen lernen.“

Henning Friedländer erzählte nun, daß Herr Simon und Herr Janek die Jungfrau zur Jagd begleitet, während des Jagdzuuges einen Fehdebrief erhalten hätten

und unverfehens während der Jagd auf das Gebiet einer der Ritter gekommen waren, welche den Brief unterzeichnet hatten.

Auf der Rückkehr von der Jagd waren sie mit den Herren Henning von Wedel und Heinrich von Bork zusammengetroffen und er, der Falkenmeister sei sofort beauftragt worden, die Jungfrau sicher nach Güntersberg zurückzuleiten.

Er habe sich doch aber verletten lassen, vor der Flucht verstoßen noch einen Blick auf den Kampfplatz zu werfen und die Herren Simon und Jancke bereits in der Gewalt der Begier gesehen, nimmehr mit der Jungfrau auf Umwegen den Rückweg nach Hause angetreten, sei verfolgt worden und theilte ferner das mit, was den Lesern über den Unfall mit dem Pferde bereits bekannt ist.

Dietrich schritt, während der Falkenmeister sprach, in dem Gemache auf und ab.

Als Letzterer seine Mittheilungen beendet, trat der Ritter zu ihm.

„Herr Simon wird Dir für die hierbei bewiesene Unsicht Dank wissen. Ob er freilich so bald in die Lage kommen wird, diesen Dank abtragen zu können, vermag ich nicht zu beurtheilen. Ich habe wirklich Lust, mir die Sache etwas genauer zu überlegen und dem alten Handedgen aus der Klemme zu helfen. Ist Dir vielleicht bekannt, wie er mit den Wedels auf Betow und mit Erasmus von Wedel auf Reek steht?“

Henning Friedländer erblaste sichtlich und mußte sich abwenden, um seine Verlegenheit zu verbergen. Er fand nicht sofort die ihm passend erscheinende Antwort und Dietrich bemerkte dies.

„Da bin ich wohl einem Geheimniß auf die Spur gekommen? Oder leben beide Herren mit Herrn Simon in Fehde und Du zögerst, mir durch Mittheilung dieses Umstandes die Hoffnung zu benehmen, für den Schloßherrn eintreten zu können? Falls Du keinen anderen Grund hast, verlegen zu werden, dann sprich mir getrost; wenn Dietrich von Quikow sich etwas vornimmt, dann weicht er nicht so leicht von dem einmal gefaßten Entschlusse ab.“

Der Falkenmeister raffte sich zu einer Antwort auf.

„Herr Bode von Wedel auf Betow lebt, wie Ihr richtig vermuthet habt, mit Herrn Simon in hartnäckiger Fehde und ich —“

„Nun, was weiter? sprich!“

„Ich glaube, oder richtiger, ich bin überzeugt, daß er, sobald er Kenntniß von dem Mißgeschick des Herrn Simon erhält, nicht nur jede Hülfe verweigern, sondern sich sogar weidlich freuen wird. Der Streit zwischen den beiden Herren ist schon zu alt, um sich schnell beseitigen zu lassen. Was dagegen Herr Erasmus von Wedel auf Reek anlangt, so darf ich wohl behaupten, daß dieser ein Freund des Herrn Simon ist.“ —

„Und wie steht Herr Simon mit dem Ritter Heinrich von Kremzow?“

„Der Kremzower ist einer der Herren, welche den Fehdebrieff unterschrieben haben und war heut' sicher bei dem Strauß theilhaftig.“

„Ich höre schon,“ rief Dietrich unwillig, „daß Herr Simon in einer recht unangenehmen Lage sich befindet und im Augenblicke Hülfe für ihn in nächster Nähe außer durch Herrn Erasmus nur sehr schwer zu finden sein wird. Ich werde diese Nacht hier bleiben, morgen früh

aber selbst einmal ansehen, in welcher Weise sich etwas für Herrn Simon thun läßt. Führe mich vor Allen jetzt in die Waffenkammer!“

Der Falkenmeister zögerte, diesem Befehle nachzukommen, doch mochte Herr Dietrich wohl wahrnehmen, daß er bei einer Wiederholung des Befehls bereitwilligst nachgeben werde, und fuhr deshalb fort:

„Du weißt doch, wer ich bin?“

„Ja, Herr Ritter Dietrich von Quikow!“

„Nun gut, dann wirst Du auch wissen, daß ich nicht gewohnt oder je gewillt bin, einen gegebenen Befehl mehrmals zu wiederholen. Aus welchem Grunde zögerst Du, mir zu gehorchen?“

„Verzeiht, edler Herr, nur allein deshalb, weil es nicht Gebrauch ist, in Abwesenheit des Burgherrn einen fremden Ritter zu den Waffenvorräthen zu geleiten. Bei Euch jedoch glaube ich eine Ausnahme machen zu dürfen. Herr Simon sprach heut' früh erst in einer Weise von Euch, die mir das Vorhandensein freundschaftlicher Gefühle für Euch bestätigte, und Ihr selbst wollt ja, wie ich jetzt gehört, dem gestrengen Herrn beistehen. Wollet mir also nun zu der Waffenkammer folgen.“

Dietrich lachte.

„Herr Simon scheint an Dir einen scharf beobachtenden Diener zu haben, und es will mir wohl scheinen, als hätte er just keine üble Wahl getroffen, wenn er Dir in seiner Abwesenheit die Aufsicht auf Güntersberg anvertraut. Dies ist doch der Fall?“

„Mein Herr konnte wohl nicht voraussehen, daß das Zusammentreffen mit seinen Gegnern mit so unangenehmen Folgen für ihn verbunden sein würde. Da nun aber das Gegentheil von dem eingetroffen, was er und Herr Jancke gehofft haben, Herr Simon demnach im Augenblicke verhindert war, nach Güntersberg zurückzukehren, werde ich dafür sorgen, daß hier keine Ungehörigkeiten vorkommen. Doch bitte ich nun, mit mir in die Waffenkammer zu gehen.“

Bald waren sie dort angelangt und Herr Dietrich entnahm der Sammlung von Schwertern eines der gewichtigsten.

„Sagt Herrn Simon, daß ich mir dieses Schwert geliehen habe.“

„Das ahnte ich wohl,“ brummte der Falkenmeister vor sich hin, laut aber erwiderte er:

„Werdet Ihr, Herr Ritter, nicht Gelegenheit suchen, Herrn Simon dies selbst mittheilen zu können?“

„Ja!“

Dietrich verließ die Kammer und der Falkenmeister folgte ihm schweigend bis zu der Thüre des Gemachs, wo er sich entfernen wollte.

Dietrich hielt ihn indes zurück.

„Morgen früh werde ich Güntersberg verlassen, in einigen Tagen aber noch einmal hierher kommen, bis dahin suche, falls Dein Herr mittlerweile noch nicht zurückgekehrt, auszukundschaften, wo er gefangen gehalten wird. Das Weitere wird sich dann finden.“

Der Falkenmeister zog sich nach dieser Weisung zurück und Herr Dietrich verließ mit Anbruch des Tages und ohne Brunhilde noch einmal gesprochen zu haben, das Schloß.

Mit recht gemischten Gefühlen sah Henning Friedländer dem langsam dahinreitenden Ritter nach.

Einstheils freute er sich über die Zusage des wegen seiner Tapferkeit berühmten Dietrich von Quikow, Brunhildens Vater helfen zu wollen. Andererseits beunruhigte ihn aber nicht wenig der Gedanke, Ritter Dietrich werde, wenn nicht gar Herr Bodo von Wedel auf Betow, so doch einen anderen Ritter zur Hilfe aufbieten, der seinen eigenen Plänen hinderlich werden könne.

„Meinetwegen,“ murmelte er endlich, „mag Dietrich Hilfe herbeibringen, von wo er kam und will. Mit Jedem werde ich mich zur Noth rechtzeitig zu verständigen vermögen. Wenn er nur nicht zu Bodo von Wedel geräth und diesen für sein Vorhaben zu gewinnen vermag.“ —

Kinsten vor sich hinblickend, schien er diesen Gedanken noch länger zu erwägen und die Möglichkeit, der theils hochgeachtete, theils gefürchtete Dietrich werde in dem Besitze, Herrn Simon beizustehen, seinem eigenen Vorhaben hinderlich werden, verbitterte seine Stimmung immer mehr.

Müthig schritt er eben über den Hof, als er Brunhilde am Fenster erblickte.

Ihren Wink eiligst Folge leistend, stand er wenig Augenblicke später vor der heimlich Geliebten, in deren Zügen sich eine unbefreibliche Angst ausdrückte.

„Mein Vater ist noch nicht zurück. Ohne Zweifel ist ihm ein recht schweres Unglück zugestoßen. Er ist vielleicht verwundet, hilflos auf dem Kampfplatze zurückgelassen, oder gar in Gefangenschaft geschleppt worden. An noch Schlimmeres wage ich nicht zu denken. Helft mir doch aus dieser quälenden Ungewißheit.“

Der Falkenmeister antwortete nicht bald, als sie schwieg. Der Anblick des reizenden Mädchens, das in seiner kindlichen Liebe zum Vater die Schranke gänzlich übersah, die zwischen ihr, der Herrin, und ihm, dem Diener, bestand, die thranenden Augen ihre Rathlosigkeit eingestand und ihm zu verstehen gab, daß sie ihm vertraue, sich auf ihn verlasse, bewegte ihn mächtig.

Mit bewegter Stimme erwiderte er endlich:

„Ich werde nicht zögern, Euch, soweit dies eben jetzt möglich ist, Klarheit zu verschaffen und zunächst sofort den Kampfplatz, den ich leicht sofort wieder finden dürfte, aufsuchen. In ein paar Stunden schon sollt Ihr erfahren, was mit Eurem Vater geschehen ist. Weiter erforderlich werdende Schritte werden sich dann erst erwägen lassen. Seid versichert, Jungfrau, daß nichts unversucht und nichts unterlassen werden soll, was ich zu Eurer Beruhigung beizutragen vermag.“

„Ich glaube Euch und hoffe das Beste. Der fremde Ritter ist, wie ich gesehen habe, weggeritten?“

„Ja, er wird aber voraussichtlich in einigen Tagen noch einmal hier eintreffen.“

„Wenn nur mein Vater dann wieder hier wäre!“

„Sollte dies noch nicht der Fall sein, dann wird Herr Dietrich von Quikow, wie er mir dies fest zugesagt hat, für Euren Vater eintreten.“

„Besitzt Herr Dietrich hier einen so weitreichenden Einfluß? Ich denke, er wohnt in den Marken und war ja gestern nicht nur ohne Begleitung, sondern, so viel ich gesehen habe, auch ohne Waffen.“

„Sein Name ist weit bekannt, und seine Faust derart gefürchtet, daß ohne zwingendste Gründe Jeder gern vermeidet, mit diesem Ritter einen Kampf aufzunehmen.“

„Trotz Alledem wünsche ich, der Vater möge zurückkehren, noch ehe der Ritter hierher kommt.“

„Dieser, aus dem geheiligten Gefühl kindlicher Liebe entspringende Wunsch ist nur berechtigt. Doch will mir scheinen, die in Aussicht gestellte Hilfe des Ritters Dietrich sei, selbst wenn die Bethätigung derselben nicht mehr erforderlich würde, insofern anzuerkennen, als bei der von mehreren benachbarten Rittern angekündigten Fehde der Beistand eines Mannes, der eine namhafte Anzahl Ritter von der Art des Herrn Janete von Stegelitz aufwiegt, nur hoch zu beachten ist.“

„Das gebe ich ja recht gern zu. Seit gestern Abend hat sich meiner aber eine gewisse Unruhe bemächtigt, ein Gefühl, dem Worte zu verleihen mir sehr schwer wird.“

„Wollt Ihr mich nicht Näheres wissen lassen darüber, was Euch beunruhigt? Ihr dürft unbedingtes Vertrauen zu mir hegen, denn wahrlich, kein Mensch vermag Euch treuer ergeben zu sein, als ich!“

„Ja, ich glaube Euch und will Eurem Wunsche nachkommen. Als ich gestern Abend allein in meinem Gemache war, überfiel mich plötzlich eine unnennbare Angst. Nicht lebhaft trat der Gedanke an mich heran, die Ritter, welche mit meinem Vater in Fehde liegen, würden jetzt während seiner Abwesenheit das Schloß angreifen, einnehmen und zerstören und ich —“

Brunhilde vermochte nicht weiter zu sprechen. Ihre Augen füllten sich auf's Neue mit Thränen, ihre Stimme bedte und ihren Körper überließ ein convulsivisches Zittern.

Henning Friedländer wurde vom innigsten Mitgefühl befeelt und er bemühte sich nach Kräften, ihr Trost zuzusprechen.

„Welchen Gedanken und Besorgnissen gebt Ihr Euch hin, edle Jungfrau! Eurem Vater droht keine so ernste Gefahr, wie Ihr anzunehmen scheint, und Ihr habt weiter auch nicht den geringsten Grund, Besorgnisse wegen eines Angriffs der feindlich gesinnten Ritter auf Güntersberg zu hegen. Fasset Muth! Ich halte mich überzeugt, daß Euer ganzer Kummer in kürzester Frist beseitigt sein wird und Ihr mir zugeben werdet, daß Ahnungen keine Beachtung verdienen!“

Ein schwermüthiges Lächeln schwebte um dem Mund des holden Kindes, als es langsam erwiderte:

„Wollte Gott, Eure gutgemeinten Trostesworte bewahrheiteten sich. Wie gerne wollte ich Euch eingestehen, daß ich mich ohne Grund geängstigt hätte, doch bitte ich Euch, nicht länger zu zögern mit der Besichtigung des Kampfplatzes. Ob Ihr auch die Falken in dem von Euch gewählten Bersteck noch vorfinden werdet?“

„Ich hoffe es und werde Euch sofort nach meiner Rückkehr Mittheilung von dem Ergebniß meiner Nachforschungen machen.“

Der Falkenmeister verließ das sinnend ihm nachblickende Mädchen und sprengte bald darauf zum Thore hinaus.

Es war bereits Mittag, als er sich dem Letzteren wieder näherte.

Skaun hatte das Thor sich hinter ihm geschlossen, als Brunhilde auch schon in der Thüre des Schlosses erschien.

„Welche Botenschaft bringt Ihr mir?“

„Keine bessere, aber auch keine schlechtere, als ich erwartet habe.“

„Zögert doch um Gottes Willen nicht länger, mir Alles mitzutheilen, was Ihr gesehen oder erfahren habt.“

„Edle Jungfrau, meine Erwartungen haben sich voll auf bestätigt. Euer Vater ist auf dem Kampfplatz nicht

verwundet, vielmehr von den Rittersn Wedel, Bork und Kremzow mit Herrn Jancke von Stegelitz weggeführt worden. Ohne Zweifel wird man jetzt ein hohes Lösegeld, wenn nicht irgend welche andere Sühne, Guern Vater auferlegen und ich sehe voraus, daß die Hilfe des gefährdeten Dietrich von Quizow von hohem Vortheil werden wird!“

„Meinem Vater ist also kein Uebles weiter widerfahren und ich darf hoffen, ihn wiederzusehen?“

„Das dürft Ihr mit vollem Recht. Weniger glücklich sind wir mit der Gage gewesen, unsere schönen Falken sind eine Beute der Feinde geworden.“

„Ihr erleichtert durch Eure Mittheilung mein bedrängtes Herz und ich kann nun nicht schnell genug die Rückkehr des Herrn Dietrich herbeiwünschen; er ist ja doch, wie ich gehört habe, der Freund meines Vaters und wird ihn sicher nicht lange im Gefängniß schmachten lassen!“

„Nun, darüber könnt Ihr vollständig beruhigt sein. Wenn Dietrich von Quizow etwas verspricht, dann hält er es auch. Dies war der Sinn der letzten Worte, die er zu mir sprach, und ich baue fest auf ihn. Gebt Ihr mir Vollmacht, im Namen Eures Vaters Herrn Erasmus von Wedel in Reck von dem Mißgeschick zu benachrichtigen, das Guern Vater betroffen hat?“

„Thut, was Ihr für gut haltet! Ich baue vollständig auf Euch.“

Langsam trat Brunhilde in das Schloß zurück.

Henning Friedländer war im Augenblick unentschlossen, was er thun solle. Nach kurzem Besinnen ließ er sein Pferd vorführen und ritt weg. Einige Stunden später kehrte er auf schweißbedecktem Pferde zurück und sandte einen Knecht an Herrn Erasmus mit der Botschaft, die Herren von Güntersberg und Jancke von Stegelitz seien von den Herren Henning von Wedel und Heinrich von Bork, welche nebst dem Herrn Henning von Kremzow und Friedrich von Wedel den Herren Erasmus von Wedel, Simon und Jancke Fehde angefangt hätten, auf einem Jagzuge gelegentlich eines heftigen Straußes zwischen den feindlich gesinnten Herren überwunden und gefangen genommen worden. Wo man sie hingeführt habe, sei nicht bekannt, und ebenfowenig wisse man in Güntersberg, was die Sieger weiter im Schilde führten. Mit Sicherheit sei aber heute schon anzunehmen, daß man in erster Reihe gegen Güntersberg Schlimmes beabsichtige.

Falls Herr Erasmus seinem Freunde und Bundesgenossen in der Beschützung seines Lebens und Eigenthums bestehen wolle, dann möge er ohne Zögern herbeieilen.

Als der Knecht mit dieser Botschaft wegritt, schien der Falkenmeister Lust zu haben, den Knecht zurückzurufen und das Hilfesuch unbefehlet zu lassen; sein Ruf wurde jedoch von dem Boten nicht mehr gehört und er beschied sich mit dem Entschlusse:

„Komme, was da mag; ich muß mein Ziel erreichen!“

Die geringe Besatzung von Güntersberg war nicht wenig erstaunt, als bald darauf der Falkenmeister, dessen Uebergewicht sie sämmtlich ohne Zögern anerkannten, befohl: „Haltet Eure Waffen in Ordnung! Ich werde inzwischen die Mauern besichtigen. Wir werden einen Sturm zu bestehen haben!“

Mit lautem Halloh wurde diese Nachricht aufgenommen und sofort an die Befestigung von Güntersberg geschritten. Die nahe Aussicht auf eine Abwechslung in ihrem

seit einiger Zeit sehr eintönigen Leben wirkte begeisternd auf die Knappen und Reißigen und sie ergingen sich in allerhand Muthmaßungen darüber, wer der zu erwartende Feind sein könnte.

Der Falkenmeister blickte freilich weniger zuberichtlich der nächsten Zukunft entgegen; er sah ein, daß mit den wenigen Leuten, die ihm zu Gebote standen, sich kein Belagerungs-Heer auf die Dauer zurückschlagen lasse. Ihm baugte jedoch weniger für sich oder um Güntersberg, als vielmehr um Brunhilde, deren Verbleiben er im Augenblick schon gern hintertrieben hätte.

Diese Gedanken beschäftigten ihn eben wieder, als er, über den Burghof schreitend, Brunhilde an der Thüre bemerkte. Auf ihren Wink trat er zu ihr heran, und sie fragte ihn mit offener Besorgniß und hastig:

„Sagt mir doch, was bedeuten diese Vorbereitungen? Bedroht man uns und benutzt man die Abwesenheit meines Vaters, um Güntersberg zu überfallen?“

„Noch weiß ich nicht, ja ich habe noch gar nicht einmal bestimmte Nachrichten, daß Etwas gegen Güntersberg geplant wird.“

„Weshalb aber trifft Ihr Anstalten, die mir nur zur Abwehr eines Angriffes bestimmt erscheinen?“

Der Falkenmeister zögerte einen Augenblick mit der Antwort. Es wurde ihm schwer, dem Mädchen seine Gedanken auch nur annähernd kund zu geben und sie durch Befürchtungen, zu denen er noch keinen directen Anlaß erhalten, noch mehr zu beunruhigen, als sie es ohnehin schon war.

Ausweichend antwortete er deshalb:

„Macht Euch keine Sorgen deshalb, weil ich einige Anstalten zur Sicherung für Güntersberg treffe. Ich habe keinen anderen Grund hierzu, als den Wunsch, Euch während der Abwesenheit des Vaters beruhigt zu wissen.“

„Nein, nein, Ihr verschweigt mir Etwas!“

„Dies ist nicht der Fall, und ich verspreche, Euch sofort Nachricht zu geben, wenn wider alles Erwarten gegen uns Etwas geplant werden sollte.“

Brunhilde schien jedoch nichts weniger als beruhigt zu sein. Sie sagte zwar nichts mehr, ihr Auge, ihr Blick, den sie fragend auf den Falkenmeister gerichtet hielt, zeigte jedoch recht deutlich, daß sie ernstere Befürchtungen hege.

Waren sie begründet?

Der Tag verging ohne irgend etwas Auffälliges und auch die während der Nacht aufgestellten Posten vermochten nicht das geringste Absonderliche zu erkennen.

Auch der Vormittag verlief in gleich ruhiger Weise, und schon sagte sich der Falkenmeister aufathmend:

„Gott sei Dank, du hast dich in diesem Falle geirrt!“

Das Horn des Thurmwarts ertönte. Der Falkenmeister eilte rasch zu diesem hinauf und bemerkte einige Fähnlein Reißige auf dem nach Güntersberg führenden Wege.

„Wesh sind diese Leute? Sie kommen von Norden, also von einer Seite, von wo ich glaubte, keine Feinde erwarten zu dürfen!“

„Wenn ich mich nicht täusche,“ bemerkte der Thurmart, „dann sind es die Recker.“

(Fortsetzung folgt.)

Freierstunden am häuslichen Herde.

Redaction, Druck und Verlag von S. G. Münchmeyer in Dresden, Jagdweg 14.

Filialen: Berlin, Nuppinerstraße 44; Wien, Josephstädter Hauptstraße 35; Dortmund, Düppelstraße 6.

Der beiden Quikows letzte Fahrten.

Historischer Roman aus der Jugendzeit des Hauses Hohenzollern, begonnen von Karl May, fortgeführt von Dr. Goldmann.

[Fortsetzung.]

Uebersetzung und Dramatisirung vorbehalten,
Nachdruck gerichtlich verfolgt.

„Das ist freilich etwas Anderes. Nun wir können diese Leute sehr wohl gebrauchen!“

Henning Friedländer eilte wieder hinab, und nicht lange darauf hielten die Ankommenden vor dem Thore und begehrten Einlaß.

„Wer seid Ihr?“ fragte der Falkenmeister, welcher immer noch ein leises Mißtrauen nicht unterdrücken konnte.

„Wir sind Mannen des Herrn Jancke von Siegelitz, und sind durch Herrn Dietrich von Quikow aufgebeten worden.“

Ohne Bedenken wurden die Leute jetzt eingelassen und Henning Friedländer athmete hoch auf, als er diesen ansehnlichen Zuwachs der Streitkräfte über sah.

„Was ist mit meinem Herrn?“ fragte leise der Anführer der eben Angekommenen, als er sich mit dem Falkenmeister wenige Augenblicke später allein sah.

„Herr Jancke ist mit Herrn Simon auf einem Jagdzuge in die Hände der Wedels oder des Kremzower gefallen.“

„Weshalb entbot dann aber Herr Dietrich uns hierher?“

„Das kann ich Euch gar wohl erklären: Güntersberg liegt halb umgeben von den Gebieten der Ritter, die uns Fehde angesagt haben, während Neek, so viel ich weiß, nur mit den Wedels in directem Zusammenhange steht. Nachdem nun die beiden Ritter gefangen genommen und Güntersberg, wie auch das Gebiet des Herrn Jancke, heut' ihrer Herren entbehren, werden Wedel oder auch Herr Heinrich von Bork mit sammt dem Kremzower gewiß die Gelegenheit benutzen und an Güntersberg, das ihnen zunächst gelegen und schon längst ein Dorn im Auge ist, ihrem Uebermuth die Zügel schießen lassen.“

Freierstunden.

„Herr Gott! Da haben wir ja die Burg meines Herrn der Willkür seines Feindes, des Herrn Erasmus von Wedel, preisgegeben. Wir müssen sofort wieder zurück!“

„Beruhige Dich. Dafür ist schon gesorgt, daß das Eigenthum Deines Herrn ungefährdet bleibt. Es scheint Dir unbekannt zu sein, daß Herr Erasmus ein Bundesgenosse und Freund der Herren Jancke und Simon ist!“

„Ist das möglich?“

„Ja, ja; Du kannst das schon glauben. Ich habe ja selbst den Fehdebrief gelesen, den die Herren Henning von Wedel, Heinrich von Bork, Friedrich von Wedel und der Kremzower an unsere Herren und zugleich an Herrn Erasmus geschrieben haben.“

„Das ist allerdings schön und verspricht einen fröhlichen Tanz. Ist denn aber Erasmus benachrichtigt von dem, was hier vorgefallen ist?“

„Das wird Herr Dietrich besorgt haben. Andernfalls hätte er Dich ja nicht beauftragt, mit Deinen Leuten hierher zu kommen.“

„Setzt bin ich beruhigt.“

Der Falkenmeister unterrichtete Matthias näher über die jüngsten Vorfälle und Matthias erklärte sich freiwillig bereit, sich mit seinen Leuten den Anordnungen des Falkenmeisters zu unterwerfen. Auch er war vollständig davon überzeugt, daß ein Angriff auf Güntersberg zu erwarten sei. Die Wachtposten wurden verdoppelt und Henning Friedländer zog sich, nachdem alle Anordnungen getroffen waren, die eine Ueberrumpfung hindern mußten, mit Matthias in sein Gemach zurück.

Die Nacht verging wieder ungestört, der Morgen

graute bereits und die mehr und mehr weidende Dämmerung ließ Gegenstände weiterer Entfernung schon erkennen.

Der Falkenmeister kehrte eben von einem Rundgang in das Haus zurück, als einer der an der Südseite aufgestellten Posten auf ihn zukam und meldete, „am Waldsaum auf der gegenüberliegenden Seite der Richtung zeigen sich Bewaffnete!“

Beide eilten nach der Stelle zurück, von der aus die befremdende Wahrnehmung gemacht worden war, und Friedländer überzeugte sich jetzt davon, daß unter dem Schutz der Bäume eine anscheinend bedeutende Anzahl Bewaffnete sich Güntersberg zu nähern suchten.

Wenige Augenblicke später waren sämtliche Mannen im Hofe beisammen und Friedländer ertheilte hier mit gedämpfter Stimme die ihm passend erscheinenden Befehle.

Raum war dies geschehen und Jeder an dem ihm zugewiesenen Posten, als die Ersten der Stürmenden Anstalten trafen, den Burggraben zu überbrücken und die Mauer zu erklettern. Ungehindert wurden sie herüber gelassen. Als sie aber die Mauer zu erklettern suchten, wurden sie durch einen furchtbaren Steinhagel zurückgeschleudert, derart zwar, daß nicht ein Einziger von ihnen lebend davon kam.

Die Belagerer, deren Zahl sich inzwischen erheblich vermehrt hatte, und die, wie die Belagerten sofort erkannten, unter Anführung des Kreuzow's und Heinrich von Wedel's standen, gewannen die Ueberzeugung, daß eine Ueberrumpelung unmöglich sei, und beschloßen Sturm zu laufen.

Daraufhin ließen sich wenigstens die nun von ihnen in Angriff genommenen Vorbereitungen erklären.

Der Falkenmeister hatte den ersten Augenblick, als er die Zahl der Belagerer sah, keinen Zweifel gehegt, daß Güntersberg nur sehr schwer zu halten sein würde. Er beschloß deshalb, die Burg zwar bis zum letzten Augenblick zu vertheidigen, im Interesse Brunhilden's sich aber einen Ausweg offen zu halten.

Ihr länger die wahre Sachlage zu verbergen, ging nicht an, sie war selbst bereits aufmerksam geworden und kam ihm nun zitternd und in größter Aufregung entgegen.

„Um aller Heiligen willen, sagt mir, was geht hier vor? Güntersberg wird von Feinden bestürmt, während mein Vater nicht anwesend ist?“

„Weider ist es der Fall,“ erwiderte der Falkenmeister ernst, „doch hegt keinerlei Besorgnisse. Ich werde Güntersberg halten, so lange dies Euer Vater selbst im Stande gewesen wäre!“

„Wenn Euch dies aber nicht gelingt, was dann?“

„Dann büрге ich Euch wenigstens für Eure Rettung; ich bitte Euch aber, jetzt Euer Gemach nicht zu verlassen. Gelingt es mir, die Feinde zu schlagen, dann werde ich Euch sofort benachrichtigen. Habe ich aber Unglück, dann werde ich Euch rechtzeitig in Sicherheit zu bringen suchen.“

„Ihr habt Hülfe erhalten?“

„Ja; die Leute des Herrn Jancke sind von Herrn Dietrich hierhergeschickt worden.“

„Gott gebe Euch den Sieg!“ erwiderte Brunhilde mit bebender Stimme, während ihre Augen sich mit Thränen füllten, „und erinnert Euch daran, daß ich Eure Botschaft mit Sehnsucht erwarte.“

Noch ehe der Falkenmeister ein Wort der Erwidern

sand, war Brunhilde zurückgetreten und ihren Gemächern zugeeilt.

Rasch kehrte er nun zu den Leuten zurück, welche zu seiner Ueberraschung gerade an der Stelle in Unthätigkeit verharrten, die seiner Ansicht nach am meisten gefährdet war.

Unruhig trat er näher.

„Was bedeutet das? Der Feind weicht doch sicher jetzt nicht schon zurück.“

Die Antwort auf diese Frage vermochte er sich selbst zu geben, nachdem er einen Blick durch eine der kleinen, in der Mauer befindlichen, von außen kaum bemerkbaren Oeffnungen warf und sah, daß die Belagerer sich in der That an den Waldsaum zurückzogen.

„Ha! ha! Eine der gewöhnlichen Kriegsklitten soll hier in Anwendung kommen. Ihr irrt Euch aber, wenn Ihr glaubt, mich täuschen zu können.“ Zu den ihn umgebenden Leuten fuhr er rasch fort:

„Einige Mann Bedeckung bleiben hier zur Beobachtung. Die Uebrigen eilen sofort nach der Ostseite, und zwar seitwärts von dem kleinen Ausfallpförtchen, dahin, wo der Wall am nächsten an den Burggraben anstößt!“

Kaum hatte er diesen Befehl ertheilt, als von der bezeichneten Stelle her ein lautes Geschrei hörbar wurde. Als die Leute dort ankamen, sahen sie auch sofort ein, wie richtig der Falkenmeister die Sachlage beurtheilt hatte.

Eine übergroße Anzahl der Feinde war eben im Begriff, die Mauer zu erstürmen, und es würde ihnen dies auch gelungen sein, wenn der Falkenmeister nicht rechtzeitig Hilfe gesandt hätte.

Der energische Widerstand der Belagerten zwang die Belagerer endlich, zurückzuweichen.

Längere Zeit wurde jetzt von keiner Seite ein Angriff versucht. Die Belagerer hatten Güntersberg von drei Seiten fest eingeschlossen. Von der vierten war ihnen dies nicht möglich, weil ein größerer See bis hart an die Mauer von Güntersberg stieß.

Diese Seite ließ aber auch der Falkenmeister am wenigsten beachten, denn er sagte sich, ein Angriff ist hier nicht möglich, weshalb also unnütz die ungenügende Anzahl meiner Leute noch mehr vertheilen?

„Ob der See im Nothfalle die Ausführung unserer Flucht zu erleichtern vermag, kann dann noch untersucht werden, wenn wir uns in der Nothlage befinden, ernstlich an die Rettung denken zu müssen!“

Die Ruhe, welche die Belagerer dem im Verhältniß zu ihrer Zahl kleinen Häuflein der Belagerten gönnit hatten, benutzten die Letzteren zur emsigen Ausbesserung der an den Mauern bereits entstandenen Schäden, und zur großen Freude Matthias' liefen von allen Beobachtungsposten fortgesetzte Meldungen ein, daß die Feinde sich mehr und mehr zurückzögen und die sichtbare Zahl derselben sich immer vermindere.

Der Falkenmeister war jedoch so leicht nicht zu täuschen.

„Man wird uns in der Nacht überfallen,“ erklärte er Matthias auf dessen Mittheilungen, „und wir sind zur größten Wachsamkeit verpflichtet. Ich werde dies den Nachtposten selbst einschärfen.“

Matthias schien die Befürchtung des Falkenmeisters nicht zu theilen, vermied jedoch, sich darüber auszusprechen. Die Nacht brach an und Henning Friedländer hatte auf

Wunsch Brunhildens dieser eben Bericht über den Stand der Belagerung erstattet, als von mehreren Seiten zugleich der Ruf ertönte:

„Der Feind! der Feind!“

Ein Blick durch das Fenster zeigte dem Falkenmeister den Ernst der Lage, in der Güntersberg und dessen Bewohner sich befanden.

Die Belagerer hatten so geräuschlos, daß selbst die Wachtposten behaupteten, nichts gehört zu haben, die Mauern erklimmen und befanden sich im Augenblicke bereits im Burghofe im Handgemenge mit den überrumpelten Belagerten.

Die Zahl der Gegner vermehrte sich sichtlich. Der Falkenmeister verhehlte sich nicht, daß ein längeres Belassen Brunhildens in der nicht mehr zu haltenden Burg nur mit den größten Gefahren für sie verknüpft sein würde.

Rasch stieg er deshalb wieder zu dem Gemach empor, in welchem das Mädchen weilte. Sie hatte selbst bereits die Vorgänge im Hofe bemerkt und kam ihm zitternd, weinend entgegen.

„Unsere Lage, Jungfrau, ist gefährlich,“ sprach er sie mit dumpfem Tone an. „In Folge Unachtsamkeit der Leute ist es den Belagerern doch gelungen, uns zu überrumpeln, und schleunigste Flucht ist das Einzige, was ich Euch jetzt dringend rathen kann.“

Brunhilde schien noch nicht erwartet zu haben, daß die Gefahr bis zu dieser Höhe gestiegen war. Ihr fehlte im Augenblicke jedes Wort der Erwiderung.

Starren Blickes sah sie den jungen Mann einen Augenblick wie rathlos an, dann stieß sie gezwungen hervor:

„Aber mein Gott, was soll ich thun?“

„Wollt Ihr Euch mir anvertrauen? Ich werde thun, was in meinen Kräften steht, Euch an einen sichern Ort zu bringen. Bergt schnell, was Ihr mitnehmen wollt. Ich werde inzwischen sehen, in welcher Weise sich die Rettung am besten bewerkstelligen läßt, und bald wieder hier sein!“

Ohne eine Antwort abzuwarten, eilte er hinaus, stieß aber, unten angekommen, bereits auf einige der verwegentesten Stürmer.

Mit kraftvollen und gewandten Hieben trieb er die Eindringlinge, die auf diese Begegnung nicht gefaßt sein mochten, zurück und verschloß die Thüre.

Er wußte recht gut, daß dieser Nothbehelf nicht lange seinen Zweck erfüllen werde. Die starke Thüre mußte in kurzer Zeit schon den wüthenden Schlägen der erbitterten Gegner nachgeben. Die Uebermacht der Feinde war zu groß. Die Rettung Brunhildens war jetzt das Wichtigste, was er zu thun hatte.

„Wie aber soll ich diese Rettung aus der von Feinden rings umgebenen Burg bewerkstelligen? Wahrhaftig eine schwere Aufgabe!“

Wider Erwarten fand er Hilfe an einer Stelle, wo er sie nicht gesucht hatte.

Der alte Thurmwart kam nämlich in diesem Augenblicke herab und sah Brunhilde händeringend im Corridor in der Nähe der Treppe stehen. Zu gleicher Zeit bemerkte ihn aber auch der Falkenmeister und rief ihn eilends zu sich herab.

„Du weißt vielleicht so gut wie ich, daß an ein längeres Vertheidigen der Burg nicht zu denken ist und die Rettung der Jungfrau jetzt dringend nothwendig wird. —“

3

„Ich weiß schon, was Ihr sagen wollt,“ unterbrach ihn der alte Thurmwart, „und glaube, da ich hier sehr genau bekannt bin, helfen zu können!“

„Sprich, in welcher Weise?“

„Ich kenne einen von hier ausgehenden unterirdischen Gang, der seitwärts von der Anhöhe, die an den See anstößt, ausmündet!“

„Bravo, Alter! Führe die Jungfrau bis zum Ende des Ganges und erwarte mich dort. Aber schnell, schnell; die Thür kann den Angriffen nicht länger Widerstand leisten!“

Brunhilde folgte, nachdem der Falkenmeister ihr mit wenig Worten den dem Thurmwart ertheilten Befehl kundgegeben hatte, schweigend dem Alten, und bald standen die Drei vor dem Eingange, der, wie der Falkenmeister sich überzeugte, so gut verwahrt war, daß ein Ueingeweihter ihn nur schwer zu finden vermöchte.

Im Begriffe, hinabzusteigen, wandte Brunhilde sich noch einmal um und richtete den durch Thränen verschleierten Blick auf den jungen Mann.

„Ihr werdet mich doch nicht verlassen? Stürzt Euch nicht in den fruchtlosen Kampf; schonet Euch — meiner wegen!“ fügte sie leise hinzu.

„Hegt keine Besorgniß um mich! Mein Schwert ist gut und ich verstehe mich der Feinde zu erwehren. Ich werde kommen, sobald meine längere Anwesenheit hier nutzlos wird!“

Er schloß selbst die Thür des Ganges und wollte durch eine Seitenthür zum Kampfplatze eilen.

Noch hatte er diese nicht vollständig erreicht, als er die Hauptthüre der Burg sprengen und eine ihm nur zu wohlbekannte Stimme befehlen hörte:

„Jetzt helft Ihr mir das Röslein vom Güntersberg suchen!“

Einen Augenblick schwankte er, ob er dem Inhaber dieser Stimme nicht sofort direct gegenübertreten sollte. Bald entschied er sich jedoch für Verneinung dieser Frage und trat hinaus in den Hof. Seine Leute waren zum großen Theil ganz überwunden; die noch kampffähigen fochten aber mit Löwenmuth, und der Falkenmeister hatte sofort Gelegenheit, zu zeigen, daß er gar wohl befähigt sei, einen Kampf mit einer Anzahl Knechte aufzunehmen. Mit wenigen, aber mächtigen Hieben befreite er Matthias und einen seiner besten Leute aus der auf sie eindringenden Schaar der Gegner und verdutzt sahen die Letzteren sich um.

Bald sammelten sich um den Falkenmeister und Matthias mehrere der im Hofe zerstreut kämpfenden Knechte und die Sieger sahen sich schließlich gezwungen, von den die Burg durchsuchenden Leuten Hilfe herbeizurufen. Wüthend kamen die in ihrem Blünderungsgeschäft gestörten Sieger herbeigestürmt und aus einem der oberen Fenster ertönte zugleich die dem Falkenmeister bekannte dröhnende Stimme:

„Schlagt die Hunde nieder und werft Pechkränze!“

Dieser Befehl mußte längst erwartet worden sein, denn im Augenblicke schlug an verschiedenen Stellen der Burg die Flamme empor.

„Nun ist jeder weitere Kampf unnütz!“ brummte Friedländer vor sich hin. „Was soll aber aus den braven Leuten werden, wenn ich, um mein Brunhilden gegebenes Versprechen zu halten, mich jetzt entferne?“

Eine Antwort auf diese Frage schien die Entwicklung

des Kampfes selbst zu geben. Matthias wurde in diesem Augenblicke an seiner Seite niedergeschlagen und mehrere seiner Leute warfen verzweifelt die Waffen weg.

„Feiglinge!“ knirschte der Falkenmeister ingrimmig, als er dasselbe Zeichen der Muthlosigkeit noch an mehreren anderen Stellen bemerkte. Die Angreifer vorsichtig abwehrend, zog er sich zurück, warf die Seitenthüre hinter sich ins Schloß und eilte dem unterirdischen Gange zu.

Im Begriff, in diesen hinabzusteigen, hörte er den Anführer der Belagerungsmannschaften die Treppe herabpoltern. Hastig zog er die den Gang verdeckende Thür hinter sich zu und ließ nur eine von Außen unmerkbar Spalte offen, durch welche er hinaus rief: „Das Kökslein von Güntersberg ist gerettet!“

Jetzt schloß er die Thür vollends und eilte vorwärts. Nach nahezu halbstündigem vorsichtigem Marsche kam er endlich bei der in unbeschreibbarer Aufregung seiner harrenden Brunhilde an.

„Aus Euren Mienen erfahre ich schon den Ausgang des Kampfes!“ rief sie leise klagend; „was soll jetzt mit mir geschehen?“

„Wenn Ihr das Vertrauen zu mir habt, das ich bei Euch zu besitzen glaube, dann bitte ich, folgt mir nur getroßt!“

„Kann ich denn etwas Anderes thun, als Eurer Führung mich zu überlassen? Ja, ja, ich täusche mich nicht, Ihr habt nichts Uebles mit mir im Sinne. Ihr fühlt mein Unglück!“

„Niemand vermag es ich hat besser mit Euch zu meinen, als ich. Doch, Alter!“ , gr er zu dem seitwärts stehenden Thurmwart gewandt fort, „führe uns jetzt hinaus aus dem Gange!“

Nach wenigen Schritten, die sie bei der immer bedeutender werdenden Verengung des Ganges schließlich gebückt gehen mußten, standen sie vor einer Thür, welche zu öffnen dem Thurmwart erst nach längeren Bemühungen gelang. Sie arbeiteten sich durch das die Thüre, welche der Thurmwart wieder zurücklug, von Außen verdeckende dicke Gestrüpp und sahen sich nun in unmittelbarer Nähe des See's; etwa eine Viertelstunde hinter sich bemerkten sie aber auch gleichzeitig mit zu deutlich den die Nacht erhellenden Brand des Schlosses Güntersberg.

Laute weinend sank bei diesem furchtbaren Anblick Brunhilde in die Kniee, und der Falkenmeister, dem bei der Nähe der Brandstätte und der sicher noch um dieselbe hausenden Feinde für die Sicherheit des geliebten Mädchens hangte, hatte alle Mühe, sie von der Stelle weg und weiter fort zu bringen.

Sie hatten eben die, das Ufer des See's bildende Anhöhe erklimmen, als die herrschende Ruhe plötzlich durch ein von Güntersberg herü herbörendes wüstes Geschrei unterbrochen wurde.

Wohl war der Falkenmeister begierig, zu erfahren, weshalb das wilde Heer der Steger sich nicht nur noch nicht zum Aufbruch rüstete, sondern sogar ein Geschrei anstimmte, das geeignet schien, die unerwartete Ankunft eines Feindes anzuzeigen und als Ausdruck des Unwillens oder auch der Wuth gelten mochte.

Er stand jedoch im Interesse Brunhildens von jedem Vermuthen, Gewißheit hierüber zu erlangen, ab; sie setzten unter Führung des Thurmwarts ihre Flucht fort und ge-

langten mit Tagesanbruch glücklich bis an die Grenze des Güntersberger Gebiets.

Brunhilde, welche, vom Falkenmeister mehr getragen als geführt, neben diesem herging, bemerkte, als sie aus dem Walde herausstraten und am Ufer eines kleinen See's hinschritten:

„Wie oft habe ich hier der Jagd obgelegen; wie oft mich gefreut, wenn einer meiner Falken eine Beute brachte, und mein Zelter schien es förmlich zu wissen, wenn ich zufrieden mit der Jagd war, denn, wenn möglich, noch lebhafter als sonst flog er nach Beendigung derselben mit mir dort über die Wiesenfläche hinweg in der Richtung nach Güntersberg dahin. — Dies Alles hat jetzt sein Ende erreicht. Mein Vater befindet sich in Gefangenschaft, Güntersberg ist zerstört und ich bin — heimathlos. O hättet Ihr mich nur in Flammen umkommen lassen. Mir wäre gewiß ein recht trauriges ferneres Leben erspart geblieben!“

Hestiges Weinen unterbrach ihre Klagen. Thränen ersticken ihre Stimme und sie wäre niedergefunken, wenn der Falkenmeister sie nicht mit starkem Arm gestützt hätte.

„So lange ich den Arm zu heben vermag, werdet Ihr nie verlassen sein, Ihr müßtet mir denn befehlen, Euch nie mehr zu nahen —“

„Wie könnt Ihr mir an etwas Derartiges denken?“ unterbrach ihn Brunhilde in Tone leisen Vorwurfs. „Weiß ich doch, daß Ihr es treu zu mir meint. Bedenket aber die Zukunft. Ihr wisset sicher ebensowenig, wo Ihr ohne Eure jetzt verlorenen theuren und schönen Falken bald ein Unterkommen finden werdet, wie ich jetzt schon zu sagen vermag, wo meines Bleibens sein wird. — Wenn ich nur meinen guten Vater noch einmal wiedersehen könnte!“

Wieder kämpfte sie mit Thränen und vermochte nur schlecht sich soweit zu beherrschen, daß sie nicht noch einmal in lautes Weinen ausbrach.

Der Falkenmeister sah ein, daß Trostesworte allein hier wenig nützen und durch rasches Handeln allein Brunhilde die verlorne Fassung wieder verschafft werden könne.

Die Kräfte des schwachen Mädchens waren in Folge der furchtbaren Aufregung während der letztvergangenen Nacht und der ungewohnten, weiten Fußwanderung erschöpft, und er richtete einen forschenden Blick ringsum, in der Hoffnung, einen sicheren Platz zu entdecken, an welchen er Brunhilde vorläufig bringen könnte.

Ein flüchtiges, trübes Lächeln flog über seine Züge, als er in geringer Entfernung einige der Schlagwände bemerkte, deren eine ihm vor ein paar Tagen erst in dem Augenblicke zum Versteck gedient hatte, als er Brunhilde zum ersten Male sah.

Ein bitteres Gefühl bemächtigte sich seiner bei dem Gedanken, das Mädchen, die er vom ersten Moment an geliebt, durch fremde Schuld heut' aus ihrem bergenden Heim vertreiben und plötzlich in die bitterste Lage versetzt zu sehen. Zugleich vermochte er aber auch ebensowenig ein aus dem Eigennutz entspringendes geheimes, freudiges Gefühl darüber zu unterdrücken, daß es ihm so bald schon vergönnt sei, Brunhilde zu beweisen, daß sie in ihm den treuesten Freund besitze.

Er sah ein, daß ihr zur Fortsetzung der Wanderung, sei es auch nur eine kleine Strecke, die Kräfte mangelten, hob sie deshalb ohne Umschweife auf, trug sie bis zu der

verstecktest liegenden Schlagwand und ließ sie dort nieder.

„Erlaubt mir jetzt, Jungfrau, mich nach Hülfe umzuschauen. Zu Fuß vermögt Ihr nicht weiter zu kommen, deshalb will ich sehen, ob es mir nicht möglich ist, ein Pferd für Euch aufzufinden. Vertraut mir nur immerhin vollständig,“ bat er, als Brunhilde ihm in's Wort fallen wollte, „ich werde in nicht langer Zeit wieder hier sein. Du aber, Alter,“ befahl er dem seitwärts stehenden seitherigen Thurmwart, „wirft hier zum Schutze der Jungfrau zurückbleiben und fleißig Umschau halten. Du bürgst mir dafür, daß Deine Herrin während meiner kurzen Abwesenheit, von gleichviel welcher Seite her, unbelästigt bleibt. Das hohe Schilf bietet im äußersten Nothfalle ja hinreichendes Versteck. Beginnt dort hinter dem See nicht das Krenzower Gebiet?“

„Ganz recht!“ brummte der Thurmwart; „seht Euch nur recht sorgsam um, damit Ihr nicht in die Gewalt des Krenzowers fallt. Er soll ja auch ein Gegner unjeres gestrengen Herrn sein und würde Euch sicher festhalten!“

Brunhilde sprang, als sie dies hörte, in höchster Erregung auf und ergriff die Hände des Falkenmeisters.

„Bleibt bei mir!“ flehte sie. „Ich ängstige mich noch viel mehr, wenn ich Euch in solcher Gefahr weiß. Nein, ich lasse Euch nicht fort! O Gott, was soll mit mir geschehen, wenn Ihr mir entrißen werdet?“

Der Falkenmeister mußte an sich halten, um dem in ihrer unerhohlenen Besorgniß um ihn ihm doppelt reizend erscheinenden lieblichen Mädchen die ihn beseelenden Gefühle nicht hier schon zu verrathen.

Mit vor innerer Bewegung bebender Stimme suchte er ihr die Haltlosigkeit ihrer Angst zu beweisen, und in der That schien es ihm auch zu gelingen, als er schließlich hervorhob:

„Erinnert Ihr Euch wohl der Begegnung mit dem Euren Vater feindlich gesinnten Ritter während der letzten Jagd?“

„Gewiß. Auf Euer Verlangen hin gab sich ja Herr Friedrich von Wedel bei meinem Vater mit einem, wie er sagte, sehr geringen Lösegelde zufrieden. Ihr habt, wenn anders ich recht verstand, dem Ritter einst einen sehr großen Dienst geleistet.“

„Zur Bervollständigung dessen will ich nur noch bemerken, daß, wie ich gelegentlich dieses Vorfalles gesehen habe, Herr Henning von Krenzow ein Freund des Ritters von Wedel ist. Werdet Ihr mir nun glauben, wenn ich behauptete, ich habe schlimmstenfalls nicht viel zu fürchten?“

Brunhilde schüttelte leicht das Köpfchen. Sie mochte wohl aber einsehen, daß jeder fernere Versuch, den Falkenmeister von seinem Vorhaben abzubringen, nutzlos sei und hat deshalb nur:

„Ihr werdet mich aber auch nicht zu lange Eurer warten lassen. Gleichviel, ob Ihr das Gewünschte erhaltet oder nicht, kommt nur recht bald zurück!“

„Das verspreche ich Euch fest!“

Raschen Schrittes entfernte er sich jetzt und war bald dem ihm folgenden Blicke Brunhildens entschwunden.

Eine Stunde, die ihr aber unendlich lang geworden, mochte seitdem vergangen sein. Die Kälte nahm zu und Brunhilde hüllte sich fester in ein vorsorglich mitgenommenes warmes Tuch ein.

ƒ

Der Thurmwart aber lehnte an der Schlagwand und spähetete mit angestrengter Aufmerksamkeit umher.

Es herrschte vollständige Stille ringsum und er vermochte selbst in einiger Entfernung jedes leise Geräusch zu hören.

Plötzlich horchte er auf.

In der Richtung von Güntersberg wurde ein Lärm, ähnlich demjenigen, der durch den Hufschlag mehrerer galoppirender Pferde hervorgebracht wird, vernehmbar. Die Reiter hatten, wie aus dem immer näher kommenden Geräusch deutlich hervorging, die Richtung nach dem kleinen See eingeschlagen, an dessen Ufer die beiden Flüchtlinge versteckt lagen, und beide schwebten, wenn die Reiter nicht schließlich noch von dieser Richtung abbogen, in größter Gefahr, entdeckt zu werden.

Noch ehe der Thurmwart zu einem festen Entschluß kam, über das, was er nun thun sollte, um seine Herrin und sich vor der drohenden Gefahr möglichst zu sichern, hatte Brunhilde, welcher das sich nähernde Geräusch nicht entgangen war und die sich ebensowenig wie der Thurmwart die hierdurch erwachsende erhöhte Schwierigkeit ihrer Lage verhehlte, sich erhoben.

„Wir wollen uns dort in dem dichten und hohen Schilf so lange verbergen, bis die Reiter vorüber sind. Ich glaube nicht, daß man uns dort zu sehen vermag!“

Gesagt, gethan!

Wenige Augenblicke später bahnten sie sich vorsichtig einen Gang in das dichtstehende und hohe, zu einem Versteck vollkommen geeignete Schilfmeer und harrten nun klopfenden Herzens des Weiteren.

Die Ritter waren inzwischen nähergekommen und die Flüchtlinge vermochten schon einige Worte der laut geführten Unterhaltung der Männer zu verstehen, welche, am Ufer des See's angekommen, links abbogen und den Lauf der Pferde mächtigten.

„So wunderbar, wie in vergangener Nacht,“ begann aber der eine Ritter, „ist mir es weiß Gott noch nie ergangen.“

„Glaub's wohl!“ bemerkte ein Anderer. „Kaum haben wir die Knechte des Güntersberger und des Stegeliker überwältigt, so erschien der Gottseibeiuns in Gestalt eines Knappen und schlug Alle nieder, die ihm in den Weg kamen. Keiner von uns vermochte ihm Etwas anzuhaben und er hätte uns sicher alle erschlagen, wenn der lange Matthias nicht gefallen wäre. Hast Du nicht gesehen, daß er in demselben Augenblicke, als der ungeschlachte Kerl fiel, verschwand?“

„Freilich! freilich! Daß der Böse aber auch die Tochter des Güntersberger entführt haben soll, will mir nicht einleuchten!“

„Wo soll sie denn sonst hingekommen sein?“ Sie ist, während wir im Hofe kämpften, noch am Fenster gesehen worden, dann aber, als der Herr Ritter mit uns das ganze Gebäude nach ihr durchforschte, nicht mehr zu finden gewesen. Der Ritter war ja darüber so wüthend, daß er Pechkränze werfen ließ.“

„Das ist noch lange nicht das Tollste,“ fiel hier ein Anderer ein. „Als wir die Treppe herab kamen und der fluchend uns voranschreitende Herr Friedrich der Thüre zu schritt, rief eine hohle Stimme dicht neben ihm und zwischen uns dem Ritter zu: das Röslein von Güntersberg sei in Sicherheit gebracht. Wir standen einen Augen-

blick wie versteinert. Die zornige Stimme des wild um sich schauenden Ritters weckte uns aber bald aus unserer Erstarrung. Doch blieb alles Suchen nach dem Besitzer der geheimnißvollen Stimme vergeblich. Natürlich! wo der Böse seine Hand im Spiele hat, da nützt alles Wüthen nichts!“

„Ihr habt also nichts gefunden, das auf eine Erklärung des sonderbaren Vorfalls schließen läßt?“

„Nein!“

„Na, tröstet Euch nur. Das Traurigste von Allem, was uns in dem Gulenneke da in vergangener Nacht zugestoßen ist, bleibt doch wohl der Kampf, den wir jetzt noch mit Gott weiß wem zu bestehen hatten. Keiner von uns hat den Mann gekannt, welcher das kleine Häuflein führte, das uns so entsetzlich zurichtete. Wie aus der Erde hervorgesprungen, stand der riesengroße schwarze Mann plötzlich vor uns und — doch was soll ich noch viel davon erzählen? Ihr wißt ja Alle, daß der Schwarze mit seiner Handvoll ebenso wunderbar unter uns gerathenen Leute uns in die Flucht geschlagen und Herrn Friedrich einen Denkfettel gegeben hat, an den er jetzt wohl schon gar nicht mehr zu denken vermag.

Wären die beiden, aus leicht erklärlichen Gründen hieb- und stichfesten, gewaltigen Kämpfer zu gleicher Zeit und von Beginn des Kampfes uns gegenüber getreten, dann würde Gintersberg jetzt nicht nur noch unverfehrt dastehen, sondern die Mehrzahl von uns sich er entweder todt oder gefangen sein. —

So viel steht fest: mich bringt kein Mensch mehr in die Nähe des Gintersbergs, lieber verlasse ich meinen Dienst!“

Die Reiter, welche längs des Ufers hingeritten waren, hatten ihre Umgebung und namentlich das Ufer des Sees ganz unbeachtet gelassen, also auch nicht bemerkt, daß ein Kopf sich vorsichtig aus dem Schilfe erhob und blitzschnell wieder verschwand.

Langsam ritten sie dahin, ihr Gespräch wurde den beiden Flüchtlingen der wachsenden Entfernung wegen immer unverständlicher und nach einiger Zeit war auch der Hufschlag der Pferde nicht mehr zu hören.

Brunhilde richtete sich jetzt in ihrem Verstecke empor. Kein Wort der Unterhaltung der Reiter war ihr entgangen und ein schwerer Seufzer entrang sich ihrer Brust, als sie noch einmal die Bestätigung der Zerstörung ihres Heimes erhalten.

Was aber bedeutete der Hinweis auf die beiden tapferen Kämpfer, welche den abergläubischen Knechten einen so großen Schreck eingejagt hatten, daß sie noch jetzt sogar nur mit Entsetzen an sie zu denken vermochten?

Aber auch so manches Andere des Gehörten war ihr unverständlich und sie klagte halblaut:

„Wenn doch der Falkenmeister bald wiederkommen wollte!“

„O mein Gott,“ fuhr sie nach kurzem Schweigen ängstlich auf, „haben die Reiter nicht denselben Weg verfolgt, den er eingeschlagen hat? Er ist verloren, wenn er diesen Leuten in die Hände fällt, sie nehmen ihn gefangen und wir warten vergebens auf ihn, der — meinerwegen sich in die größte Gefahr begeben hat. Wäre ich doch entschiedener aufgetreten, dann würde er nicht in die Gewalt der Feinde gerathen sein und wäre noch — hier!“

Leicht erröthend brach sie ihre Klagen plötzlich ab und

versank, am Fuße der Schlagwand sitzend und den Kopf in die Hand gestützt, in tiefes Sinnen.

Welche Gedanken mochten das junge Mädchen wohl so ausschließlich und in dem Grade beschäftigen, daß der alte Thurmwart ihr mehrmals zurufen mußte:

„Ich höre wieder und diesmal vom Kremzower Gebiet her Pferdetrappel. Kommt, kommt, edle Jungfrau, und verbergt Euch, ehe der Reiter Eurer ansichtig wird!“

Hastig erhob sie sich und horchte.

Der Reiter — diesmal schien es nur Einer zu sein — näherte sich außerordentlich schnell und Brunhilde hatte kaum ihr voriges Versteck erreicht, als derselbe aus dem Walde hervorkam.

In der Nähe der Schlagwand hielt er an.

„Himmel und Hölle!“ hörte Brunhilde ihn rufen, „bin ich doch zu spät gekommen. Ich sehe die Spuren einer Anzahl Reiter, sicher haben diese sie entdeckt und — Ambros armes Kind!“

Wohl schien es Brunhilde, als sei diese Stimme ähnlich der des Falkenmeisters; die Furcht bewog sie indeß, von jeder Ueberzeugung, ob sie recht geahnt oder sich geirrt habe, abzusehen.

Der alte Thurmwart war weniger ängstlich.

Vorsichtig kroch er ein paar Schritte in dem Schilfe vorwärts und erhob dann den Kopf ein wenig über das Schilf. —

Oben stieg der Reiter wieder auf und lenkte sein Pferd zurück.

Ein Blick genügte dem alten Manne, den Reiter zu erkennen und „Falkenmeister!“ rief er, sich vollends emporrichtend, mit lauter Stimme dem Davonreitenden nach.

Dieser wandte sich nach dem Rufenden, erkannte ihn und hinter diesem auch Brunhilde, welche, trotzdem sie nun aufrecht stand, doch noch vom Schilfe überragt wurde, und stand wenige Augenblicke darauf, das Pferd hinter sich führend, vor Brunhilde.

„Wie froh bin ich, Euch wieder zu sehen. Ich fürchtete schon —“

Was fürchtetet Ihr? Etwa Gefahren? Doch auch ich habe jetzt gefürchtet und zwar für Euch!“

„Der Reiter wegen, die hier vorübergekommen sind?“

„Ja und ich war eben im Begriff, ihnen nachzujagen, als der Alte da mich anrief.“

„Wie ist es Euch denn möglich gewesen, schnell ein Pferd zu finden?“

Ein leichter Schatten flog über die Züge des jungen Mannes, als er erwiderte:

„Ich habe es einem mir begegnenden, dem Herrn Henning von Kremzow entgegenreitenden oder vielleicht auch folgenden Knechte abgenommen. Doch sorgt nicht wegen einer etwaigen Verfolgung. Der Mann war froh, daß ich ihn zu Fuß weiter gehen ließ! —“

„Das ist es nicht, was mich bekümmert. Mich quält vielmehr die Ungewißheit, wohin wir uns jetzt wenden sollen.“

„Laßt Euch das nicht anfechten. Erlaubt mir vorerst nur die Frage, ob Ihr Verlangen tragt, vor der Fortsetzung unserer Reise Gintersberg noch einmal zu sehen, oder ob ich Euch ohne weiteren Aufenthalt dahin führen darf, wo ich Euch geborgen weiß.“

„Die Trümmer der Burg meines armen Vaters wur-

den einen zu traurigen Eindruck auf mich machen, deshalb und weil ich im Augenblick dort wohl kaum schon vollkommen sicher sein dürfte, wünsche ich jetzt nicht dahin zurückzukehren. Wo wollt Ihr mich denn hinführen?"

„Nach Betow! Dort bei dem alten Herrn von Wedel und der edlen Frau Hedwig werdet Ihr vor allen Gefahren geborgen sein. Ich weiß Euch dort bei der mir sehr wohlgesinnten Frau geschützt und vermag unbesorgt um Euch für die Befreiung Eures Vaters thätig zu sein! Wollt Ihr mein bei Gott ehrlich und ohne jeden Rückhalt gemachtes Anerbieten annehmen?"

Brunhilde schwieg einen Moment, dann richtete sie einen langen, forschenden Blick auf den Falkenmeister, um in dessen Augen zu lesen, ob er es wirklich so offen meine, wie seine Worte lauteten.

Dieser Blick schien ihr aber die Ueberzeugung verschafft zu haben, daß sie es getrost wagen dürfe, dem jungen Manne zu folgen. Sie unterdrückte gewaltsam die noch in ihr aufsteigenden Bedenken gegen die Ehrlichkeit ihres Begleiters und bot ihm die Hand.

„Ich werde Euch folgen, weil ich fühle, daß Ihr mein Vertrauen nicht mißbrauchen werdet. Dagegen bitte ich Euch, mir zu versprechen, daß Ihr mich sofort von Betow wegbringt oder meiner Entfernung von dort nicht etwa hindernd in den Weg treten wollt, wenn ich dort Ursache erhalte, besorgt zu werden. Endlich aber bitte ich Euch, den Aufenthalt meines Vaters auszukundschaften!"

Der Falkenmeister mußte mit der zweiten der gestellten Bedingungen aus irgend einem Grunde nicht sonderlich zufrieden sei, denn sein erst so freundlicher, offener Blick wurde plötzlich finster. Doch beherrschte er sich und entgegenete möglichst ruhig, wobei er indeß wider Willen in den Ton des Gekränktheits verfiel:

„Die von Euch gestellten Bedingungen habe ich mir bereits aus eigenem Antriebe gestellt. Daß Ihr aber die zweite derselben mir selbst auferlegt, zeigt leider nur zu deutlich, daß ich Euch noch sehr, sehr wenig bekannt bin. Das mir geschenkte Vertrauen werdet Ihr, wie ich wiederholt behauere, niemals Ursache haben zu bereuen!"

Erschröcken trat ihm Brunhilde näher.

„Vergebt mir, wenn ich Euch gekränkt haben sollte. Es ist dies nicht entfernt meine Absicht gewesen. Bedenkt aber meine Lage, erwägt, daß ich mich Euch völlig anvertraue, und Ihr werdet verstehen, daß ich, ungeachtet des größten Vertrauens, das ich in der That zu Euch hege, im Augenblicke nicht ganz ohne jedes Bangen in die Zukunft zu sehen vermag. Nicht wahr, Ihr zürnt mir nicht? Ihr werdet Euch auch ferner meiner so warm annehmen, wie Ihr es seither gethan habt?"

Die schöne Bittstellerin sah so flehend, mit einem so rührend vertrauensvollen Blick zu ihm auf, daß sein Mißmuth schwand.

„Ich habe Euch nicht gezürnt, nur wehe, sehr wehe hat mir das Mißtrauen gethan, das ich aus Euren Worten zu hören glaubte. Mag dies jedoch nun vergessen sein. Darf ich Euch auf das Pferd heben, damit wir unserem Ziele uns zu nähern vermögen? Ich werde, da Ihr das Reiten, vollends auf einem so ungeberdigen Thiere wie dieses zu sein scheint, nicht gewohnt sein dürft, den Zügel ergreifen und mit dem Alten neubeher gehen!"

F

Willig fügte sich Brunhilde diesem Wunsche und bald setzte die kleine Gesellschaft ihren Weg fort.

Unbehellig durchzogen sie das Gebiet des Kremzowers und sahen bereits das Ziel ihrer Reise, Betow, als der Falkenmeister plötzlich anhielt.

Auch Brunhilde hatte schon die Ursache des Anhaltens bereits bemerkt: einige Hundert Schritte vor ihnen brach eben ein stattlicher Jagdzug aus dem Walde hervor und kreuzte den Weg, ohne unsere Wanderer zu beachten.

„Das war Herr Hans von Betow mit einem andern, mir unbekannt gebliebenen Ritter," erklärte er Brunhilde auf deren bezügliche Frage, „und wir werden nun Frau Hedwig allein antreffen. Desto besser. Ihr werdet diese edle Frau gewiß bald lieb gewinnen!"

Brunhilde erwiderte nichts; ihr Blick wurde nach den letzten Worten ihres Begleiters merklich heiterer und sie begann mit höherem Interesse der Schilderungen desselben von dem Leben auf Burg Betow zu lauschen. Ja aus ihren Antworten und Fragen ging sogar nicht undeutlich das Bestreben hervor, dem für sie so sehr besorgten Falkenmeister die anscheinende Härte ihrer ihm gestellten Bedingungen möglichst vergessen zu machen.

Unter lebhaften Gesprächen erreichten sie die Burg.

Das Thor wurde auf des Falkenmeisters barsches Gebot sofort geöffnet, dieser hob, im Sonnenhofe angekommen, Brunhilde vom Pferde und geleitete sie ohne Weiteres nach den Wohngemächern.

„Ihr scheint hier sehr bekannt zu sein!" bemerkte Brunhilde staunend, als Henning Friedländer einer ihnen begegnenden Magd mit kurzen Worten befahl:

„Führe mich zu Deiner Herrin!"

In der Nähe des Gemachs angekommen, in dem Frau Hedwig weilte, rief er die vorangehende Magd zurück.

„Ist das zweite Gemach links offen und unbewohnt?"

„Ja, Herr!"

Er trat nun mit Brunhilde dort ein und bat sie, seine Rückkehr daselbst zu erwarten.

„Ich will Frau Hedwig auf Euren Besuch vorbereiten und denke, die würdige Frau wird selbst mit mir kommen, Euch auf Burg Betow willkommen zu heißen!"

„Ihr werdet doch nicht zu lange ausbleiben? Mich beschleicht ein recht beängstigendes Gefühl. Ich — ich —"

„Glaubt mir doch, Jungfrau. Ihr werdet, wie ich mit aller Gewißheit zu behaupten vermag, Euch hier bald heimisch fühlen. In keinem Falle aber habt Ihr irgend welchen Grund, Besorgnisse nach gleichviel welcher Richtung zu hegen!"

„Ihr werdet bald zu mir zurückkommen?"

„Ich verspreche es Euch!"

Die in den Zügen und im Auge des Mädchens sich ausprägende Angst zeigte deutlicher, als Worte dies vermögen, in welch' mächtiger innerer Aufregung Brunhilde sich befand, und Friedländer, welcher einsah, daß leere Trostesworte allein ihr die verlorene Ruhe nicht wieder zu geben vermöchten, beeilte sich, der Burgherrin seine Bitte vorzustellen.

(Fortsetzung folgt.)

Freierstunden am häuslichen Herde.

Redaktion, Druck und Verlag von S. G. Münchener in Dresden, Jagdweg 14.

Filialen: Berlin, Ruppinerstraße 44; Wien, Josephstädter Hauptstraße 35; Dortmund, Düppelstraße 6.

Der beiden Anikows letzte Fahrten.

Historischer Roman aus der Jugendzeit des Hauses Hohenzollern, begonnen von Karl May, fortgeführt von Dr. Goldmann.

[Fortsetzung.]

Uebersetzung und Dramatisirung vorbehalten,
Nachdruck gerichtlich verfolgt.

Längere Zeit verging bis zu seiner Rückkehr. Brunhilde stand am Fenster und sah in die vor ihren Blicken sich ausbreitende prächtige Winterlandschaft hinanz, die sie in anderer Lage mit hoher Freude betrachtet haben würde, heut' aber nahezu unbeachtet ließ.

Die demnächstige Begegnung mit Frau Hedwig war es, welche sie jetzt vorzugsweise mit banger Sorge erfüllte.

Ihr Vater liebte sie zwar sehr; bei seinem ungeselligen Wesen und seiner Abneigung, außer einem Trinkumpan Besuche auf Güntersberg zu empfangen, war Brunhilde seit dem Tode ihrer Mutter ausschließlich auf sich selbst und die Gesellschaft einer Magd angewiesen gewesen, hatte die väterliche Burg zu keinem anderen Zweck als zu einem Jagdzuge verlassen und sah sich nun plötzlich gezwungen, bei ihr völlig fremden Menschen Hilfe zu suchen.

„Und,“ fragte sie sich wiederholt, ohne eine ihr genügende Antwort zu finden, „habe ich denn recht gehandelt, mich einem Manne anzuvertrauen, den ich erst seit wenigen Tagen kenne?“

Während einerseits eine innere Stimme ihr zurief: „Ja Du darfst ihm ohne Furcht folgen, denn er meint es aufrichtig gut mit Dir!“ flüsterte eine andere ihr unaufhörlich zu: „Friedländer ist nicht der, für welchen er sich ausgiebt; er verbirgt entweder ein Geheimniß vor dir oder er verfolgt dir unbekannte Pläne, sei deshalb vorsichtig!“

Die letztere Stimme verlor jedoch, je länger Brunhilde sich in Gedanken mit Friedländer und ihrer augenblicklichen Lage beschäftigte, immer mehr an Einfluß, und schließlich gab sie nur noch der inneren Stimme Raum, welche ihr sagte: „er meint es gut mit dir!“

Freierstunden.

„Was aber wird Frau Hedwig glauben und sagen, daß ich —“

Sie vollendete den Satz nicht, denn feste Tritte näherten sich der Thüre des Gemachs, in dem sie sich aufhielt. Eine plötzliche Furcht, die Angst, jetzt hören zu müssen, daß sie hier nicht das erwünschte Asyl zu finden vermöge, bemächtigte sich ihrer und schon sah sie dem Eintritte des sich Nähernden entgegen.

Die Thür wurde rasch geöffnet und über die lieblichen Züge des geängstigten Mädchens flog ein leichter Schimmer der Freude. Gefolgt von Friedländer, trat eine große, schlankte Frau mit milden, freundlichen Zügen ein, die sich rasch Brunhilde näherte und ihre Hände ergriff.

„Seid mir herzlich willkommen, Brunhilde,“ sprach sie mit weicher, dem Mädchen Muth einflößender Stimme; „nach dem harten Schlage, der Euch betroffen, sollt Ihr hier mit Freuden die Aufnahme finden, die, wie ich hoffe, geeignet sein wird, Euch mit der Zeit zu dem verlorenen Frieden wieder zu verhelfen!“

Schon die Worte der würdigen Frau, der Ton, in welchem sie zu ihr sprach, erfüllten sie bereits mit einem beruhigenden Gefühl, und mit bebender Stimme dankte sie ihr, während Thränen ihre Augen füllten, für dieses liebevolle Entgegenkommen.

„Habt Dank, edle Frau, für Eure Güte, die mir in meiner traurigen Lage doppelt wohl thut, und seid —“

„Ich bitte Euch, Brunhilde,“ unterbrach sie Frau Hedwig, „unterlaßt jetzt alles Danken und kommt mit mir. Ich werde sofort für Eure Bequemlichkeit Sorge tragen!“

Im Begriffe, diesem Wunsche nachzukommen und das Gemach zu verlassen, begegnete ihr Auge dem Friedländers

welcher seither schweigsam in der Nähe der Thüre gestanden.

Einen Moment stockte sie, dann trat sie, während eine helle Röthe ihr Gesicht überflog, schnell zu ihm heran und reichte ihm die Hand.

„Guch verdanke ich die liebevolle Aufnahme, die mir hier zu Theil wird, Guch, meinem Retter aus der Gewalt der Feinde meines unglücklichen Vaters. Nehmt meinen innigsten Dank!“

Leicht zog sie ihre von Friedländer mit leisem Druck festgehaltene Hand zurück und fügte dann die Frage an:

„Was werdet Ihr nun beginnen?“

Mit bewegter Stimme erwiderte er:

„Ihr legt dem, was ich bis jetzt für Guch zu thun vermocht habe, einen zu großen Werth bei. Habe ich denn nicht lediglich meine Pflicht, Guch zu retten, gethan und mein Wort, Guch dort ein Heim zu verschaffen, wo ich Guch vor Gefahren geborgen weiß, eingelöst? Noch liegt mir ja ob, Eurem Vater die Freiheit wieder zu verschaffen!“

„Ihr wollt Guch dieser gewiß sehr schwierigen Aufgabe unterziehen?“

„Die Befreiung Eures Vaters wird jetzt, nachdem ich für Eure Sicherheit nicht mehr zu bangen habe, meine erste Sorge sein!“

Brunhilde richtete einen langen, durchdringenden Blick auf den vor ihr stehenden jungen Mann. Welche Gedanken mochten sie in diesem Augenblick bewegen? Weshalb verlor ihr Blick allmählig die Schärfe und ging in Milde, in Weichheit über? Was mußte sie in dem Blicke Friedländers gelesen haben, daß sie ihm noch einmal die Hand reichte und, wahrscheinlich um die aufsteigende Röthe zu verbergen, sich abwendend, flüsterte:

„Versprecht mir, Guch nicht in Lebensgefahr zu stürzen und — wiederzukehren!“ —

Friedländer machte, als er diese Bitte Brunhildens vernahm, unwillkürlich im ersten Augenblick eine Bewegung, als wolle er das Mädchen an sich ziehen.

Er besann sich jedoch bald eines Anderen und entgegnete nur mit allerdings bebender Stimme:

„Euer nur zu berechtigtes, heißes Verlangen, den Vater wiederzusehen, ist mir genügend zu dem festen Entschlusse, Alles, was ich irgend zu thun vermag, anzuwenden, die Thür des Gefängnisses Eures Vaters zu öffnen oder, wenn nicht anders, dann mit Gewalt zu sprengen. „Hoffet fest auf Wiedervereinigung mit ihm!“

Frau Hedwig hatte lächelnd Beide beobachtet.

Jetzt trat sie zwischen sie.

„Vertraut nur immerhin dem Versprechen Henning's, Brunhilde! Er ist wohl geeignet und, wie ich sehe, auch ernstlich gewillt, Euren Willen und seine Zusicherung zu erfüllen, und ich denke, es wird kaum lange Zeit vergehen, bis Ihr von der Wahrheit dieser Worte überzeugt sein werdet. Begleitet mich nur jetzt in mein Gemach. Henning wird vor seinem Aufbruch Guch wohl noch mehrmals sehen und sprechen können!“

„Verzeiht, edle Frau,“ bemerkte Friedländer lächelnd, „ein mehrmaliges Begegnen vor meinem Weggange wird schwerlich angehen.“

„Weshalb nicht?“

„Weil ich morgen früh mit Tagesanbruch die Burg

verlassen und die Erledigung meiner Aufgabe in Angriff nehmen werde!“

„Nun, ich will in diesem Falle nicht hindernd in den Weg treten!“

In diesem Augenblicke wurde vom Burghofe aus ein starker Lärm hörbar.

Ein Blick durch das Fenster zeigte Friedländer, daß der Jagdzug, welcher ihnen am Nachmittage begegnet war, soeben im Burghofe anlangte, und Frau Hedwig verließ mit Brunhilde, welche Friedländer noch einmal Gelegenheit gab, in ihren Augen lesen zu können, das Gemach.

Der junge Mann befand sich in einer ihm selbst nicht recht erklärlichen Stimmung, der er nun selbst Worte zu geben versuchte.

„Was geht denn eigentlich mit mir vor?“ rief er, in dem Raume auf- und abschreitend. „Ich gewinne das Mädchen immer lieber und weiß von diesem Augenblicke an, daß ich auch Ihr nicht gleichgültig bin. Sie ist, wie ich längst erkannt habe, jeder Verstellung unfähig und ich vermochte ohne Schwierigkeit zu erkennen, daß sie mir zugehan ist, und doch kann ich das unbehagliche Gefühl nicht los werden, das mich beschleicht, sobald ich Ursache zu haben glaube, unzufrieden mit mir zu sein. Aber konnte ich ihr mich denn anders als in Verkleidung nahen? War es denn nicht möglich, auf geradem Wege mich dem herrlichen Kinde nahen zu dürfen? Nein! Nein! Und da ich mir keiner unrechten Handlung ihr oder ihrem Vater gegenüber weiter bewußt bin, als daß ich meinen wahren Namen nicht genannt und meinen Stand nicht verrathen habe, denke und hoffe ich, daß sie mir diese Täuschung verzeihen wird. Ich trage ja keine Schuld an den unglückseligen Verhältnissen, die zwischen den Meinigen und dem Vater des geliebten Mädchens bestehen!“

Mit diesem Selbsttroste begab er sich auf den Weg zu Herrn Hans von Wedel, welcher inzwischen in den Saal getreten und sich jetzt unwillig nach dem Eintretenden umwandte.

„Was giebt's?“ rief Herr Hans, einen flüchtigen Blick auf diesen richtend.

Henning Friedländer trat einen Schritt näher.

„Erkennt Ihr mich nicht mehr, Ohm?“

Der Ritter blickte jetzt schärfer auf.

„Henning, bist Du es wirklich? Alle Teufel, Sunge, bist Du es denn auch?“

„Freilich bin ich es, Ohm!“

„Sei mir herzlich willkommen!“

Herr Hans zeigte eine so herzliche Freude, daß Henning, welcher seinem Ohm in ziemlicher Beklemmung gegenübergetreten war, freier aufathmete.

„Seit wann bist Du nach Friedland zurück?“

„Ohm, ich bin jetzt noch gar nicht dort gewesen!“

„Du kommst also auf Deiner Reise nach Hause zuerst zu mir? Das freut mich sehr!“

„Auch das stimmt nicht ganz, denn ich war bereits auf Altenwedel!“

„Und von Altenwedel kommst Du hierher? Obwohl es mir recht lieb ist, daß Du mich sofort besuchst, vermag ich doch ein Staunen über Deinen sonderbaren Reiseplan nicht zu unterdrücken. Erzähle mir doch näher, was Dich zu diesen Reisen im Zickzack bewegt?“

„Gern will ich Euren Verlangen entsprechen. Hört

denn: Vor einigen Tagen war ich auf der Reise nach Friedland bis an die Grenze des Güntersberger Gebiets gelangt und dort am Ufer eines Teiches einem Jagdzuge begegnet, ohne daß dieser auf mich aufmerksam geworden. Die Hauptperson dieses Jagdzuges, eine wunderliebliche Jungfrau, nahm mich nun auf den ersten Blick derart für sich ein, daß ich beschloß, ihr in jedem Falle mich zu nähern!"

"Dann war diese wunderliebliche Jungfrau sicher die Tochter Simon's von Güntersberg!" bemerkte lachend Herr Hans.

"Ja, Ohm. Ich kannte aber das zwischen den Anfrigen und Herrn Simon bestehende feindliche Verhältniß zu gut, um nicht zu wissen, daß ich einen sehr schlechten Empfang gehabt haben würde, wenn ich meinen Namen genannt hätte, und beschloß deshalb, ein, wie ich offen gestehe, gewagtes Spiel zu beginnen. Ich ritt nach dem zunächst gelegenen Altenwedel, weihte Ohm Friedrich in mein Vorhaben ein, bepakte mich mit einer Cage voll Jagdfalken und wanderte als Falkenhändler nach Güntersberg —"

Der Erzähler war hier gezwungen, mehrere Minuten inne zu halten. Herr Hans war durch diesen Streich seines Neffen in eine so heitere Stimmung versetzt worden, daß durch Lachen ihm erpreßte Thränen über seine dicken Backen herabließen.

"Alle Teufel," stieß er endlich hervor, "das ist ein gelungener Witz, Junter Henning als Falkenhändler in Güntersberg! Was wird Dein Vater zu dieser Geschichte sagen! Ha! Ha! Ha! Und wie wird der alte Strauchdieb, der Simon, gewettert haben, als er hinter Deine Teufeleien gekommen ist! Ha! Ha! Ha!"

Henning ließ den in außergewöhnliche Heiterkeit versetzten Ritter seiner Freude ohne Einspruch Ausdruck geben und fuhr dann in seiner Erzählung der den Lesern bereits bekannten Ereignisse fort.

Die Heiterkeit des Ritters ging allmählig, und als Henning von der Erstürmung von Güntersberg sprach und einiger Einzelheiten der Flucht erwähnte, in Ernst über, und als der Erzähler geendet, sprang Herr Hans auf und maß dröhnenden Schrittes den Saal.

"Die Gefangennahme Simon's und des alten, von Dir ja recht gründlich abgeführten Brahlhanjes Jancke ist mir hent bereits bekannt geworden. Von der Zerstörung Güntersbergs weiß ich aber noch kein Wort. Hält man es denn in Altenwedel oder in Kremzow nicht der Mühe werth, mich von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen? Zu billigen vermag ich allerdings die hier verübte Art Mache nicht. Simon mag gehaust haben, wie schlimm es nur möglich ist, er war und ist ein Ritter, der bis vor kurzem noch und bis er dem elenden Großmaul, dem Jancke ganz in die Hände fiel, treu zu uns gehalten hat. In der Weise, wie es geschehen ist, durfte man nicht gegen ihn vorgehen. Hast Du denn die Leute nicht erkannt, die bei diesem Ueberfall theilhaftig waren?"

"Nur zu gut, Ohm. Es waren Kremzower und —"

"Nun? und —?"

"Altenwedeler!"

"Alle Teufel, das ist stark!"

Ritter Hans blieb vor Henning stehen.

"Du hast also das arme Kökslein hierher gebracht in der Hoffnung, ich würde ihr Aufnahme gewähren?"

"Ja, Ohm, ich bin zu Dir gekommen, weil ich weiß, daß, wenn überhaupt ein Mensch, dann vor Allen Ihr ein Herz für unschuldig Leidende habt!"

"Henning," rief der Ritter und reichte diesem die Hand, "ich sehe, daß Du ein Edelmann nach meinem Sinne bist. Du sollst Dich in mir auch nicht getäuscht haben. Das Kökslein soll hier eine Aufnahme erhalten, wie ich sie Deiner Schwester, wenn Du eine hättest, nicht besser zu bieten vermöchte!"

"Ich danke Euch aufrichtig für diese mir zur Beruhigung dienende Zusage, Ohm!" entgegnete der junge Mann mit bewegter Stimme und sein Auge schien dabei feucht geworden zu sein, denn der ihn beobachtende Ritter bemerkte lächelnd:

"Mir scheint, das Kökslein steht Dir näher, als Du zugeben willst. Nun, nun; sie wird keinen Anlaß erhalten, über ihr Leben auf Betow bei Dir Klage führen zu dürfen! — Du wirst nun wohl nach Friedland gehen?"

"Einen, höchstens zwei Tage werde ich jetzt dort allerdings zubringen, dann aber an die Erledigung meiner Aufgabe gehen!"

"Welche Aufgabe ist Dir denn in der kurzen Zeit Deines Hierseins schon gestellt worden?"

"Brunhilde soll ihren Vater wiedersuchen!"

"Alle Teufel!" rief Ritter Hans erstaunt, "Du legst Dich ins Zeug, doch kann ich Dir im Ernste nicht so sehr unrecht geben. Du willst dem alten Simon begreiflich machen, daß der ehemalige Falkenhändler Henning Friedländer ein Mann sei, dem er ohne Zögern sein Töchterlein zur Frau geben dürfe, und willst das Eisen schmieden, so lange es warm ist. Ich denke, Du wirst Dein Vorhaben auch glücklich durchzuführen wissen! Für alle Fälle will ich Dir aber jetzt schon sagen, daß, wenn Du an irgend einem Fußeisen hängen bleiben solltest, Du mich nur zu Hilfe rufen darfst! Jetzt komme nur und stelle mir das — wie sagtest Du gleich? — das — das — richtig, so war's — wunderliebliche Mädchen vor. Ich bin begierig, Brunhilde kennen zu lernen!"

Beide Herren schritten den Francengemächern zu und Henning sah zu seiner unverhohlenen Freude nicht nur, daß Herr Hans wie auch Frau Hedwig Alles aufboten, dem armen Kinde den Aufenthalt auf Betow möglichst angenehm zu machen, sondern daß auch Brunhilde ihre Scheu vor der ihr fremden Umgebung allmählig verlor.

Als Henning sich erhob, um sein Gemach aufzusuchen, und er Brunhilde mittheilte, daß er mit Tagesanbruch die Burg verlassen werde, um an die Erledigung der letzten der ihm gestellten Bedingungen zu gehen, sah sie ihn so wehmüthig, so flehend, bittend an, daß nur die Gegenwart des sie lächelnd beobachtenden Herrn Hans ihn vor dem Selbstvergessen zu behüten im Stande war.

"Wollt Ihr mir die Worte nicht vergeben, welche ich auf der Flucht leider zu Euch sprach? Ich habe sie ja schon so bitter bereut und beklage tief, Euch gekränkt zu haben!"

"Ich bitte Euch dringend, laßt doch das, was längst vergessen war, ruhen. Sagt mir vielmehr," fuhr er leise fort, "werdet Ihr Euch hier heimisch fühlen? Werdet Ihr hier ruhig abwarten, bis es mir gelungen ist, Euch Euren Vater wieder zuzuführen?"

„Ihr habt mich zum höchsten Danke verpflichtet nicht nur durch meine Rettung, sondern auch durch Eure Vorsorge, mir hier bei dieser lieben Frau ein Unterkommen verschafft zu haben. Dank, Dank Euch und —“ hauchte sie mehr als daß sie die Worte sprach — „kehrt bald zurück!“

Sein Abschied von Frau Hedwig und Brunhilde war, wenn auch aus verschiedenen, leicht verständlichen Gründen, gepreßt, erzwungen, und als Herr Hans, nachdem sie in den Saal zurückgekehrt waren, scherzend fragte: „Na, Henning, willst Du nicht lieber hier bleiben, als mit dem Krenzower oder mit Vetter Friedrich Brunhildens Vater wegen anzubinden,“ erwiderte er:

„Brunhildens wegen binde ich, wenn es sein muß, mit der gesammten Ritterschaft an!“

„Ho! Ho! mein Junge!“ lachte der Ritter, „Vetter Friedrich wird Dir allein schon zu schaffen machen!“

„Gleichviel, ich weiche nicht zurück!“

Als Henning am folgenden Morgen sein Pferd bestiegen und einen letzten Händedruck mit seinem Ohm gewechselt hatte, richtete er wohl nur zufällig noch einen Blick nach den Frauengemächern, und ohne Zweifel war es nur ein Spiel seiner erregten Phantasie, als er an einem Fenster einen Moment eine Frauengestalt bemerkt zu haben glaubte.

„War es Brunhilde, welche mir noch einen Abschiedsblick zusandte?“

Eine bestimmte Antwort auf diese sich selbst vorgelegte Frage mochte ihm wohl eine innere Stimme ertheilt haben, denn seine anfangs umdüsterten Züge klärten sich auf, und wenn auch nicht besonders wohlgemuth, so doch wenigstens zufrieden und entschlossen ritt er zum Thore hinaus und der Richtung nach Friedland weiter.

— 15. —

Verrechnung.

Auf Garlosen herrschte seit einigen Tagen ein arges Treiben und die große Anzahl der im Hofe sich tummelnden Gewappneten ließ darauf schließen, daß nicht nur demnächst eine Fehde auszutragen sei, sondern daß der Strauß auch mit einem gewaltigen Gegner aufgenommen werden sollte. Außer den Mannen der Besizer von Garlosen waren auch noch Knappen eines fremden Ritters bemerkbar, und der Ausruf des einen der Kriegsknechte gab bald genügenden Aufschluß darüber, wer mit den auf dem festen Schlosse hausenden Rittern, die in Folge ihrer, den Landfrieden nichts weniger als dienenden Beschäftigung den Markgrafen Friedrich immer verhaßter wurden, gemeinschaftliche Sache zu machen beabsichtigte.

„Beim Heyso von Steinfurth,“ rief der eine Knecht, „habt Ihr also auch seit langer Zeit keinen lustigen Tanz mehr aufzuführen gehabt? Dann tröstet Euch nur mit uns hier auf Garlosen. Ritter Claus scheint seine Klinge

†

verrosten zu lassen und auch die Herren von dem Krüge haben es seit vergangnem Herbst vorgezogen, auf Garlosen festzusitzen; dann irgend einen Kaufmann seine Wagenladung und den Beutel etwas erleichtern oder einen zitternden Juden zum Teufel zu jagen und seine Schätze hier zu bergen, will mir als keine besondere Waffenthat dünken!“

„Ich kann Dir nur bestimmen, möchte Dir aber rathen, vorsichtiger in der Kundgebung Deiner Ansichten zu sein, denn namentlich Claus von Duitow scheint heut außerordentlich gereizt zu sein, und auch Herr Thomas von dem Krüge befindet sich in einer so bösen Stimmung, daß ich ihm gern aus dem Wege gehe. Ich freue mich, mit dem brummigen Ritter nichts thun zu haben.“

In der That hörte man in diesem Augenblicke die zornig scheltende Stimme des Ritter Thomas, vermochte indeß nur abgerissene Worte zu verstehen, nach welchen darauf geschlossen werden durfte, daß die auf den Abzug der Mannen bezüglichen Vorschriften nicht genügend befolgt worden waren.

Oder hatte Herr Thomas noch einen anderen Grund unzufrieden zu sein? Fast schien es so, denn auch die vier Ritter, welche im eifrigen Gespräch im Saale saßen und den Humpen so oft leerten, daß der alte Cuno, als er auf seinem Wege vom Saale in den Keller Balthasar begegnete, heute zum ersten Male seufzend erklärte, seine Kräfte reichten nicht mehr zum Dienste als Kellermeister aus, unterhielten sich keineswegs ruhig.

„Mir erscheint trotz Allen, was Ihr uns jetzt mitgetheilt habt, die ganze Sache verdächtig!“ rief der alte Boldewin. „Der Markgraf sollte eine so bedeutende Summe Geldes durch eine Menge Reifige begleiten lassen, die vermöge ihrer großen Zahl nothwendig viel Aufsehen erregen und auf den hohen Werth der unter ihrem Schutze stehenden Sendung aufmerksam machen muß? Nein, Freunde das will mir nicht einleuchten!“

„Wenn ich Euch aber noch einmal sage,“ nahm Ritter Heyso von Steinfurth erregt das Wort, „daß meine Rundschafter in Berlin mir als ganz bestimmt mitgetheilt haben, der Markgraf erwarte in nächster Zeit bereits die Geldsendung und habe auch schon sichere Leute aus seiner Umgebung nach Hamburg gesandt, welche den Transport begleiten sollen, dann dünkte ich doch wahrhaftig, es wäre an der Zeit, Zweifel in die Richtigkeit meiner Nachrichten aufzugeben!“

„Weshalb aber kehrt Vater Eusebius nicht zurück?“ fragte Herr Claus bedächtig. „Der schlaue Pfaffe weiß sich doch sonst überall durchzuhelfen. Sollte ihn hier sein gewöhnliches Glück verlassen haben und er verunglückt sein?“ —

„Das glaube ich weniger,“ erwiderte der alte Boldewin. „Viel wahrscheinlicher scheint es mir, der Vater ist nicht vorsichtig genug gewesen und in die Gewalt irgend eines unserer Gegner gerathen.“

„Beim Teufel!“ brauste Heyso von Steinfurth ungeduldig auf. „Wenn ich Euch nicht so genau kenne und wenn ich nicht wüßte, daß Furcht Euch unbekannt ist, dann würde ich behaupten, Ihr bangtet vor den Säbeln der Markgräflichen! Der Gedanke aber, Ritter Boldewin von dem Krüge scheue vor einem Kampfe zurück, ist zu — zu — sonderbar, als daß ich ihn nicht sofort unterdrücken wüßte. Sprecht offen, alter Freund, was flößt Euch Besorgnisse

ein? Weshalb sucht Ihr die Möglichkeit von Gefahren hier besonders hervorzuheben, die uns bei jedem Strauße bedrohen? Erinnert Euch doch daran, daß wir in weit gefährlicheren Fällen als hier unbedenklich zum Angriff geschritten sind und in diesen stets so glänzend gesiegt haben, daß es geradezu unflug wäre, den Markgräflichen gegenüber zu zagen!"

„Habt Ihr vielleicht auch Kunde erhalten, ob und welche Herren der Ritterschaft dem Markgrafen zur sicheren Ueberführung des Schazes behilflich sein werden?“

„Außer dem Bischof wird er schwerlich fremde Hülfe aufgebieten haben.“

„Ihr meint Herrn Johannes von Waldow auf Ziefar, den Bischof von Brandenburg?“

„Denselben! Nun, ich denke, mit dem Herrn werden wir auch noch fertig werden!“

„Ohne Zweifel wird der Bischof den Stiftshauptmann von Röder mit der Aufgabe, für sicheres Geleit zu sorgen, betrauen oder meinetwegen auch betraut haben. Röder aber ist ein gar schlauer Cumpan und wird uns, wenn wir nicht die äußerste Wachsamkeit hegen, sicher hinter's Licht führen. Es ist Euch doch wohl Allen bekannt, in welcher Weise der tapfere Caspar Hans zu Butlik in die Gewalt des Bischofs gerieth?“

„Gewiß! gewiß!“

„Wißt Ihr denn aber auch,“ fuhr Heyso ingrimig fort, „daß Herr Caspar, der ehemalige Freund der Quikowe und einer der tapfersten und gefürchtetsten Mitter im ganzen Lande durch die höllischen Ueberredungskünste des gewandten Johannes von Waldow zu einem Anhänger des einst von ihm so sehr wie von uns gefaßten Markgrafen gemacht worden ist?“

„Hölle und Teufel!“ brüllte der junge Boldewin und schlug mit der Faust auf die starke Eichenplatte des Tisches, daß die Krüge in's Schwanken geriethen.

Ritter Claus von Quikow aber starrte Heyso von Steinfurth sprachlos an. Diese Nachricht schien sein Blut erstarren gemacht zu haben, denn er ließ die halberhobene Hand, mit welcher er den Krug ergreifen wollte, ein paar Augenblicke in derselben Haltung, gleich als sei er unfähig jeder Bewegung.

Bald indeß kam mit erneuter Kraft Leben in den Ritter.

Mit bei seiner erstaunlichen Körperfülle auffallender Schnelligkeit erhob er sich und stieß glühend vor innerer Erregung hastig hervor:

„Hrrr! Hm! Wer hat Euch diese teuflischen Lügen erzählt? Nenn mir den Schuft, damit ich ihm den Lohn für seine Verleumdung auszahlen kann. Wie heißt der Hallunke, der sich an der Ehre meines Freundes zu vergreifen wagt? Sprech, oder ich binde mit Euch an!“

„Ruhig, Freund Claus,“ erwiderte Herr Heyso ernst, „an der Ehre Eures Freundes, der ja auch der meinige war, makest Niemand, Ihr werdet Eure Drohung jedenfalls zurücknehmen, wenn Ihr hört, daß ich durch keinen Geringeren als den Schwiegerohn des Herrn Caspar, Herrn Richard von Rochow, die Nachricht von dem Uebergange Caspar's in das Lager der Markgräflichen erhalten habe!“

Längere Zeit herrschte jetzt ein dumpfes Schweigen. Ritter Claus sah finster vor sich hin. Er zweifelte nun selbst nicht mehr an der Wahrheit der Mittheilung Heyso's,

8

wagte aber, trotzdem ihm noch unerklärlich war, durch welche Umstände der seitherige erbitterte Gegner des Markgrafen bewogen worden sein könne, seine Gesinnung vollständig zu ändern, nach ausführlicheren Nachrichten zu fragen.

„Was wird Dietrich dazu sagen?“ murmelte er endlich kopfschüttelnd, erhob sich und trat an das Fenster.

„Eure Mittheilung hat auch mich trübe gestimmt!“ brummte Herr Thomas, „denn wenn solche Leute in ihrer Gesinnung wankend werden, und der Zoller versteht, einen Caspar zu Hans Butlik für sich zu gewinnen, dann —“

„Nun, was wolltest Du noch sagen?“ fragte der alte Boldewin, aus seinem Sinnen emporfahrend.

„Dann scheint es mir Pflicht zu werden, noch vorsichtiger zu handeln, als dies seither der Fall war!“

„Ha! Ha! Ha!“ lachte der jüngere Boldewin ingrimig auf; „ich verstehe, was das heißen soll. Leider kommt der Rath zu spät. Was nützt es uns, jetzt alle mögliche Vorsicht beobachten zu wollen, nachdem es möglich geworden ist, Gefangene uns hier aus dem Gefängnisse zu holen, ohne daß wir das Geringste von dem Eindringen Fremder bemerken!“

„Gegner sind hier eingedrungen, ohne daß Ihr diesen Einbruch wahrgenommen hättet?“ fragte Heyso erstaunt. „Erzählt mir doch diesen inter essanten Fall!“

Der ältere Boldewin kam dieser Aufforderung nach und theilte nun dem Fragenden die Befreiung Henning von Bismarck's und der übrigen Gefangenen durch einige in räthselhafter Weise in das feste Schloß eingedrungene Männer mit, wobei er indeß selbstverständlich das Vorhandensein eines geheimen Ganges übersah und aus Scham weiter auch verschwie, daß der Befreier des Herrn von Bismarck ihn selbst in das Verließ gesperrt habe, aus dem er erst einige Stunden später, nachdem sein Ausbleiben aufgefallen, befreit worden sei.

„Hat man denn später nichts von den Befreiern und den Befreiten gehört?“

„Mehrere zu ihrer Verfolgung ausgesandte Männer sollen ihnen nicht weit von hier begegnet, von diesen aber unbegreiflicher Weise in die Flucht geschlagen worden sein!“ —

Heyso von Steinfurth sah Herrn Boldewin ungläubig lächelnd an.

Diese Geschichte mochte ihm doch zu unwahrscheinlich klingen.

Herr Boldewin bemerkte dies und verstand auch, weshalb Herr Heyso dieser Erzählung wenig Glauben beizumessen schien. Er fuhr deshalb fort:

„Eure Zweifel werden wohl schwinden, wenn ich Euch sage, daß Balthasar und die besten meiner Knechte auf dem Kampfplatze gewesen sind. Henning von Bismarck ist durch einen Kämpfen befreit worden, von dem selbst der unerschrockene Balthasar behauptet, er hätte ihn so zugefesselt, daß er, nachdem alle Andern die Flucht ergriffen, zu seiner eigenen Rettung zum Rückzug gezwungen worden sei!“

Ritter Claus hatte dieser Unterhaltung wenig Aufmerksamkeit gewidmet. Seine Gedanken weilten ohne Zweifel bei dem aus Gott weiß welchem Grunde zu den Feinden übergegangenen Freunde, und die Kräftigung der Markgräflichen durch einen Ritter vom Schlage eines Caspar Hans zu Butlik erfüllte ihn mit so hoher Bitterkeit

und beschäftigte sein Denken in so bedeutendem Grade, daß er sogar das Trinken vergaß.

Erst als der Name seines Leibknappen genannt wurde und Herr Boldewin von der Flucht desselben sprach, horchte er aufmerksamer und wandte sich langsam zu den am Tische sitzenden Herren:

„Ich habe, was nicht gerade oft vorkommt, viel über diesen Vorfall nachgedacht und bin zu dem Schlusse gekommen, daß, wenn nicht etwa gar einer der Knechte, dann sicher der heillose Pfaffe hier seine Hand im Spiele gehabt hat!“

„Nein, Bruder!“ fiel ihm der ältere Boldewin in's Wort. „Dem Vater Gusebins thust Du mit diesem Verdacht entschiedenes Unrecht. Bedenke doch, daß er einer der erbittertsten Gegner des Markgrafen ist und daß er seinem ganzen seitherigen Verhalten nach einer der Letzten sein dürfte, die ihre Hand zur Befreiung Hennings von Bismarck, des Freundes des Zoller, bieten würden. Nein, nein! Vater Gusebins steht zu sehr auf unserer Seite, als daß wir ernstlich Verdacht gegen ihn hegen dürfen. Er ist zwar ein Pfaffe, hält aber doch treu zu uns!“

„Weshalb wollen wir uns um etwas streiten, was längst abgethan ist?“ murrte Herr Thomas. „Dafür, daß uns ein gleicher Streich nicht ein zweites Mal gespielt werden kann, ist, wie ich denke, gesorgt, und wir können demnach in dieser Beziehung vollkommen unbesorgt zu erforschen suchen, wie stark die Leute sind, welche Herrn Friedrich das Geld überbringen sollen, das in unseren Besitz gelangen muß! Die ausgestellten Wachen werden hoffentlich ihre Schuldigkeit thun und uns rechtzeitig benachrichtigen!“

In diesem Augenblick ertönte das Horn des Thurmwarts.

Die Ritter sahen erkannt auf und der jüngere Boldewin eilte hinaus, um zu erfahren, wer der Ankommende sei.

Kaum war er im Hofe angelangt, als der Thurmwart die Zugbrücke niederließ, das Thor öffnete und Herr Werner von Holzendorff, gefolgt von einem Knechte, in den Hof hereinritt.

Der jüngere Boldewin, welcher den Ritter empfangen und begrüßen wollte, blieb, als er denselben erkannte, auf das Höchste, aber freudig überrascht, stehen.

Die Ankommenden waren inzwischen abgestiegen und der Ritter trat, während sein Knecht die Pferde dem Stalle zuführte, dem seine Freude über diesen Besuch unverhohlen zeigenden Junker näher.

Dieser raffte sich endlich empor.

„Holzendorff, ich grüße Euch und bitte, mir in den Saal zu folgen.“

„Wen werde ich dort finden?“ lautete die trockene Erwiderung dieser Begrüßung.

Der Junker ließ die sichtliche Erregung des Ritters unbeachtet und gab in bereitwilligster Weise die verlangte Auskunft.

Beide schritten sodann schweigend die Treppe hinan dem Saale zu.

Herr Claus eilte nach dem ersten Blick auf den Eintretenden diesem entgegen und auch die andern drei Ritter erhoben sich.

„Willkommen, Werner!“ „Willkommen, Ritter!“ schallte es durch einander und es dauerte ein paar Minuten,

§

bis der durch diesen Empfang augenscheinlich berührte Ankömmling zum Worte gelangte.

„Ihr werdet Euch wundern, Freunde, mich im Augenblick hier zu sehen, nachdem Ihr doch sicher von dem Verfahren des Markgrafen gegen mich gehört haben werdet!“

„Herr! Hm!“ erwiderte Herr Claus von Quitow, „ich weiß, daß der Zoller Euch an den Kragen möchte, dafür, daß Ihr unserm armen Dietrich durchgeholfen habt. Man hat Euch da in Spandau einen Prozeß gemacht und beabsichtigt, Euch von Bökow weg zu bringen, doch denke ich, es wird dem Markgräflein nimmer gelingen!“

„Auch haben wir davon gehört, in welsch' unerhörter Weise der kleine Zoller gegen Euch vorzugehen wagt,“ bemerkte Herr Thomas von dem Krüge, „und wir werden Alle bereit sein, Euch Hülfe zu bringen für den Fall, daß man gegen Euch ernstlich vorzugehen wagt!“

„Ich danke Euch für Eure freundliche Zusicherung, Freunde,“ sprach nun Werner von Holzendorff ernst, „glaube auch, daß ich dieser Hülfe sehr dringend benöthigt sein würde, wenn ich nach dem, was neuerdings vorgefallen, unvorsichtig genug wäre, mich nicht rechtzeitig vorzusehen!“

„Was ist Euch denn noch Uebles zugestoßen?“ fragte Claus von Quitow, weniger besorgt als neugierig.

Herr Werner mochte dies wohl beachtet haben, denn er erwiderte ziemlich scharf:

„Eure Frage oder vielmehr der Ton, in welchem Ihr gefragt habt, Freund Claus, zeigt mir, daß Euch die neuesten Vorgänge zwischen Dietrich und dem Markgrafen und in welche peinlichen Vorfälle ich verflochten bin, unbekannt sind!“

„Herr! Hm! Zwischen Dietrich und dem Markgrafen? Sind die Beiden etwa noch einmal an einander gerathen? Ich weiß außer Eurem Prozeß kein Wort von einem neuerdings geschehenen ernstem Zusammenstoß mit dem Burggräflein, und dem Herrn Heyjo wie den Herren von dem Krüge wird von den neuesten Vorfällen ohne Zweifel nicht mehr bekannt sein, wie mir. Erzählt uns deshalb nur rasch, was Ihr Neues wißt! Viel Gutes wird es nicht sein, da ja unser ärgster Feind mit Eurer Neugierkeit in Verbindung steht!“

„Ihr habt allerdings recht gerathen,“ erwiderte Herr Werner bitter, „daß von dem Nürnberger Grafen nichts Gutes kommen kann. Doch hört. Vielleicht habt Ihr erfahren, daß ich Dietrich nach der Einnahme Friesack's erst aus den Händen Suteninn's zu helfen vermochte und ihn dann in Neumühl untergebracht habe!“

„Das Erstere ist uns gar nicht, das Letztere aber nur so weit bekannt, daß wir wissen, Ihr habt unserm Freund und meinem Vetter Dietrich aus arger Noth geholfen und mannhafte zu ihm gehalten, selbst dann noch, als der Markgraf Euch deshalb vor Gericht forderte —“

„Wohin ich aber nicht gegangen bin aus Gründen die ich Euch wohl nicht erst erörtern darf. Es wäre ja nutzlos, ja sogar thöricht gewesen, mich vor einem Gericht zu verteidigen, von dem ich im Voraus wußte, daß ich nach dem Willen des Grafen verurtheilt werden würde. Hört deshalb nur weiter: Der Urtheilspruch, der nach dem Klageantrage ausgefallen ist, wird ohne Zweifel bald vollstreckt werden, denn ich habe keinen Einspruch erhoben und vermochte auch abgesehen davon, daß ich dem Freunde das, ihm gegebene Versprechen, mein Möglichstes zu seiner

Rettung zu thun, gehalten habe, in der That der Klage nichts entgegenzustellen. Das Urtheil lautet auf Entscheidung von den Lehensgütern — ein Entscheid, der mich wenig anzufechten vermag, denn Herr Friedrich wird sich wohl nur schwer entschließen, mich mit Gewalt von Böhlow zu vertreiben. Er weiß zu gut, daß ich in diesem Falle erst dann der Uebermacht weichen würde, wenn Böhlow vor meinen Augen in Trümmer geht. Inzwischen hat sich aber etwas ereignet, das den Nürnberger Burggrafen zur höchsten Wuth gereizt haben muß und mir gerathen erscheinen läßt, mich bald nach Hilfe umzuschauen!"

„Hrrr! Hm!“ räusperte sich Claus, „Werner, rechne auf mich!“

„Auch ich biete Euch meine Hilfe an, Ritter Werner!“ rief Heyso von Steinfurth und die Herren von dem Krüge versicherten dem bedrängten Ritter nicht minder entschieden ihre Bereitwilligkeit, ihre Mannen zu seinen Gunsten aufbieten zu wollen.

„Ich danke Euch, Freunde,“ erwiderte Werner von Holzendorff, wobei ein Schimmer der Freude seine wetherharten Züge überflog, „Euer Anerbieten ermuntert mich, auf dem betretenen Wege fortzugehen und in dem sich nun entspinrenden Kampfe, dessen Ausgang nur Sieg oder Tod sein kann, festzustehen. Doch vernehmt, was ferner vorgefallen und wodurch der Burggraf in besondere Wuth gebracht worden ist. Dietrich hatte in seinem Versteck auf Neumühl eines Tages Gelegenheit, zu hören, daß er dort nicht mehr sicher vor Verräthern sei; der vom Burggräflein auf Dietrich's Kopf gesetzte Preis drohte, selbst Knechte zu elendem Thun zu verleiten, und ich brachte deshalb unsern unglücklichen Freund nach Grabsdorf, wo ich ihn, falls er sich nicht selbst verriethe, sicher vor Entdeckung wußte.

„Dort begegnete er eines Tages, während er in der Kleidung eines Knechtes zur Verbringung der Zeit auf dem Felde beschäftigt war, einer Jagdgesellschaft, die vom rechten Wege abgekommen sein mochte, denn sie zwang Dietrich, sie eine Strecke weit zu führen.

„Keiner der Reiter hatte Dietrich erkannt, dieser aber mußte aus dem lautgeführten Gespräch derselben entnommen haben, daß und welcher der Herren der Sohn des Burggrafen, Prinz Johann, sei. Welche Gedanken unsern Freund in dem Augenblicke besetzt haben müssen, als er den Sohn seines Todfeindes in nächster Nähe vor sich erblickte, läßt sich nur ahnen, und Jeder, der Dietrich von Quigow kennt, wird es erklärlich finden, daß er sofort, und selbst in der bedenklichen Lage, in welcher er sich befand, einen Plan erwog, in welcher Weise er diese günstige Gelegenheit, einen Hauptschlag gegen seinen Gegner zu führen, am zweckmäßigsten benutzen könne.

„Der Bauer, in dessen Behausung ich Dietrich untergebracht hatte, will den ganzen Vorfall von einem Verstecke aus angesehen haben und erzählt mir weiter Folgendes:

Wenige Schritte von Grabsdorf entfernt sei ein Ritter, gefolgt von mehreren anderen Herren und Knapen, aus dem Walde hervor und der Jagdgesellschaft entgegenesprengt, habe, bei diesem angekommen, plötzlich sein Pferd angehalten und ein paar Worte, die dem Horcher aber unverständlich geblieben sind, gesprochen, worauf Dietrich sich blitzschnell auf das Pferd des einen Ritters geschwungen und mit diesem davongeritten sei.

Die übrigen Reiter seien durch diesen kühnen Streich einen Augenblick so verblüfft geworden, daß sie dem Flücht-

ling starr nachgeschaut hätten. Wohl wären sie im nächsten Moment ihm, so schnell die Pferde zu laufen vermochten, nachgeeilt. Dietrich habe aber inzwischen einen zu bedeutenden Vorsprung erreicht, als daß an seine Ergreifung durch die Verfolger ernstlich zu denken gewesen!“

„Und der überrumpelte Reiter, den der wackere Dieb auf dessen eigenem Pferde aus der Zahl seiner Freunde herausnahm und entführte, hieß?“

„Prinz Johann, der Sohn des Burggräfleins!“

„Donnerwetter!“ schrie Heyso von Steinfurth, „das war ein Meisterstück!“ und Ritter Claus rief:

„Hrrr! Hm! Unserm Dieb kommt doch bei allen Teufeln so leicht Keiner gleich. Es ist ein Satanskerrl, den ich jetzt hier zu sehen wünschte!“

Auch der alte, bedächtige Boldewin stimmte in die lauten Lobeserhebungen ein, die dem kühnen, verwegenen Dietrich von Quigow gezollt wurden, und fragte, nachdem die freudige Erregung sich weniger laut zu äußern begann und die durch Dietrich's Gewaltstreich entflammten Gemüther der Ritter sich mehr beruhigt hatten, neugierig und lächelnd:

„Hoffentlich ist es Ritter Dietrich gelungen, seinen Raub an einem sicheren Orte zu bergen und eine Stätte zu finden, von der aus er, geschützt vor den Anhängern des Nürnberger Grafen, mit diesem ein ernstes Wort zu sprechen vermag. Bei der Umsicht und der staunenswerthen Kühnheit Dietrich's bezweifle ich keinen Augenblick, daß er heut schon dieses Ziel erreicht und Unterhandlungen mit Herrn Friedrich eingeleitet hat!“

„Das glaube ich auch,“ meinte Herr Thomas, „und möchte erfahren, wo er sich hingewandt hat!“

„Hrrr! Hm!“ bemerkte Ritter Claus, „das wird uns schwerlich lange Zeit verborgen bleiben. Vorläufig können wir zufrieden sein, zu wissen, daß er unserem gemeinsamen Feinde einen so gewaltigen Streich gespielt hat! Hören wir jetzt vor allen Dingen erst, was Freund Werner uns noch mitzutheilen hat. Da Grabsdorf auf Eurem Gebiete liegt, scheint mir etwaige Besorgniß Eurerseits nicht ganz unberechtigt zu sein!“

„Will's meinen!“ erwiderte Ritter Werner ernst. „Unter den Begleitern des Prinzen ist, so viel ich erfahren habe, Nymand von Löben gewesen. Dieser ist einer meiner erbittertsten Gegner und er soll sofort bemüht gewesen sein, mich als Denjenigen hinzustellen, welchem die Hauptschuld an der Entführung des Prinzen beizumessen sei. Ich gebe nun zwar gern zu, daß ich Dietrich in Grabsdorf ein Asyl verschafft und daß ich, wäre ich in Dietrich's Lage und hätte an dem fraglichen Tage gleich ihm Gelegenheit gehabt, mich an meinem furchtbarsten Feinde zu rächen, keinen Augenblick länger, als unumgänglich nöthig, gezögert haben würde, dem Gegner einen gewichtigen Schlag zu versetzen. Leider habe ich in diesem Falle aber meinem Freunde nicht zu zeigen vermocht, daß ich das Geschehene vollkommen billige und soll mir nun ein Verdienst zuertheilen lassen, das mir nicht zusteht. Der Burggraf von Nürnberg hat sich der Ansicht seiner Ohrenbläser angeschlossen und beabsichtigt, wie meine Freunde in Potsdam mir heut' mitgetheilt haben, Rache zu üben.“

(Fortsetzung folgt.)

Freierstunden am häuslichen Herde.



Redaction, Druck und Verlag von S. G. Münchmeyer in Dresden, Jagdweg 14.

Filialen: Berlin, Nuppinerstraße 44; Wien, Josephstädter Hauptstraße 35; Dortmund, Düppelstraße 6.

Der beiden Quikows letzte Fahrten.

Historischer Roman aus der Jugendzeit des Hauses Hohenzollern, begonnen von Karl May, fortgeführt von Dr. Goldmann.

[Fortsetzung.]

Uebersetzung und Dramatisirung vorbehalten, Nachdruck gerichtlich verfolgt.

„Hm!“ bemerkte Heyso von Steinfurth kopfschüttelnd, „möchte doch wissen, was das Gräslein Euch noch weiter anhaben will. Durch sein Gerücht hat er Euch Euer Besitzthum ja bereits absprechen lassen; will er sich jetzt etwa gar noch an Leib und Leben eines Ritters vergreifen?“

„Erscheint Euch das nach dem seitherigen Auftreten des Grafen wirklich auffallend?“ erwiderte Herr Werner in bitterem Tone; „die That unseres Freundes erheischt Sühne und an wen soll er sich hier halten, wenn nicht an mich, auf dessen Gebiet der Vorfall geschehen. Es wird zwischen uns ein Kampf auf Leben und Tod entbrennen, ein Kampf, bei welchem es auf meinen Untergang abgesehen ist. Ich denke aber, dem wüthenden Gräslein die Verwirklichung seines Planes ein wenig zu erschweren!“

Der alte Boldewin erhob sich jetzt und trat dem Ritter Werner von Holzendorff näher.

„Wir Alle haben Euch bereits unsere Hilfe zugesagt und werden Euch redlich beistehen in Eurem Kampfe mit jenem Uebermüthigen. Lasset uns nur rechtzeitig wissen, wann wir bei Euch einzutreffen haben, oder verlangt Ihr etwa jetzt schon unsere Hilfe?“

„Erlaubt mir zuvor eine Frage,“ nahm Ritter Werner das Wort. „Ich sah im Hofe eine Schaar gerüsteter Knappen und glaube, während ich vom Pferde stieg und über den Hof schritt, auch Aeußerungen gehört zu haben, die auf einen demnächst von Euch auszufechtenden Strauß schließen lassen. Habe ich mich nicht geirrt, und wem gelten Eure Rüstungen? Vielleicht gegen einen der immer fecker gegen uns auftretenden Markgräslichen?“

Claus von Quikow richtete einen forschenden Blick auf den neben ihm sitzenden Ritter und bemerkte dann:

„Hrrr! Hm! Eure Klinge, Freund Werner, könnte Feierstunden.

uns bei dem bevorstehenden Tanze gute Dienste leisten. Wollt Ihr nicht einen oder zwei Tage hier bei uns verweilen? Länger wird sich die ganze Angelegenheit schwerlich verzögern!“

„Zwei Tage? Wenn ich überzeugt sein könnte, daß Friedrich die Ausführung seiner gegen mich gerichteten Pläne noch einige Zeit verschiebt, dann will ich Euch gern beistehen!“

„Habt Ihr denn nicht Auftrag gegeben, im Nothfalle Euch hierher schon Nachricht zu senden?“

„Das ist allerdings geschehen, Freund Thomas; da ich jedoch nicht beabsichtigt habe, heut bis zum Abend hier zu bleiben, würde bei meiner längeren Abwesenheit von Böhlow gerade unter den jetzt obwaltenden Umständen Verwirrung dort gar zu leicht entstehen!“

„Das verstehe ich nicht!“ brummte Herr Heyso. „Ist Euer Wachtmeister nicht auf dem Plage?“

„Gewiß. Mir scheint jedoch, oder vielmehr mir wird immer klarer, daß von den Markgräflern versucht wird, meine Knechte zur Untreue, zur Falschheit gegen ihren Herrn zu verleiten, und wenn ich selbst auch keinem rathen möchte, sich soweit zu vergessen, daß er mir einen festen Anhalt giebt, von seiner Verrätherei überzeugt zu sein, so kann ich doch mich andererseits auch der Wahrnehmung nicht verschließen, daß es fortan besser sei, die Knechte sorgfältig unter Aufsicht zu halten und vorläufig jede längere Entfernung von Böhlow und ohne die mir vorzugsweise verdächtig gewordenen Mannen möglichst zu vermeiden! Ihr staunt über das, was ich Euch soeben mitgetheilt habe, und glaubt wahrscheinlich, ich übertriebe. Wenn Ihr aber bedenkt, daß der Burggraf jetzt mehr denn je Alles aufbietet und anbietet wird, mich, wenn möglich, ganz un-

schädlich zu machen, dann werdet Ihr auch einsehen, daß ich der Schlanheit des Herrn Friedrich im Augenblick nichts Anderes als erhöhte Wachsamkeit gegenüber zu stellen vermag!“

„Recht habt Ihr unter diesen Umständen sicherlich!“ erwiderte Heyso von Steinfurth; „doch glaube ich, einer Ueberraschung durch die Feinde könnt Ihr selbst in dem Falle vorbeugen, daß Ihr noch kurze Zeit hier bleibt!“

„Wie sollte das geschehen?“

„Wenn Ihr sofort einen Boten nach Böhlow absendet und — doch was bedeutet das?“

Der Lärm der im Hofe sich aufhaltenden Kriegersleute verstummte plötzlich, doch wurde die Stille durch laute, freundige Ausrufe erst Einzelner, dann aber einer immer größer werdenden Anzahl der Mannen unterbrochen, und Junker Boldewin trat zum Fenster, um die Ursache dieser auffallenden Wahrnehmung zu ergründen.

In diesem Augenblick wurden laute Tritte vor der Thür des Saales hörbar und Balthasar, der bekannte Leibknappe des Herrn Claus, trat ein.

Hoch erstaunt sah Lektzer auf.

„Hrrr! Hm! Was willst Du hier?“

„Einer der ausgesandten Boten ist soeben zurückgekehrt und bringt, wie er sagt, wichtige Nachrichten!“

Herr Heyso sprang erregt auf. Ritter Claus, welcher sich gleichzeitig erhoben hatte, schien von der Aufregung, in welcher Herr Heyso sich befand, wenig erbaut zu sein, denn er bemerkte ziemlich scharf:

„Hrrr! Hm! Da mein Balthasar die Mittheilung bringt, wird sie zunächst wohl nur für mich von Interesse sein. Sollte ich mich in der Annahme wider Erwarten geirrt haben, dann verspreche ich Euch, daß Ihr der Erste sein werdet, den ich von dem, was ich jetzt erfahren soll, unterrichten werde!“

Der alte Boldewin verstand, was Claus von Quikow mit seiner Abfertigung sagen wollte, und rief, um den, den Lektzeren mit finsternen Blicken messenden Ritter Heyso zu begütigen, lachend:

„Mag Freund Claus seine Geheimnisse nur ruhig draußen oder wo er sonst will besprechen und berathen. Ich weiß ja doch, daß das Geheimniß in dem Augenblick aufhören wird, ein solches zu sein, in welchem er in den Saal zurückgekehrt. Bruder Claus kennt uns gegenüber keine Scheimthuererei!“

Als Claus von Quikow zur Thür hinaustrat, kam ihm einer seiner Knechte rasch entgegen, an dessen, an mehreren Stellen zerrissenen und arg beschmutzten Kleidern man es deutlich wahrzunehmen vermochte, daß er einen weiten und beschwerlichen Weg zurückgelegt haben müsse.

„Hrrr! Hm! Nun?“

„Herr Ritter, Peter hat mich beauftragt zu melden, daß der Transport morgen Hamburg verlassen und aller Voraussicht nach gegen Abend schon an der Grenze angelangt sein wird.“

„Hrrr! Hm! Peter schießt Dich? Weshalb kommt er nicht selbst, wie ich es ihm doch befohlen habe?“

„Er ist bald, nachdem er mir den Auftrag gegeben hatte, wieder weggeritten!“

„Hrrr! Hm! Balthasar!“

Der am Ende des Ganges stehende, des Rufes gewärtige Leibknappe kam eilig heran.

„Hrrr! Hm! Balthasar, reite mit dem Knechte zu

Peter und lasse Dir genau Alles mittheilen, was er bis jetzt über den Transport erfahren hat, den wir erwarten. Beeile Dich aber, denn ich glaube, unsere Zeit wird knapp!“

Balthasar eilte mit dem Knechte fort und Herr Claus blieb eine Zeit lang sinnend und das Gehörte überlegend auf derselben Stelle stehen.

Peter war einer der wenigen Knechte, welche Herr Claus neben Balthasar besonders zu bevorzugen und bei gefahrdrohenderen Anlässen, bei Angriffen auf mit überaus starker Bedeckung reisende Kaufleute oder bei Gelegenheiten, bei denen ein gutes Spürtalent größere Dienste zu leisten vermochte als lediglich Unerforschlichkeit, zu verwenden pflegte.

Seit mehreren Tagen, seit Herr Heyso von Steinfurth mit der Meldung auf Garlosen eingetroffen war, der Transport werde nach den Mittheilungen seiner Kundschafter in Potsdam im Laufe der nächsten Tage schon von Hamburg nach Potsdam abgehen, auf Grund welcher Nachricht hin er seine Mannen bereits mit nach Garlosen gebracht hatte, war Peter auf dem am weitesten in der Richtung vorgeschobenen Posten aufgestellt worden mit der Aufgabe, die Abfahrt eines wichtigen, nach Potsdam bestimmten Transportes von Hamburg auszukundschaften, dann sofort nach Garlosen zurückzukehren und Bericht zu erstatten.

Jetzt war er, entgegen dem ihm erteilten Befehl, nicht selbst gekommen, sondern hatte einen der mit ihm die Straße bewachenden Knechte mit einer Botschaft zurückgeschickt, die nicht ganz verständlich war.

Herr Claus vermochte deshalb der ganzen Meldung wenig Glauben beizumessen und verlangte nach genügender Aufklärung.

„Hrrr! Hm! Hier ist Etwas nicht ganz in Ordnung. Sollte man vielleicht gar Kenntniß von unserem Vorhaben gewonnen haben und uns in eine Falle locken wollen? Himmel und Hölle, das sollte den Schuften schlecht bekommen!“

Langsam kehrte er zurück in den Saal, in welchem er den Ritter Werner von Holzendorff zum Aufbruch bereit fand. —

Herr Werner war durch nichts zu bewegen, länger zu verweilen, und er schied in freundlichster Weise von den Ritttern, nachdem sie ihm wiederholt das Versprechen gegeben hatten, auf seinen Ruf sofort mit ihren Mannen zu seiner Hilfe nach Böhlow eilen zu wollen.

Weshalb wurden wohl, als er zum Thore hinaustrat, seine vorher so freundlichen Züge plötzlich ernst und gar finster? War ihm auf Garlosen, dessen Besitzer ihm doch gewiß freundlich entgegengekommen waren, irgend etwas zugestoßen, das ihm Anlaß zum Aerger, zum Verdrießlichsein gab?

Dies mußte wohl der Fall gewesen sein, denn an der Stelle, wo der Weg in den Wald einbog, richtete er noch einmal einen finsternen Blick auf das Schloß und murmelte halblaut:

„Welch' dunklen Zug mag die Gesellschaft hent wieder vorhaben, daß sie es nicht einmal wagte, sich mir zu offenbaren. Doch sei es! Habt Ihr zu mir kein Vertrauen, dann habe ich auch nicht nöthig, Euch zu erzählen, was ich weiß, und überdies würde ich bei größerer Offenheit doch nur in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt worden

sein, meine Theilnahme zu versagen, denn dem Stranck-ritterthum wird Werner von Holzendorff nie freundlich gesinnt werden!"

Carlofen war mittlerweile seinen Blicken entschwunden und in mäßiger Eile ritt er, gefolgt von seinem Knechte, in der Richtung nach Böhlow weiter.

Als er Carlofen verlassen und die zum gemeinsamen Streifzuge verblindeten Ritter wieder vereint im Saale anwesend waren, nahm Herr Claus von Quikow das Wort, theilte den Herren die empfangene Botschaft, gleichzeitig aber auch das mit, was er angeordnet hatte, und schloß mit dem Hinweis:

„Balthasar kann mit Anbruch der Nacht zurück sein. Haben wir dann keine Ursache, an der Wahrheit der Botschaft zu zweifeln, können wir mit Tagesanbruch recht wohl die geeignetste Stellung eingenommen und vorher uns auch noch die Gewißheit verschafft haben, wie stark die Begleitung ist und unter welcher Leitung dieselbe steht!“

„Das Letztere zu wissen, dürfte uns ohne Zweifel von größerem Vortheil sein,“ bemerkte der ältere Boldewin. „Es ist ein sehr großer Unterschied, ob der Stiftshauptmann von Hübder oder vielleicht Hans von Uchtenhagen die Führung in den Händen hat!“

„Uchtenhagen?“ fragte Ritter Heyso erstaunt. „Was veranlaßt Euch zu der Annahme, daß der Markgraf gerade den Uchtenhagen hierzu erwählt haben könnte?“

„Der Ritter Hans von Uchtenhagen soll sich, wie ich gehört habe, der besonderen Gunst des Burggrafen von Nürnberg erfreuen. Da nun seine Tapferkeit und Furchtlosigkeit außer Zweifel stehen dürfte, wäre es ja immerhin möglich, daß er zum Führer des Geldtransportes ausersehen worden. Doch warten wir das Nähere ab. In wenig Stunden werden wir ja sehen, wer der Unglückliche ist, der im Nothfalle das Verließ von Carlofen kennen lernen soll!“

Herr Claus vermochte die einmal verlorene Ruhe noch nicht wiederzufinden und theilte sich nicht nur nicht weiter am Gespräch, sondern schränkte sich zum Staunen seiner täglichen Zechgenossen auch im Trinken ein.

Die Unterhaltung gerieth, da auch der ältere Boldewin wortfarg wurde, immer mehr in's Stocken und drohte ganz einzuschlafen, Stunde um Stunde verrann, und müde vom vielen Trinken, schienen die drei älteren Zechgenossen Neigung zum Schlaf zu verrathen, als endlich wieder sich rasch nähernde Tritte hörbar wurden, die Thüre hastig aufging und Balthasar eintrat.

„Nun? Was bringst Du für Nachricht?“ fuhr Ritter Heyso auf, während Herr Claus im ersten Moment noch mit dem Schlaf rang, der ihn zu überwältigen drohte.

„Peter ist heut' noch eine Meile weiter, als ihm befohlen worden war, geritten und ist in Lauenberg, das gar nicht mehr weit von der Grenze des Hamburger Gebietes liegt, mit einigen Knechten des Ritters Hans von Uchtenhagen zusammengetroffen, mit denen er von früher her bekannt oder befreundet ist.“

„Der Ritter Hans von Uchtenhagen?“ rief Herr Heyso von Steinfurth, während der ältere Boldewin unwillig murrte:

„Das habe ich mir wohl gedacht!“

„Ja, also Herr Ritter!“ fuhr Balthasar fort. „Peter hat den Knechten unaufgefordert erzählt, daß er seinen

feitherigen Dienst bei Herrn Henning von Wedel, wenn ich nicht irre, verlassen habe und nach Westphalen oder irgendwohin zu gehen beabsichtige, hat die Knechte durch eine Zecherbedselig gemacht, sich ihr Vertrauen erworben und ohne besondere Mühe erfahren, daß sie ihren Herrn, den Ritter von Uchtenhagen, welcher von Hamburg aus einen Transport bis nach Potsdam führen werde, bis hierher begleitet hätten und nun die Mannen des Herrn Heinrich von Stranck erwarten sollten.“

„Weshalb sind diese Knechte beauftragt worden, die Mannen des Ritters von Stranck gerade in Lauenberg zu erwarten?“ fragte Boldewin, nachdenklich den Kopf schüttelnd.

„Dieselbe Frage will Peter auch an die Knechte gerichtet und die Antwort erhalten haben, die beiden Ritter hätten verabredet, mit ihren Mannen in Lauenberg zusammenzutreffen. Herr Hans von Uchtenhagen sei, als Herr Heinrich von Stranck zur festgesetzten Zeit nicht eingetroffen, weitergegangen und habe die Knechte mit der Weisung zurückgelassen, eine Anzahl der Stranck'schen Leute dort zurückzubehalten. Eine starke Bedeckung sei erst von Lauenberg ab erforderlich. So, also!“

„Was weiter? Ist noch nicht bekannt, wann die Stranck'schen Leute in Lauenberg eintreffen werden?“

„Sie wurden heut' erwartet!“

„Die Ritter Hans von Uchtenhagen und Heinrich von Stranck sind also die Leiter des Transportes?“

„Soviel Peter gehört hat, werden diese beiden Herren mit ihren Mannen den oder die Wagen begleiten.“

„Hrrr! Hm!“ fing Herr Claus von Quikow, der bis jetzt schweigend zugehört hatte, an, „wann soll denn nun eigentlich der Zug in Lauenberg ankommen und warum hat der Hallunke, der Peter, die Botschaft nicht selbst hierher gebracht?“

„Falls Herr Heinrich von Stranck mit seinen Mannen heut' in Lauenberg angekommen ist, dann soll der Transport morgen gegen Abend bereits in Lauenberg eintreffen. Herr Hans von Uchtenhagen hat ausdrücklich befohlen, daß die in diesem kleinen Orte wartenden Knechte morgen Nachmittag ihn von Hamburg aus erwarten sollen. Peter wollte die Ankunft der Stranck'schen Leute abwarten und dann erst selbst hierherkommen. Den Knecht hat er in dem Glauben vorausgeschickt, es werde Euch erwünscht sein, so bald als möglich etwas Bestimmtes zu erfahren! So, also!“

Durch die Mittheilungen Balthasar's schien die Müdigkeit, welche vordem die Herren befallen, vollständig beseitigt worden zu sein. Die Aussicht auf einen nahe bevorstehenden ernstlichen Kampf regte sie mächtig auf, doch einigten sie sich bald dahin, vor Fassung eines bestimmten Beschlusses, ob und wann zu dem voraussichtlich blutigen Stranck aufgebrochen werden sollte, erst die Ankunft Peters abzuwarten.

Von Neuem mußte jetzt der alte Cuno ohne Unterbrechung vom Saal in den Keller und umgekehrt wandern und seufzend schlich er eben wieder mit den leeren Krügen aus dem Saal dem Keller zu, als Balthasar in Begleitung eines Knechtes an ihm vorüberging.

„Freue Dich nur, Alter,“ raunte Balthasar dem Alten zu, „morgen wirst Du wenig Arbeit haben!“

„Weshalb nicht?“ fragte dieser rasch, Balthasar war mit seinem Begleiter jedoch schon an der Thür des Saales

angelangt, und Beide traten zum Erstaunen des Kellerweisters ohne Weiteres ein.

Herr Claus bemerkte die Eintretenden zuerst.

„Hrrr! Hm! Peter, sind die Mannen des Herrn Heinrich von Stranz in Lauenberg angekommen?“

„Ja, Herr Ritter. Bald nachdem ich den Boten abgeschickt hatte, ritt ich wieder nach Lauenberg, ließ mein Pferd an einer sicheren, geschützten Stelle im Walde zurück und ging zu Fuß in den Krug. Dort fand ich die Stranz'schen bereits vor und hörte, daß morgen Nachmittag die Ritter mit den Waaren in Lauenberg erwartet werden!“

„Hast Du auch erfahren, wann die Reise von dort aus fortgesetzt werden soll?“ fragte Herr Heyso.

„Gegen Abend soll wieder aufgebrochen werden!“

„Morgen Abend also,“ rief Junker Boldewin, als Balthasar und Peter den Saal verlassen hatten, „werden wir dem tapfern Nchtenhagen Geld, viel Geld abnehmen und ihm selbst handgreiflich zeigen, daß es außer ihm noch mehr Ritter und Herren giebt, die an Tapferkeit ihm nicht nachstehen!“

„Ihr scheint einen persönlichen Groll gegen Hans von Nchtenhagen zu nähren?“ fragte Heyso von Steinfurth. „Seid Ihr etwa ernstlich mit ihm bereits zusammengerahten?“

„Ich frene mich allerdings auf die günstige Gelegenheit, ihm den Strauchritter, den er mir einst an den Kopf warf, heimzahlen zu können, und will dies Geschäft auch so gründlich erledigen, daß ihm die Lust vergehen soll, ein zweites Mal mißachtend von Denen zu sprechen, die nicht mit ihm in ein Horn stoßen!“

Herr Heyso mochte nicht ganz überzeugt davon sein, daß Herr Boldewin Hans von Nchtenhagen auch sicher überwältigen und in die Lage kommen werde, durch eigene Kraft seinem Groll gegen ihn die Zügel schießen lassen zu dürfen; er erwiderte jedoch nichts, sondern suchte das Gespräch auf den Inhalt und den Werth des Transportes selbst zu lenken.

„Zu welchem Zwecke bedarf denn der Burggraf von Nürnberg das viele Geld, das uns gute Dienste leisten soll?“ fragte der Junker dazwischen.

„Das ist uns völlig unbekannt,“ erwiderte der ältere Boldewin; „doch glaube ich nicht irre zu gehen, wenn ich annehme, er will irgend Etwas kaufen. Es wäre zwar immerhin möglich, daß er wenigstens einen Theil des Geldes in den Marken anlegen will, doch vermag ich nicht einzusehen, weshalb er zur Ausführung seiner Pläne im Lande selbst sich nicht andere Wege zu eröffnen versteht. Er ist doch seither niemals verlegen geworden, wenn es sich darum handelte, etwas durchzuführen, was er sich vorgenommen hatte!“

„Freunde!“ rief, noch ehe Heyso von Steinfurth etwas zu erwidern vermochte, Thomas von dem Krüge, „weshalb plagt Ihr Euch mit Beantwortung einer müßigen Frage? Ist es denn nicht völlig gleichgültig, ob Friedrich den Vorsatz gefaßt hat, für das schöne Geld Etwas zu kaufen, oder ob er es verschenken oder vergraben will? Ich glaube, wir dürfen dies ruhig unbeantwortet lassen, nachdem es unsererseits beschlossene Sache ist, ihm das Kopfwich zu ersparen, das ihm möglicherweise die schwierige Verwendung der Summen machen könnte!“

Lachend stimmte der jüngere Boldewin dieser Ansicht

§

bei, und auch die übrigen Herren verschlossen sich nicht der Richtigkeit der Behauptung des Ritters Claus, welcher, sich räuspernd, bemerkte:

„Hrrr! Hm! Meines Dafürhaltens ist es besser, an die möglichst leichte Erlangung der Geldfuchse zu denken, als über Dinge zu sprechen, die nicht eintreten dürfen. Haben wir uns einmal vorgenommen, dem Nchtenhagen und dem Stranz die ihrem Schutze anvertraute Sendung abzunehmen, dann erachte ich es auch für überflüssig, nun noch ein Wort darüber zu sprechen, was Derjenige wohl mit dem Gelde anfangen wollte, für den es eigentlich bestimmt war!“

Der alte Boldewin hatte Claus, während dieser sprach, wiederholt scharf und forschend angesehen.

„Höre, Bruder Claus,“ fragte er endlich, als dieser schwieg und, die Hände über den Bauch zusammengelegt, anscheinend in Gedanken versunken vor sich hinstarrte, „Du bist heut' Abend in einer außergewöhnlich ernsten Stimmung. Ueben die Geldfuchse, die Du erobern willst, eine so eigenthümliche Wirkung heut' schon auf Dich aus, oder hat Werner von Holzendorff Dir die frohe Laune verdorben? Sprich, was ist es, das Dich bewegt?“

„Hrrr! Hm! Ihr werdet es kaum für möglich halten, daß ich mich in Gedanken wiederholt noch immer mit einem Menschen beschäftigen könnte, der nur allein aus dem Grunde einige Beachtung verdient, weil er Schwindel und Betrug meisterhaft auszuüben versteht!“

„Oho,“ rief Thomas erfreut, „wer soll denn dieser Galgenstrick sein? Den Kerl möchte ich kennen lernen!“

„Ich ahne, wer es sein soll!“ brummte der ältere Boldewin.

„Hrrr! Hm! Ihr kennt ihn bereits hinlänglich! Ich meine den Vater Eusebius!“

„Ha! Ha! Ha!“ lachte Junker Boldewin laut auf. „Unserem biedern, frommen Peter gebt Ihr ja ein Zeugniß, auf das hin er etwas weniger sicher reisen kann, als wenn er mit einem Geleitschein versehen wäre. Ha! Ha! Ha! Hochwürdiger Herr, welch' himmelschreiendes Unrecht wird Dir hier von Herrn Ritter Claus von Quigow angethan!“

Der Letztere stimmte selbst mit in das ausbrechende Gelächter ein, rief dann aber in dem ernstesten Tone, in welchem er seither bereits gesprochen hatte:

„Hrrr! Hm! Ich denke, Vater Eusebius wird gegen die einzig richtige Kennzeichnung seines Lebens und Treibens nichts einzuwenden haben, und sollte er wirklich die Dreistigkeit besitzen, meine Worte nicht anerkennen zu wollen, nun, dann will ich ihn in seinem frommen Wahne nicht mehr stören. Meine unumstößliche Ansicht ist, wie ich heut' entschiedener als je behauptete, daß wir doch nicht vorichtig genug gehandelt haben, als wir den heillosen Pfaffen in unser Vorhaben einweihten und ihn mit einem Auftrage betrauten, der von sehr hoher Bedeutung war!“

„Eure Meinung über das Ausbleiben des Vaters,“ bemerkte Thomas, „ist mir zwar hinlänglich bekannt, denn wir haben oft genug bereits darüber gesprochen. Dessenungeachtet vermag ich auch heut' noch nicht, mich Eurer Ansicht anzuschließen!“

„Ganz recht,“ warf Heyso von Steinfurth ein. „Lasset uns noch einmal Alles, was den Vater und seinen Auftrag betrifft, ruhig überlegen, und Ihr werdet mir beistimmen, daß an einen Schurkenstreich des Vaters hier nicht zu

denken ist. Ich bin wahrhaftig nicht der Freund irgend welches Pfaffen, in diesem Falle glaube ich aber den frommen Eusebius in Schutz nehmen zu dürfen. Er erhielt also von der ganzen Angelegenheit so genaue Kenntniß, als wir sie zu geben vermochten, wurde darauf mit einem Briefe an den Befehlshaber auf dem „Wiking,“ den auf der See gefürchteten Nolf Wendastkiold, gesandt mit dem Auftrage, diesen für unsern Plan zu gewinnen und ihn zu bewegen, unter der Verpflichtung, die Beute mit ihm theilen zu wollen, das mit dem Gelde zur bestimmten Zeit von England erwartete Schiff wegzunehmen.

Nolf Wendastkiold hat, da der Transport in Hamburg glücklich angekommen ist, entweder das betreffende Schiff verfehlt, oder ist im Kampfe mit demselben unterlegen oder aber, und dies scheint mir, wie ich Euch wiederholt bereits gesagt habe, das Wichtigste zu sein, unsern Beauftragten hat, noch bevor er den Wiking erreicht, ein Unglück betroffen. Der Streich, den er uns gespielt hat, liegt demzufolge einzig und allein darin, daß er mit dem Himmel nicht vor der Reise ein Abkommen getroffen hat, durch welches er während der Zeit seiner Reise vor Gefahren genügend geschützt wird!“

Claus von Quikow schüttelt den Kopf.

„Hrrr! Hm! Ihr glaubt doch nicht etwa, der Pfaffe sei einer solch' nichtswürdigen That, wie ich fürchte, daß er sie gegen uns begangen hat, nicht fähig?“

„In diesem Falle schwerlich, wie sich leicht beweisen läßt. Der Vater handelt, wie wir Alle, nach dem Grundsatz, in ersten Reihe nur das zu thun, was zum eigenen Vortheil gereicht. Hätte er hier wirklich einen elenden Streich gegen uns beabsichtigt und den Vorsatz gefaßt, zum Verräther oder zum Betrüger an uns zu werden, dann würde es sich zunächst fragen, welcher Nutzen ihm durch seine Handlungsweise erwachsen wäre. Vater Eusebius war zu berechnend, zu schlau, um sich nicht zu sagen, daß der Verrath unseres Vorhabens an die zunächst theilhaftige Person, den Burggrafen, ihm kaum großen Dank eingetragen haben würde. Friedrich selbst ist kein Freund der Kuttenträger, und Eusebius weiß, wie er mir kurz vor seiner Abreise im Laufe eines Gesprächs selbst sagte, recht genau, daß und in welcher Weise der Burggraf Verräther selbst wenn deren schändliche Handlungsweise ihm zum Vortheil gereicht, zu behandeln und zu bestrafen pflegt. Der Versuch aber, die Summe für sich allein zu erlangen, verdient gar nicht erst der Erwähnung, aus dem einfachen Grunde, weil er, da Wendastkiold das Schiff entweder nicht angehalten oder zu nehmen nicht vermocht hat, nicht mehr durchführbar ist. Es bleibt uns deshalb, wie ich noch einmal behauptete, nichts anderes übrig, als anzunehmen, Vater Eusebius sei irgendwo verunglückt!“

„Hrr! Hm! Ich will, wenn dies denn durchaus verlangt wird, Eurer Ansicht beistimmen, der Pfaffe sei bei irgend welcher Gelegenheit in's Jenseits geschickt worden, obgleich — Raketen in der Regel auf die Pfoten fallen. Hat Eusebius dann aber den Brief an Nolf Wendastkiold mitgenommen?“

„Dachte ich mir's doch,“ brummte der Junker, „daß nun der Brief wieder an die Reihe kommen wird!“

An der Fortsetzung seines Monologs wurde er durch Thomas verhindert.

„Hölle und Tod!“ fuhr dieser nämlich auf, „was sichts

Euch denn nur an, daß Ihr heut' wieder allerlei Bedenken hegt und Fragen aufwerft, die einen Menschen, der gewohnt ist, auf das sich gesteckte Ziel unbedenklich geradeaus zu gehen, in Verlegenheit bringen könnten! Laßt doch endlich den Pfaffen in seinem trockenen oder meinetwegen auch nassen Grabe ruhen, und freuen wir uns, daß trotz allen Mißgeschicks, das uns hindernd in den Weg zu treten schien, der kostbare Fang uns doch nicht entgehen wird!“

„Du hast Recht, Thomas,“ bemerkte der alte Boldewin, „ich glaube auch, daß Eusebius todt ist und denke, da der Transport in einer Weise vor sich gehen soll, die deutlich zeigt, daß der Burggraf offene, unverdeckte Stärke der Anwendung von List vorzieht, daß wir keinen Hinterhalt zu besorgen haben!“

Herr Claus von Quikow unterließ fortan jede weitere Einwendung; es war aber nicht zu verkennen, daß er mit den Einwendungen seiner Freunde nicht völlig einverstanden war.

Waren diese schon hierdurch und durch das ganze Verhalten des alten kampflustigen und stets jeder Gefahr spottenden Gefährten in ein befremdendes Erstaunen versetzt worden, so wurden sie es noch viel mehr, als Ritter Claus sich bald darauf erhob und sie mit der trockenen Ankündigung überraschte:

„Hrrr! Hm! Ich werde nach Stavenow reiten und morgen früh mit meinen Leuten zurückkehren!“

Die Herren von dem Kruge wußten, daß Claus von Quikow nie zu bewegen sei, von einem einmal gefaßten Entschlusse abzugehen; sie bemühten sich deshalb auch nicht erst, ihn zum Bleiben zu bewegen, und nicht lange nachdem das Thor sich hinter ihm geschlossen, suchten die Herren von dem Kruge und Heyso von Steinfurth ihre Lagerstätten auf.

Am folgenden Tage traf Claus von Quikow zur bestimmten Zeit mit seinen Knechten auf Garlosen ein, und als die Sonne hinter den Wipfeln der Bäume verschwand, verließen die Ritter mit ihren Mannen das Schloß und schlugen die Richtung nach der westlich vorüberführenden Straße ein, welche der Transport entlang kommen mußte.

Ritter Hans von Uchtenhagen hegte eine keineswegs übertriebene Besorgniß, wenn er von Lauenberg ab eine starke Bedeckung als erforderlich erachtete.

Die Straße führte meilenweit durch zu beiden Seiten sie dicht begrenzende Wälder, in deren Schutz es Wege-lagereen gar leicht wurde, ihr schändliches Handwerk zu treiben. Die Wälder waren überdies vielfach von Sümpfen, Mooren und wasserreichen Flächen durchzogen, deren Uberschreiten nur Denjenigen möglich war, welche die einigermaßen tragfähigen Stellen und die Pfade genau kannten, die einzig durch die sumpfigen Strecken führten.

Diese Schleichwege waren auf Garlosen und den Mannen des Herrn Claus genau bekannt und von den Rittern und deren Knechten schon oft begangen worden, daß Heyso von Steinfurth, als er einerseits die Gefährlichkeit des Weges erkannte, und andererseits aber auch die Sicherheit wahrnahm, mit welcher die Moräste und Sümpfe überschritten wurden, erstaunt ausrief:

„Wahrhaftig, Ihr Herren, das Kräutervolk muß die Straße nach Hamburg oft benützen, anderenfalls wäre es ja nicht möglich, daß Eure Leute gelernt hätten, auf bodenlosen Wegen zu gehen!“

Thomas lachte spöttisch auf, der alte Boldewin aber brummte:

„Das Volk wird leider immer vorsichtiger. Wir haben seit längerer Zeit auf dieser Strecke keinen guten Griff mehr gethan, und es wundert mich selbst, daß wir alle mit einander noch nicht verlernt haben, die wirklich nicht ganz ungefährlichen Fußwege über das Moor zu betreten.“

Bald hatten sie das Ziel ihrer Wanderung erreicht.

Claus und der alte Boldewin nahmen Stellung zu beiden Seiten der an dieser Stelle zwischen zwei unmittelbar vom Wege aus aufsteigenden, dichtbewaldeten Anhöhen dahinführenden Straße, während Heyso mit seinen Männern etwa hundert Schritte nördlich und Thomas und Junker Boldewin in geringer Entfernung von Claus südlich an der Straße sich aufstellten.

Nach harten Kämpfen war es Claus erst gelungen, diesem seinem Plan Annahme zu verschaffen.

„Hrrr! Hm!“ meinte er ernst und scharf, „hat der Burggraf wirklich nicht nöthig erachtet, außer dem Uchtenhagen und dem Stranz noch weiteren Schutz für sein Geld zu suchen, dann werden wir uns immerhin nicht eher des Sieges erfreuen dürfen, bis nicht Herr Hans von Uchtenhagen und Herr Heinrich von Stranz entweder todt oder in unserer Gewalt sind. Wir müssen darauf gefaßt sein, daß sie sich vertheidigen werden bis auf das Aeußerste. Haben aber die Gewährsmänner Peters selbst nicht genaueren Bescheid über die Stärke der Begleitmannschaften gehabt und sind wir demzufolge ungenau unterrichtet worden, dann ist es nothwendig, daß wir rechts wie links im ersten Augenblick Deckung haben und erst mit Uchtenhagen und Stranz fertig werden können, ehe wir mit den Neuhinzukommenden anbinden. Die genannten beiden Herren und ihre Leute wollen Freund Boldewin und ich allein beiseitigen!“

Mit Widerstreben wurde diese Ansicht, welche eine gewisse bei dem furchtlosen Claus befremdende Besorgniß durchblicken ließ, schließlich gebilligt, und schweigend harrten die heutzugierigen Ritter und deren kampflustige Mannen des Zeichens, durch das die ausgestellten Posten ihnen das Heraunehmen des Transportes verkündigen sollten.

Die Nacht brach an. Der Himmel hatte sich dicht mit Wolken bedeckt und es fing an zu regnen, erst nur schwach, allmählig aber immer stärker und der Himmel schien alle seine Schleusen geöffnet zu haben, um die am Fuße der Anhöhe hinter den Bäumen versteckt lagernden Knechte durch das herabströmende Wasser aus ihrer immer ungemüthlicher werdenden Position zu vertreiben.

Wohl wurde manches leise Fluchwort hörbar, doch schien der Kampfesmuth hierdurch nicht geschwächt zu werden; im Gegentheil ließen finstere Drohworte der den Regen am meisten ausgesetzten Knechte darauf schließen, daß sie gewillt seien, die Unbilden der Witterung den Uchtenhagen'schen und Stranz'schen entgegen zu lassen.

Mitternacht mochte nahe sein. Der Regen ließ nach und hörte bald ganz auf. Ein leichter Wind erhob sich, zerriß hier und da den dichten Wolkenschleier und es wurde bei dem fahlen Lichte der Sterne möglich, einige Schritte weit Gegenstände deutlicher zu erkennen, wie vordem.

Die unbeweglich in ihrer Stellung verharrenden Ritter und Knechte athmeten auf und sehnlichst wurde nun die Ankunft der Gegner herbeigewünscht, um durch Bewegung das unangenehme Gefühl zu verdrängen, das durch

das Tragen vollständig durchnässter Kleider in einer kalten Märznacht hervorgerufen werden muß.

Da wurde endlich der Schrei eines Vogels hörbar.

In demselben Augenblicke waren die Ritter und ihre Leute in Bewegung. Die Säbel wurden gezogen und angestrengt gelauscht.

Ein Geräusch wurde jetzt vernehmbar, erst unklar, bald aber immer deutlicher, und die Zauschenden waren nach wenig Augenblicken nicht mehr im Zweifel darüber, daß der Transport und dessen Begleitmannschaften daher kämen.

Jetzt vermochten sie die Reihen der Letzteren bereits zu unterscheiden und das Knirschen der Räder beim Rollen über Sties oder Steine genau zu hören; zwei Wagen kamen mitten im Zuge der Bedeckung langsam dahergefahren. Die Letztere hatte augenscheinlich keine Ahnung von der drohenden Gefahr, denn sie beobachtete nur flüchtig den Saum des Waldes und plauderte recht lustig.

Voran ritt ein Reiter, ohne Zweifel Hans von Uchtenhagen, und unmittelbar vor dem Wagen ein zweiter einzelner Mann. Claus vermochte ihn zwar ebensowenig wie den Ersteren genau zu erkennen, doch konnte es ja kein Anderer sein als Herr Heinrich von Stranz. Die Wagen waren inzwischen soweit herangekommen, daß sie dem hinter einem der ersten Bäume am Wege harrenden Claus gerade gegenüber sich befanden.

Nun war es Zeit zum Angriff. Rasch ritt er vor und mit ihm zugleich stürzten seine Leute, von der andern Seite aber verabredetermaßen der ältere Boldewin mit seinen Männern auf die anscheinend keinen Ueberfall gewärtigende Schaar der Begleiter.

Einen Moment nur stugten diese, dann befanden sie sich mit den Angreifenden schon im erbittertsten Handgemenge. Die Ritter Claus und Boldewin der Ältere aber ritten, der Erstere auf Hans von Uchtenhagen, der Letztere auf Heinrich von Stranz los.

„Oho!“ rief der Uchtenhagener, als er die Absicht Claus von Quikow's, mit ihm anbinden, merkte, „mit welchem Wegelagerer und Strauchdieb habe ich es denn hier zu thun?“

Das Schwert in der Faust, ritt er dem die Hiebe der Knechte nur leicht abwehrenden und sich durch das Gewire drängenden Ritter entgegen.

„Sollst es bald sehen!“ erwiderte Letzterer, zu einem furchtbaren Hiebe ansetzend, der Uchtenhagener parirte jedoch diesen Schlag so geschickt, daß Ritter Claus mit einem zweiten Hiebe dem Gegner nicht mehr zuvorkommen vermochte und von diesem bald in die Enge getrieben wurde.

Noch einmal raffte er sich empor, als der Uchtenhagener von mehreren Knechten des Gegners bedroht wurde. Während er diese durch wohlgezielte, kräftige Schläge theils zu Boden, theils in die Flucht schlug, war Claus, wüthend über die ihm zu Theil gewordene unerhörte Abfertigung, mit einem Sprünge seines Pferdes dem Uchtenhagener wieder nahe gekommen und drang mit dem Gnadegott auf ihn ein.

Zu seinem Unglück trat aber in dem Momente, als er den Gegner ergreifen wollte, sein Schimmel fehl, der Stoß verfehlte sein Ziel und der Uchtenhagener schlug

nun mit einem gewaltigen Hiebe Claus vom Schimmel herab.

Ritter Claus von Quikow war kampfunfähig und der Achtenhagener, welcher in der kleinen, runden Gestalt auf dem dicken Schimmel längst bereits die Person seines Gegners erkannt hatte, rief höhnnisch:

„Herr Claus von Quikow ist also unter den Bege-
lagerern zu finden?“

„Ein wenig Geduld nur, edler Ritter, mit Euren Leuten wird bald aufgeräumt sein, dann wollen wir erst noch ein Wörtchen sprechen!“

Seine Vorhersagung schien indeß nicht in Erfüllung zu gehen, denn in diesem Augenblicke kamen Thomas und Junker Boldewin mit ihren Leuten herbei.

Der Letztere hatte den Achtenhagener kaum erblickt, als er schon an diesen heranritt.

„Netzt, Hans von Achtenhagen,“ brüllte er, während er sein Schwert zum Schläge erhob, „verlange ich Rechenschaft für den Schimpf, den Ihr mir einst zugefügt habt. Der Strauchritter wird Euch jetzt zeigen, daß er einen Unverschämten zu züchtigen versteht!“

Statt der Antwort begegnete der Achtenhagener dem Junker, welchem die Wuth die, einem so gewandten Gegner gegenüber unbedingt erforderliche Ruhe und Besonnenheit geraubt hatte, und der deshalb blind darauf losschlug, mit einer Anzahl so kräftiger und geschickt geführter Hiebe, daß das Schicksal des prahlerischen Junkers wohl vorauszu-
sehen war, wenn ihm nicht von irgend einer Seite Hilfe geworden wäre.

Während dieses Kampfes mit einem durch die Wuth verblendeten, vielleicht auch durch allzugroße Siegesgewißheit in Sicherheit gewiegten Gegner hatte der Achtenhagener schon wahrgenommen, daß der Ritter, welcher mit ihm den Transport bis hierher geleitet, durch zwei Andere arg in's Gedränge gebracht wurde. Nicht minder waren die feindlichen Mannen, welche an Zahl nahezu doppelt so stark sein mochten, als die Begleitmannschaften, nahe daran, das Feld zu behaupten.

Sein mehr und mehr ersahmender Gegner ließ ihm Zeit, einen Blick auf das Kampffeld zu richten. Er erkannte sofort den nicht mehr zweifelhaften Ausgang des Gefechts, ging nun mit erneuter Hefigkeit auf den Junker Boldewin los, welcher, seine letzte Hilfe in der Anwendung des Gnadegotts erblickend, mit dieser furchtbaren Waffe auf seinen Gegner losstürzte.

Dieser kam indeß auch hier der Verwirklichung der Absicht des Junkers zuvor. Im Augenblicke des Stoßes führte der Achtenhagener eine leichte Wendung aus, der Stoß verlор gerade in Folge der Hefigkeit, mit der er geführt war, an Sicherheit, der Stahl glitt an der Rüstung des Achtenhagener's ab und dieser stieß nun sein Eisen dem in seiner Aufregung sich Blößen gebenden Junker derart in den Körper, daß, als er seinen Gnadegott zurückgezogen, der Junker lautlos vom Pferde sank.

Ohne sich weiter um den gewiß tödlich Verwundeten zu kümmern, wandte er sich nun zu dem noch immer neben seinem Schimmel liegenden Claus von Quikow. Es war ihm unerklärlich, weshalb dieser sich nicht wieder emporraffte, oder doch wenigstens einen Versuch anstellte, sich aufzurichten. Die eigentliche Ursache dieser ihm auffallenden Wahrnehmung zu ergründen, vermochte er indeß nicht, denn der laute Jubel der Knechte der Gegner zeigte ihm

ja zu deutlich, daß die Uebermacht den Sieg davonzutragen werde.

Diese Ueberzeugung schien ihn jedoch weniger zu bekümmern, als erwartet werden durfte. Er wandte sein Pferd dem zwischen ihm und dem Ritter, welcher ihn begleitet hatte, sich hin und her drängenden Anäuel von Knechten zu und war bald neben seinem mit Aufbietung der letzten Kräfte gegen Thomas und Heyso sich vertheidigenden Kampfgenossen, welchem er einige den Gegnern unverständlich gebliebene Worte zurief.

Mit all' der ihm zu Gebote stehenden Gewandtheit und mit einem Feuer, als wäre er an dem Kampfe bis jetzt noch nicht theilhaftig gewesen, griff er, während Heinrich von Stranz durch Heyso von Steinfurth beschäftigt wurde, den alten Boldewin an und drängte ihn immer weiter zurück. Letzterer mochte wohl einsehen, daß er unterliegen müsse, wenn der Gegner seine unerkennbare Absicht, ihn von den Knechten zu entfernen, durchzuführen vermöge, und versuchte zum Angriff überzugehen. Die wuchtigen Schläge jedoch, welche der gewaltige Gegner hageldicht auf ihn niedersausen ließ, nöthigten ihn, von diesem Vorhaben abzusehen, und er würde aller Voraussicht nach das Schicksal Claus von Quikow's getheilt haben, wenn der Gegner nicht durch einen raschen Seitenblick von der Unfruchtbarkeit des weiteren Kampfes überzeugt worden wäre.

Heinrich von Stranz wurde von seinem stärkern Gegner eben überwältigt und nur die schleunigste Hülfe vermochte ihn vor Schlimmerem zu bewahren.

An der Bethätigung des Wunsches, dem Freunde diese Hülfe zu bringen, hinderte ihn indeß der alte Boldewin. Auch diesem war es nicht entgangen, daß seine Leute weitaus im Vortheil seien. Sein Muth wuchs und es gelang ihm, die getheilte Aufmerksamkeit des Gegners benützend, diesen durch einen mächtigen Hieb stark zu verwunden.

In demselben Augenblicke ertönte ein gellender Pfiff; die beiden Ritter von Achtenhagen und Stranz stürzten unbekümmert um ihre durch den unerklärlichen Pfiff einen Moment anhaltenden Gegner vorwärts, ihre noch unverwundeten Knechte und die Führer der Wagen, welche ihre Pferde während des Kampfes abgesträngt hatten, folgten, und bald sahen die Sieger sich auf dem theuer erkauften Siegesplatze mit ihren Leuten und den beiderseitigen Todten und Verwundeten, wie den Wagen allein. Der Hufschlag der davoneisenden Ritter und Mannen war längst verschollen und tiefe Stille herrschte ringsum, als Heyso von Steinfurth endlich von seinem Staunen sich erholt hatte und den noch immer bald auf die Wagen, bald in der von den Flüchtigen eingeschlagenen Richtung blickenden Boldewin von dem Kruge verwundert fragte:

„Was bedeutete das? Und wo ist Claus und der Junker?“

Jetzt endlich fuhr der alte Boldewin aus seiner Erstarrung auf.

„Fort, fort mit dem Wagen, so schnell als möglich. Der Achtenhagen holt Hülfe! Ja so, wo sind die andern Weiden?“

(Fortsetzung folgt.)

Freierstunden am häuslichen Herde.

Redaction, Druck und Verlag von S. G. Münchmeyer in Dresden, Jagdweg 14.

Filialen: Berlin, Ruppinerstraße 44; Wien, Josephstädter Hauptstraße 35; Dortmund, Düppelstraße 6.

Der beiden Anikows letzte Fahrten.

Historischer Roman aus der Jugendzeit des Hauses Hohenzollern, begonnen von Karl May, fortgeführt von Dr. Goldmann.

[Fortsetzung.]

Uebersetzung und Dramatisirung vorbehalten,
Nachdruck gerichtlich verfolgt.

Wenige Schritte entfernt fanden sie bald die Gesuchten, und der alte Boldewin vermochte einen lauten Wehruf nicht zu unterdrücken, als er die Ueberzeugung gewann, daß der Junker, wie auch sein alter Freund und langjähriger Bundesgenosse bei allen Fehden und Streifzügen, Ritter Claus von Anikow, anscheinend leblos neben seinem dicken Schimmel lag.

Balthasar kniete neben ihm und suchte, selbst arg verwundet, seinem Herrn vergebens aufzuhelfen.

„Ja, also, Herr Ritter,“ rief er jammernnd, als der alte Boldewin herzutrat, „mein edler Herr scheint vom Falle betäubt zu sein. Die Schufte hatten mich unringt und ließen mich nicht aus — o, ich Unglücklicher, also!“

Claus und der Junker wurden von mehreren Knechten zu dem nächsten der Wagen getragen, in welchem, wie der alte Boldewin sich jetzt erst überzeugte, einige kleine Fäßchen standen, die unverhältnißmäßig schwer waren.

„Im andern Wagen stehen auch ein Duzend solcher Fäßchen!“ rief Heyso, als er dies hörte.

„Wir dürfen keinen Augenblick länger als nöthig verweilen!“ entschied Boldewin, Heyso wie auch Thomas stimmten dem eifrig bei, und Letzterer flüsterte den beiden Rittern im Tone der Ueberzeugung zu:

„Die Fäßchen enthalten das Geld, welches — deshalb fort!“

Einige der noch berittenen Knechte mußten auf Befehl des alten Boldewin absteigen und, während die Verwundeten in den zweiten Wagen gebracht wurden, ihre Pferde vor beide Wagen spannen.

Nachdem dies geschehen, wurden die Todten vom Wagen weg in den Wald getragen und dann ging der Zug langsam in der Richtung nach Garlosen weiter.

Freierstunden.

Sie mußten jetzt eine bedeutende Strecke auf dem Wege in der Richtung weiterfahren, welche die flüchtige Bedeckungsmannschaft eingeschlagen, und Boldewin beobachtete alle möglichen Vorsichtsmaßregeln.

„Ich fürchte,“ sprach er leise zu dem schweigend neben ihm herreitenden, aber gespannt auf jedes Geräusch neben wie vor ihm lauschenden Heyso von Steinfurth, „wir werden des Gefechts wegen noch einen blutigen Strauß zu bestehen haben. Die plötzliche, wie auf vorherige Verabredung erfolgte Flucht der beiden Ritter und ihrer Knechte erregt Bedenken in mir, die, je länger ich über den Vorfall nachdenke, immer schwerer werden. Wenn wir nur erst vom Wege abbiegen und die gerade Richtung nach Garlosen einschlagen könnten!“

Heyso begnügte sich mit einem die Stelle der Antwort vertretenden brummenden Laut, bei dem es unentschieden blieb, ob der Ritter die Ansicht seines Kampfgenossen theilte oder nicht.

Als sie an der Stelle angekommen waren, wo sie von der Straße abwichen, hielt der am äußersten Flügel der rechten Seite reitende Knecht sein Pferd an.

„Halt an!“ flüsterte er seinem Nebenmanne zu, „dort regt sich etwas!“

„Ich sehe nichts!“ brummte der Andere, und nachdem sie einige Minuten die dem Ersteren verdächtig erscheinene Stelle am Waldsaume beobachtet und nichts mehr bemerkt hatten, erklärte der Knecht mißtrauisch:

„Ich hätte darauf schwören mögen, daß ein Mann hinter dem Gestrüpp verschwunden wäre!“

Raum waren sie indeß einige Schritte auf dem von der Straße abgehenden, nach Garlosen führenden Waldwege dahingeritten, als derselbe scharfe, durchdringende

Pfiff ertönte, welcher unmittelbar vor der Flucht der Uchtenhagen'schen und der Stranz'schen gehört worden war.

Noch einmal hielten die Knechte an.

„Komm mit mir,“ flüsterte der seitherige Flügelmann des jetzigen Bedeckungs-corps, „wir wollen uns davon überzeugen, wer so prächtig pfeifen kann!“

Der Andere war sofort bereit, dieser Aufforderung Folge zu leisten. Der Ruf des Herrn Boldewin von dem Krüge hielt sie jedoch von der Ausführung zurück.

In möglichster Eile wurde der Transport nunmehr fortgesetzt und ungefährdet erreichten sie Garlosen.

„Tragt den Ritter und den Junker und dann Alles, was sich außer den Verwundeten in den beiden Wagen befindet, in den Saal hinauf,“ befahl, als sie im Schloßhofe angekommen waren, Herr Boldewin, „und Euch, Thomas und Heyso, bitte ich, im Saale die beiden Herren und die Sachen in Empfang zu nehmen; ich werde einstweilen hierbleiben!“

Bald war dieser Befehl ausgeführt und Boldewin beeilte sich nunmehr, in den Saal zu kommen, um dort zunächst Gewißheit über das Ergehen des Junkers und des Ritters zu erhalten.

Mit schlecht verhehlter Angst trat er an das Lager der beiden Herren, an welchem Heyso und Thomas mit gefalteten Händen standen.

Ein Blick auf die beiden Gestalten, ein Griff nach den Händen derselben und Boldewin, der in Gefahren alt gewordene, gegen äußere Eindrücke sich seither fast als unempfindlich erwiesene Mann, bebte zurück.

„Todt! todt!“ murmelte er, entsetzt die Hände vor das Gesicht schlagend. „Großer Gott, die einzigen Menschen, die außer Thomas seither treu zu mir gehalten haben, todt? Das — ist — hart!“

Wie vernichtet sank er auf einen Stuhl.

„Thomas war zwar nicht weniger ergriffen von dem Geschick der beiden Kämpen, von denen der eine ihm ja noch durch Bande des Blutes nahe stand, er verstand jedoch, sich mehr zu beherrschen und trat nach einiger Zeit an den unbeweglich auf seinem Stuhle sitzenden Boldewin heran.

„Fasse Dich,“ rief er ihm zu, „und komm' mit zu den Fässern, wir wollen den Inhalt derselben prüfen!“

„Ja, ja, Boldewin,“ bat Heyso, „komm mit uns und laßt Eure trüben Gedanken schwinden; auch wir werden ja einst den gleichen Weg wie die Beiden da wandeln!“

Boldewin erhob sich langsam.

In diesem Augenblick trat Balthasar ein.

„Vergebt, Ihr Herren, daß ich mit sammt meinen Wunden heut' noch hier eindringe; ja, also! Ich wollte mich nur erkundigen, wie es meinem theuren Herrn ergeht!“

„Balthasar, treue Seele,“ erwiderte Boldewin, „Dein Herr ist — todt!“

Entsetzt fuhr Balthasar zurück.

„Mein — Herr — todt?! Ja, also! Mein Herr ist todt! Nun — will — ich — auch — sterben — ja, also!“

Nach diesen Worten wankte er bis zur Thüre. Dort wandte er sich um.

„Kann ich meinen Herrn nicht noch einmal sehen?“

„Hier liegt er, komm' nur her!“

§

Wankend folgte er diesem Ruf, schritt bis zur Leiche Claus von Quigow's und blickte ihn lange starr, groß an. Dann sank er in die Kniee und selbst die Augen der rauhen, gegen jedes weichere Gefühl abgestumpften Ritter Boldewin, Thomas und Heyso wurden feucht, als sie sahen, daß Balthasar die Thränen über das Gesicht herabließen, als er die eiskalte Hand der Leiche seines Herrn ergriff und schluchzend rief:

„Ja, also, weshalb sind wir in den Kampf gezogen gegen den wilden Uchtenhagen. — — Jetzt stehe ich allein da, ohne Herrn, ohne Heim, ohne Nichts, o, hätten die Schufte doch auch mich todtgeschlagen, damit ich meinen Herrn in's Jenseit begleiten konnte — — was soll ich noch hier?“

„Du wirst fortan bei mir bleiben, Balthasar!“ rief Boldewin, „nun aber gehe und sieh' zu, daß Deine Wunden heil werden!“

Sichtlich schwer trennte der treue Leibknappe sich von der Leiche seines seitherigen Herrn und verließ langsam den Saal.

Thomas und Heyso waren inzwischen schon beschäftigt gewesen, eines der Fäßchen zu öffnen. Als Balthasar die Thüre hinter sich geschlossen, bedurfte es nur noch weniger Schläge, um die Decke des Fäßchens herausheben zu können.

Bald war diese kleine Arbeit geschehen, Thomas hob die oberen, die Decke bildenden Bretter in die Höhe — begierig blickten die drei Herren in das Fäßchen und starrten mit weitgeöffneten Augen und langgezogenen Gesichtern bald in das Fäßchen, bald einander in's Gesicht.

„Himmel und Hölle!“ brach Boldewin endlich das Schweigen, „das kann nicht sein; schütten wir das Ding um!“

Dies war schnell geschehen und ein mächtiger Haufen schönen weißen Sandes lag vor ihnen.

„Alle Teufel!“ fluchte Heyso, als er sich überzeugt hatte, daß wirklich nichts Anderes als Flugsand vor ihm liege.

Thomas hatte bereits ein anderes Fäßchen herbeigeht und geöffnet, und zum Entsetzen der Ritter bestand der Inhalt dieses zweiten Gebindes wiederum lediglich aus Flugsand.

Gilgig wurden nun sämmtliche Fäßchen untersucht und schließlich lag ein bemerkenswerther Haufen Sand im Saale — von Geld war in den Fäßchen keine Spur zu entdecken.

Boldewin und Thomas waren vor Schreck und Aerger keines Wortes mächtig, sondern begnügten sich, Ersterer mit Schluchzen und Letzterer mit den Fäusten den Tisch zu bearbeiten und mit den Füßen dazu den Tact zu treten.

Ritter Heyso aber brüllte:

„Um einen Haufen Flugsand zu erobern, bin ich bei allen Teufeln doch nicht hierhergekommen. — Ich reite sofort nach Hause und werde Garlosen nie mehr betreten!“

Wüthend verließ er den Saal. —

Wiedergefunden.

Der Wachtmeister Caspar Liebenow hatte nach der Befreiung der Gefangenen aus der Gewalt der Räuber vom Junker Diez bekanntlich den Auftrag erhalten, im Verein mit Jobst die Befreiten bis zu der Stelle zu führen, an welcher Jobst mit den beiden Junkern, dem Wachtmeister und seinem Bruder zusammengetroffen war, und dort die Ankunft der Junker zu erwarten.

Zum Erstaunen der Letzteren war an der bezeichneten Stelle aber weder Caspar Liebenow noch einer der Befreiten zu sehen gewesen und die Junker folgten schließlich der Einladung der beiden Uchtenhagen, diese nach ihrer Burg zu begleiten.

Wie Junker Diez sofort annahm, traf den Wachtmeister keine Schuld an dieser Pflichtversäumniß.

Dem erhaltenen Befehle entsprechend, war der kleine Trupp in beschleunigter Eile durch den Wald in gerader Richtung der Straße zugezogen, und nur noch wenige Schritte von dieser entfernt, auf einer Lichtung angekommen, in deren Mitte eine mächtige Eiche stand, deren weitreichende Aeste im Sommer und wenn sie dicht belaubt waren, einen weiten Theil des kleinen Platzes beschatteten mußten.

Unter diesem Baume blieb die Gräfin plötzlich stehen, legte die eine Hand auf die Augen und verharrte unbeweglich in derselben Stellung selbst dann noch, als der Wachtmeister sie erst leicht, dann aber fester am Arm faßte. —

„Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche, aber ich habe nicht länger Lust, hier zu warten, bis Ihr freiwillig folgen werdet. Gleich geht mit uns weiter, sonst trage ich Euch!“

Jetzt endlich bewegte sich die Frau, ließ die Hand fallen und sah sich scheu um.

„Dieser Baum, dieser Platz,“ stieß sie ängstlich hervor, „o mein Gott, meine armen Kinder, wo finde ich sie und meinen Gemahl! Ha,“ fing sie plötzlich an zu schreien, „dort brach der wilde Reiter hervor, ja, ja, jetzt erinnere ich mich, dort kamen die wilden Männer, die meinen Gemahl und meine Kinder fortschleppten. —“

„Unsinniges Geschwätz,“ rief der Wachtmeister finster, „was für dummes Zeug doch in dem Kopfe des Weibes spukt. Vorwärts, sonst kommen die Junker noch eher zur Stelle als wir!“

Bei diesen Worten faßte er die Gräfin an, um sie, wenn sie nicht selbst mitgehen wollte, mit Gewalt weiter zu schleppen.

Mit Aufbietung aller ihr zu Gebote stehenden Kraft sträubte die Frau sich indeß gegen die Ausführung dieser Absicht des Mannes und schrie gellend auf:

„Ihr wollt mich wieder in das Gefängniß schleppen, ich gehe aber nicht mehr mit. Gebt mir erst meine Kinder zurück, die Ihr mir hier geraubt habt! Wo sind sie? Weshalb haltet Ihr Euer Versprechen, mich mit meinen Kindern zusammenzubringen nicht? Nun soll ich wohl gar umgebracht werden? Mörder seid Ihr! Hülf! Hülf!“

§

Die aus ihren Zellen befreiten Männer standen, als sie diese aufregende Scene sahen, ängstlich, unentschlossen, ob sie der Frau oder dem Wachtmeister beistehen sollten, welcher sich vergebens bemühte, die mit Händen und Füßen den Mann von sich abwehrende Unglückliche, deren gellendes Geschrei bei der herrschenden Stille weithin hörbar sein mußte, zu beruhigen und zum Weitergehen zu bewegen.

Als er indeß wahrnahm, daß seine Bemühungen ohne Erfolg blieben, wandte er sich zu dem neben ihm stehenden Jobst:

„Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche; es bleibt mir nichts anderes übrig, als das Weib zu binden und zu knepeln: sie heßt uns durch das furchtpare Geschrei noch Gott weiß wen auf den Hals und die Junker warten dann vergebens auf uns. Hast Du ein Tuch hier?“

„Ja ein Tuch?“ fragte dieser aber erstaunt zurück, „wie kannst Du nur eine solche Frage an mich richten?“

„Ja,“ rief er die Männer an, welche neben ihm stehend eben ein leises Gespräch angeknüpft hatten, „hat Einer von Euch ein Tuch bei sich?“

Schweigend griff einer der Kaufleute in die Tasche und überreichte Jobst das Verlangte.

Dieser war eben im Begriff, der Weisung des Wachtmeisters zu folgen und der in entsetzlichen Lauten „Hülf!“ und „Mörder!“ schreienden Frau den Mund zu verbinden, als der diese mit beiden Händen festhaltende Wachtmeister sich plötzlich aufrichtete und den Kopf lauschend seitwärts bog. —

Pferdegetrappel wurde vernehmbar und bald vermochten er sowohl als Jobst zu unterscheiden, daß mehrere Reiter sich näherten.

Jobst blieb mit dem Tuche in der Hand einen Augenblick lauschend stehen und dieser eine Moment wurde entscheidend für die fernere Gestaltung ihres Ergehens.

Die Gräfin schrie, während Jobst mit dem Tuche vor ihr stehen blieb, noch einmal laut auf und die Reiter mußten diesen Hülfseruf gehört haben.

Sie hielten ihre Pferde einen Moment an, sprengten dann aber vom Wege ab in der Richtung in den Wald hinein, von woher sie den Hülfseruf vernommen hatten, und hielten bald vor dem Wachtmeister, welcher die sich noch immer, wenn auch, da ihre Kräfte erlahmten, schon schwächer wehrende Frau Jobst überließ und sein Schwert in der Faust nach dem Begehre der Herren fragte:

„Was geht hier vor?“ fragte der eine der beiden Reiter, ein großer, starker Mann, dessen Kleidung und Haltung dem Wachtmeister sofort verrieth, daß er hier einem Ritter gegenüber stehe, der im Stande sei, genügende Antwort mit dem Schwerte zu erzwingen, und ein Blick auf den Begleiter desselben, eine hüthenhafte Gestalt auf eben so starkem Pferde, ließ es ihm vollends gerathen erscheinen, mit einer offenen Auskunft nicht zu zögern.

„Die Frau da will uns nicht folgen, und ich habe ihr eben peggreiflich machen wollen, daß der Wachtmeister Caspar Liepenow sich im Nothfalle Gehorsam zu erzwingen weiß!“

„Oho,“ rief der Reiter staunend, „Du scheinst ein entschlossener Bursche zu sein. Bevor Du Dir Gehorsam erzwingst, sage erst, von wo Du die Frau bringst und wohin sie geführt werden soll. Wie heißt sie?“

Die Gräfin war bei der Ankunft der Reiter einen Augenblick still gewesen, verwundert starrte sie dieselben groß an; bald fing sie aber von Neuem an zu schreien:

„Wo sind meine Kinder, Ihr Räuber, Ihr Mörder! Hilfe, Hilfe, Ihr wollt auch mich ermorden, wie Ihr meinen Gemahl getödtet habt!“

„Seid unbesorgt, Frau!“ rief ihr der fremde Ritter zu, „Euch soll nichts Uebles mehr geschehen!“

„Mordelament,“ polterte der Wachtmeister dazwischen, „Gott straf mich, wenn ich fluche. Wir haben nichts Böses vor; das Weib soll mir nur zu meinem Junker folgen. Doch wer seid Ihr denn? Wie könnt Ihr Euch denn in meine Angelegenheit mischen, die Euch nichts angeht?“

„Halt's Maul,“ rief ihm der Ritter streng zu, „oder Henning von Bismarck wird Dir zeigen, daß er einen frechen Burschen zum Schweigen zu bringen versteht!“

„Was ist Euch denn geschehen?“ wandte er sich nun nochmals zu der Frau, die den Blick jetzt unverwandt auf den Begleiter des Herrn Henning von Bismarck gerichtet hielt und alle Fragen des Letzteren unbeantwortet ließ.

„Herr Henning von Bismarck seid Ihr?“ brummte der Wachtmeister mürrisch, „da wäre mir es auch lieber gewesen, dem Bösen begegnet zu sein!“

Mit lauter Stimme erwiderte er dann auf die bezügliche Frage des Ritters:

„Die Frau ist aus einem Gefängnisse befreit worden, und Junker Diez wird Ihr jetzt die Freiheit wiedergeben!“

„Aus welchem Gefängnisse? Wie heißt der Junker und wo ist er im Augenblicke?“

„Wo das Gefängniß sich befindet, in welchem die Frau geleppt hat, kann und mag ich nicht sagen. Der Junker aber ist Herr Diez von Quikow, welcher an einer Stelle auf uns wartet, die Ihr nicht zu wissen braucht!“

„Frecher Bursche!“ brauste der Ritter auf, „warte, ich werde Dich antworten lehren!“

In demselben Moment holte er zum Schlage aus, der Wachtmeister vermochte den Hieb nicht geschickt und schnell genug zu pariren und mit einem Wehlaut brach er blutend zusammen; Henning von Bismarck hatte ihm anscheinend eine tiefe Kopfwunde beigebracht, denn bald war die Stelle, an welchem der Kopf des Wachtmeisters lag, vom Blute gefärbt.

Regungslos lag Caspar Liebenow am Boden, und die Befreiten, die Zuschauer dieser bei der fahlen Helle, welche die Schneedecke und der klare Sternenhimmel verbreiteten, doppelt grausig erscheinenden Scene, liefen laut schreiend davon.

Jobst schien im ersten Moment durch den Fall des Wachtmeisters so überrascht zu sein, daß er wie gelähmt, mit dem Tuche in der einen und die angstgefüllt laut aufschreiende Frau mit der andern Hand festhaltend, stehen blieb.

Herr Henning von Bismarck weckte ihn aber bald aus dieser Erstarrung.

„Gehörst Du auch zu den Quikow'schen?“

„Ja, Herr Ritter!“

„Wo erwartet Euch der Junker Diez von Quikow?“

„Eine halbe Stunde von hier, an der Stelle, wo der Weg in den Tannenwald eintritt!“

‡

„Und diese Frau brachtet Ihr woher?“

Jobst war zu schlau, um, wie der Wachtmeister, seine wahre Meinung gerade heraus zu sagen, er entgegnete deshalb:

„Ich bin vor wenig Augenblicken erst hier den Leuten, die Ihr gesehen habt, begegnet. Der Junker hat mich ihnen bis hierher entgegen geschickt. Wo die Frau, deren Verstand in Verwirrung gerathen zu sein scheint und die, wie der Wachtmeister dort mir sagte, eine Gräfin sein soll, seither gewesen ist, vermag ich nicht zu sagen!“

Herr von Bismarck stieg nun vom Pferde und näherte sich der Unglücklichen, welche sich vergebens bemühte, der überlegenen Gewalt Jobst's zu entfliehen, fortwährend „Hilfe“ schrie und nach ihrem Gatten und ihren Kindern jammerte.

Der Ritter sah sofort ein, daß gütliches Zureden hier vergeblich sein würde, und ebensowenig daran gedacht werden könne, die Frau auf das Pferd zu heben, um schneller vorwärts zu kommen.

„Du wirst,“ befahl er deshalb Jobst, „das unglückliche Weib am Arme neben mir herführen. Bei dem ersten Versuch, die Frau loszulassen und etwa im Walde verschwinden zu wollen, spalte ich Dir den Schädel!“

Nach schwang er sich wieder in den Sattel und wandte sich zu seinem Begleiter.

„Nun, Detlev, da haben wir ja noch ein recht nettes Abenteuer erlebt!“

Der mit dem Namen Detlev angeredete Herr, in welchem wir den Pflegeohn Euteminns erkennen, fuhr, durch diese Anrede aus tiefem Sinnen emporgeschreckt, auf.

Herr von Bismarck bemerkte dies und fragte erstaunt:

„Was veranlaßt Euch denn in aller Welt, hier und in diesem Augenblicke Gedanken nachzuhängen? Was sichts Euch an, junger Freund, plötzlich Tiefstimm zu hegen?“

„Verlangt keine Erklärung dessen, was mich jetzt eben beschäftigt hat,“ erwiderte Detlev ernst, „ich vermöchte Euch doch nicht genügend zu antworten. In dem Momente, als wir diesen Platz betraten, als ich die Eiche hier sah und die Stimme der armen Frau dort hörte, wurde eine Erinnerung in mir wach, die nun wohl auch länger lebendig bleiben wird!“

„An was erinnertet Ihr Euch hier? Habt Ihr denn diese einsame Waldlichtung schon einmal betreten?“

„Ich glaube nicht und doch will es mir auch wieder scheinen, als hätte ich diesen Platz, diese Eiche vor langen Jahren gesehen; die Stimme der Frau aber hat mich so eigenthümlich berührt, daß ich mit bestem Willen Euch darüber nichts Anderes zu sagen vermag, als das Weib hat, trotzdem ich ihre Züge noch nicht genau unterscheiden kann, meine volle Sympathie bereits erworben.“

Herr von Bismarck blickte erstaunt auf. Detlev erschien ihm unerklärlich.

„Brechen wir auf!“ befahl er kurz, und Jobst zog, mit Aufbietung von Gewalt, die Gräfin glücklich von dem Baume weg und neben dem Pferde des Ritters herschreitend mit sich fort.

Als sie ein paar Minuten später auf der Straße angelangt waren, schien die Frau ruhiger zu werden. Sie hörte auf zu schreien und zu jammern und folgte willig ihrem Führer, der es gleichfalls vorzog, dem Befehle des Ritters gehorsam zu sein.

„Guch wie mir,“ begann der Ritter zu Detlev, „wird die Frage vorschweben, wohin wir uns mit der, wie es scheint, in Folge langer schmählicher Kerkerhaft, geistig nicht mehr ihrer selbst mächtigen, armen Frau wenden sollen. Guch wie mir wird es unzweifelhaft erscheinen, daß sie gerettet werden muß, in welcher Weise wir das aber bewerkstelligen wollen, ist mir nicht ganz klar!“

Detlev schwieg noch einige Augenblicke, dann erwiderte er in einem Tone, der von einem bereits gefaßten, festen Entschlusse zeugte:

„Der nächstgelegene Ort, an welchem die Unglückliche vorläufig untergebracht werden könnte, ist jedenfalls mein Heim. Ich erachte es deshalb für das Zweckmäßigste und, da wir ja doch nach Tangermünde reiten, die Frau mit uns zu nehmen und zu sehen, ob es mit der Zeit möglich ist, ihr zum vollen Gebrauch ihrer geistigen Fähigkeiten wieder zu verhelfen!“

„Ich möchte Guch wohl beistimmen,“ meinte der Ritter nachdenklich, „wird aber auch Herr Suteminn mit Eurem Vorhaben einverstanden sein?“

„Doch! Doch!“ versicherte Detlev eifrig, „ich kenne das edle Herz des Ritters zu gut, um nicht zu wissen, daß er meine Bitte um Aufnahme der Unglücklichen bereitwilligst gewähren wird.“

Schweigend setzten die beiden Reiter und zwischen diesen Jobst mit der Gräfin ihren Weg fort und bogen, nachdem sie eine kurze Strecke noch auf dem Wege fortgeritten waren, in einen Seitenweg ein.

Wehrmals mußten sie zwar in Rücksicht auf die durch ungewohnte lange Fußwanderung ermüdete Gräfin längere Zeit anhalten und konnten dann zum geheimen Lager des Ritters, welcher, um schneller vorwärts zu gelangen, die Frau gern auf das Pferd gehoben hätte, wenn dies nur irgend möglich gewesen wäre, auch nur langsam ihren Weg fortsetzen. Bald nach Tagesanbruch erreichten sie endlich Tangermünde, und Herr Henning von Bismarck athmete hoch auf, als er Jobst befahl, den Klopfer am Thore des sogenannten „Zauberhauses“ in Bewegung zu setzen.

Die Alte öffnete und Detlev handelte nur vorsichtig, als er vor dem Thore noch vom Pferde stieg und zuletzt den Hof betrat. Die Frau sowohl als Jobst prallten zurück, als sie den riesigen Hund und den Leoparden vor sich stehen und die beiden furchtbaren Thiere die Zähne fletschen sahen.

An ein Zurückweichen war, da Detlev das Thor inzwischen wieder geschlossen, nicht mehr zu denken, und der Letztere führte nun, während Herr von Bismarck, im Hofe stehend, der Unterbringung der Pferde zunächst seine Aufmerksamkeit widmete, die fast zusammenbrechende Frau selbst in das Wohngemach, wo seine Schwester beschäftigt war. —

Mit dem Freudenschrei „Detlev, lieber Bruder!“ wollte sie ihm entgegenzueilen, blieb aber, als sie der leidenden, fremden Frau ansichtig wurde, die Detlev zu einem Stuhle geleitete, erschrocken einen Augenblick stehen.

„Komm nur näher, lieb Schwesterchen,“ rief ihr Detlev freundlich bittend zu, „ich habe hier eine Hülfbedürftige mitgebracht, für die ich gewiß nicht vergeblich Dein mitleidiges Herz anrufen werde!“

Nach folgte sie diesem Rufe und war schon mit der Fremden beschäftigt, als von der einen Seite Herr von

Bismarck und von der andern der von der Ankunft der beiden Herren bereits benachrichtigte Ritter Suteminn in das Gemach trat.

„Willkommen, willkommen!“ rief der Ritter Herrn von Bismarck, wie auch dem ihm entgegenzueilenden Detlev zu, und lud sie ein, ihm in sein Gemach zu folgen.

In diesem Moment fiel sein Blick auf die Fremde, welche, von Müdigkeit überwältigt, eingeschlafen war und durch Marie mit Mühe aufrecht erhalten wurde.

„Wer ist diese Frau? Wie kommt sie hierher?“ fragte er rasch, wobei sein forschender Blick zu den beiden Männern und von diesen zurück auf die Frau schweifte, auf dieser aber länger haften blieb, als er sich selbst zu erklären vermochte.

„Ich werde Guch in Eurem Gemach Antwort auf diese Frage ertheilen, so gut ich dies eben selbst vermag!“ erwiderte der Ritter von Bismarck mit gedämpfter Stimme, „erlaubt der Armen nur ein wenig zu ruhen!“

„Gewiß, gewiß! Marie, nimm Du Dich der Frau an; verschafft ihr,“ wandte er sich zu der eben eintretenden Alten und zu Marie, „eine Ruhestätte und sorgt für sie!“

„Erlaubt mir nur einen Augenblick hier zu verweilen,“ bat Detlev, „ich will meiner Schwester behülflich sein, die Fremde baldmöglichst behaglich unterzubringen!“

Ein leichtes Kopfnicken des Ritters bejahte diese Bitte, und während Herr von Bismarck dem Hausherrn in dessen Gemach folgte, gab Detlev den aufstehenden Frauen möglichste Aufklärung über die fremde Frau.

„Die Aernste!“ rief Marie mitleidig und feuchten Auges die Schlummernde betrachtend, „welches Leid mag sie zu ertragen gehabt haben!“

Bald war in einem Seitengemach ein bequemes Lager hergerichtet, Detlev hob ohne Mühe die Frau auf und trug sie auf dasselbe.

„Glaubst Du wohl, Detlev,“ bemerkte Marie, als ihr Bruder sich nun entfernen wollte, „daß ich der Armen jetzt schon herzlich zugethan bin? Wie kommt es nur, daß diese Frau, die ich jetzt doch zum ersten Mal sehe, mein Interesse sofort in so hohem Grade erregt und ein so warmes Gefühl für sie in mir hervorzurufen vermag, wie ich es wärmer kaum für meine Schwester hegen könnte?“

„Schwesterchen,“ flüsterte Detlev bewegt, „ich habe Dir noch nicht gestanden, daß mir es fast ebenso eigen thümlich mit der Frau ergangen, wie Dir!“

„Auch Du hegest bald Interesse für sie? O, das ist eigen thümlich! Was mag das nur bedeuten?“

„Mache Dir keine unnöthige Sorge,“ entgegnete Detlev rasch, als er die geliebte Schwester plötzlich ernst werden sah. „Es kommt ja zuweilen vor, daß man Fremden auf den ersten Blick liebgewinnt. Weshalb soll das nun hier nicht bei Dir der Fall sein? Unsere Uebereinstimmung hinsichtlich der Sympathie für die Fremde läßt sich ja sehr leicht in der wohl einzig richtigen Weise erklären, daß wir in unseren Ansichten und Meinungen so gänzlich und unbedingt übereinstimmen, wie dies nur zwischen zwei sich mit ganzer Seele liebenden Geschwistern der Fall sein kann!“

„Du magst wohl recht haben!“ erwiderte Marie langsam; es blieb aber zweifelhaft, ob sie die Worte des Bruders vollständig verstanden hatte, ihr Blick haftete wieder auf der Fremden und Detlev wandte sich, um das Zimmer zu verlassen. Da fiel sein Auge auf die Alte,

welche bald Marie betrachtete, bald die Züge der Fremden forschend beobachtete.

„Nun, was studirt Ihr denn so eifrig? Vergleicht Ihr etwa gar Marie mit dieser unglücklichen Frau?“

Erstrocken wandte die Alte sich ab.

„Nein, nein, was sollte mich auch dazu bewegen?“

Detlev verließ die Frauen und trat in das Studierzimmer des Ritters, welcher sich mit Herrn von Bismarck im eifrigsten Gespräch befand.

„Danach wäre allerdings keine Zeit mehr zu verlieren,“ sprach der Ritter, eben sinnend vor sich hinblickend. „Auf welchem Wege hat denn Graf Warwick die Nachricht nach Potsdam gelangen lassen?“

„Durch einen eigenen Boten, welcher auf einem Holsteiner von England herübergekommen ist.“

„Und dieser Bote ist wohl schon wieder zurück nach England?“

„Das ist mir nicht bekannt!“

„Ich fürchte, die Ankündigung wird verfrüht sein, denn die Elbe ist schwerlich so weit eisfrei, daß Schiffe bis Hamburg gelangen können. Meines Dafürhaltens werden noch mehrere Wochen vergehen, ehe die Ankunft des Grafen in Hamburg erwartet werden darf! Diese Ansicht kann hier jedoch nicht maßgebend sein. Ich habe dem Markgrafen versprochen, und Euch zugesichert, die sichere Ueberführung des Geldes von Hamburg nach Potsdam bewerkstelligen zu wollen, und werde dem Verlangen des Herrn Friedrich entsprechen.“

„Alles Uebrige wird dann in der besprochenen Weise eingeleitet und nach Möglichkeit durchgeführt werden!“

„Ja, und ich werde mit Herrn Hans von Uchtenhagen vielleicht selbst darüber sprechen!“

„Gut! gut! Der Markgraf wird sich freuen, wenn ich ihm melden werde, daß Ihr Euch ohne Widerspruch habt bereit finden lassen, ihm das hohe Opfer zu bringen, das er Euch im Vertrauen auf Eure Neigung zu ihm durch mich ansinnen ließ!“

„Sprechen wir nicht weiter davon. Es soll mit einem Wort Alles nach aufrichtigem Wunsch und nach besten Kräften erledigt werden!“

„Erlaubt mir dagegen, noch einmal die Frau zu erwähnen, welche jetzt wohl bereits ruht, Detlev?“

„Sie schläft längst in der Kammer neben der vorderen Stube!“ erwiderte dieser rasch.

„Die Vermiste soll wahnsinnig sein und, wie Ihr beiläufig bemerktet, unaufhörlich nach ihren Kindern rufen und den Tod ihres Gatten bald bezweifeln, bald bejammern?“

„So ist es!“

„Weiter glaubt Ihr, das an der Frau ohne Zweifel begangene Verbrechen falle auch dem schwarzen Dietrich zur Last?“

„Ich bin überzeugt davon!“

„Hm! Hm! Na, ich will versuchen, was nur irgend in Anwendung gebracht werden kann, der Vermisten wieder zur Gesundheit zu helfen! Der Knecht, den Ihr mitgebracht habt, ist doch noch hier?“

„Sawohl,“ rief Detlev lachend; „er sitzt im Thorstübchen und wagt nicht, sich von der Bank zu erheben, noch viel weniger sich der Thüre zu nahen!“

Herr von Bismarck sah erstaunt fragend auf.

„Sind denn die Knechte der Quikow's plötzlich so feige

8

geworden, daß sie selbst eine gute Gelegenheit zur Befreiung aus einer unangenehmen Lage nicht zu benützen wagen?“

„Das möchte ich, trotzdem ich noch keine Gelegenheit gehabt habe, Quikowern gegenüberzustellen, doch nicht behaupten,“ entgegnete Detlev heiter. „In diesem Falle hat die Feigheit des Knechtes aber einen sehr triftigen Grund. Zwei tüchtige Wächter liegen unmittelbar vor der Thüre des Thorstübchens und —“

„Da würde ich auch vorziehen, hinter der festverschlossenen Thüre zu hleiben!“ fuhr Herr von Bismarck lachend fort. „Zwei solche Wächter vermögen auch dem stärksten und furchtlosesten Manne Schreck einzuflößen!“

„Nun Detlev,“ begann Sutenhinn wieder, „welchen Erfolg hat denn Dein Ausflug nach Angermünde erzielt? Ich habe durch den Herrn Ritter nur flüchtig erfahren, daß Du ein interessantes Abenteuer bestanden hast. Erzähle doch etwas Näheres über Dein Zusammentreffen mit dem Prinzen!“

Detlev theilte jetzt den beiden Rittern seine den Lesern bereits bekannte Begegnung mit dem Prinzen und die Befreiung des Letzteren aus den Händen des schwarzen Dietrich mit.

Die Erinnerung an die Straßenscene schien ihn jetzt noch mächtig zu erregen, denn seine erst so heitere Miene wurde finster, und in einem Tone, der deutlich merken ließ, wie unzufrieden er mit dem Ausgange der Begegnung mit dem berücktigten und verhafteten schwarzen Dietrich sei, bemerkte er:

„Erst glaubte ich den schwarzen Schurken erwürgt zu haben und wenn ich mich auch nicht gerade freute darüber, daß ich dem Wichte nicht mit dem Schwerte zu zeigen vermochte, wie ich über ihn denke, so gereichte es mir doch zur Genugthuung, dem Prinzen zu seiner Befreiung aus der Gewalt dieses Straßenräubers behülflich gewesen zu sein. —“

„Eine Stunde später sah ich aber, daß der Mensch nicht nur noch lebt, sondern den Prinzen und mich verfolgt und überdies einen Bundesgenossen in einem Manne gefunden hat, der zwar als Knecht gekleidet, nichtsdestoweniger aber, wie ich fast glaube, ein Ritter war. Auch hier war das Glück mit mir, denn ich hatte den schwarzen Teufel bereits überwältigt, als Herr Nymand von Löben mit noch anderen Herren und einigen Knechten herzukam. Nach der Gefangennahme des Genossen Dietrich's, mit welchem der Prinz selbst den Kampf aufgenommen, gebot mir der Prinz, Dietrich frei zu lassen, weil dieser jetzt nicht mehr zu entweichen vermöge. Ich leistete diesem Gebote Folge und trat zurück, Dietrich erhob sich von Boden, stieß Herrn Nymand von Löben vom Pferde, schwang sich selbst auf dasselbe und sprengte, noch ehe einer der ihm Zunächststehenden dem Pferde in die Zügel zu greifen vermochte, in tausendem Galopp davon.“

Ich habe ihn bis Angermünde verfolgt, mußte dann aber den Rückweg einschlagen, weil ich einsah, daß es mir bei der geringen Ausdauer meines Pferdes einerseits und der vorzüglichen Qualität des von dem Schwarzen dem Herrn Nymand von Löben inmitten einer Anzahl bewaffneter Männer geraubten Pferdes andererseits, je länger die Verfolgung dauere, desto weniger möglich werde, den Flüchtling zu erarresten.

Ob der Prinz glücklich nach Potsdam zurückgekommen,

ob der Genosse des Schwarzen noch Gelegenheit gefunden, zu entweichen, oder ob sonst noch etwas Besonderes auf diesem Ausfluge des Prinzen vorgefallen, ist mir noch nicht bekannt geworden. Eine Strecke hinter Friesack hatte ich das Glück, dem Herrn Ritter von Bismarck zu begegnen und wir sind dann ohne Aufenthalt bis zu der Stelle gelangt, wo wir die in der Gewalt der Quitzow sich befindende unglückliche Frau antrafen!"

„Eure Zweifel hinsichtlich der glücklichen Rückkehr des Prinzen und seines Gefolges glaube ich lösen zu können,“ rief Herr Henning von Bismarck lachend; „der Gefangene hat mit nach Potsdam wandern müssen und Herr Nymand von Löben hält sich aus Scham über den ihm und seiner Ritterlichkeit allerdings nicht gerade zum Vortheil gereichenden Vorfall, der namentlich in Brandenburg an der Tafel des Bischofs recht bissig besprochen worden ist, in seinem Schloß verborgen, ohne Zweifel so lange, bis irgend ein anderes Ereigniß sein eigenes Erlebnis in den Hintergrund gedrängt hat. Eurer jedoch, junger Freund, gedenkt man in Potsdam wie in Brandenburg nur mit der höchsten Achtung. Ich bin wirklich begierig, zu erfahren, was der Markgraf gesagt haben mag, als er von dem Vorgange Kenntniß erhielt, und halte mich überzeugt, daß er Euch dessen, was ihr für den Prinzen gethan, stets eingedenk bleiben wird.“

Auf unserer Reise bis hierher habe ich nur deshalb vermieden, so ausführlich darüber zu sprechen, weil Ihr selbst den Vorfall nur oberflächlich berührtet und deutlich merken liebet, daß er Euch höchst unangenehm gewesen sei.“ —

„Hätte ich freilich die eigentliche Ursache Eures Mißmuthes so zu erkennen vermocht, wie ich sie heut erfahren habe, dann würde ich weniger zurückhaltend gewesen sein!“

Suteminn lächelte leicht, als er jetzt bemerkte:

„Beruhige Dich, Detlev, Nymand von Löben hat sich zwar einem offenen Feinde gegenüber stets tapfer und muthig gezeigt, gegen unversehene Angriffe immer auf der Hut zu sein, ist aber ihm von jeher eine zu schwere Aufgabe gewesen. Mit dem „schwarzen Dietrich“ wird Dich das Schicksal schon noch einmal zusammenführen; dann kannst Du Deinen wahren Gefühlen für ihn ja nach Belieben Ausdruck geben!“

„Gebe der Himmel, daß die Gelegenheit recht bald sich findet!“ stieß Detlev finsterblickend hervor.

Detlev athmete froh auf, als Suteminn jetzt von diesem Gesprächsgegenstande abging und plötzlich rief:

„Da sitzen wir nun und plaudern von allem Möglichen und ich habe mich durch Eure hochwichtigen und interessantesten Mittheilungen von einer der ersten Pflichten des Wirthes abhalten lassen. Ich finde es von Euch, Freund Bismarck, gar nicht freundschaftlich gehandelt, daß Ihr mich nicht selbst daran erinnert habt, daß derjenige, welcher eine ganze Nacht hindurch zu Pferde gewesen ist, sich wohl nach einem kräftigen Imbiß und einem starken Trunk sehnt!“

„Wahrhaftig!“ rief Herr von Bismarck, „in diesem Augenblick erst erinnere ich mich daran, daß mein Appetit und auch mein Durst erwähnenswerth ist. Das ist mir wohl zum ersten Male vorgekommen, daß ich Essen und Trinken eine Zeit lang wirklich vergessen habe!“

Bald war das Gewünschte auf dem Tisch und eine halbe Stunde später verließ Herr von Bismarck neuge-

stärkt durch Speise und Trank das gastliche Zauberhaus.

Die Fremde war noch nicht erwacht und Suteminn hatte nun eine längere Unterredung mit Jobst, welchem die Furcht nicht nur vor den beiden grauenhaften, vierfüßigen Wächtern, sondern in eben so hohem Grade wohl auch die Scheu vor dem weit und breit als Zauberer und als hieb- und stichfest verschrieenen Ritter Suteminn den Mund öffnete, so daß dieser bald über Leben und Treiben der Räuberbande und über die Frau, die in sein Haus gebracht worden, möglichst unterrichtet war. Den „schwarzen Dietrich“ indeß und die Schatzkammer in der Wendenburg hatte er nicht verrathen. Ungeachtet aller Angst vor Suteminn vermochte er doch die Besorgniß nicht zu unterdrücken, er könne möglicherweise dem Hauptmann der Bande noch einmal in die Hände fallen, in welchem Falle sein Loos, wenn er hier zum Verräther geworden, ein schreckliches werden würde. Die Schatzkammer aber verschwieg er aus Dankbarkeit gegen seine Retter aus der Todesgefahr, den beiden Junkern Dieß und Guno von Quitzow, welchen er den Vortheil, in Zeiten der Noth in der Schatzkammer Rettung zu finden, gewahrt wissen wollte.

Als er seine Mittheilungen beendet, sprach Suteminn:

„Du bist jetzt ohne Herrn. Falls Du mir treu dienen willst, kannst Du bei mir bleiben. Merke Dir aber, daß bei dem geringsten Beweise Deiner Untreue Dein sofortiger Tod gewiß ist. Die beiden Wächter, welche Du im Hofe gesehen hast, würden Dir dann ein schreckliches Ende bereiten!“

Jobst, der rauhe Kriegsknecht, welcher dem Tode in seinen verschiedensten Gestalten bereits muthig in's Auge gesehen hatte, erbehte vor dieser Drohung und gelobte mit zitternder Stimme unverbrüchliche Treue.

„Dann gehe und laß Dir durch den Junker Deine Stätte und Arbeit zuweisen!“ befahl Suteminn schroff, und Jobst entfernte sich eilig aus der Nähe des gefürchteten Herrn.

Die Thür hatte sich kaum hinter ihm geschlossen, als an die zur Vorderstube führende Thüre geklopft wurde. Er mußte die Einlaß begehrende Person wohl am Pochen erkannt haben, denn er rief laut:

„Tritt nur ein, Marie!“

Hastig wurde die Thür geöffnet und Marie, Detlev's Schwester, trat mit allen Zeichen der höchsten Erregung in ihrem hübschen Gesichtchen ein:

„Die arme Frau ist soeben erwacht und spricht wirres Zeug! O mein Gott, ich — ich — fürchte mich!“

Suteminn erhob sich von seinem Stuhl und suchte sie zu beruhigen.

„Dann bleibe nur hier, mein Kind, bis ich zurückkomme. Ich werde sehen, ob ich die Unglückliche zu beruhigen vermag!“

Mit diesen Worten öffnete er die Thür zum Vorderzimmer und blieb einen Augenblick horchend stehen!

Eine weiche, zu Herzen dringende Stimme rief in wehklagendem Tone:

(Fortsetzung folgt.)

Freierstunden am häuslichen Herde.

Redaction, Druck und Verlag von S. G. Münchmeyer in Dresden, Jagdweg 14.

Filialen: Berlin, Ruppinerstraße 44; Wien, Josephstädter Hauptstraße 35; Dortmund, Düppelstraße 6.

Der beiden Quikows letzte Fahrten.

Historischer Roman aus der Jugendzeit des Hauses Hohenzollern, begonnen von Karl May, fortgeführt von Dr. Goldmann.

[Fortsetzung.]

Uebersetzung und Dramatisirung vorbehalten,
Nachdruck gerichtlich verfolgt.

„O mein Gott, wo bin ich? Wo hat mich der Bösewicht jetzt hingebraucht? Ja, es ist nicht anders, er will mich ermorden! Meine lieben, guten Kinder, wo seid Ihr? Hat man Euch auch schon um's Leben gebracht? Werde ich Euch nicht mehr wiedersehen?“

Die Worte verschwammen allmählig in einem dumpfen Jammern, und Suteimin trat rasch zu der Thüre des kleinen Gemach's, öffnete sie und stand einer großen, schlanken Frau gegenüber, deren von jahrelangem Gram durchfurchte Züge auch jetzt noch Spuren einstiger hoher Schönheit trugen.

Das große, dunkle Auge auf den Ritter gerichtet, stand sie einen Augenblick stumm da; Suteimin begegnete diesem Blick zwar fest, doch aber mit Milde, und war eben im Begriff, die Frau anzusprechen, als sie in einem Ausbruch der Verzweiflung oder auch unter dem überwältigenden Gefühl einer momentanen lichten Eingebung mit dem gellend hervorgestoßenen Schrei in die Kniee sank:

„Rette mich! — Gib mir meine Kinder wieder!“

Der Ritter hob die Frau empor, führte sie zu einem in der Nähe stehenden Stuhl und redete ihr mit allen im Augenblicke ihm zustehenden Trostesworten sanft zu.

Sichtlich glaubte er selbst nicht an eine Wirkung seiner Trostesworte, denn er rief Detlev herbei und beauftragte ihn, so lange bei der Frau zu bleiben, bis er wiederkommen würde.

Wenige Minuten vergingen nur, als er bereits zurückkehrte; aus einem Fläschchen goß er einige Tropfen in einen Löffel und flößte diese der sich gewaltig sträubenden Frau ein.

Bald versank diese hierauf wieder in einen festen Schlummer, und befriedigt verließ er das Stübchen.
Freierstunden.

Noch einige Male im Laufe des Tages besuchte er die noch immer nicht aus ihrem Schlafe erwachte Frau, und als er gegen Abend wieder bei ihr gewesen war, rief er Detlev in sein Arbeitszimmer.

„Ich werde in der Nacht noch aufbrechen, um morgen in Potsdam mit einem Bekannten eine Unterredung pflegen zu können, und vor morgen Abend nicht zurückkehren. Sobald die Frau erwacht sein wird, gib ihr von diesen Tropfen eine hier am Glase selbst bezeichnete Quantität. Ich verstehe, was Du sagen willst,“ fuhr er fort, als er bemerkte, daß Detlev eine Einwendung beabsichtigte; „die Frau wird nach meiner Ueberzeugung sich nicht mehr sträuben, die Medicin einzunehmen. Ich hoffe auf ihre vollständige Wiederherstellung.“

„Hast du Jobst seine Beschäftigung angewiesen?“

„Ja, und mir scheint, der Bursche ist brauchbar!“

„Um, die Furcht vor den beiden Wächtern wird ihm wohl den Gehorsam und die Willfährigkeit beigebracht haben. Der Bursche war ein Quikower, und den Leuten kann ich nicht ohne Weiteres Vertrauen schenken!“

Detlev verließ das Arbeitszimmer des Ritters, und dieser schritt nun in Gedanken versunken auf und ab.

„Ist denn,“ murmelte er, „mein Gedächtniß wirklich so schwach geworden, daß ich mich nicht zu entsinnen vermag, wo ich die unglückliche Frau bereits gesehen habe? Und ich muß sie gesehen haben, ich muß sie kennen — doch warten wir es ab! — Die, Deine Schuld wächst furchtbar!“

Der Ritter verließ, wie verabredet, in der Nacht noch sein Haus und kehrte zur bestimmten Zeit wieder zurück.

Zu seiner Freude nahm er die täglich fortschreitende Besserung der Kranken wahr, und nach Verlauf von wenig Wochen war diese bereits so weit hergestellt, daß Suteimin

es glaubt wagen zu dürfen, im Gespräch auf ihre Vergangenheit anzuspielen.

Leider blieben diese Versuche noch vergebens. Das Gedächtniß der Ärmsten schien vollständig geschwunden zu sein. Das Niederdrückende dieser Wahrnehmung wurde zu gleicher Zeit aber nahezu aufgehoben durch eine Beobachtung, welche einen so tiefen Eindruck auf ihn machte, daß er im ersten Augenblick sich nur mit Mühe beherrschen konnte, seiner Ueberraschung nicht lauten Ausdruck zu geben.

Hocherregt sprang er vom Stuhle auf, und verließ das Zimmer.

Ganz unbemerkt war seine Erregung jedoch nicht geblieben, denn unmittelbar hinter ihm trat die Alte in sein Zimmer.

„Verzeiht, edler Herr, daß ich wage, Euch hier zu stören!“

„Es muß gewiß etwas Wichtiges sein, was Du mir erzählen willst!“ rief der Ritter halb spöttisch, halb unwillig.

„Gewiß, edler Herr. Wenn ich mich nicht sehr getäuscht habe, ist Euch heute etwas aufgefallen, was mich schon längst in Gedanken beschäftigt hat!“

„Nun?“

„Es ist dies die große Ähnlichkeit zwischen Marie und der unglücklichen Frau!“

„Du hast scharfe Augen, Alte! Hast Du weiter nichts gesehen?“

„Nein, edler Herr, was denn?“

„Dann schaffe Dir noch schärfere Augen an. Mir aber muthe nicht zu, daß ich Deine Neugierde befriedigen soll. Entferne Dich!“

Die Alte kannte den Ritter zu genau, um nicht zu wissen, daß selbst der geringste Widerspruch Gefahren für sie herbeiziehen könnte; sie entfernte sich deshalb eiligst, nicht ohne jedoch den festen Vorsatz gefaßt zu haben, das hier obwaltende Geheimniß um jeden Preis zu ergründen.

Gelegenheit hierzu schien sich ihr recht bald zu bieten.

Der Ritter rüstete sich zu einem, den Vorbereitungen zufolge, sicher längere Zeit beanspruchenden Ausfluge, und auch Detlev ließ hie und da Andeutungen hören, er werde dem Ritter möglicherweise folgen.

Der Tag der Abreise des Ritters kam heran und Sutenim hatte nur noch eine längere Unterredung mit Detlev.

„Meine ursprüngliche, Dir bekannte Absicht, Herrn Hans von Uchtenhagen selbst noch einmal zu besuchen, habe ich nicht ausführen können, ich werde deshalb Dich zu ihm senden, und thue dies um so lieber, als Du Gelegenheit haben wirst, mit einem Ritter persönlich bekannt zu werden, dem ich volle Achtung zolle. Du wirst deshalb morgen Herrn Hans von Uchtenhagen aufsuchen und ihm dieses Schreiben hier übergeben!“

Detlev versprach pünktliche Erfüllung des erhaltenen Auftrags und der Ritter verließ nach einem warmen Abschiede das Haus und ritt in nördlicher Richtung fort.

„Ich muß also zu Hans bleiben?“ murmelte Detlev unzufrieden vor sich hin, als er in den Hof zurücktrat. „Schlimm! Sehr traurig!“

Diez und Runo von Quikow weilten beide noch auf dem festen Sitze derer von Uchtenhagen.

In Hinblick auf die, längere Zeit dauernde Abwesenheit des Markgrafen von Potsdam und die Unmöglichkeit, den eigentlichen Zweck der beabsichtigten Reise nach der genannten Stadt unter diesen Umständen erreichen zu können, hatten sie die freundliche Einladung der beiden Brüder um so bereitwilliger angenommen, als sie weder von ihrem Vetter Claus von Quikow, noch von den Herren von dem Krüge oder einem Verwandten oder anderen früheren Bekannten viel wissen oder bei ihrer Mittellosigkeit vielleicht gar abhängig sein wollten.

Hans von Uchtenhagen hatte ihnen bereits wiederholt von einem Unternehmen erzählt, das nicht nur mit vielen Gefahren verbunden sein, sondern auch viel Anerkennung zur Folge haben werde, und sie zur Theilnahme eingeladen.

Mit Freunden hatten Diez wie Runo sich dazu bereit erklärt.

Eines Tages saßen sie im Saale und besprachen wieder vereint dasselbe Thema, als der Thorwart das Herannahen eines Herrn meldete.

Herr Hans von Uchtenhagen trat an das Fenster und rief, als er den Ankommenden erblickte, überrascht:

„Welche Hünengestalt naht sich uns dort?“

Diese Frage wurde bald durch den rasch eintretenden Fremden selbst gelöst, welcher sich als Junker Detlev, der Abgesandte des Ritters Sutenim, der besten Aufnahme zu erfreuen hatte.

Wohl zog Detlev die Stirn einen Moment kraus, als er hörte, daß die beiden fremden Junker, die ihm ebenfalls in liebenswürdigster Weise entgegen kamen, zwei Quikow's seien; doch beherrschte er sich soweit, daß er ihnen seine Abneigung gegen alle Träger des Namens Quikow nicht deutlicher zu erkennen gab.

Als er vor seinem Weggange mit Herrn Hans von Uchtenhagen und den Junkern über den Schloßhof schritt, erscholl plötzlich hinter ihm eine barsche Stimme:

„Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche; ist denn der Herr dort nicht der Riese, welcher den Ritter Henning von Bismarck an dem Apende begleitete, an dem der Ritter mir mit seinem Eisen derart über den Schädel fuhr, daß mein alter Gehirnskasten noch acht Tage lang wie eine Paßgeige prummte und ich heut noch ein Loch im Kopfe habe?“

Erstaunt wandte Detlev sich um und erkannte auch sofort den Mann wieder, welchen Herr von Bismarck im Walde in dem Augenblicke niedergeschlagen hatte, als er die unglückliche Frau, welche jetzt bei seiner Schwester weilte, zum Weitergehen zwingen wollte.

„Donnerwetter, Kerl,“ rief er verwundert, „Dein Schädel muß eine außerordentliche Stärke besitzen, daß Du nach einem so gewaltigen Schläge, wie der Ritter ihn an jenem Abende gegen Dich ausführte, noch umherlaufen kannst!“

„Ja, es war ein deiwelmäßiger Hiep und ich habe lange Zeit bewußtlos im Schnee gelegen, mich dann aber, als ich wieder zu denken vermochte, aufgerichtet und pin hierher gegangen, um die Junker zu suchen. Den Hiep werde ich bei dem nächsten Strauß einigen Hallunken weitergeben, die mir gewiß in die Hände laufen werden!“

Herr Hans von Nchtenhagen hatte diesem kurzen Zwiegespräch mit wachsendem Erstaunen zugehört und der Junker Diez von Quikow war rasch nähergetreten.

„Ihr seid also,“ fragte der Erstere, „der Begleiter des Herrn Hemming von Bismarck an jenem Abend gewesen, an welchem der treue Knappe des Junkers Diez beinahe ein Opfer seiner Vorsicht geworden wäre?“

Noch ehe Detlev zu antworten vermochte, rief Junker Diez hastig:

„Theilt mir zu meiner Beruhigung doch mit, was mit der Frau geschehen ist, die Liebenow damals zu mir führen sollte?“

„Johst scheint also doch die Wahrheit berichtet zu haben!“ murmelte Detlev und erzählte dann in gedrängter Kürze die bereits bekannten Vorgänge. „Nach den Mittheilungen, die ich durch Johst erhalten,“ schloß er, zu dem Junker gewandt, „kann ich Euch Eurer Unerforschlichkeit wegen nur meine ungetheilte Bewunderung aussprechen. Es gehört in der That ein hoher Grad von Muth dazu, einem zahlreichen Haufen Räuber und Mörder gegenüberzutreten!“

„Ich theile ganz Eure Meinung,“ bemerkte hier der Ritter, „und bin dem Junker, der mir ja das Leben gerettet hat, zu hohem, zu lebenslänglichem Danke verpflichtet. Hat Johst Euch von den, auch mich direct berührenden Vorgängen an jenem unvergeßlichen Abende eingehender gesprochen?“

Auf Detlev's Erwiderung, daß er außer dem bereits Erzählten nichts wisse, unterrichtete er ihn nun von seiner Gefangennahme und dem Aufenthalt in der Höhle der Räuber und von dem, was Junker Diez für ihn und die übrigen Gefangenen der Bande gethan, sowie davon, daß er entschlossen gewesen, für die unglückliche Frau, deren Geist sich in Folge der erlittenen Qualen während ihrer Kerkerhaft unnachtet, zu sorgen, an der Bethätigung dieses Entschlusses aber durch das Ausbleiben des Knappen, welchem die Führung der Befreiten bis zu der ihm genau bezeichneten und auch bekannten Stelle übertragen, verhindert worden sei.

„Wir vermochten uns,“ meinte er hierbei, „diese Unpünktlichkeit des dem Junker mit Leib und Seele ergebenen Knappen nicht anders zu erklären, als, er sei das Opfer einer blutigen Begegnung geworden und waren froh überrascht, als wir ihn am folgenden Tage gegen Abend hier ankommen sahen!“

Detlev schien inzwischen seine Gesinnung gegen die Junker Diez und Cuno von Quikow vollständig geändert zu haben, denn er reichte ihnen die Hand und sprach in warmem Tone:

„Vergeßt, daß ich einen Augenblick einen, wie ich jetzt wohl einsehe, falschen Verdacht gehegt habe. Verhältnisse, die Euch nicht bekannt sein werden, bewogen mich, als ich Euren Namen hörte, eher an alles Andere, als an eine so heldenmüthige That, an eine so hochherzige Beweisführung Eurer edlen Gesinnung zu denken, und ich glaubte, offen gestanden, daß der Unglücklichen erst in dem Augenblicke zur Freiheit verholfen worden sei, als Euer Knappe niedergeschlagen worden. Heut' denke ich freilich anders und wünsche näher mit Euch bekannt zu werden!“

Das Auge Diez's verdunkelte sich anfangs; der ziemlich klare Hinweis Detlev's auf eine durch einen Quikow erlittene Unbill ließ ihn in keinem Zweifel darüber, daß

ein naher Verwandter, ja vielleicht der Vater selbst in das Leben des Junkers hindernd eingegriffen haben müsse. Die Schlussworte des Letzteren gaben ihm indeß die beruhigende Gewißheit, daß Junker Detlev weder von blinder Rachgier befeelt werde, noch auch der Unverföhllichkeit zuneige.

Nur wenige Worte wechselten sie noch, Beide waren aber in dem Momente überzeugt, daß sie Freunde werden würden.

Bald darauf trat er, unzufrieden mit dem Befehle seines Pflegevaters, während seiner Abwesenheit zum Schutze der Frauen und des Hauses in Tangermünde zu bleiben, den Rückweg an. Wie gern wäre er in Begleitung Hans von Nchtenhagens und der Junker von Quikow, von denen besonders der Aeltere, Diez, seine volle Zuneigung gewonnen, zum Kampfe ausgezogen — die strenge Weisung des Ritters bannte ihn aber in die Räume des sogenannten Zauberhauses; er mußte gehorchen!

Unmittelbar nach der Abreise Detlev's leitete Herr Hans von Nchtenhagen die nöthigen Vorbereitungen zum sofortigen Aufbruch ein und Junker Diez rief Caspar Liebenow zu sich:

„Caspar, wir werden nach Hamburg gehen und von dort einen Transport nach den Marken zurückbegleiten!“

„Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche,“ rief Liebenow erfreut und erstaunt, „bis nach Hamburg? Das ist ja verurtheilt weit! Na, ich will nur wünschen, daß sich uns irgend ein Strauchdieb zu nahen wagt. Es thut Noth, daß ich wieder einmal d'reinschlagen kann, sonst verrostet mein Schwert, ehe ich die vom Herrn Ritter von Bismarck erhaltenen Hiepe weiter zu geben vermocht habe!“

Heiter gestimmt durch die eigenthümliche Aeußerung der Freude seines treuen Knappen, erwiderte der Junker freundlich:

„In diesem Falle wirst Du meiner festen Ueberzeugung nach allerdings nicht zögern, den Strauchdieben die Lust zum Stehlen auszutreiben. Vielleicht gereicht es Dir weiter noch zur Freude, wenn ich Dir mittheile, daß der Ritter Dich morgen vor dem Aufbruch noch in Deine seitherige Würde als Wachtmeister wieder einsetzen wird!“

Der alte Haubegen stand, als er diese Worte hörte, erst einen Augenblick unbeweglich, dann aber fing er an, seiner freudigen Ueberraschung so lauten Ausdruck zu geben, daß der Junker erstaunt ausrief:

„Caspar, treue Seele, bist Du toll geworden?“

„Gott straf mich, wenn ich fluche, Herr Junker,“ erwiderte Liebenow, „ich freue mich ja nur, wieder Wachtmeister zu sein! Hurrah, nun kann's losgehen!“

Lachend entfernte sich der Junker.

Es war aber ungewiß, ob dieses Lachen nur der Freude seines Knappen gelte oder ob irgend ein im Augenblicke in ihm aufgestiegener Gedanke, der indessen mit der Reise in Verbindung stehen mußte, ihn zu dieser Heiterkeit bewege. Der von einem leichten Kopfschütteln begleitete, halb ironische Blick, welchen der Junker auf seinen rauflustigen Diener richtete, schien für die letztere Annahme zu sprechen.

Ohne Aufenthalt oder irgend welche Begegnung gehabt zu haben, kamen sie in Laubenberg an, wo mehrere Knechte zurückgelassen wurden mit dem strengen Auftrage, jedem nach dem Zweck ihres Aufenthalts an diesem Orte Fragenden zu erzählen, daß sie den Ritter Heinrich von Strauß und dessen Leute erwarten und dann einen Waarentransport zurückbegleiten würden.

Wie diese Knechte ihrer Aufgabe Genüge leisteten, ist den Lesern bereits bekannt.

Hans von Uchtenhagen zog mit seiner Begleitung und den anderen Knechten dann bis Hamburg, brachte diese erst in Gasthäusern unter und begab sich dann an den Hafen. Noch hatte er diesen nicht vollständig erreicht, als er plötzlich seinen Namen nennen hörte.

Rasch wandte er sich um und blieb mit einem lauten Ausruf der Freude stehen.

Aus der zunächst gelegenen Seitengasse trat soeben der Ritter Sutenimn hervor. Neben ihm schritt ein hochgewachsener, stattlicher Herr, in welchem er sofort einen Engländer erkannte.

Im Augenblick schwebte ihm die Frage auf den Lippen, ob dieser Fremde nicht etwa der Leiter des von England angekommenen Transportes, der Graf Warwick, sei, und Sutenimn zögerte auch nicht, sich die Gewißheit zu verschaffen, daß seine Annahme richtig sei.

Kaum waren die gegenseitigen Begrüßungen vorüber, als Sutenimn zu Hans von Uchtenhagen gewandt entrüstet ausrief:

„Die an der Nordgrenze der Marken und jenseits der Elbe ihr Unwesen treibenden Raubritter scheinen in Potsdam und wohl auch in Brandenburg recht gute Freunde zu besitzen, denn nicht nur die Geldangelegenheit, sondern auch die Zeit der Ankunft des Schiffes ist ihnen verrathen worden!“

„Ah!“ rief der Uchtenhagener, „dann werden wir also wirklich einen Strauß zu bestehen haben! Nun, ich bin darauf vorbereitet und begierig, bei der Gelegenheit zu erfahren, wem danach gelüstet, die Schärfe unserer Klingen zu erproben!“

„Die Betreffenden sind schlauer gewesen, als wir geahnt haben,“ bemerkte Sutenimn spöttisch lachend. „Zum Glück ist es dem Herrn Grafen Warwick aber gelungen, dem Rolf Verdaßkiold ein Schnippchen zu schlagen!“

„Rolf Verdaßkiold? Dem gefürchteten Piraten im nordischen Meere? O bitte, erzählt mir Näheres!“

„Ich bin gern bereit, Eurem Wunsch zu entsprechen,“ nahm nun Graf Warwick das Wort. „Wie Euch vielleicht bekannt geworden, habe ich vor einigen Wochen bereits einen sicheren Boten von England herübergesandt, welcher den Tag meiner Ankunft hier in Hamburg anzeigen sollte.“

Dieser Mann ist auf seiner Rückkehr hier einem früheren Bekannten begegnet, dessen Bruder mit dem Verdaßkiold in irgend welcher, keinesfalls jedoch achtungswerthen Verbindung steht und durch Zufall Kenntniß erhalten hat von dem Befehle des Kapitäns auf dem „Wiking,“ fortan jedes Schiff anzuhalten, die Besatzung eines jeden aus England kommenden Schiffes aber über die Klinge springen zu lassen.

Mein Bote, dessen Argwohn hierdurch erregt worden, hat Alles aufgeboten, Näheres über die Beweggründe zu diesem Befehle zu erhalten, und ist denn auch so glücklich

gewesen, auf demselben Wege zu erfahren, daß aus England ein Schiff erwartet werde, dessen Ladung Gold und dessen Befehlshaber ein Graf sei.

Er hat sich sofort gesagt, daß dieses Schiff nur die „Schwalbe“ sein könne, mit Hilfe der Geldmittel, mit denen ich ihn vor seiner Abreise von England reichlich ausgestattet, ein Fahrzeug gemiethet und die „Schwalbe“ glücklich rechtzeitig erreicht.

Dank der nun verdoppelten Vorsicht und der Schnelligkeit meines Schiffes gelang es mir, um mich kurz zu fassen, der Gefahr einer Begegnung mit Rolf Verdaßkiold zu entgehen und unbehelligt im Hafen von Hamburg angekommen zu können!“

Als der Graf jetzt schwieg, fuhr Sutenimn fort:

„Für die sichere Ueberführung des Geldes bis Potsdam werden wir nun die Sorge übernehmen! Hoffentlich kommt auch Herr Ritter von Bismarck noch rechtzeitig hier an!“

Hans von Uchtenhagen hatte schweigend zugehört. Nun endlich bemerkte er:

„Ihr spracht die Absicht aus, die Biedermänner, welche Begegererei treiben und sich des Geldes bemächtigen wollen, das für den Markgrafen bestimmt ist, seinen an der Nordgrenze der Marken zu suchen. Habt Ihr irgend einen Ritter bestimmt in Verdacht? Wohl kenne ich mehrere, die einer derartigen verächtlichen Handlungsweise fähig sind, doch glaube ich, von ihnen in diesem Falle absehen zu können. Die Herren von dem Krüge haben schwerlich Freunde in Potsdam!“

„Desto eher aber Claus von Quikow!“ entgegnete Sutenimn scharf. „Claus von Quikow besitzt, trotzdem er nicht ohne Grund des Straßenraubes und sogar der Theilnahme an den Verbrechen beschuldigt wird, deren sich der „schwarze Dietrich“ schuldig gemacht hat, doch in den Marken noch so viele offene und geheime Freunde, daß es nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich sein dürfte, Herrn Claus bei unserer Rückkehr hinter irgend einem Busch plötzlich hervorbrechen zu sehen!“

„Hm! Hm!“ machte der Uchtenhagen zweifelnd.

Sutenimn fuhr aber, unbeirrt hierdurch, ruhig fort:

„Was Claus von Quikow erfährt und weiß, das bleibt auch seinen guten Freunden auf Garlosen nicht verborgen.“

„Diese edlen Gesinnungsgenossen vermögen, wie Ihr mir gewiß zugeben werdet, eine namhafte Anzahl Knechte in's Feld zu schicken und wagen das Aeußerste, einen guten Fang zu machen!“

„Ihr könnt wohl Recht haben und ich will Euch nicht verhehlen, daß ich die Wahrscheinlichkeit eines Angriffs erst im Auge gehabt habe und noch habe, doch glaubte ich fester, die Gefahr von einer anderen Seite erwarten zu dürfen!“

„Wenn Ihr Garlosen außer Acht laßt, weiß ich in der That nicht, von woher wir Grund zu einer Besorgniß erhalten könnten?“

Die drei Herren waren mittlerweile am Hafen angelangt und Graf Warwick ersuchte die beiden Ritter, ihn auf die „Schwalbe“ zu begleiten, dort könne das Erforderliche ruhiger und bequemer besprochen werden, als während des Spazierganges oder gar in einem Gasthause.

Dieser Vorschlag wurde bereitwilligst angenommen und

nicht lange darauf befanden sie sich an Bord des Schiffes und in der luxuriös ausgestatteten Kabine des Grafen.

„Welche Besorgniß also,“ fing Sute-minn jetzt, nachdem sie Platz genommen, von Neuem an, „hegt Ihr? Ihr habt ohne Zweifel einen bestimmten Vorfall, oder eine Wahrnehmung vor Augen!“

„Allerdings! Herr Heyso von Steinfurth auf Alvensleben ist vor einigen Tagen mit seinen Mannen aufgebrochen und hat die Richtung nach der Elbe eingeschlagen. Seine Leute haben, wie ich bestimmt erfahren, offen erzählt, daß der Zug der Lohnleute sein werde, den sie seit langer Zeit gemacht, und die Ueberzeugung ausgesprochen, daß ein blutiger, hartnäckiger Kampf bevorstehe. Da ich nun weiß, daß Heyso von Steinfurth entseßlich habgierig ist und niemals etwas davon hat hören wollen, Wegelagerer mit einem Gesinnungsgenossen zusammen zu treiben, aus dem einfachen Grunde, weil ihm das dann nothwendig werdende Theilungsgeschäft zuwider war, so ist kaum anzunehmen, daß er die drei Herren auf Garlosen zur Theilnahme eingeladen haben wird. Je länger ich jedoch das überlege, was Ihr über Glanz von Duitow bemerktet, desto wahrscheinlicher wird mir, daß der ehrenwerthe Herr nicht allzufern von der Straße sein wird, die wir ziehen müssen!“

„Nun? und was meint Ihr weiter?“

„Die Möglichkeit eines Zusammentreffens mit Verächtlichen habe ich also längst vorausgesehen und demzufolge vorläufig in Lauenberg einige Knechte mit der Weisung zurückgelassen, etwa dort Nachfragenden unbedenklich zu erzählen, daß sie nach der Ankunft des Herrn Heinrich von Stranz uns von Hamburg aus mit einer kostbaren Ladung erwarten sollen. —“

„Alle Wetter, das ist kühn!“ rief Sute-minn erstaunt und seine Miene drückte nicht undeutlich die Mißbilligung dieses Vorgehens aus.

Hans von Uchtenhagen bemerkte dies und fuhr fort:

„Hört nun weiter, in welcher Weise ich geglaubt habe, jeder Gefährdung des Transportes selbst vorzubeugen. Wenn Ihr dann meinen Plan mißbilligt, ist es ja immer noch Zeit genug, einen anderen und zweckmäßigeren festzustellen.“

Sobald der Ritter von Stranz hier angekommen, kaufen wir zwei Wagen und beladen diese mit Tönnchen in derselben Größe wie die Geldfäßchen sind, füllen diese Fäßchen mit Sand oder irgend einer anderen recht schweren Masse und ich breche dann mit Herrn von Stranz und der Mehrzahl unserer beiderseitigen Mannen als Begleitung oder richtiger Bedeckung dieser Wagenladungen auf. Ihr aber behaltet den Ritter von Bismarck, der sicher noch nachkommen wird, und die beiden Junker von Duitow. —“

„Wen?“ unterbrach ihn Sute-minn hastig.

„— und die Junker Diez und Ruvo von Duitow,“ fuhr Hans von Uchtenhagen ruhig fort, „welche mich, wie Ihr bald erfahren sollt, zur höchsten Dankbarkeit verpflichtet haben und die wegen ihres edlen Characters und wegen ihrer Tapferkeit und Furchtlosigkeit der ungetheilten Hochachtung würdig sind, behaltet Ihr mit den besten meiner Leute hier und folgt mit dem eigentlichen Transport einen halben Tag später.“

„Ha! Ha! Ha!“ rief Sute-minn lachend, „ich fange an, Euren Plan zu verstehen!“

§

Auch Graf Warwick, welcher aufmerksam zugehört hatte, lächelte.

Hans von Uchtenhagen erzählte weiter:

„Die Wegelagerer werden nun in dem Glauben, wir, das heißt Stranz und ich, seien die eigentlichen Wächter des Schazes, uns angreifen.“

Erfolgt dieser Angriff, dann dürften die Gegner uns an Zahl sicher zum mindesten gleich stehen, wenn nicht, was wahrscheinlicher ist, uns überlegen sein.

In jedem Falle werden wir uns verzweifelt wehren, jedoch nur so lange, bis wir, falls ein Zurückschlagen der Angreifenden nicht vorher möglich, Beide oder auch nur Einer von uns Beiden verwundet ist. Dann aber werden wir auf ein den Leuten vorher bekannt zu gebendes Zeichen mit diesen, soweit sie noch kampffähig sind, die Flucht ergreifen; die Wagenpferde müssen während des Kampfes bereits abgesträngt werden, damit sie an der allgemeinen Flucht theilnehmen können. Die Wagen selbst aber mit den Fäßchen sollen den den Kampfplatz behauptenden Gegnern als Beute überlassen werden!“

„Bis hierher ist Euer Plan vorzüglich,“ meinte Sute-minn, „wie aber stellt Ihr Euch den weiteren Verlauf der Angelegenheit vor?“

„Die siegreichen Wegelagerer dürften durch unsere plötzliche Flucht zu dem Glauben verleitet werden, wir wollten Hilfe herbeiholen, und schnelligst dafür Sorge tragen, daß der Kampfplatz säubert und die Wagen mit ihrer kostbaren Ladung in Sicherheit gebracht werden.“

Weit kann die Reise der Räuber auf dem Wege selbst nicht fortgehen, ich werde deshalb in gewissen Entfernungen Leute, hinter den Bäumen versteckt, zurücklassen, die beim Herannahen und dann beim Abbiegen von dem Wege ein noch zu bestimmendes Signal geben, das uns, die wir eine kurze Strecke hinter dem letzten der Posten, in der Nähe des Weges im Walde anhalten wollen, als Zeichen dienen soll, daß der Weg frei geworden sei, worauf wir den Weg zurückreiten und Euch erreichen wollen!“

„Der Plan ist vortrefflich, bis auf einen Punkt: welche Vorsorge wollt Ihr treffen, wenn die Räuber die entgegengesetzte Richtung des Weges einschlagen, uns also direct entgegenkommen?“

„Das ist, so weit ich die zu beiden Seiten des Weges in der Richtung nach Lauenberg sich hinziehenden Waldungen kenne, nicht anzunehmen. Ein Abbiegen von dem Wege nach der rechten Seite verbietet sich in Rücksicht auf die nahe Elbe von sich selbst; nach der linken Seite aber würde dies, wenn anders die Räuber nicht etwa vorziehen, bis Lauenberg selbst zu kommen, der vielen Teiche, Sümpfe und Meere wegen, welche die Waldungen durchziehen, ebenfowenig angehen. Es bleibt ihnen, da eine Fahrt nach Lauenberg doch mehr als gefährlich für sie werden könnte, nichts Anderes übrig, als nach der entgegengesetzten Richtung weiter zu fahren.“

„Ihr kennt,“ bemerkte Sute-minn jetzt, „die Gegend, welche wir zumeist im Auge behalten müssen, recht genau und ich erkläre mich mit Euren Pläne vollkommen einverstanden!“

Sute-minn und Hans von Uchtenhagen schritten nun ohne Zögern an die Einleitung der erforderlichen Vorbereitungen, um am andern Tage nach der noch abzuwartenden Ankunft des Ritters Heinrich von Stranz mit der Ladung der Wagen für den ersten Transport vorzugehen.

Am Abend endlich kamen die drei Herren, denen sich nun auch die beiden Junker von Quikow zugesellten, in einem Gasthause zusammen, und Graf Warwid, welcher mit Suteimin eine mehrstündige geheime Unterhaltung pflog, wurde gegen seine ursprüngliche Absicht veranlaßt, im Gasthause in Gesellschaft der Ritter die Nacht über zu bleiben.

„Meinem Capitän,“ meinte er, nachdem er sich zum Weiben entschlossen, „werde ich doch noch Nachricht geben müssen. Er weiß, daß ich am Abend noch zurückkehren wollte und würde in dem Glauben, mir sei ein Unfall begegnet, Schritte zu meiner Auffindung thun, die ich vermeiden wissen will!“

Ein Bote wurde aus dem Gasthause nach dem Hafen abgeschickt, um dem Capitän der „Schwalbe“ diesen Entschluß des Grafen mitzutheilen.

Nähezu zwei Stunden vergingen, ohne daß dieser Bote zurückkehrte, und der Graf ließ nun, hierdurch in ihm unerklärlicher Weise beunruhigt, den Besitzer des Gasthofes rufen, um diesen zur Anstellung von Nachforschungen nach dem Boten zu veranlassen.

Der Wirth, selbst erkannt über die Nachlässigkeit des Boten, welcher seither sich stets als pünktlich und zuverlässig erwiesen hatte, versprach das Verlangen des Grafen sofort erfüllen zu lassen, kehrte aber nach Verlauf einer weiteren Stunde mit dem ebenso kurzen als inhaltschweren Bescheide zurück:

„Der Bote ist verschwunden und die „Schwalbe“ hat vor einer Stunde den Hafen verlassen!“

Die Ritter sprangen entsezt auf, der Graf aber starrte den Gastwirth einen Augenblick sprachlos an, als vermöge er die Worte des Mannes nicht zu fassen, dann schnellte er von seinem Sitze empor.

„Was sagt Ihr? Die „Schwalbe“ sei fort? Ihr seid wahnsinnig!“

„Ueberzeugt Euch selbst davon!“ brummte der Gastwirth unwirsch und wollte das Zimmer verlassen.

Der Graf rief ihn jedoch zurück.

„Wo ist der Bote, welcher diese Meldung brachte?“

„Ich war selbst am Hafen!“

„Unbegreiflich!“

Hocherregt schritt der Graf einigemal im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor dem in der Nähe der Thür wartenden Gastwirth stehen.

„So unwahrscheinlich die Nachricht klingt, daß mein Schiff vor einer Stunde den Hafen verlassen habe, will ich Euch doch glauben. Seid Ihr mit dem Capitän eines der im Hafen ankernden Schiffe bekannt?“

„Gewiß!“

„Wollt Ihr mich sofort zu ihm begleiten?“

„Meinetwegen!“

„Gut denn, gehen wir! Wollt Ihr mich begleiten?“ wandte der Graf sich zu den Herren.

Alle waren sofort bereit dazu, Suteimin aber fügte seiner Erklärung, dem Grafen folgen zu wollen, die Frage an:

„Ihr wollt ohne Zweifel die „Schwalbe“ verfolgen? Würde es für alle Fälle nicht gerathener sein, noch einige der stärksten und gewandtesten Knechte des Herrn Ritters von Uchtenhagen mitzunehmen?“

Der Graf hatte kaum seine Zustimmung zu diesem Vorschlage gegeben, als Uchtenhagen schon zur Thüre

hinausstürmte, um die furchtlosesten und kräftigsten seiner Leute zu holen.

„Wir erwarten Euch am Hafen!“ rief ihm Suteimin zwar noch nach, es blieb aber ungewiß, ob er die Worte verstanden hatte, so eilig verließ er das Haus.

Als die Herren, vom Gastwirth geführt, am Hafen ankamen, rief der Wirth einen ihm begegnenden Bootsmann an:

„He, Glas, wo ist Euer Capitän?“

„Dann kommt nur mit! Ein paar Schritte von hier findet Ihr ihn in einer Weinstube!“

„Ich werde ihn bald mitbringen, habt nur einen Augenblick Geduld!“

Mit diesen an den Grafen gerichteten Worten eilte der Wirth mit dem Bootsmann fort.

Noch war er nicht zurück, als Herr Hans von Uchtenhagen mit mehreren Mannen eilig daherkam. Es war zu dunkel, um zu erkennen, welche Auswahl er getroffen, doch erkannte Junker Diez von Quikow sofort den schimpfenden Wachtmeister an seiner trolligen Ausdrucksweise.

„Wer aber folgte keuchend und pustend dem Ritter?“

„Kein Zweifel,“ rief Suteimin, der den Nachzügler scharf in's Auge faßte, als dieser näher herankam, „Herr Henning von Bismarck!“

„Wie er leidet und lebt!“ erwiderte dieser außer Athem; „sagt mir, weshalb ich, eben erst in Hamburg angekommen, schon wieder wie toll herumspringen muß?“

Bald war er von dem Vorgefallenen unterrichtet und, nachdem auch er dem Grafen seine Bereitwilligkeit erklärt hatte, ihm nach Kräften beistehen zu wollen zur Wiedererlangung des auf räthselhafte Weise abhanden gekommenen Fahrzeuges, erzählte er unaufgefordert:

„Ich wurde durch einen mißlichen Fall in Brandenburg aufgehalten, rechtzeitig an der besprochenen Stelle einzutreffen und bin deshalb, so schnell mein Pferd es anshielt, auf geradem Wege hierhergeeilt. In Lauenberg theilten mir Eure Knechte, Herr von Uchtenhagen, mit, daß auch Herr von Stranz bereits angekommen, und ich glaubte oder vielmehr fürchtete, nun gleich auf dem Pferde sitzen bleiben zu müssen, als ich in dem Gasthause, wo ich die Knechte wußte, erfuhr, Ihr hättet mit dem Verladen noch nicht angefangen und wohntet in einem Gasthose, dessen Namen ich übrigens schon wieder vergessen habe. Eben wollte ich die mühselige Fußwanderung dahin antreten, als Herr von Uchtenhagen mir entgegenkam und ohne weitere Erklärungen mich im Sturmschritt hierher führte. Wo —“

In diesem Augenblick kam der Gastwirth mit dem Capitän daher und Herr von Bismarck hielt in seiner Erzählung inne, denn die Aufmerksamkeit der Herren richtete sich nun auf die Zwiesprache des Grafen mit dem Capitän.

Wenige Worte und der Hinweis auf eine glänzende Belohnung genügten, eine Einigung zwischen den beiden Unterhandelnden herbeizuführen, und eine halbe Stunde später war das Schiff des Capitäns zur Abfahrt bereit.

Der Graf stand mit dem Capitän auf dem Quarterdeck und unterrichtete ihn, soweit er dies erforderlich erachtete, und der Capitän ging mit Freuden auf das Ansuchen des Grafen, die Schwalbe zu suchen und in jedem Falle anzugreifen, ein.

„Meine Jüngens sind tüchtig und Ihr habt, wie ich sehe, auch eine Anzahl Männer bei Euch, die zu schlagen

verstehen. Ich denke, das Einnehmen der „Schwalbe“ wird nicht schwer werden, wenn wir sie nur erst in Sicht hätten!“

Das Schiff setzte sich in Bewegung und die Matrosen hatten, als die Schwanfungen des Fahrzeuges stärker wurden, ihre helle Freude an den Versuchen der „Landratten,“ sich aufrecht zu erhalten.

Der Wachtmeister war der Erste, welcher das Gleichgewicht verlor und die Länge des Schiffes maß.

„Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche,“ schrie er, als er stürzte; „auf dem vermaledeiten Kasten kann man ja nicht einmal stehen; den elenden Schuften, die uns durch ihre Spitzbüberei auf das Wasser gelockt haben, will ich es aper einpläuen; in Kochstücken zerhacke ich sie!“

„Das ist brav!“ erwiderte ihm ein Matrose, der den Bemühungen des Wachtmeisters, sich wieder aufzurichten, lachend zusah, „weshalb aber so viel Mühe aufwenden? Hängen wir sie doch lieber an den Mast oder werfen wir sie in's Wasser!“

„Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche! Wenn ich auf den heillosen Brettern nur erst stehen könnte. Hörst denn das gottbergeffene Schwanken nicht palb auf? Ich werde ja dunselig und dann falle ich am Ende gar noch in die Pfütze!“

Endlich gelang es ihm, sich aufzurichten; auf seinen langen Kaufdeggen gestützt, hielt er sich nun aufrecht, bot dabei aber ein so komisches Bild, daß selbst die Ritter sich eines Lächelns nicht erwehren konnten.

Lange Zeit waren sie bereits gefahren und der Capitän flüsterte dem unbeweglich auf dem Bordertheil des Schiffes stehenden und scharf auslugenden Grafen eben zu:

„Der dunkle Punkt da vorn, welcher sich rasch vergrößert, ist die Insel Neuwerk, ein mir längst höchst verdächtig gewordenes Stückchen Land!“

Als der Graf, dessen Augen dem Wink des Capitäns folgten, plötzlich ausrief:

„Was ist das dort?“

Die Umrisse der Insel ließen sich jetzt schon ziemlich deutlich erkennen und namentlich ein auf der Oberfläche des Wassers fort bis zu der Insel gleitender Blick vermochte von Minute zu Minute immer unzweifelhafter die Zickacklinien des Ufers selbst zu unterscheiden.

An der Seite nun, welche der links an der Insel vorüberführenden Fahrstraße gegenüber liegt, war dicht am Ufer ein anscheinend nicht zur Insel gehörender, von ihr getrennter Gegenstand zu erkennen.

Der Capitän sah ein paar Augenblicke scharf aus nach diesem das Interesse des Grafen erregenden Punkte und flüsterte dann:

„Ein Schiff! Seit wann ankern Fahrzeuge an dieser Stelle? Es ist doch nicht etwa —?“

„Vermögt Ihr noch nichts Näheres an dem Schiffe zu unterscheiden?“ fragte der Graf hastig, erregt.

„Hm! Die Masten sind auffallend klein und das Schiff selbst scheint außergewöhnlich lang und schmal zu sein. Doch werde ich mich in diesem Punkte wohl täuschen, denn das würde ja der Beschreibung ohngefähr entsprechen, die Ihr mir von der „Schwalbe“ gegeben habt. Es wäre mehr als verwegen, wenn die kocken Räuber hier schon angelegt hätten!“

„Nein, nein, Capitän,“ fiel ihm der Graf, welcher das

vermeintliche Schiff inzwischen scharf im Auge behalten, in's Wort; „ich glaube fest, daß wir auf der richtigen Fährte sind. — Kein Zweifel, jetzt bin ich meiner Sache sogar gewiß!“ fügte er nach kurzem Schweigen in festem Tone hinzu.

Im Augenblicke waren diese Worte des Grafen den Rittern, Mannen und den Matrosen bekannt und der Capitän murmelte zufrieden vor sich hin:

„In einer halben Stunde wird die Schwalbe unser und ein Vermögen verdient sein. Diese Nacht wird die schönste seit langen Jahren!“

Vorsichtig wurde die Insel umfahren und bei der stetig zunehmenden Helle waren bereits Gegenstände in weiterer Entfernung erkennbar.

Mit wachsender Ungeduld sahen die Ritter wie die Matrosen dem Ende der langgedehnten Insel entgegen, um die „Schwalbe“ in Sicht zu erhalten.

Endlich war die Spitze von Neuwerk erreicht, das Schiff bog links ab und —

„Ha,“ rief der Graf in dem Moment, „schneller, schneller, die Schurken rüsten sich eben zur Abfahrt!“

Matrosen hielten soeben die Segel und die „Schwalbe“ setzte sich in dem Moment in Bewegung, als die Verfolger sie erreichten. Durch eine geschickt ausgeführte Wendung gelangte das Schiff der Letzteren in den Lee der „Schwalbe“, auf welcher inzwischen und in sicherer Voraussicht eines unvermeidlichen Kampfes der Befehl ertheilt worden sein mußte, einige Refs fallen zu lassen und nothgedrungen beizudrehen. Bald befanden die beiden Fahrzeuge sich Blanke an Blanke. Die Enterhaken flogen und in demselben Augenblicke waren die Matrosen schon im wüthendsten Kampfe mit der Bemannung der „Schwalbe“.

„Wo sind meine Leute?“ rief der Graf, welcher mit Enteminn, dessen Sicherheit auf dem Verdeck des schwankenden Schiffes längst die Bewunderung der übrigen Herren erregt hatte, zu gleicher Zeit die „Schwalbe“ betrat. „Ich sehe hier nur fremde Gesichter!“

„Das werden wir bald erfahren!“ rief ihm Enteminn zu und drang gegen die Vertheidiger der Schwalbe vor. Mit unwiderstehlicher Gewalt handhabte er sein Schwert und die Kraft, Gewandtheit und Schnelligkeit, mit welcher er gegen die verwegenen Gefellen vorging, die sich ihm entgegenstellten, brachten es bald dahin, daß diese scheu zu weichen begannen.

Noch ehe die Knechte vermocht hatten, am Kampfe sich nachdrücklich zu betheiligen, war dieser, dank der Thätigkeit des Grafen, Enteminn's, der übrigen Herren, von denen Herr von Bismarck sich besonders durch seine Stärke und Gewandtheit bemerkbar machte und der kampflustigen Matrosen bereits entschieden. Letzere waren sogar schon beschäftigt, die noch lebenden Ueberwundenen, welche ohne Ausnahme sämmtlich verwundet und kampfunfähig geworden waren, zu binden, als der Graf hastig rief:

„Die unteren Räume müssen untersucht werden!“ u. der Treppe zuellte.

(Fortsetzung folgt.)

Freierstunden am häuslichen Herde.

Redaction, Druck und Verlag von S. G. Münchmeyer in Dresden, Jagdweg 14.

Filialen: Berlin, Nuppinerstraße 44; Wien, Josephstädter Hauptstraße 35; Dortmund, Düppelstraße 6.

Der beiden Quikows letzte Fahrten.

Historischer Roman aus der Jugendzeit des Hauses Hohenzollern, begonnen von Karl May, fortgeführt von Dr. Goldmann.

[Fortsetzung.]

Uebersetzung und Dramatisierung vorbehalten,
Nachdruck gerichtlich verfolgt.

Der Capitän, Sutemim, Herr von Bismarck und einige Knechte folgten und kamen eben auf dem Schiffsboden an, als sie den Ruf des Grafen hörten:

„Die Tönnchen sind fort! Verloren!“

Ein Licht war rasch zur Stelle und ein Blick genügte den Anwesenden, um sich davon zu überzeugen, daß an der Stelle, auf welche der Graf mit den bebend vor Aufregung hervorgestoßenen Worten deutete:

„Dort standen sie! Dort hatte ich sie hinstellen lassen!“ nichts zu sehen war.

In diesem Augenblick wurde der im Hintergrunde stehende Wachtmeister durch ein hinter ihm wahrnehmbar werdendes Geräusch veranlaßt, seine Aufmerksamkeit dorthin zu richten, von woher er glaubte, das Geräusch gehört zu haben.

„Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche,“ brummte er, „in dem verbeiwelten Kasten spukt's an allen Ecken und Enden!“

Zu Herrn Henning von Bismarck herantretend, fuhr er halblaut fort:

„Herr Ritter, dahinten wird's lebendig!“

„Ho!“ erwiderte dieser, dem Wachtmeister erst einen spöttischen Blick zuwerfend, dann aber, als er aufmerksam horchend, selbst das Geräusch hörte, kurz befehlend:

„Sehen wir zu, was da los ist!“

Der Graf hatte dieses kurze Zwiegespräch verstanden und trat näher.

Vorsichtig durchmaßen sie jetzt den langen Raum und Herr von Bismarck, welcher, das Schwert in der Hand, in unruhiger Hast vorausging, stieß, am Ende des Raumes angekommen, einen Schrei der Ueberraschung aus.

Der bei dem matten Schein des Lichtes den Herren

sich darbietende Anblick war in der That geeignet, momentan zu erschrecken.

Unter- und übereinander geworfen lagen in einer Ecke des Raumes eine Anzahl gefesselter und geknebelter Männer, von denen die untenliegenden bereits todt zu sein schienen, denn sie regten sich nicht mehr; einige der auf diese geworfenen Gefesselten bewegten sich noch schwach, das Antlitz mehrerer derselben war blau angelauten, die Augen schienen aus dem Kopfe hervorquellen zu wollen, unter und neben ihnen aber befanden sich große Blutlachen, ein durch die arg mit Blut besleckten Kleider der Männer unterstützter Beweis dafür, daß sie, im Kampfe überwunden, rücksichts- und mitleidslos hier einem entsetzlichen Tode zur Beute fallen sollten.

Der Graf hatte die Unglücklichen kaum näher betrachtet, als er entsetzt ausrief:

„Großer Gott, meine Leute!“ und versuchte die Fesseln des ihm zunächst liegenden Mannes zu lösen.

Mit Hilfe der Knechte waren die Gefangenen bald sämtlich ihrer Bande ledig und der Graf athmete erleichtert auf, als er bemerkte, daß einer der zu unterst gelegenen Männer sich zu bewegen begann.

„Gott sei Dank, mein Capitän erlangt die Besinnung wieder. Nun werden wir ja erfahren, wie es möglich gewesen ist, daß Räuber mein Schiff aus dem Hafen heraus- holen und die Ladung desselben zu bergen vermochten!“

Während der Wachtmeister, von Sutemim damit beauftragt, den mehr und mehr zum Bewußtsein kommenden Capitän die Treppe hinauf und auf das Verdeck, wo die übrigen Herren und Knechte und die Matrosen die gefesselt nebeneinanderliegenden Räuber bewachten, mehr trug, als führte, waren die noch im Steltraum weilenden Herren

mit den Befreiten beschäftigt und nicht lange Zeit verging, bis die Letzteren sämmtlich auf das Verdeck geschafft waren.

Vor allen Dingen war jetzt der Ort zu erforschen, an welchem die Tünnchen versteckt worden und da eine Frage an die seitherige Schiffsmannschaft ergab, daß diese keine Kenntniß von demselben besaß, wurde nothgedrungen zu einer Befragung der Räuber selbst geschritten.

Wie voranzusehen, blieben sämmtliche Fragen unbeantwortet, und aus dem höhnischen Grinsen der Gefesselten war ohne Mühe zu erkennen, daß die erforderliche Auskunft von ihnen nur sehr schwer zu erhalten sein würde.

Da schlug Suteminn plötzlich einen andern Weg ein.

„Hört, Ihr Schufte,“ rief er den Räubern mit lauter Stimme zu, „derjenige von Euch, welcher uns die Stelle auf der Insel anzeigt, an der die Fracht dieses Schiffes verborgen liegt, soll nicht nur völlig straffrei ausgehen, sondern auch noch eine Belohnung erhalten. Die übrigen Verbrecher aber werden sofort die furchtbarste Strafe erhalten!“

„Macht, was Ihr wollt,“ höhnte der eine Räuber, „ich sage doch nichts!“

Ein Anderer brummte:

„Wer sagt Euch denn, daß wir Eure Goldtonnen auf der Insel versteckt haben? Die hübschen Fätschen sind längst weit fort von hier!“

Noch Andere lachten und verspotteten die Ritter. Nur einer der Gefesselten verhielt sich ruhig und richtete forschende Blicke auf Suteminn.

Dieser, welcher die Glenden scharf beobachtete, nahm dies wahr und trat zu dem Kerl heran.

„Sprich! Gib die verlangte Auskunft, und ich werde sofort Deine Fesseln lösen!“

Der Ritter hatte bei diesen Worten das Schwert leicht erhoben, gleich als wolle er in demselben Augenblicke, in dem der Gefesselte dem Verlangen des Ritters entspräche, die Stricke zerschneiden.

„Güte Dich!“ knurrte jetzt der Nebenmann des die Worte des Ritters erwägenden Räubers, „der Capitän wird Dich sicher finden, wenn Du zum Verräther wirst, und Dich dann in der entsetzlichsten Weise strafen. Denke an Glas!“

„Ach was,“ entgegnete der also Gewarnte. „Ich habe nicht länger Lust, mich der Tyrannei des Capitäns zu beugen!“

„Wollt Ihr mir wirklich die Freiheit wiedergeben und werdet Ihr mir auch weiter forthelfen, wenn ich Euren Wunsch erfülle?“ wandte er sich fragend an den Ritter, welche Frage dieser sofort bejahte, worauf rasch die Antwort erfolgte:

„Nun gut, die Fätschen sind in einer Höhle auf der Insel versteckt, die ich Euch zeigen will, sobald ich erst die verdammten Fesseln los sein werde!“

Ein paar Augenblicke später stand der Mann auf den Füßen.

„Folgt mir nur, ich werde Euch führen!“

Der Capitän hatte währenddessen die Insel einer näheren, scharfen Besichtigung unterzogen. Dieselbe war nur am Ufer mit dichtem Gesträuch bewachsen, das Innere dagegen bildete eine öde, baum- und strachlose Fläche,

3

auf welcher zunächst der Seite, an der die Schiffe hielten, eine kleine Hütte sichtbar war.

Die Hütte schien seit einigen Minuten auch das besondere Interesse des Herrn Henning von Bismarck zu erregen, denn er rief in dem Augenblicke, als auch der Capitän sprechen wollte, hastig:

„Wer wohnt dort in dem Häuschen? Der Besitzer desselben hat uns bemerkt und rennt jetzt wie toll umher!“ —

„Dieselbe Frage habe auch ich stellen wollen,“ bemerkte der Capitän; „vor einer Viertelstunde habe ich den kleinen, buckeligen Kerl rechts von der Bucht her auf das Häuschen zu springen sehen!“

Der seiner Fesseln ledige Räuber wandte sich nach der bezeichneten Richtung und gab unaufgefordert die Auskunft:

„Der Mann, welcher dort in der Hütte wohnt, ist der Wächter der Fätschen!“

„Um!“ brummte der Capitän, „dann wird es wohl gerathen sein, dem Kerl mit den Hunden dort zusammen aufzuknüpfen!“

Rasch wurde ein Boot hinabgelassen, der Graf bestieg dasselbe mit Suteminn, einigen Matrosen der „Schwalbe“, die sich von ihrer kurzen Gefangenschaft inzwischen wieder erholt hatten, in Begleitung des Führers und bald landeten sie an der Insel.

„Gaspar,“ befahl Suteminn, „hole Du den Mann da aus dem Häuschen und bringe ihn in jedem Falle uns nach.“

„Gut, Herr Ritter!“ grinste der Wachtmeister, „ich bringe den Kerl, und wenn er der Teufel selber wäre! Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche,“ sagte er, als er ein paar Schritt in der Richtung gegen das Häuschen gegangen war, „ich habe wohl auf dem elenden Kasten da das Laufen verlernt, der Boden scheint hier gerade so sehr zu wackeln wie das Schiff, denn ich muß mich ja bei allen Teufeln stützen, um nicht hinzufallen.“

„Na, warte Schuft, Du sollst mein Schwert auf Deinem Rücken tanzen fühlen, wenn Du etwa mich auch noch ärgern willst!“

Drohend, grollend ging er anfangs wankend, bald aber immer festeren Schrittes der Hütte zu, in deren Thüre ein Weib erschien.

„Was wollt Ihr hier?“ schrie sie dem ergriminten Wachtmeister entgegen.

„Sachte! sachte, alter Drache!“ brüllte dieser, „wo ist der Kerl, der hier wohnt?“

„Oho! der Kerl? Hier wohne ich mit meinem Mann!“

„Wo ist Dein Mann? Ruße ihn!“

„Er ist nicht zu Hause!“

„Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche; ich glaube, das Weispild will mich ärgern. Ich werde ihn selbst suchen, dann aber Dich gleich mit mir nehmen!“

Mit diesen Worten schritt er der Hausthür zu, und das Weib, welches fürchten mochte, der, mit seinem langen Schwerte verdächtige Bewegungen machende wilde Kriegsknecht werde sie bei längerem Widerstande ernstlich bedrohen, zog sich schreiend zurück.

In diesem Augenblicke wurde die Thür eines Kämmerchens aufgestoßen und ein kleiner verwachsener Mann, in dessen Zügen sich Bosheit, Tücke und Hinterlist, im nicht

geringem Grade jetzt aber auch Furcht ausprägten, trat hervor. Noch ehe er oder der Wachtmeister aber ein Wort zu sprechen vermocht, hatte das in der Nähe des Kleinen stehende Weib diesen hinterrücks gefaßt und versuchte unter gellendem Hilfesgeschrei ihn zurückzuziehen. Der Ausführung dieses Bemühens trat der Wachtmeister hindernd entgegen, welcher den Kleinen, in dem die Leser Hinrich, den Genossen der Schiffsknechte vom „Wiking“, erkannt haben werden, am Arme faßte und mit einem gewaltigen Ruck aus der Gewalt des Weibes befreite und zur Hütte hinaus schleifte.

„Was wollt Ihr von mir?“ fragte dort Hinrich, als er wieder auf den Füßen stand, den ihn finster anblickenden Wachtmeister in ängstlichem Tone.

„Kommt mit mir, Kleiner!“ brummte der Letztere.

„Nein ich gehe nicht mit, wenn ich nicht vorher erfahre, was Ihr —“

„Mordelement,“ polterte nun aber der Wachtmeister ergrimmt, „Gott straf mich, wenn ich fluche; wenn Du nicht gleich Deine kleinen Peine in Bewegung sehest und mich peglekest wohin ich will, dann werde ich Dich mit meinem Schwerte in Gang bringen. Vorwärts, der Ritter wartet. Da gehen sie schon so weit vor uns. Beeile Dich, Hallunke, sonst —“

Die Ritter schritten eben einem seitwärts von dem Häuschen gelegenen kleinen Hügel zu, als ein lautes Geschrei sie veranlaßte, einen Blick nach der Richtung zu werfen, von welcher der Lärm ertönte. Eine eigenthümliche Scene bot sich ihnen dar:

Der Wachtmeister brachte Hinrich mehr geschleift als geführt, und dicht auf dem Fuße folgte den Beiden ein Weib. Diese schrie und weinte, Hinrich jammerte und der Wachtmeister fluchte — die drei Personen äußerten sich dabei so laut, daß Suteninn ihnen barsch entgegen rief:

„Seid Ihr alle drei verrückt geworden? Ruhe, oder ich werde die Schreihälse stopfen!“

„Gott straf mich, Herr Ritter, wenn ich fluche,“ murzte der Wachtmeister; „der kleine Kerl muß einmal, das alte Weib aber erst zweimal todtgeschlagen werden, wenn man die Beiden zur Ruhe bringen will! Lieber will ich mit Bären und Wölfen kämpfen, als mit dem Drachen dort noch länger mich ärgern zu müssen!“

„Hier ist die Höhle!“ rief in diesem Augenblicke der Führer.

„Wo?“ fragten der Graf und Suteninn zu gleicher Zeit, denn ringsum vermochten sie nichts Anderes zu sehen, als eine Anzahl am Fuße des Hügel verstreut liegende Steine auf einer von vielen Sandflächen durchbrochenen dichten Moosdecke.

„Helft mir hier den ersten der Steine bei Seite schieben!“

Diesem Wunsche des Führers wurde bereitwillig entsprochen, und nun wurde an der bloßgelegten Stelle eine starke hölzerne Thüre bemerkbar, welche durch einen oben aufliegenden Haken vom Führer in die Höhe gehoben wurde.

Der Kleine hatte im Augenblicke erkannt, daß der ihm wohlbekannte Führer zum Verräther geworden, und knirschte in ohnmächtiger Wuth mit den Zähnen.

Auf einen Wink Suteninn's brachte der Wachtmeister Hinrich herbeigeschleppt und nun befahl den Ritter den

beiden ehemaligen Genossen und dem Wachtmeister, hinabzusteigen in die Höhle und die Fäßchen heraufzuschaffen.

„Mein Capitän mag auch mit hinabgehen!“ bemerkte der Graf; noch ehe dieser aber den Befehl an den Capitän erteilt, hatte Letzterer sich bereits beeilt, an die in das Gewölbe führende Treppe zu gelangen.

Dort stieß er mit dem Wachtmeister heftig zusammen.

„Mordelement,“ brummte dieser, „wollt Ihr mich in das verbeiwelt finstere Loch stoßen? Seht Euch vor, Caspar Diepenow läßt nicht mit sich spaßen!“

Er bemerkte nicht, daß der Capitän erstaunt zurückfuhr, sondern stieg fluchend die Leiter hinab.

Im folgten die beiden Gefangenen und dann zum Schluß der Capitän.

„Hier ist es ja finster, wie im Rachen der Hölle,“ brummte der Wachtmeister.

„Habt Ihr kein Licht in der Mordgrube?“ schrie er die beiden Männer an, „sonst rennt mich der Capitän noch bei lezendigem Leibe um!“

„Gleich!“ knurrte der Führer, holte aus einem Beutel hinter der Leiter einige Späne hervor, die er schnell in Brand steckte, und schritt dann mit dem Kleinen voraus.

Nur wenige Schritte hatten sie zu gehen, als sie vor einer aus starken Bohlen bestehenden Thür standen, die der Kleine auf Gebot des Führers durch einen Druck auf einen der in die Thüre eingeschlagenen Nägel ohne Mühe öffnete.

Ueberrascht blieben der Wachtmeister und der Capitän stehen.

„Die Hallunken haben ja furchtbar Peute gemacht!“ murmelte der Erstere, „ich möchte nur wissen, wie sie die Waaren all hierher gebracht haben!“

Vor ihnen lag ein großes, durch den Rienspan nur schwach erhelltes Gewölbe, in welchem sie eine Reihe Waarenballen auf- und nebeneinander bemerkten, Kisten und Kasten lagen in größter Unordnung in dem weiten Raume umher und es war ersichtlich, daß lange Zeit und viel Kämpfe erforderlich gewesen, bis die Räuber eine so bedeutende Masse an Waaren und Kaufmannsgütern zu erbeuten vermocht hatten.

Nach den Tönnchen sahen sich Beide aber vergeblich um! —

„Stehen bleiben!“ brüllte in diesem Augenblicke der Wachtmeister, welcher zufällig bemerkte, daß der Kleine sich möglichst behutsam hinter die in das Gewölbe eingetretenen beiden Männer schleichen und das Letztere verlassen wollte.

Mit einem Sprunge, der Beide in Erstaunen setzte, war nun aber der Kleine an ihnen vorbeigezickt und wollte die Thüre, in dem Moment zuschlagen, als der Wachtmeister schon in derselben stand.

Zu gleicher Zeit erfaßte er den Kleinen am Kopfe und zog ihn, ohne ein Wort zu sprechen, in das Gewölbe. Der Führer schien den Vorgang nicht bemerkt zu haben, denn er machte sich im Hintergrunde des Raumes zu schaffen, so lange, daß der Capitän den Span ergriff und zu ihm hinantrat.

„Dein Glück!“ knurrte er grimmig, als er den Kerl mit den Fäßchen beschäftigt sah. „Heb auf!“ befahl er weiter. Der Wachtmeister kam der Ausführung dieses Befehls indeß durch eine andere Frage zuvor.

„Gib mir Stricke,“ brüllte dieser den Führer an, „ich

muß den Deiwelsspraten hier pinben, daß er die Engel pfeifen hört. Der Schuft hatte einen elenden Streich gegen uns vor und er darf hier nicht heraus, so wahr ich der Wachtmeister Caspar Diepenow pin!“

„Wie heißt Ihr?“ fragte jetzt der Capitän, rasch ihm näher tretend.

„Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche,“ brummte dieser, die riesige Gestalt des Fragestellers finsternen Blickes messend, „wo hapt Ihr denn Eure Ohren gelassen. Soll ich etwa Euch zu Gefallen meinen Namen fortwährend in der Mordgrube herum prüllen?“

„Nennt mir nur Euren Namen noch einmal,“ drängte der Capitän noch immer freundlich, aber hastig.

Dies erbitterte jedoch den ohnehin wüthenden Wachtmeister nur noch mehr.

„Stricke will ich hapen,“ schrie er den Führer wie den Capitän an.

„Mein Name geht Euch nichts an!“

Der Führer brachte jetzt das Verlangte und der Capitän stieß unwillig „Gropian!“ hervor.

Der Wachtmeister hatte dies trotz seiner Beschäftigung mit dem Kleinen, den er fesselte, verstanden und erwiderte:

„Wart, ich werde Euch begropianen; wenn ich nur erst die Kröte hier werde unschädlich gemacht hapen, dann will ich Euch meinen Namen auf den Buckel schreiben!“

Jetzt wurde aber auch der Capitän ergrimmt.

„Um Euren dummen Namen werde ich dann noch einmal fragen, wenn wir die Tönnchen hinaufgeschafft hapen. Der Teufel soll Euch dann in die Knochen fahren, wenn ich wieder eine solche poshafte Antwort erhalte!“

Ohne sich weiter um den Wachtmeister, der ihn einen Moment groß anstarrte, zu kümmern, trug er mit Hilfe des Führers mehrere der Tönnchen bis an den Fuß der Leiter. Auf dem Rückwege begegnete ihnen der Wachtmeister, welcher, nachdem er den Kleinen in eine Ecke geworfen, eins der Tönnchen allein aufgenommen hatte.

Wäre der Capitän nicht schnell auf die Seite gesprungen, dann hätte ihm der Wachtmeister seine Ladung an den Kopf gerannt.

„Wart, Landratte,“ rief der der Gefahr glücklich entronnene Capitän, „Dich werde ich, wenn wir erst aus der Grube heraus sein werden, graden Cours steuern lehren!“

Der Wachtmeister beherrschte sich so weit, daß er mit der Antwort zögerte, bis die Tönnchen sämmtlich hervorgeholt waren; länger ertrug er die ihm angethane Schmach aber nicht.

„Was pin ich? eine Ratte?“ brüllte er den des Angriffs längst gewärtigen Capitän an, „Du heillosen Seeräuper sollst an die Ratte denken!“

Mit einem gewaltigen Schlage suchte er den Gegner niederzuwerfen, dieser war jedoch gewandter, unterlief ihn und bald lag der Wachtmeister am Boden. Beide bearbeiteten sich gegenseitig das Gesicht mit Faustschlägen; sie hörten in ihrer Wuth nicht, daß die am Rande der Grube stehenden Ritter, auf den Lärm der beiden Kämpfenden aufmerksam geworden, Ruhe und Eile geboten, und als sie wahrnahmen, daß ihre Befehle unbeachtet blieben, noch einige der Mannen und Matrosen die Leiter herabschickten.

Eben langte der erste der Matrosen unten an, als der Wachtmeister, dem ebenso wie dem Capitän das Blut

über das Gesicht herabließ, brüllte: „Packe Dich, oder ich erwürge Dich, so wahr ich der Wachtmeister Caspar Diepenow bin!“

In diesem Momente hielt der Capitän inne zu schlagen. „Caspar Diepenow heißt Du? Bist Du vielleicht aus Blaue und beim Ritter Dietrich von Quikow?“

„Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche. Wo kennt mich denn der Seeräuper her? Freilich war ich bei dem tapfern Ritter Dietrich, ich heiße aber nicht Caspar Diepenow, sondern Caspar Diepenow, mit dem sanften p!“

„Ganz recht, Diepenow!“ rief der Capitän aufspringend und sich das Blut abwischend, „altes Büffelleber, kennst Du denn Deinen Bruder nicht mehr?“

Mit einem Ruck stand der Wachtmeister auf den Füßen und näherte sich, mit dem Armel über das durch den Capitän ihm gräßlich zerfesselte, blutende Gesicht fahrend, dem Gegner.

„Mordelement, Peter, pist Du's oder nicht?“

„Freilich pin ich's!“

„Peter, Peter, in drei Teufels Namen, lasse Dich umarmen, alter Junge!“

Beide erst so wüthenden Kämpfer lagen einander nun plötzlich in den Armen, und der Führer, welcher dem Kampfe neugierig und ohne sich irgendwie an demselben zu betheiligen, zugehört, wie auch die anderen in die Grube herabgeschickten Männer umstanden sprachlos, stauend die sonderbare Gruppe.

Ein donnernder Ruf des Grafen, bei härtester Strafe nicht länger mit der Herausschaffung der Fäshen zu zögern, erinnerte die Matrosen wie auch die Brüder an ihre Pflicht, und bald lagen die Tönnchen am oberen Rande der Grube zu Füßen der Ritter.

Erstaunt sahen die Ritter auf den Wachtmeister und den Capitän, deren Gesichter einen grausigen Anblick boten.

„Weshalb habt Ihr einander derart zugerichtet?“ fragte der Graf streng.

„Noch ehe wir in die Höhle stiegen,“ entgegnete der Capitän, „sahen es mir, als wäre der Wachtmeister mir unbekannt. Unten angekommen fragte ich ihn, um Gewißheit zu erhalten, um seinen Namen, worauf er grop antwortete. Wir geriethen hart an einander und als wir einander recht gehörig geklopft hatten, stellte es sich heraus, daß er mein Bruder Caspar ist!“

„Mordelement, Gott straf mich, wenn ich fluche,“ brummte der Wachtmeister, „ich habe eine ganz höllische Freude, meinen Bruder Peter wiedergefunden zu haben!“

Sutemim unterdrückte die Strafrede, welche er dem Wachtmeister zugehört hatte, fragte aber, als er bemerkte daß der Führer die Fallthüre schließen wollte, rasch:

„Wo ist der Mann geblieben, der von dem Weibe dort zurückwartet wird?“

„Den hätte ich peinahe vergessen, der Schuft wollte uns unten einsperren und dann wahrscheinlich die Höhle auf einem andern Wege verlassen!“

„Hole ihn herauf; er mag mit uns kommen!“

Dieser Befehl war bald ausgeführt und nun zog der mit den Tönnchen beladene kleine Trupp, welcher den aus Furcht sich still verhaltenden Hinrich in die Mitte nahm, und gefolgt von dem schreienden Weibe, dem noch wartenden Boote zu.

Die gefesselten Räuber waren inzwischen und entsprechend der Anordnung des Grafen im Kielraum der „Schwalbe“ untergebracht worden, und nachdem sie ihre frühere kostbare Ladung wieder aufgenommen, segelten beide Schiffe die Elbe aufwärts nach Hamburg zurück.

Der Wachtmeister, durch die Erfahrung gewizigt, vernied, trotz des freundlichen Angebots seines Bruders, ihn bei einem Spaziergange auf dem Schiffe unterstützen zu wollen, jede Bewegung. Er setzte sich auf einen neben dem Mast liegenden Haufen Tane und rührte sich während der ganzen Fahrt nicht vom Platze.

„Gott straf mich!“ knurrte er, als auch Junker Diez ihn lächelnd fragte, weshalb er sich so hartnäckig an den Mast anklammere, „wenn ich mich ohne die größte Noth noch einmal auf einem solchen vermaledeiten Kasten sehen lasse. Bei den ersten Schritten würde ich ja das Gleichgewicht verlieren und meine Nase noch preiter klopfen, als sie ohnehin schon ist. Seht nur, Herr Junker, wie das Schiff sich bald nach rechts bald nach links, dann nach vorn und wohl auch nach hinten neigt.“

Lachend entfernte sich der Junker und trat zu dem Capitän, welcher sehr aufmerksam die Wasserstraße zurückblickte.

„Was fällt Euch denn auf,“ fragte er neugierig, „daß Ihr so angestrengt die Fläche betrachtet, auf welcher ich trotz meinen guten Augen nichts bemerke?“

„Seht Ihr dort weit hinten den schwarzen Punkt?“

„Allerdings, aber —?“

„Das ist ein Schiff, das teuflernäßig rasch fährt!“

In diesem Augenblick ertönte von dem unmittelbar folgenden Schiffe der Ruf herüber:

„Der Wiking in Sicht!“

„Alle Teufel!“ fluchte der Capitän und eilte fort, den Grafen zu benachrichtigen.

Dieser verlor keinen Augenblick die Ruhe. Gleichmüthig erwiderte er:

„Laß alle Segel beisehen und dann wollen wir das Weitere ruhig abwarten!“

Der Capitän des folgenden Schiffes befolgte dieselbe Weisung und mit verdoppelter Schnelligkeit eilten die beiden Fahrzeuge weiter.

Aber auch der „Wiking“ schien seine Fahrgeschwindigkeit verdoppelt zu haben, denn die Entfernung zwischen diesem und den beiden Schiffen verminderte sich zusehends. Schon hatte der Verfolger die Höhe von Neuwerk erreicht, als er plötzlich anzuhalten schien.

„Wir sind dem Räuber schon zu weit vorgekommen,“ murmelte der Capitän zufrieden; „nun werden wir auch ungehindert den Hafen erreichen!“

Während der Capitän sich mit der Beobachtung des Raper Schiffes beschäftigte, war einer der Schiffsleute zu ihm herantreten, um eine Meldung abzustatten oder Etwas mit ihm zu besprechen. Er hatte dies kaum beendet, als der Capitän erfreut rief:

„Constapel, freut Euch auf den Schreck, den wir zusammen gehapt haben, jetzt auch mit mir!“

„Vorüber soll ich mich freuen? Etwas darüber, daß die elenden Räuber uns so schändlich geschlagen haben?“ brummte dieser mißmüthig. „Wenn ich diese dumme Geschichte meinem Bruder erzählen werde, w'rd er nicht gerade viel Achtung vor meiner Tapferkeit hegen. Blitz und Donner, ich ärgere mich fürchterlich!“

¶

„Laßt das Aergern jetzt bei Seite. Dort sitzt mein Bruder!“

„Wer? Euer Bruder? Wo?“

„Dort auf den Tauen!“

„Dann werde ich sofort zu ihm gehen, vielleicht —!“

„Ha,“ rief er, vor dem Wachtmeister angekommen, diesem zu: „Ihr seid der Wachtmeister Caspar Liebenow, der Bruder des Capitäns?“

„Ist es Euch etwa nicht recht?“ klang es scharf zurück.

„Gewiß, gewiß. Ich wollte Euch nur fragen, ob Ihr meinen Bruder Balthasar kennt, der bei Herrn Claus von Quikow auf Stavenow ist?“

„Vordement,“ fuhr der Wachtmeister, den vor ihm stehenden riesigen Mann neugierig betrachtend, erstaunt auf. „Ihr seid der Bruder meines alten Freundes Steckelpein und seines Nasumonofitsch?“

„Wenn wir in Hamburg vor Anker liegen bleiben, dann werde ich ihn, nachdem ich durch Euch erfahren, daß er noch lebt, sicher besuchen! Wer ist denn der Nasumonofitsch? Den kenne ich nicht!“

„Freund Steckelpein hat einen Gaul, welcher ebenso lang und dürr ist wie er selbst und diesen gotteslästerlichen Namen führt! Ich meine, Ihr könnt doch nicht so lange von Eurem Bruder getrennt sein, um die alte Mähre nicht kennen gelernt zu haben, mit der er aufgewachsen ist?“ —

„Alle Bombardenläufe, Bruder Balthasar scheint wirklich Euer Freund zu sein, daß Ihr ihn und sein Pferd in der Weise besprecht! Erzählt mir doch etwas Näheres über den Jungen!“

Während beide Männer sich hier unterhielten, unterwarf der Graf den Räuber, welcher zur Wiedererlangung des Goldes behülflich gewesen, einem strengen Verhör.

„Du gehörst also zu den Leuten des Volk Benda-skio?“

„Ja!“

„Wie kamst Du mit Deinen gefesselten Genossen nach Hamburg und wer hat Euch Kenntniß von der Ladung meines Schiffes gegeben?“

Der Capitän hat stets eine Anzahl seiner Leute in Hamburg, denen die Aufgabe zugetheilt ist, die auf Neuwerk geborgenen Waaren von dort abzuholen und nach Hamburg zu bringen, wo die Güter an bestimmte Kaufleute abgeliefert werden. Bei besonders wichtigen Transporten werden wir benachrichtigt, wann dieselben von Neuwerk abzuholen sind. Vor einiger Zeit nun erhielt unser Bootsmann den Befehl, fortan auf jedes in Hafen ankommende Schiff zu achten und falls ein englisches sichtbar werden sollte, den Namen des Besitzers desselben zu erforschen. Dasjenige Fahrzeug, auf welchem der Herr Graf von Warwick angekommen, sollten wir noch vor der Löschung der Ladung aus dem Hafen heraus und bis Neuwerk bringen, dort die Ladung in der Höhle bergen und das Schiff dann nach Helgoland schaffen.“

„Hm! Hm! Und der Bootsmann hat auch sofort nach meiner Ankunft Kenntniß davon erhalten?“

„Ja Herr!“

„Weshalb ist dann in der vorvergangenen Nacht nicht bereits der Versuch gemacht worden, das Schiff mit sammt der Ladung zu stehlen? Ich konnte ja gestern im Laufe des Tages die Löschung der Ladung vornehmen lassen?“

„In der ersten Nacht nach Ankunft der „Schwalbe“ waren die Matrosen die ganze Nacht auf dem Schiffe beschäftigt, zum mindesten war es unmöglich, den allerdings beabsichtigten Angriff, ohne die Aufmerksamkeit der Wachtposten auf den zunächstgelegenen Schiffen und der Hafenswache zu erregen, auszuführen. Dann aber waren wir auch durch geheime Verbündete davon unterrichtet worden, daß die Löschung nicht eher vorgenommen werden wird, als bis eine Anzahl Herren aus den Marken in Hamburg eingetroffen sein werde.

„Ihr selbst, Herr Graf, habt am Abende des Tages, an dem die „Schwalbe“ im Hafen vorfuhr, erklärt, daß die Löschung sich voraussichtlich noch einige Tage verzögern dürfte.“

„Das ist allerdings richtig; durch wen aber hat der Bootsmann das erfahren?“

„Dies ist mir nicht bekannt. Gestern Abend sollte der Angriff in jedem Falle ausgeführt werden und wir warteten nur noch die dafür festgesetzte Stunde ab, als ein Mann zum Bootsmann kam, der uns schon öfter gute Dienste geleistet hat. Derselbe war von Euch beauftragt, dem Capitän Eures Schiffes irgend eine — richtig, jetzt entsinne ich mich dessen, die Nachricht zu überbringen, daß Ihr die Nacht nicht auf das Schiff zurückkehren würdet!“

„Hallunke!“ rief der Graf knirschend. „Sprich weiter!“ herrschte er dem Räuber zu.

„Der Bote wurde an den Capitän abgeschickt und beauftragt, uns über die Verhältnisse auf der „Schwalbe“, ich meine darüber, ob die Matrosen alle auf derselben anwesend, ob und wie viele noch wach seien und so weiter, möglichst genauen Bericht zu erstatten!“

„Dieser Aufforderung kam der Schuft natürlich nach?“

„Ja. Wir erfuhren, daß eine Anzahl der Matrosen das Schiff verlassen, die übrigen aber, außer der Wache und dem Capitän, bereits schliefen.

„Es gelang uns, die Wache so zu täuschen, daß wir sie zu binden und zu knebeln vermochten, ehe sie auch nur einen Laut von sich gegeben hatte. Mit derselben Leichtigkeit konnten wir die anderen Matrosen binden, nur der Capitän allein war nur mit Ausbietung aller Gewalt zu überwältigen. Zufällig wurde er in der Kajüte überfallen, sodaß der einzige Schrei, den er auszustößen vermochte, bei dem herrschenden Winde kaum weit zu hören gewesen sein kann.

„Wir waren eben im Begriff, abzufahren, als auch die noch fehlenden Mannschaften an Bord zurückkehrten. Die Neugierde, zu erfahren, weshalb die Schiffswache nicht auf ihrem Posten sei, veranlaßte sie, in die inneren Räume hinabzusteigen. Hier lagen wir auf der Lauer und wenige Minuten später befanden sich die schnell Ueberwältigten bei ihren Kameraden. Mit möglichster Vorsicht fuhren wir nun im Schutze der außerordentlich dunklen Nacht ab und waren schon zur Abfahrt von Neuwerk bereit, als Ihr ankamt. Das Weitere wißt Ihr ja selbst!“

Als der Mann seine Erzählung beendet, schritt der Graf noch einige Zeit sinnend auf und ab.

„Deine Erzählung scheint auf Wahrheit zu beruhen,“ bemerkte er endlich, „und ich werde Dir behülflich sein, von hier so zeitig fortzukommen, daß Du nicht etwa das Loos der Glenden zu theilen hast, die im Kielraum liegen. Für jetzt verlange ich noch die offene Beantwortung der Frage, ob es Dir bekannt ist, durch wen Wolf Bendastold Kennt-

niß von meiner Reise und von der Ladung der „Schwalbe“ erhalten hat!“

„Darüber vermag ich keine genaue Auskunft zu geben. Es wurde aber auf dem „Wiking“ angenommen, daß ein Pfaffe seine Hand im Spiele gehabt haben müsse.“

„Ein Geistlicher?“

„Ja, ein Geistlicher, der vor nicht langer Zeit aus den Marken zum Capitän gekommen ist.“

„Näheres über diesen Geistlichen hast Du nicht erfahren?“

„Hinrich, der Mann, welcher aus dem Häuschen auf Neuwerk abgeholt wurde, sagte, daß derselbe sich Pater Eusebius genannt habe!“

Junker Diez von Quikow hatte den letzten Theil der Unterredung gehört und trat, als er den Namen des Paters hörte, näher heran.

„Erlaubt, Herr Graf, eine Frage an den Mann!“

„Du nanntest den Pater Eusebius?“ wandte er sich an den Räuber.

„Hast Du ihn selbst gesehen?“

„Einen Augenblick vermochte ich ihn zu sehen, als er auf den Wiking gebracht wurde!“

„Beschreibe mir die Gestalt des Geistlichen.“

Der Mann kam dieser Aufforderung nach, soweit er dies noch im Stande war, und der Junker vermochte eine peinliche Ueberraschung nur schwer zu verbergen.

„Kennt Ihr diesen Geistlichen?“ fragte Herr von Bismarck, dem dies nicht entgangen war.

„Einen Augenblick,“ erwiderte der Junker, welcher sich inzwischen wieder gesammelt hatte, „glaubte ich in dem frommen Herrn Jemanden wiederzufinden, von dem ich früher einmal gehört habe, doch sehe ich bei reiflicher Ueberlegung ein, daß dies ein Irrthum sein muß!“

Durch die Ankunft der „Schwalbe“ im Hafen wurde die Unterhaltung unterbrochen, und Herr von Bismarck, welcher den Junker scharf beobachtet hatte, schien absichtlich vorläufig jede weitere Frage zu unterlassen.

Während die Ritter jetzt ungehäumt an die Ausföhrung der erforderlichen Vorbereitungen zur Abreise gingen, übergab der Graf die gefesselten Räuber und Hinrich, welcher nicht nur jede nähere Auskunft über den mehrerwähnten Pater verweigerte, sondern überhaupt nicht sprechen wollte, der Hafensbehörde und entließ dann, mit einer Geldpfeude versehen, den zur Wiedererlangung der Ladung behülflich gewesenen Mann.

Am Nachmittage desselben Tages noch reisten die Herren Hans von Uchtenhagen und Heinrich von Strantz mit dem nach dem Vorschlage des Ersteren gebildeten Transporte ab.

Als gegen Abend die Goldtönnchen aus dem Schiffe und auf die bereitstehenden Wagen verladen waren, schritt ein großer, starker Mann an den in der Nähe der Letzteren weilenden Herren vorüber, welcher den Grafen nicht nur auffallend scharf betrachtete, sondern selbst auch die Aufmerksamkeit namentlich des Herrn von Bismarck und des Grafen erregte.

„Wer ist dieser Mann?“ diese Frage schwebte auf Aller Lippen, aber weder einer der Anwesenden noch auch einer der zunächststehenden Hafenbeamten vermochte genügende Aufklärung zu geben.

„Ich habe den Mann mehrmals bereits hier gesehen,“ meinte der Eine, „doch nie erfahren können, wie er heißt

und was er ist. Daß er ein Seemann ist, werden die Herren selbst bereits bemerkt haben, das ist aber auch Alles, was ich über ihn weiß!"

Weder der Graf noch auch Herr von Bismarck beruhigten sich mit dieser Auskunft. Mehrmals noch blickten sie dem langsam dahinschreitenden Manne nach und erst die Bemerkung Sutenimn's, ihm genüge zu wissen, daß der Unbekannte nicht zu den guten Freunden gehöre, die auf dem Landwege nach den Geldbönnchen verlangten, störte sie in ihrem Grübeln.

„Ihr habt Recht!“ erwiderte der Graf, „und es wäre ein nutzloses Beginnen, die Zeit noch länger mit Grübeln und Rathen einer Person wegen zu verbringen, die uns gleichgültig sein kann!“

„Werdet Ihr, Herr Graf, von hier den directen Weg nach Koftriz einschlagen?“ fragte Herr von Bismarck, dessen Gedanken seither noch immer bei dem Unbekannten geweilt zu haben schienen.

„Ich habe in Folge der vor wenig Stunden glücklich beendigten Angelegenheit hier noch Verschiedenes zu erledigen, worunter die Sicherung der „Schwalbe“, die hier noch eine Zeit lang vor Anker liegen wird, obenan steht. Dann aber beabsichtige ich, die Reise nach Potsdam anzutreten, von wo aus ich erst geraden Weges nach Koftriz reisen werde. Ich wünsche Euch, meine Herren, glückliche Durchführung der übernommenen Aufgabe und hoffe, Euch auf meiner Reise durch die Marken wiederzusehen!“

Nach einer kurzen freundlichen Verabschiedung von den Herren ging der Graf auf die „Schwalbe“ zurück und der Zug setzte sich unter Führung der Ritter vom Hafen aus in Bewegung.

Als der Wachtmeister, welcher von seinem Bruder das Versprechen erhalten, daß dieser ihn in nächster Zeit schon mit Bewilligung des Grafen für einige Tage besuchen werde, sich bei einer Biegung des Weges zum letzten Male nach dem Hafen zurückwandte, um noch einen Blick auf die Schiffe zu richten, rief er in komischem Tone:

„Gott straf mich, wenn ich fluche, der Teiwel soll mich aper holen, wenn ich noch einmal einen Fuß auf einen so wackeligen Kasten setze, wie die Schiffe da sind. Ich pegreife Peter nicht, daß er sich da wohl fühlen kann, wo ein anderer ehrlicher Christenmensch keinen Schritt zu gehen vermag, ohne nicht fürchten zu müssen, auf die Nase zu fallen. Meine Nase muß übrighens gut aussehen, der Teiwelskerl hat ja eine Faust, die so hart ist, wie ein Stein!“

Etwa vierzehn Tage waren seit der Abreise der Herren aus Hamburg vergangen. Der Geldtransport war ungefährdet in Potsdam angekommen und Sutenimn saß in seinem, den Lesern bereits bekannten Gemache im Zaubersaule in Tangermünde im eifrigen Gespräch mit Herrn Henning von Bismarck.

Sie hatten aber noch einmal über den Zusammenstoß des Herrn Hans von Uchtenhagen mit den Wegelagerern gesprochen, unter denen er Herrn Claus von Quikow sicher und, weingleich weniger bestimmt, den Junker Wolbwin erkannt haben wollte, und lachend der Ueberraschung er-

wähnt, welche ihnen die Deffnung der statt mit Gold mit Sand gefüllten Fäßchen bereitet haben werde.

Beide sprachen dann über die dringende Nothwendigkeit, dem Unwesen des Raubritterthums ein Ende zu machen und für Sicherung des Lebens und Eigenthums auf den öffentlichen Straßen zu sorgen.

„Hier geordnete Zustände herbeizuführen,“ meinte Sutenimn, „vermag nur der Markgraf. Dieser aber wird im Augenblick derart beschäftigt, daß ein energischer Zug gegen die Wolbwin's, Quikow's, Steinfurth's und wie die Raubritter alle heißen, in nächster Zeit kaum zu erwarten sein dürfte!“

„Da erinnere ich mich aber,“ rief Herr von Bismarck hastig, „daß ich dieser Tage die Nachricht erhalten habe, Herr Claus von Quikow sei auf Garlosen plötzlich gestorben!“

„Demnach wäre einer der berühmtesten Wegelagerer weniger,“ warf Sutenimn gleichmüthig ein.

„Hört nur weiter. Ihr habt die beiden Söhne Dietrich's von Quikow, die Junker Diez und Cuno, kennen gelernt. Beide verdienen nach dem, was ich durch Hans von Uchtenhagen von ihnen erfahren und soweit ich selbst Gelegenheit gehabt, sie zu beobachten, alle Achtung; sie sind ihrer Gesinnung nach ihrem berühmtesten Vater sehr wenig ähnlich, und Junker Diez war es ja auch, durch den ich erfahren, daß der Vater, welcher dem Rolf Wendastold die Ankunft einer Goldsendung aus England verrathen, ohne Zweifel der Caplan von Garlosen sei.“

„Diese beiden Junker also werden nach dem Ableben ihres würdigen Vaters die Erben von Stavenow und wir können uns nur freuen, zwei solch' ehrenwerthe Herren mehr für das Interesse der Ordnung gewonnen zu haben; der Vortheil, welchen sie durch Bethätigung ihrer Ueberzeugung zu bieten vermögen, ist um so höher anzuschlagen, als Stavenow in der Nähe Garlosen's liegt, und die Junkhaber dieses alten Raubnestes durch die Besitzer von Stavenow gar wohl von der Begehung manches ehrlosen Streiches abgehalten werden können!“

„Ihr seid ein warmer Vertheidiger der beiden Junker,“ erwiderte Sutenimn lächelnd, „und ich muß mich, so schwer es mir auch fällt, wohl auch zu Eurer Ansicht über die Söhne des berühmtesten Dietrich bekehren, um so mehr, als ich in meinem eigenen Hause Jemanden habe, der mit Euch die gleiche Gesinnung hegt.“

„Junker Detlev,“ fragte Herr von Bismarck erstaunt.

„Derfelbe. Er hat die Junker bei Herrn Hans von Uchtenhagen kennen gelernt und singt dasselbe Loblied. Da er in den nächsten Tagen Herrn von Uchtenhagen in meinem Auftrage aufsuchen und die beiden Junker dort wohl noch antreffen wird, so werde ich voraussichtlich bald Näheres über den Todesfall Claus von Quikow's erfahren. Ich habe übrigens jetzt bereits angefangen, Vorbereitungen für die Reise zu treffen und für alle Fälle Detlev zu instruiren über sein Verhalten bei etwaigen Vorkommnissen, die während meiner, längere Zeit dauernden, Abwesenheit leicht sich ereignen dürften.“

(Fortsetzung folgt.)

Freierstunden am häuslichen Herde.



Redaction, Druck und Verlag von S. G. Münchmeyer in Dresden, Jagdweg 14.

Filialen: Berlin, Ruppinerstraße 44; Wien, Josephstädter Hauptstraße 35; Dortmund, Düppelstraße 6.

Der beiden Anikows letzte Fahrten.

Historischer Roman aus der Jugendzeit des Hauses Hohenzollern, begonnen von Carl May, fortgeführt von Dr. Goldmann.

[Fortsetzung.]

Uebersetzung und Dramatisirung vorbehalten,
Nachdruck gerichtlich verfolgt.

„Ihr hegt Besorgnisse? Was in aller Welt giebt Euch wohl Anlaß zu der Annahme, irgend Jemand könne während der Dauer der Reise eine feindselige Gesinnung gegen Euch bethätigen?“

„Nicht das befürchte ich. In diesem Falle würde Detlev sich auch ohne meinen besonderen Rath zu helfen wissen. Denkt aber an die zahlreichen Feinde des Markgrafen, denen sich die pommer'schen Fürsten nachgerade immer offener zugesellen. Ihr werdet mir zugeben, daß diese nur auf die günstige Gelegenheit warten, ihrer wahren Gesinnung gegen Herrn Friedrich Ausdruck zu geben. Sobald diese Herren nun erfahren werden, was in Rosstrik erstrebt wird, sobald ihnen bekannt geworden — und dies wird ja schwerlich lange mehr Geheimniß bleiben — welche Aussichten der Markgraf hat, das erstrebte, hohe Ziel auch wirklich zu erreichen, dann will es mir unzweifelhaft erscheinen, daß die Feinde alle ihnen zu Gebote stehende Macht aufbieten werden, um noch vor der Verwirklichung dieser gegründeten Erwartungen des Markgrafen einen Hauptschlag gegen ihn auszuführen. Sie werden nicht zögern, einen Entscheidungskampf zu beginnen, der die Frage zum Austrag bringen muß, wer fortan die alleinige Herrschaft besitzen soll. Es wird ein Kampf auf Tod und Leben, ein Kampf um die Existenz entbrennen und der Markgraf aller treu zu ihm haltenden Kräfte bedürfen, um der nicht zu unterschätzenden Gewalt der Gegner in erwünschter Weise gegenüberzutreten zu können.“

Herr von Bismarck hatte den Worten Suteimin's mit wachsendem Erstaunen zugehört.

„Und dieser Entscheidungskampf wird Eurer Ansicht nach entbrennen, noch ehe wir wieder in der Heimath angelangt sind?“

Freierstunden.

„Ich glaube das fest, und darauf hin zielte meine Andeutung, Detlev habe Anweisung für sein Verhalten bei etwaigen Vorkommnissen erhalten!“

Beide Ritter schwiegen einige Zeit. Suteimin hob eine zu Boden gefallene Pergamentrolle auf und entfaltete sie scheinbar absichtslos. Hans von Bismarck blickte gedankenvoll vor sich hin.

Er hegte nicht den mindesten Zweifel an der Wichtigkeit der Schlüsse seines verständnißreichen Freundes, und in seinen Zügen prägte sich im Augenblick nicht undeutlich der Aerger darüber aus, daß er möglicherweise erst auf dem Kampfplatze ankommen werde, wenn die Entscheidung nicht mehr bezweifelt werden könne!“

Auf diese Erwägung bezog sich sicher der Ausruf, welchen er, aus seinem Sinnen sich plötzlich gewaltsam emporraffend, hervorließ:

„Mag geschehen, was nicht zu ändern ist. Wir werden uns keinen Augenblick länger, als nöthig, auf der Reise verweilen und wollen das Beste hoffen. In einem Punkte kann ich Eurer Ansicht doch aber nicht völlig beistimmen!“

„Laßt mich hören, was Ihr bezweifelt. Vielleicht vermag ich meine Worte zu beweisen!“

„Ihr sprecht von einer Vereinigung der dem Markgrafen feindlich gesinnten pommer'schen Fürsten mit dem auffälligen Theil der Ritterschaft in den Marken. Erachtet Ihr die Gegner des Markgrafen innerhalb der Marken, die nebenbei bemerkt, sämmtlich der Wegelagererei huldigen, wirklich für fähig, eine Anzahl Mannen in's Feld zu führen, die den pommer'schen Fürsten den Vortheil zu bieten vermöchte, den diese von ihren Verbündeten erwarten? Ich bezweifle dies. Zwei wirklich namhafte Gegner sind zum mindesten unschädlich gemacht: Claus von

Quitow und Caspar Gans von Puttk, der dem Bischof von Brandenburg demnächst wohl noch seine besondere Freundschaft bezeugen wird.

„Die übrigen Freunde Dietrich von Quitow's aber werden es sich überlegen, ob es gerathen sei, sich zu tief in eine Angelegenheit zu verwickeln, die für sie die bedenklichsten Folgen nach sich ziehen muß. Wichtiger erscheint mir hier die Frage, wie die mächtigen Herren von Wedel und deren Anhang sich hierbei verhalten werden, und es dürfte meines Dafürhaltens wohl von Vortheil sein, sich darüber Gewißheit zu verschaffen, welche Gesinnung diese Herren hegen. Haben wir die Wedel's, die Krenow's, die Vork's für uns, dann sollte es, meine ich, den Fürsten doch schwer werden, zum Angriff gegen den Markgrafen vorzuschreiten. Selbst das verwegene Corps der Seeräuber vom „Wiking“ mitsammt ihrem Holf Wendastiohd würde ihnen kaum zum Siege verhelfen können!“

„Ihr hegt großes Vertrauen in die Kraft der Herren von Wedel,“ bemerkte Suteinn mit einem flüchtigen Lächeln, „möge es nur nicht getäuscht werden. Soeben erwähntet ihr eines Mannes, der in den jüngsten Tagen, ja überhaupt seit unserer Rückkehr von Hamburg mich in Gedanken viel beschäftigt hat. Holf Wendastiohd ist keinesfalls der wahre Name des Befehlshabers auf dem „Wiking“. Ebenjowenig glaube ich aber auch, daß er ein Schwede, oder ein Däne, oder sonst irgend ein Nordländer ist. Ich halte ihn vielmehr für einen Deutschen!“

„Das ist auch meine Meinung, obwohl ich, offen gestanden, nichts anzugeben vermag, was die Richtigkeit meiner Annahme zu begründen vermöchte.“

Während Herr von Bismarck diese Worte sprach, hatte er einen Blick auf die Pergamentrolle gerichtet und in dieser dieselbe wieder erkannt, welche gelegentlich seines ersten Besuches im Zauberhause seine Aufmerksamkeit erregte.

„Glaubt Ihr vielleicht,“ fragte er im Tone eines harmlosen Scherzes, „durch das alte Pergament da Aufschluß über die geheimnißvollen Seeräuber zu erhalten? Ihr seht ja so aufmerksam in die Rolle, als wenn Ihr dort wahrhaftig etwas Interessantes gefunden hättet!“

„Vielleicht ist dies in der That der Fall,“ erwiderte Suteinn, die Rolle langsam zusammenlegend. „Sollte ich mich in dieser Sache nicht getäuscht haben, dann werdet Ihr später einmal erfahren, wer Wendastiohd eigentlich ist!“

„Wie? Ihr habt Gelegenheit, darüber Gewißheit zu erhalten, wer der Befehlshaber auf dem „Wiking“ ist? Dann bitte ich Euch, mir, sobald als dies eben möglich, Mittheilung von dem zu machen, was Ihr erfahren habt!“

„Weshalb interessiert Ihr Euch denn so sehr für diesen Mann?“

„Weil ich mich des Gedankens nicht zu ent schlagen vermag, Wendastiohd sei ein Mitglied einer hochachtbaren Mecklenburger Adels-Familie, mit welcher mein Vater engbefreundet gewesen und die durch unwürdige Schliche und Mänke Anderer um ihr Hab und Gut gebracht worden ist. Die beiden Söhne der unglücklichen Familie sollen später einer Liebchaft wegen erzürnt von einander weggegangen, und Gott weiß, ob und wo sie eine bleibende Stätte gefunden haben.“

Suteinn hatte den Sprecher einen Augenblick scharf,

§

forschend betrachtet, sich dann aber rasch abgewandt und fragte mit dumpfer Stimme:

„Wollt Ihr mir den Namen dieser Familie nennen?“

„Moltke!“

Längere Zeit verging, ohne daß einer der Ritter wieder das Wort nahm. Herr von Bismarck ließ den Blick gedankenvoll auf der Pergamentrolle ruhen; er schien ohne Zweifel begierig zu sein, den Inhalt derselben in soweit zu erfahren, als er die genannte unglückliche Familie betraf. Suteinn blieb jedoch, ohne sich nach seinem Gast umzuwenden, am Fenster stehen und schwieg.

Seine stets ernsten Züge hatten sich merklich verfinstert und seine Stimmung war sichtlich erregt, die zusammengepreßten Lippen, das kurze Athmen und die unwillkürlich sich ballende Faust waren ja untrügliche Kennzeichen davon, daß die Erinnerung an irgend einen Vorfall sein Blut in Wallung gebracht. Was aber konnte diese Erinnerung anders betreffen, als die zuletzt besprochene Angelegenheit?

Herr von Bismarck sah endlich, als Suteinn noch immer schwieg, erstaunt auf und nahm nun die Aufregung wahr, in welcher der Letztere sich befand. Da Suteinn zuvor ohne jede Spur von Erregung gesprochen, durchfuhr Herrn von Bismarck wie ein Blitz der Gedanke, daß nur allein die Erwähnung der Mecklenburgischen Familie Moltke die Ursache dieses plötzlichen Stimmungswechsels bilden könne, und er war schon im Begriff, dieser Annahme Ausdruck zu geben, als er sich noch im letzten Moment daran erinnerte, daß der Ritter auf der Reise von Hamburg nach Hause gelegentlich der Berührung der Grenze des Gebietes der Mecklenburger Fürsten und Herren sich auf eine absichtslose Frage geäußert hatte, er trage kein Verlangen, mit Mecklenburger Herren jemals anders als in feindlicher Weise zusammenzutreffen. Ohne Zweifel trug irgend eine unliebame Begegnung mit einem dieser Herren, oder die Erinnerung an einen unerfreulichen Vorfall die Schuld an dieser, nicht gerade sonderlich freundschaftliche Gefühle für die Mecklenburger vorrathenden Gesinnung.

Er unterdrückte deshalb den Wunsch nach Befriedigung seiner Wißbegierde und schwieg.

Suteinn mochte indeß ahnen, welche Gedanken seinen Gast bewegten, denn er wandte sich hastig zu ihm um und bemerkte, gleich als sei nicht bereits einige Zeit verstrichen, seit Herr von Bismarck den Namen Moltke genannt:

„Man hat demnach niemals Kunde von einem der beiden heimathlos gewordenen Junker erhalten?“

„Niemals!“

Wieder gerieth das Gespräch in's Stocken und Herr von Bismarck welcher nachgerade wahrnehmen mußte, daß Suteinn mehr von der Familie wisse, als er merken lassen wolle, suchte das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu leiten.

Leider gelang ihm dies nur sehr ungenügend, denn Suteinn blieb wortkarg und bald darauf verließ er das Haus, um in der Richtung nach Stendal weiterzureiten.

Suteinn blieb in der düstersten Stimmung in seinem Gemach zurück.

„Man hat niemals Kunde von den Moltke's erhalten!“ murmelte er, hocherregt auf- und abschreitend. „Nun, mit meinem Willen soll dies auch noch nicht geschehen. Die beiden Junker sind verschollen und nur Wenige, Wenige

erinnern sich noch Das Moltke's und seiner beiden Söhne.

Leben denn diese aber wirklich noch Beide? —

Weshalb kommt mir nur immer wieder der Gedanke, Moll Wendastiofs sei der Gefuchte? Wie kommt Herr von Bismarck zu dieser selben Annahme? Wer giebt mir hierüber Gewißheit?"

Sinnend schritt er eine Zeit lang hin und her, dann blieb er plötzlich stehen und legte die Hand über die Augen.

„Der Himmel oder auch der Zufall scheint ein eigenthümliches Spiel mit mir zu treiben.

„Als wenn die Frage nach meinem Bruder mich nicht schon mächtig genug beschäftigte, muß nun auch in Gestalt der Unglücklichen ein lebendes Räthsel mir in's Haus und täglich vor Augen kommen.

„Wer ist diese Frau?"

„Wie ist es nur möglich, daß sie Erinnerungen in mir zu erwecken vermag, die ich längst begraben wähnte? Wie in aller Welt kann diese, wie ich ja gern zugebe, in ihrer Jugend bildschön gewesene Frau mich an ein Mädchen erinnern, das ich vergessen wollte, vergessen mußte um meiner selbst willen.

„Ist meine Phantasie denn derart krankhaft erregt, daß sie den schönsten Sonnenschein sehen will da, wo Schatten und Dunkelheit vorhanden ist?"

„Was endlich bedeuten die Vergleiche der Frau mit Marie? Beide haben, wie die Alte am Tage der Ankunft der Fremden bereits richtig wahrgenommen, so viel gleiche Züge, sind einander so ähnlich, daß ich oft bereits auf der Vermuthung mich ertappt habe, sie könnten wohl gar verwandt sein. Und wäre dies denn unmöglich? Die Mutter der Kinder wird durch den Schurken damals im Walde von diesen getrennt und entführt worden sein. Die lange, harte Kerkerhaft, und die Qualereien, welchen sie ohne Zweifel durch den wollüstigen Dietrich ausgesetzt gewesen, die furchtbare Erregung, in die sie hierdurch sowohl als durch die Trennung von den Ihrigen versetzt worden, mußten schließlic zu der geistigen Umnachtung der Unglücklichen führen, so daß es nun nicht möglich ist, die geringste Auskunft durch sie selbst zu erhalten.

„Die Mutter Marien's! wahrhaftig, je länger ich diesen Gedanken erwäge, desto glaubhafter erscheint er mir. Wird er doch, abgesehen von allem Anderen, dadurch schon lebhaft unterstützt, daß das Mädchen vom ersten Augenblick an eine Zuneigung zu der Frau zeigt, die sich nicht lediglic mehr als Bethätigung des Mitleids mit einer Leidenden bezeichnen läßt.

„Und ist nicht auch Detlev in gleicher Weise um die Frau besorgt? Leider findet sich in der Erinnerung Marien's und Detlev's gar kein Anhaltspunkt, von dem aus ich noch einen Heilungsversuch mit der Aermsten vornehmen könnte. —"

„Hm!" fiel er, nachdem er wieder eine Weile geschwiegen, noch einmal aber unwillig ein:

„Surg, Du wirst ein Träumer und fängst an schwach zu werden!"

„Graf Warwick war mir ja ebensowenig bekannt, als die Frau, bevor sie hierher gebracht wurde, und doch hegte ich im ersten Moment unserer Begegnung bereits das Gefühl, als sei er mir kein Fremder. —

F

„Wider sinniges Spiel einer, aus weiß Gott welchen Gründen, erregten Phantasie!"

In diesem Augenblick klopfte Jemand an die Thür.

Detlev trat ein und meldete, ein Herr sei angekommen, welcher den Ritter zu sehen und zu sprechen verlange.

„Wie heißt er?"

„Graf Warwick!"

Ueberrascht trat der Ritter Detlev einen Schritt näher. —

„Wie nanntest Du den Herrn?"

„Graf Warwick!" erwiderte Detlev jetzt nicht weniger erstaunt; „darf ich ihn hier einführen?"

Auf ein bejahendes Zeichen des Ritters eilte Detlev hinaus und Suteninn rief überrascht:

„Will der Zufall mir behüllich sein zur Lösung des Räthfels oder soll der Knoten vielleicht noch mehr geschürzt werden?"

Er hatte nicht mehr lange Zeit zum Grübeln, denn die Thüre sprang auf und der Graf trat ein.

Nach den ersten Begrüßungen und nachdem Suteninn seiner aufrichtigen Freude, den Grafen hier empfangen zu dürfen, Ausdruck gegeben, fragte der Graf hastiger, als er sonst zu sprechen pflegte:

„Wer ist der junge Mann, welcher mir die Pforte öffnete? — Eine herkulische Gestalt!"

„Er ist mein Pflegetsohn!"

„Wunderbar, wie ein vollkommen fremder Mann durch seine Züge, sein Auge sofort für sich einnehmen kann! Ich hoffe ihn vor meinem Weggange von hier kennen zu lernen!"

„Mein Pflegetsohn wird sich freuen, Kenntniß von Eurem Verlangen zu erhalten!"

„Erlaubt mir vorerst noch andere Dinge zu erwähnen. Die Hamburger Angelegenheit wird jedenfalls bereits erledigt sein, denn der Vorstand der Hafenbehörde, welchem ich die Verbrecher übergeben habe, gab mir die Versicherung, daß er ungesäumt und mit ganz besonderer Strenge gegen die Glenden vorgehen wolle, um die etwa vorhandene Neigung zur Wiederholung derartiger frecher Streiche zu unterdrücken.

„Ich habe mich in Hamburg in Folge dieser Angelegenheit länger aufgehalten, als ich ursprünglich beabsichtigte, und meinen Reiseplan dementsprechend geändert!"

„Darf ich fragen, nach welcher Richtung? Die Reise wird doch nicht etwa auf längere Zeit verschoben?"

„Durchaus nicht. Ich werde nur, statt am Rhein mich, wie ich es wollte, aufzuhalten, in Berlin und Potsdam einige Zeit verweilen, und hoffe dann in Eurer Gesellschaft abreisen zu können!"

Suteninn gab sichtlich erfreut zustimmende Antwort und bald befanden sich die beiden Herren im lebhaftesten Gespräch.

Während sie sich noch unterhielten, wurden im Nebenzimmer Stimmen laut.

Marie sprach, wie Suteninn deutlich verstand, besänftigend zu der Fremden, worauf diese verwundert fragte:

„Glaubt Ihr vielleicht, daß ich mich vor den beiden Hundten fürchte? Die kennen mich ja schon und werden mich ungehindert gehen lassen. Ich will einmal hinaussehen, ob —"

Die Fortsetzung blieb unverständlich, weil die Frau

73*

plötzlich anfing, flüsternd zu sprechen. Marie verließ dann mit der Letzteren die Stube.

Auch der Graf hatte die Worte verstanden.

Bei den ersten Lauten schon zuckte er zusammen, dann horchte er, alles um sich vergessend, angestrengt; sein erst milder doch ernster Blick wurde im Moment starr, dann aber rief er mit allen Zeichen der denkbar höchsten Erregung:

„Mein Himmel, wer sprach dort? diese Stimme —!“

Sutemim war, als er die auffallende Unruhe des Grafen bemerkte, erschrocken aufgefahren.

Er zwang sich jedoch, als er sah, daß der Graf selbst sich gewaltsam zu mäßigen suchte, im nächsten Augenblicke schon zur Ruhe und erwiderte:

„Eine unglückliche Frau, welche durch das Ungeheuer, den Dietrich von Quizow, in langjähriger Gefangenschaft gehalten und in Folge der ihr auferlegten Qualen dem Wahnsinn überliefert worden ist.

„Ein günstiges Geschick verhalf ihr aus ihrem Kerker, mein Pflegesohn fand sie auf dem Wege noch in der Gewalt der Quizow'schen Knechte und nahm sie mit hierher.

„Leider haben alle Heilversuche noch nicht den erwünschten Erfolg gehabt!“

„Hat die Nermste niemals von ihrer Vergangenheit gesprochen? Habt Ihr nicht erfahren, woher sie ist oder wie sie heißt?“

Die Aufregung des Grafen steigerte sich auf's Neue und Sutemim hielt befremdet mit der Antwort zurück.

„Ihr seid so auffallend erregt, Herr Graf, daß ich annehmen muß, Ihr fühlt Euch unwohl. Unmöglich kann ich annehmen, daß die Erwähnung der unglücklichen Frau einen derartigen Eindruck auf Euch macht!“

„Doch! doch! mein Ueber Kitter,“ erwiderte der Graf hastig. „Erinnert Euch, daß ich während unserer Fahrt von Neuwerk bis Hamburg mich unter Anderem auch sehr eingehend nach dem sogenannten „schwarzen Dietrich“ und dem Raubgesindel erkundigt, das vor einer Reihe von Jahren in den Marken und zwar in der Nähe der Havel ihr Unwesen trieb. Ihr fragtet mich, ob ich vielleicht selbst einmal mit dem Gesindel in Conflict gerathen wäre, und ich beschränkte mich, weil wir eben in den Hafen einliefen und unsere Aufmerksamkeit anderweit in Anspruch genommen wurde, auf eine kurze Bejahung der Frage.“

„Erlaubt mir, da die Frau, welche ich zu meiner eigenen Beruhigung bald sehen muß, leider noch nicht zurückgekehrt ist, die Beweggründe zu meiner Frage Euch jetzt mitzutheilen.“

Vor etwa 12 Jahren reiste ich mit meiner Gattin und meinen beiden Kindern von Potsdam aus nach Hamburg. Auf einer, nahe am Wege gelegenen Lichtung des zu beiden Seiten der Straße von Tremmen bis Zachow sich hinziehenden Waldes hatten wir mit Rücksicht auf die Kinder kurze Rast gemacht und waren eben im Begriff, unsere Reise fortzusetzen, als wir uns von Räubern umgeben sahen, die unter Führung eines Mannes standen, welcher mir nachmals als der gefürchtete Räuberhauptmann bezeichnet wurde, der damals unter dem Namen der „schwarze Dietrich“ sein Unwesen trieb. Kurze Zeit vermochte ich mich zu wehren und meine hinter mir am Stamme einer Eiche lehrende Gattin mit den Kindern zu schützen; bald erhielt ich auch noch Hülfe durch einen aus dem Gebüsch hervorbrechenden Knecht, welcher nach Kräften

an meiner Seite focht. Wir mußten aber schließlich doch, und trotzdem uns noch ein zufällig des Weges daher kommender, durch den Lärm des Gefechts auf uns aufmerksam gewordener Ritter beistand und nicht nur unter den Räubern gewaltig aufräumte, sondern auch den „schwarzen Dietrich“ vom Kampfplatze entfernte, der Uebermacht erliegen. Ich wurde durch einige Schläge über den Kopf betäubt, und als ich erwachte, lag ich gefesselt mitten unter den auf einer freien Stelle im Walde lagernden Räubern, unter denen sich wiederum der genannte Anführer befand. Neben mir bemerkte ich, ebenfalls gefesselt, den Knecht, welcher mir zur Hülfe herbeigeilt war. Meine Gattin und meine Kinder aber waren verschwunden und ich habe ungeachtet der eifrigsten Nachforschungen nichts mehr von ihnen erfahren können!“

„Wie ist es Euch gelungen, der Gewalt der Räuber zu entkommen? Aus eigenem Antriebe haben sie Euch sicher nicht freigelassen. Habt Ihr Lösegeld beschafft?“

„Der Knecht, welcher mit mir gefangen und gefesselt worden war, vermochte in der Nacht mit Hülfe des von den Räubern aus Versehen ihm belassenen Messers unbenutzt seine Fesseln zu lösen. Er durchschnitt dann auch die Stricke, mit denen man mir Hände und Füße gebunden, wir sprangen auf und vermochten den uns hart und mit wüthendem Geschrei Verfolgenden zu entkommen.“

Am andern Tage durchsuchten wir recht genau noch einmal den Platz, auf welchem der Kampf stattgefunden.

„Wir fanden die Spuren der Räuber und folgten ihnen bis an einen breiten Sumpf, an welchem die Fußspuren plötzlich verschwanden. Jedenfalls war ein quer über den Sumpf nach der an der entgegengesetzten Seite desselben liegenden Anhöhe führender Fußweg vorhanden. Wir vermochten diesen indeß nicht zu finden und würden allein, ohne weiteren Beistand im besten Falle auch kaum hinübergekommen sein, denn waren wir auf richtiger Fährte, dann mußten die sicher aufgestellten Wachtposten uns bemerken und wir hätten uns nutzlos geopfert. Uebrigens wäre jede weitere Verfolgung durch inzwischen erfolgte Verwischung der Fußspuren unmöglich geworden. Wir stellten deshalb nothgedrungen die fernere Verfolgung der Genden ein.“

„Ich kehrte, als alles Suchen und Forschen nach meiner Gattin und meinen Kindern vergeblich blieb, dem Rufe der Pflicht folgend, nach England zurück und nahm den Knecht mit mir. Ihr habt ihn selbst gesehen. Er hat sich durch seine Fähigkeiten bis zum Capitän der „Schwalbe“ emporgearbeitet.“

„Ah!“ warf Sutemim ein, „er ist also der Bruder des Wachtmeisters bei Hans von Uchtenhagen, welcher sich mit dem Capitän auf Neuwerk in so seltsamer Weise begrüßte?“

„Derfelbe! Obwohl ich auf alle mögliche Weise versucht habe, den Schmerz über den mir nicht mehr zweifelhaften Verlust der Meinigen möglichst zu mildern, ist mir dies doch nicht im Laufe der Jahre gelungen und auch heut' hat mich nur der Wunsch, wenigstens zu erfahren, was aus meinen Lieben geworden und Rache an dem Schurken zu nehmen, der sich der „schwarze Dietrich“ nennt, wieder hierher getrieben. Ich wollte erst von Constanz aus hierher kommen, dann aber nicht eher nach Hause zurückkehren, bis ich nicht nach irgend einer Richtung Gewißheit über das Geschick der Meinigen erhalten. Der un-

freiwillige Aufenthalt in Hamburg hat mir jedoch Anlaß geboten, auf der Hinreise nach Constanz schon die Marken zu durchwandern —“

„Gebe der Himmel, daß meine heißen Wünsche endlich in Erfüllung gehen!“

Suteminn hatte erst neugierig, dann aber mit wachsendem Erstaunen der Erzählung des Grafen gelauscht. Forschend betrachtete er sein Gegenüber und schen in der Erinnerung zu suchen, denn obwohl er den Blick oft von ihm wandte, so kehrte dieser doch immer wieder zu ihm zurück. Schließlich mußte er doch aber wohl die erwünschte Gewißheit erlangt haben, denn das starre Erstaunen schwand aus seinen Zügen, es bemächtigte sich des harten, in den Stürmen des Lebens erprobten Mannes eine so weiche, doch aber weniger wehmüthige, als vielmehr freudige Stimmung, daß er, um seiner selbst Herr zu bleiben, sich gezwungen sah, vom Stuhle aufzustehen und sich abzuwenden.

Hierdurch wurde die Aufmerksamkeit des trübe vor sich hinschauenden Grafen erregt.

„Die kurze Schilderung meiner Erlebnisse in den Marken scheint Euch nahe zu gehen! Habt Dank für das mir gezollte Mitgefühl und erweist mir später auch die Freundschaft, mir suchen zu helfen!“

Die Augen Suteminn's waren feucht geworden, und mit durch innere Erregung bewegter, weicher Stimme fragte er:

„Erinnert Ihr Euch wohl noch des Ritters, welcher Euch bei dem Ueberfalle an jenem für Euch verhängnißvoll gewordenen Tage zu Hülfe kam?“

„Nur noch unklar kann ich mich seiner entsinnen. Doch glaube ich nicht irre zu gehen, wenn ich behaupte, der Ritter war sehr groß und stark. Die Lanze, welche er gegen den „schwarzen Dietrich“ einlegte, war von gewaltiger Stärke und sein Pferd war, wie ich ziemlich bestimmt zu sagen vermag, ein Falben!“

„Großer Gott!“ murmelte Suteminn leise und mehr für sich; „welch' glückliche Fügung!“

Zum Grafen gewandt fuhr er lauter fort:

„Den Ritter wieder zu erkennen, würde Euch nicht möglich sein?“

„Ich glaube nicht. Meine Aufmerksamkeit wurde ja durch die auf mich eindringenden Knechte zu sehr in Anspruch genommen, so daß ich ihn nur flüchtig zu betrachten vermochte. Unterdeß trug er, so viel ich mich entsinne, nicht das geringste besondere Abzeichen an sich!“

„Ebenjowenig wäret Ihr natürlich auch im Stande, das Pferd zu erkennen.“

„Ich weiß nur noch, daß es ein riesig starker Falben war, da es aber dergleichen Pferde noch mehr giebt, so — —“

„Natürlich! Ist es Euch aber möglich, mir die Richtung genau zu beschreiben, auf welcher Ihr überfallen wurdet!“

„Das vermag ich allerdings, denn dieser Platz wird mir ewig getreu im Gedächtniß bleiben.“

Als er mit seiner Schilderung zu Ende war, erklärte Suteminn:

„Jeder Zweifel ist nun wohl behoben und ich darf offen sagen, daß ich, Herr Graf, dieser Ritter war!“

„Ihr, Herr Ritter?“ rief der Graf in freudigem Erstaunen; „o, Gott sei Dank, daß ich Euch wiedergefunden.“

§

Mit Eurer Hülfe werde ich — eine innere Stimme sagt mir dies — nicht wiederum vergeblich suchen!“

„Das ist auch meine Meinung!“ erwiderte Suteminn.

„Eure beiden Kinder waren ein Knabe und ein Mädchen?“

„Ja, ein Knabe im Alter von 7 Jahren und ein Mädchen von etwa 5 Jahren!“

„Und wie hießen diese Kinder?“

„Detlev und Marie!“

Der Graf war während dieses kurzen Gesprächs immer unruhiger geworden. Nengstlich forschend blickte er auf den vor ihm stehenden Ritter. Plötzlich schrie er laut auf: „Ihr wißt, wo meine Kinder hingebracht worden sind! Großer Gott, täusche ich mich? Nein, nein, es kann ja nicht sein, ich sehe es Euch an, daß sie leben und daß Ihr mich zu ihnen führen wollt! Sprecht, um Gottes Willen bitte ich Euch, sprecht schnell, wo sind sie?“

Suteminn bezwang die Rührung, welche sich seiner wieder zu bemächtigen drohte, und entgegnete mit allerdings gepreßter Stimme:

„Ja, Eure Kinder leben und sind gesund. Ihr werdet sie bald sehen. Um Euch aber auch gleich vollständige Aufklärung zu geben, muß ich anfügen, daß der Aufenthalt Eurer Gattin mir noch nicht bekannt ist, doch hoffe ich mit Bestimmtheit, daß wir ihn finden werden. Die beiden Kinder habe ich damals vom Kampfplatze aus mit mir genommen, wo die Räuber bei ihrer Flucht sie ganz allein zurückgelassen hatten und — hier sind sie aufgezogen worden!“

„Ich hoffe mit Euch auf die Auffindung meiner Gattin, Freund,“ rief der Graf zitternd vor Erregung, und Suteminn beide Hände bietend, „nehmt jetzt schon meinen Dank, meinen innigsten Dank für Eure Güte — wo aber sind die Kinder? o Gott —!“

„Habt einen Augenblick Geduld; ich werde sie bald in Eure Arme führen!“

Mit diesen Worten verließ Suteminn das Gemach.

Der Graf blieb in unbeschreibbarer Aufregung zurück.

Detlev weilte im Hofe und Marie stand mit der Fremden in der Thüre.

Dem Gebote des Ritters folgend, ging die Frau allein in das Wohngemach und Detlev und Marie standen erwartungsvoll vor dem sie liebevoll, doch aber fast wehmüthig betrachtenden Ritter.

„Kinder, Eurer wartet eine große Freude, eine Freude, an deren Eintritt ich kaum mehr geglaubt habe!“

Marie blickte fragend, Detlev aber mit unverhohlenem Mißtrauen zu ihm auf.

„Eine Freude wartet unser, die Euch, so viel ich sehe, nur halb mit diesem Gefühl erfüllt? Was Euch, unsern Wohltäter, unsern zweiten Vater nur halb zu erfreuen scheint, kann schwerlich geeignet sein, uns sonderlich froh zu stimmen!“

„Du wirst bald erfahren, daß ich Recht habe, lieber Detlev. Aber bist auch Du, Marie, nicht im Stande, zu denken, was Dir und Detlev die höchste Freude machen würde. Wenn nun plötzlich Jemand käme, der nähere Anrechte an Euch Beide besitzt, als ich?“

„Noch nähere Anrechte?“ wiederholte Detlev, während Marie die Hand auf das pochende Herz legte und mit ängstlich fragendem Blick in dem Auge des Ritters zu lesen suchte.

„Das ist wohl unmöglich,“ fuhr Detlev fort, „denn Vater und Mutter sind im Walde getödtet worden —“

„Halt, Detlev,“ unterbrach ihn der Ritter, „woher weißt Du das so genau?“

„Helliger Gott!“ schrie Marie plötzlich auf und auch in Detlev schien eine Ahnung dessen zu erwachen, was der nächste Augenblick ihm wohl schon bringen würde.

Unwillkürlich stieß er bebend die Frage hervor:

„Wo? Wo?“

„Kommt mit mir, Kinder!“

Zitternd vor Aufregung folgten Detlev und die unbewußt sich an ihn anklammernde Marie dem voranschreitenden Ritter in das Gemach, wo sie sich plötzlich dem Grafen gegenüber sahen. Euteminn hatte noch nicht vermocht, ein erklärendes oder vermittelndes Wort zu sprechen, als fast zu gleicher Zeit der Ruf erscholl: „Vater!“ „Vater!“ „Meine geliebten Kinder!“ und Vater und Kinder sich in sprachlosem Entzücken umschlossen hielten.

Leise, unbemerkt zog Euteminn sich zurück.

Als er eine geraume Zeit später wieder eintrat, lehnte Marie leise weinend im Arme des die Freudenthränen nicht verbergenden Grafen, während dessen Rechte die Hand des vor ihm stehenden Sohnes umfaßt hielt.

Freudetrunken ruhte der Blick des glücklichen Vaters bald auf der stattlichen Gestalt des Sohnes, bald auf der liebrenden Gestalt der blühenden Tochter, und noch hatten die Uebergläucklichen sich kaum so weit zu fassen vermocht, daß sie ihren Gefühlen nicht nur in abgerissenen Sätzen und Ausrufen Ausdruck geben konnten.

Euteminn wollte sich schnell wieder zurückziehen, der Graf bemerkte ihn jedoch, noch ehe er diesen Voratz auszuführen vermochte.

„Kommt, lieber Freund, und nehmt an unserem Glück Theil! Euch verdanke ich ja nur allein das unbeschreibbare Glück, meine Kinder wieder bei mir zu haben. Ihr habt Ihnen das Leben gerettet und eine lange Reihe von Jahren Vaterstelle bei ihnen vertreten, Ihr habt ihnen eine Erziehung angebeihen lassen, durch die sie zu brauchbaren Menschen herangebildet worden sind — wie soll ich auch nur annähernd ansprechen, wie sehr ich mich Euch zu Dank verpflichtet fühle?“

Tränen der Freude ersticken seine Stimme und er beschränkte sich darauf, Euteminn stumm die Hand zu bieten.

Dieser fühlte sich selbst tief ergriffen durch die Freude der Wiedervereinten und wandte sich, um nicht etwa noch welcher gestimmt zu werden, als er es ohnehin schon war, an den neben dem Vater stehenden Detlev mit der Frage:

„Nun, Detlev, hatte ich Grund nicht zu der Behauptung, Du würdest mit Marie eine Freude haben, die alles, was Dir und Marie seither Freude bereitet hat, weit, weit zurückläßt?“

„Das ist allerdings gewohnterweise in der Art eingetreten, wie Ihr, mein theurer Pflegevater, es vorher gesagt habt. Das jedoch, was ich zu gleicher Zeit in Eurem Blick las, will mir noch nicht einleuchten!“

„Was hast Du denn gelesen?“ fragte der Graf küchelnd.

„Der Herr Ritter hat niemals eine Freude gehabt, an welcher wir nicht Theil nehmen durften, umgekehrt

haben wir aber auch keine wirkliche Freude gehabt, an welcher er sich nicht selbst theilte; wir würden gar nicht im Stande gewesen sein, uns wirklich an oder über etwas zu freuen, wenn wir nicht gewußt hätten, daß unser gütiger zweiter Vater mit uns war. Vor unserem Wiedersehen sagte uns nun der Herr Ritter, wir hätten eine sehr große Freude zu erwarten, blickte dabei aber so wehmüthig auf uns, daß ich sofort erkannte, er würde die hohe Freude nicht völlig mit uns theilen. Deshalb, ist mir freilich nicht klar!“

„Das will ich Dir wohl sagen. Sieh, Detlev, ich habe mich im Laufe der Jahre an Dich und Marie so sehr gewöhnt, daß ich mir heut' noch gar nicht vorzustellen vermag, wie ich ohne meine beiden Pflegebefohlenen, ohne Dich und Marie, auskommen werde. Und doch wird die Nothwendigkeit gar bald an mich herantreten, mich mit dem Gedanken hier anvertraut zu machen. Der Kampf zwischen Gewohnheit und Nothwendigkeit wird sehr hart, wird schwerer werden, als eine Begegnung mit einer Anzahl der erbittertsten Gegner; doch, er muß bestanden werden!“

Marie war inzwischen langsam zu ihm herangetreten.

„Weshalb, mein gütiger Pflegevater, sprecht Ihr von Trennung? Müssen wir von einander weggehen?“

„Seider muß ich diese Frage bejahen, mein Kind. Du wirst mit Deinem Vater und Deinem Bruder und hoffest wir auch mit der Mutter nach England in Deine eigentliche Heimath gehen und ich — werde mich bescheiden, wenn ich einst zu hören vermag, Du lebstest so glücklich, wie Du es in der That verdienst! Uebrigens glaube ich, daß wir uns heut mit Besprechung der Trennung nur vorzeitig das Herz schwer machen. Gar so schnell dürfte der gefürchtete Augenblick wohl nicht herankommen!“

„Sehr richtig,“ bemerkte der Graf. „Der Termin meiner Rückreise nach England dürfte sich zum mindesten ein Jahr hinziehen, und in welcher Weise wir uns dann einigen werden, wollen wir später in Berathung ziehen. Ich denke, unser edelmüthiger, treuer Freund wird mit dem Vorschlage, den ich dann machen werde, einverstanden sein.“

„Lassen wir also die Sache bis auf Weiteres gänzlich außer Betracht!“

Mit Freuden wurde diesem Wunsche beigestimmt und der Graf lenkte das Gespräch bald auf die ihn am meisten interessirende Frage des Ergehens seiner Kinder während der langjährigen Trennung. Zu seinem Erstaunen wurde er inne, daß Marie eine Erziehung erhalten, die weit über den Stand der Bildung der Edelbamen damaliger Zeit hinausragte, und daß Detlev nicht nur in den ritterlichen Kämpfen trotz seiner Jugend bereits Meister sei, sondern auch in wissenschaftlicher Hinsicht etwas Tüchtiges gelernt habe. War er durch diese außergewöhnlichen Wahrnehmungen schon hoch überrascht, so wurde er es noch viel mehr, als er bemerkte, daß weder Detlev noch auch Marie auf den ihnen gebührenden Rang den Werth zu legen schienen, den der Adel damals in noch höherem Grade wie heut' den bereits existirenden Abstufungen in den Adelstiteln beimaß.

Graf Warwid war selbst zu gebildet, um die im Anfange des 15. Jahrhunderts üblichen Anschauungen über die absolute Macht der Gebietenden völlig zu theilen.

Er hatte aber die märkischen Junker und Ritter und ihre zumeist rohen Sitten und Gebräuche, andererseits auch ihre Selbstüberhebung, ihre auf der Zahl der kriegsdienstfähigen Mannen und auf der Körperkraft der Streitmacht lediglich beruhende, angebliche Machtvollkommenheit, endlich auch ihre crasse Unwissenheit in allem, was nicht zur Ausübung der damals üblichen Methode des Kriegführens, oder zur Veranstaltung roher Zechgelage gehörte, hinlänglich kennen gelernt und hegte, da er ja den Ritter Suteninn noch zu wenig gesehen und gesprochen, um bereits befähigt gewesen zu sein, sich ein richtiges Urtheil über denselben zu bilden, die leise Beforgniß, er werde sich nicht völlig frei gehalten haben von dem bereits erwähnten, vorzugsweise den märkischen Junkern anhaftenden unberechtigten Dünkel, den Größten ihrer Zeit in allem zum Mindesten völlig gleich zu stehen.

Wie sehr erstaunte er, als er wahrnehmen mußte, daß Suteninn bei der Erziehung der beiden Kinder sich nur von den Principien hatte leiten lassen, die wirklich und nur allein dem Adel allezeit zur Zierde gereicht haben!

Mit Thränen der Freude im Auge sprach er ihm später, als Detlev und Marie sich bereits zurückgezogen hatten, nochmals seinen wärmsten Dank aus für diese ganz in seinem Sinne geleitete Erziehung und gab gleichzeitig, wenn auch versteckt, seiner Verwunderung darüber Ausdruck, inmitten der bereits charakterisirten märkischen Junker einen Mann zu finden, der vermöge seiner Kenntnisse, seiner Bildung alle seine Standesgenossen weit, weit überragt, und, wie er während der Zeit seines jetzigen Aufenthalts in den Marken allseitig und einstimmig gehört habe, durch seine Tapferkeit von den Wegelagerern und seinen Feinden gefürchtet, von seinen Bekannten aber hochgeachtet und geehrt wurde, trotz alledem aber, und ungeachtet er wissen müsse, wie hoch er über den Rittern und dem Adel der Marken erhaben dastehe, sich so in selbstgezogenen engen Grenzen hält, wie dies der Fall sei.

„Ihr überhebt meine geringen Kenntnisse sowohl, als auch meine Stellung den märkischen Rittern gegenüber,“ erwiderte Suteninn mit leisem Lächeln. Dies verschwand jedoch schnell, als er fortfuhr: „Was indeß meine Zurückgezogenheit anlangt, aus der ich nun heraustrete, wenn ich Anlaß habe, im speciellen Falle mich für oder gegen Jemand zu entscheiden, so darf ich diese Eigenschaft oder wenn Ihr sie so nennen wollt, diese Bewegung innerhalb selbstgezogener Grenzen wohl auf meinen Lebensgang zurückführen!“

„Das Schicksal wandelt allerdings, wie ich an mir selbst ja recht deutlich erfahre, oft recht sonderbare und gefährliche Wege, und auch Euch scheint es nicht immer auf ebener Straße geführt zu haben. Nur Wenige sind so glücklich, nicht von Schlägen heimgesucht zu werden, die geeignet sind, Frohsinn und Heiterkeit, wenn nicht für immer, so doch für lange Zeit zu bannen, und ob selbst diese Wenigen das Glück wirklich genießen, welches wir Uebrigen, weniger Bevorzugten bei ihnen zu finden verneinen, mag lieber ununtersucht bleiben —!“

„Ihr habt vollkommen Recht; nur werden Manchem Prüfungen auferlegt, die — gar zu hart erscheinen. Ich will damit keinesfalls sagen, daß gerade ich in meinem Leben vorzugsweise dazu verurtheilt gewesen sei, nur immer mit trüben Erfahrungen ringen zu müssen. Dies

würde der Wahrheit wenig entsprechen, denn eben so traurig, wie meine Jugendzeit vergangen ist, eben so reich wie mein Aufenthalt im elterlichen Hause und dann in der ersten Zeit mein Leben in der Fremde an furchtbaren Ereignissen war, eben so ruhig, ich möchte sagen friedlich, habe ich seither als Mann gelebt.

Ihr seht also, daß ich noch keineswegs am schlimmsten daran gewesen bin, und auch Euch wird, wie ich fast glaube, die Sonne bald wieder voll scheinen. Heut' hege ich die Ueberzeugung, daß Ihr die Marken nicht eher verlassen werdet, als bis Ihr Eure Gattin wiedergefunden und Eure Rechnung mit dem schwarzen Unhold ausgeglichen habt. Fragt mich nicht, woher mir plötzlich dieser, wie ich gern zugebe, jedes festen Grundes noch entbehrende, doch aber, wie ich fühle, unerschütterliche Glaube kommt; ich vermöchte Euch keine genügende Antwort zu geben. Das aber weiß ich, meine Erwartung wird in Erfüllung gehen und Ihr werdet Eure Heimath zufrieden, ja glücklich wieder betreten!“

„Möge Eure Vorhersagung in Erfüllung gehen!“ rief der Graf leise, wobei ein leichter Seufzer seinen Lippen entfloß. „Arme, arme Wanda,“ fuhr er im leisen Selbstgespräch fort, „welch' furchtbare Leiden werden Dir auferlegt worden sein! Werde ich Dich wirklich noch einmal wiedersehen? — Ja! ja!“ rief er nach minutenlangem Schweigen plötzlich laut, „ich glaube es, daß ich noch einmal ganz glücklich, daß ich mit Gottes und Eurer Hülfe mein Ziel erreichen werde. Ihr habt mir die Kinder, meine geliebten Kinder nicht nur erhalten, sondern auch vortrefflich erzogen, Ihr werdet mir auch ferner noch beistehen und mir zur Rettung meiner unglücklichen Gattin Euren Beistand nicht versagen. Dank, Dank Euch, edler Freund!“

Suteninn war, als der Graf den Namen seiner Gattin nannte, leicht aufgefahren. Der Name Wanda mußte Erinnerungen in ihm erweckt haben, die nicht ausschließlich freundlicher Natur waren.

Er beherrschte sich zwar so weit, daß der Graf keinen Anlaß fand, nach dem Grunde der Erregung des Ritters zu fragen, doch vermochte er nicht leicht die Ruhe wiederzufinden, welche ihm so plötzlich geraubt worden war, und er fühlte sich erst erleichtert, als auch der Graf sich in sein Schlafgemach begeben hatte.

Noch lange wanderte er jetzt in seinem Gemach auf und ab.

„Wanda! Wanda!“ murmelte er wehmüthig, „seit wie langer Zeit hörte ich diesen Namen zum erstenmale wieder! Welche Fluth der Erinnerungen weckt er in mir! —“

„Thorheit!“ brummte er nach kurzem Schweigen, „wie konnte ich nur so schwach sein, durch einfache Nennung eines Namens Zeiten, Tage und Erinnerungen wach werden zu lassen, die am besten begraben bleiben? Hat die Trägerin dieses Namens, an welche ich wider Willen denken muß, hat Wanda von Löwenholm denn verdient, daß ihrer jetzt von mir noch gedacht wird? Trägt sie nicht die Schuld an der Entzweiung der Brüder?“

(Fortsetzung folgt.)

Freierstunden am häuslichen Herde.



Redaction, Druck und Verlag von S. G. Münchmeyer in Dresden, Jagdweg 14.

Filialen: Berlin, Ruppinerstraße 44; Wien, Josephstädter Hauptstraße 35; Dortmund, Düppelstraße 6.

Der beiden Quikows letzte Fahrten.

Historischer Roman aus der Jugendzeit des Hauses Hohenzollern, begonnen von Karl May, fortgeführt von Dr. Goldmann.

[Fortsetzung.]

Uebersetzung und Dramatisirung vorbehalten, Nachdruck gerichtlich verfolgt.

„Nein! den Vorwurf verdient sie nicht, das unglückliche Verhängniß, daß wir Beide Dich liebten, glühend liebten, war die alleinige Ursache der oft genug beklagten Thatsache, daß mein einziger Bruder in unversöhnlichem Groll von mir schied und dem fluchwürdigen Geschick, welchem unsere Familie, unsere Eltern zum Opfer fielen, haben wir es nur allein zu danken, daß Wanda sich dem Zwange der Thyrigen beugte, und keinem von uns ihre Hand reichte. Wo weilt mein Bruder? Lebt er noch und hat er seinen Haß gegen mich noch nicht aufgegeben? Allgütiger,“ rief er laut auf, nur diese Frage beantwortete mir, dann will ich mich gern bescheiden! Und Wanda, wo magst Du weilen?“ fuhr er, am Fenster stehend und sinnend in die dunkle Nacht hinausschauend, mit weicher Stimme fort. „Hat Dir der Himmel das Loos gewährt, welches Du Dir einst erträumtest? Bist Du so glücklich geworden, als ich Dir es einst wünschte und auch heut' noch in gleichem Maße gönne?“

Lange Zeit stand er so, die Stirn an das Fensterkreuz gedrückt und den raschen Flug der vom Winde gejagten Wolkenmassen beobachtend, die den Mond nur für Augenblicke sichtbar werden ließen, und als er sich endlich gewaltsam aus seinem Sinnen emporraffte und dem Innern des Gemachs zuwandte, da waren seine Augen feucht und um den Mund zuckte es gar verdächtig: herber Schmerz um verlorenes Glück, bitteres Weh und tiefer Gram prägten sich in seinem Blick, in seinen Zügen aus und lange dauerte es, bis er die erwünschte Nachtruhe fand. —

In der Freude des Wiedersehens mit seinen Kindern hatte der Graf der Stimme vergessen, welche ihn in der ersten Stunde seiner Ankunft im Hause Suteinn's mächtig ergriffen, und wurde auch am folgenden Morgen nicht freierstunden.

mehr an dieselbe erinnert. Er gab Suteinn den Wunsch zu erkennen, in Begleitung Detlev's die Stelle im Walde zwischen Tremmen und Bachow besuchen zu wollen, an welcher er vor Jahren namenlos unglücklich geworden war. —

Suteinn war sofort bereit, den Grafen zu begleiten und bald befanden die drei Herren sich auf dem Wege nach dem Ziele ihres Auszugs.

Trotzdem er volle zwölf Jahre nicht mehr dahingekommen, fand der Graf doch ohne besondere Mühe jene Stelle.

„Hier war es,“ rief er vom Wege abbiegend und auf einer kleinen Lichtung anhaltend, in deren Mitte sich eine riesige Eiche erhob. „Hier stand meine Frau mit den beiden Kindern und dort rechts hielt das schwarze Ungeheuer. Von dieser Seite links her kamet Ihr mir zu Hülfe! O Gott, ich erinnere mich des schrecklichen Ereignisses noch immer in allen seinen Einzelheiten.“

Er war vom Pferde gestiegen, lehnte sich an den Stamm der Eiche und verdeckte die Augen. Die Erinnerung schien sich seiner völlig bemächtigt zu haben, denn er vergaß seiner Begleitung und verharrte regungslos in der angenommenen Stellung.

Suteinn wagte ihn nicht zu stören; er mochte offenbar fühlen, daß Trostesworte, Einflüsterungen der Hoffnung hier nicht angebracht seien, in seinem Blick sprach sich aber das innigste Mitgefühl mit dem vom Schicksal hartgeprüften Grafen aus. Detlev dagegen war sichtlich überrascht, als sie die Lichtung betraten; er ritt nach der gegenüberliegenden Seite derselben, richtete forschende Blicke ringsum und kam nach kurzem Verweilen an jener Stelle zurück zu seinem Vater und zu dem Ritter.

„Dies ist also hier die Richtung, an welcher der schwarze Räuber eine ganze Familie zu vernichten bestrebt gewesen ist?“ fragte er gedankenvoll. „Seht verstehe ich, weshalb gerade diese Richtung, dieser Raum da, mir wie eine Erinnerung aus früheren Zeiten erschien!“

„Warst Du denn schon einmal hier?“ fragte der Ritter erstaunt.

„Jener unglücklichen Frau, die noch in Eurem Hause lebt, sind wir, das heißt, der Herr von Bismarck und ich, hier begegnet. Als ich von jener Seite her den Platz betrat, schien es mir im ersten Augenblick und trotz der Dunkelheit doch, als wäre er mir nicht fremd. Ich hatte aber nicht länger Zeit zu grübeln, ob ich die Richtung früher bereits gesehen, denn das Verhalten der Frau war so auffallend, so eigenthümlich, daß ich ihr sofort meine Aufmerksamkeit zuwandte!“

„Die Unglückliche wollte, wie Du damals erzähltest, nicht von diesem Baume weggehen!“

„Sie konnte nur mit Aufbietung von Gewalt fortgebracht werden und schrie anfangs jämmerlich nach ihren Kindern.“

Der Graf hatte sich bei den letzten Worten Detlev's emporgeschwungen und fragte mit Spannung in den Zügen:

„Diese Frau befindet sich ja wohl noch in Eurer Pflege?“

„Ja, Herr Graf!“

Weshalb bebt Euteminn bei dieser Frage des Grafen zusammen und strich mit der Hand über die Augen, gleich als wolle er ein plötzlich vor ihm aufgetauchtes Gebilde verwischen, oder einen Gedanken, eine Vorstellung unterdrücken?

Aber auch der Graf schien durch die erhaltene Auskunft an irgend etwas erinnert zu werden, das wohl der vollen Beachtung werth sein mußte, denn er schwang sich rasch in den Sattel und sagte mit unverkennbarer Hast:

„Wir werden jetzt ohne weiteren Aufenthalt nach Tangermünde zurückkehren!“

„Gewiß, Herr Graf,“ entgegnete Euteminn, „wenn Ihr dies wünscht?“

„Ich muß gestehen, daß mich darnach verlangt, die Frau zu sehen! Seid Ihr übrigens hier in dieser Gegend bekannt?“

„Ja, doch weshalb stellt Ihr diese Frage?“

„Ihr erzählet mir, der Knecht, den Detlev mit der Frau zu Euch gebracht, sei beauftragt gewesen, die Frau dem mir ja bereits bekannten Junker Diez von Quikow zuzuführen. Wo hat er sie denn abgeholt?“

„Darüber habe ich Gelegenheit gehabt, mich genau zu informiren. Gelegentlich unseres Aufenthalts in Hamburg und auch auf der Rückreise habe ich mit dem Junker Diez von Quikow die in dieser Sache mir unklar gebliebenen Punkte besprochen und erfahren, daß er die Arme in der That aus langer Kerkerhaft befreit hat, und Herr Hans von Uchtenhagen, der durch den tollkühnen Junker gleichzeitig der Gewalt der Räuber entrissen worden, Willens gewesen ist, für die Frau fernerhin zu sorgen. Detlev und Herr von Bismarck haben, wie Euch bereits bekannt, dieses Vorhaben vereitelt!“

„Wo aber war der Kerker, in welchem die Frau festgehalten wurde?“

‡

„In der sogenannten Wendenburg, einer an der Havel gelegenen Mosterruine!“

Der Graf verfiel wieder in's Sinnen, und da auch Euteminn sich in Gedanken mit irgend einer Angelegenheit beschäftigte, gerieth die Unterhaltung der drei Reiter völlig in's Stocken.

Mit Anbruch der Dunkelheit hielten sie wohlbehalten vor dem Thore des Zauberhauses und der Graf saß kaum mit dem Ritter in dessen Gemach, als er auch bereits anfieng, von dem zu sprechen, was ihn so lebhaft interessirte.

„Die unglückliche Frau erregt, nachdem ich die Neußerung gehört, welche sie auf der Richtung gethan, meine Aufmerksamkeit immer mehr und ich —“

Hier hielt er plötzlich inne und sprang auf. Euteminn ahnte den Beweggrund: Diejenige, von welcher eben die Rede war, sprach im Nebenzimmer. Er erhob sich deshalb gleichfalls und öffnete die Thüre.

Die Frau stand in der Nähe derselben und plauderte mit der Alten, welche durch ihre Unaufmerksamkeit die Ungeduld der Ersteren gereizt haben mochte, denn diese brach eben in die Klage aus:

„Wenn doch Marie bei mir wäre! Kein Mensch meint es so gut zu mir, wie meine Freundin, sie versteht mich und weiß, wie schwer ich leiden muß! O Gott! —“

Der Graf war mittlerweile in die Thür getreten, um die seitwärts stehende Frau sehen zu können. Noch war dies aber nicht möglich, weil sie sich abgewandt von ihm hielt. —

Das durch sein Eintreten verursachte Geräusch wurde von ihr wahrgenommen, sie kehrte sich um und blickte den Grafen verwundert, neugierig an.

Mit diesem ging im Augenblick eine erschreckende Aenderung vor.

Mit halbgebeugtem Oberkörper stand er wie versteinert, das weitgeöffnete Auge auf die Frau gerichtet und die Hände ausgestreckt, als wolle er nach einem Halt fassen oder etwas ergreifen. Keines Wortes mächtig, starrte er die Unglückliche an und Euteminn wollte ihm eben besorgt näher treten, als er mit zitternder Stimme das eine Wort hervorstieß:

„Wanda!“

Die Frau hatte den Grafen anfangs, wie schon bemerkt, neugierig betrachtet. Diese Neugierde schien sich bald in Schreck zu verwandeln, und als sie endlich bemerkte, daß Leben in die erstarrte Gestalt kam, eilte sie, ohne den Aufschrei des Grafen zu beachten, fort und hinaus in den Hof, wo sie Marie fand.

Der Graf wollte ihr nachstürzen, Euteminn, welcher auffallend bleich neben ihm stand und selbst mit innerer Bewegung kämpfte, hielt ihn jedoch zurück.

„Faßt Euch, Herr! Ich ahne, wen Ihr in der Frau erkannt habt, und verstehe den Schmerz, der Euch in diesem Moment erfüllt. Ueberseht aber dabei nicht, daß der Himmel Eurem heißen Flehen Gewährung verheißt, vergeßt nicht, daß Rettung noch möglich, ja daß sie meiner festen Ueberzeugung nach mehr als wahrscheinlich, daß sie sicher zu erwarten ist!“

Seine Trostesworte fanden jedoch nicht die erwünschte Beachtung, denn der Graf rief leise wehmüthig, während Thränen über sein Gesicht herabrollten:

„Arme, arme Wanda, so muß ich Dich wiederfinden?!“

Einige Minuten verharrte er in verhängnißvollem Schweigen, dann richtete er sich empor und suchte seiner Stimme die frühere Festigkeit zu geben, doch gelang ihm dies nur schlecht.

„Ihr habt Recht. Ich sollte dem Allweisen dankbar sein, daß er mich endlich meine Gattin hat wiederfinden lassen. Bedenkt aber, daß der Schlag, im Moment des Wiedersehens auch erkennen zu müssen, daß die Mutter meiner Kinder, meine durch ein herbes Geschick lange Jahre von mir und den Kindern getrennt gewesene Lebensgefährtin dem Tiefinn, dem Wahnsinn überliefert worden, zu hart ist, um ihn sofort überwinden zu können, wie es wohl nöthig sein sollte. Allmächtiger, was soll nun geschehen? Marie, Detlev, arme Kinder!“

„Was ist denn hier vorgefallen?“ rief in diesem Augenblick Marie, welche rasch in das Gemach trat. „Die arme Frau kam ganz entsetzt hinaus in den Hof gestürzt und umklammerte mich. „Helft mir! Helft mir! Ich fürchte mich!“ rief sie in höchster Angst und sah wiederholt schon zurück nach dieser Thüre, als fürchte sie — um Gottes Willen, Vater,“ unterbrach sie hier plötzlich ihre Mittheilung und eilte auf den Grafen zu, „Du weinst?“ rief sie ängstlich, während sie ihre Arme um ihn schlang. „Was bewegt Dich? Du bist doch nicht etwa krank?“

„Nein, mein Kind,“ erwiderte der Graf, ihr liebevoll in's Auge blickend, „ich fühle mich nicht krank. Aber sage mir, wo ist die Unglückliche?“

„Detlev steht bei ihr an der Thüre; sie mag nicht hereinkommen, sie fürchtet sich!“

„Du bist der Aermsten wohl recht zugethan?“ fragte der Graf weiter, während Suteninn das Gemach verließ, um, wie er sagte, selbst nach der Frau zu sehen.

„Ja, Vater, ich habe sie so herzlich lieb, als wenn — wenn —“

„Nun? als wenn —?“

„Ich weiß nicht, wie ich Dir das Gefühl beschreiben soll, das mich der Frau gegenüber erfüllt. Es ist mir, als müßte ich sie schon lange, lange kennen, vom ersten Augenblick an, in dem ich sie sah, war ich ihr gut und auch sie hegt die gleiche Gesinnung gegen mich. Es thut mir unbeschreiblich weh, die Aermste, die gewiß recht viel Kummer zu ertragen gehabt hat, in diesem traurigen Zustande zu wissen! Weshalb, lieber Vater, kam sie denn jetzt mit allen Zeichen heftigen Schreck's plötzlich in den Hof gestürzt? Es kann Ihr doch hier nichts zugestoßen sein?“

„Nichts Uebles, mein Kind, sie hat mich jetzt zum erstenmale hier gesehen. Ich trat ein und — habe sie wider Willen erschreckt!“

Seine Stimme bebte hörbar und Marie sah noch einmal forschend zu ihm auf.

„Das setzt mich in Erstaunen; sie hat sich seither nie so furchtsam gezeigt. Nicht weniger fällt mir aber auch auf, daß Du so sehr bewegt bist. Hängt Deine Aufregung mit dem Schrecken der Unglücklichen zusammen?“

„Ich werde bald zu ihr gehen und sie in das Gemach führen, sie wird und muß sich an Dich gewöhnen. Du bist ja so gut!“

„Versuche es, mein Kind!“

Rasch eilte sie hinaus. An ihrer Stelle kehrte aber der Ritter zurück.

„Alles gütliche Zureden selbst durch Marie scheidert an dem festen Willen Ihrer unglücklichen Gattin, Euch

nicht mehr begegnen zu wollen. Ich bitte Euch deshalb, tretet in mein Wohngemach, bis ich Euch rufen werde. Vielleicht gelingt es Marie und mir, sie zum Eintritt zu bewegen. Das Weitere muß sich dann ergeben!“

„Ich stehe rathlos da; was meint Ihr, das fernere zu thun sei?“

„Meines Dafürhaltens würde ein Zusammenführen der Kinder mit der Mutter das Einzige sein, was zunächst geschehen kann. Ich werde Marie und Detlev zu Euch senden!“

Der Graf gab durch ein leichtes Neigen des Kopfes seine Zustimmung zu diesem Vorschlage und ging schweigend in das anstoßende Gemach.

Hier sank er wie gebrochen auf einen Stuhl und überließ sich, unfähig der Wirkung des soeben Erlebten länger Widerstand zu leisten, dem ihn überwältigenden Gefühl herbsten Schmerzes. Der ganze Vorgang wollte ihm oft noch als ein Traum erscheinen, seine Gedanken schienen sich gleichsam im Kreise zu bewegen und nur um die Frage zu drehen, ist es möglich, daß ich die Meinen wieder habe, ist es möglich, daß Wanda —? Er war noch nicht im Stande, sich über sein ferneres Verhalten klar zu werden, und sah mit völliger Rathlosigkeit dem entgegen, was weiter geschehen werde.

In dumpfem Sinnen saß er noch an derselben Stelle, als die nach dem Flur führende Thür aufging und Detlev mit Marie eintrat.

„Du verlangst nach uns, lieber Vater?“ fragte der Erstere, fuhr aber, als er sah, in welcher gedrückter Stimmung dieser sich befand, erschrocken fort: „Hat Dich die Begegnung mit der unglücklichen Frau in so hohem Grade erregt, daß Du auch jetzt noch angegriffen bist?“

„Ja, meine Kinder, dieses unerwartete Zusammentreffen war allerdings recht wohl im Stande, mich der Fassung zu berauben!“

„Was in aller Welt ist es denn aber, das uns alle so eigenthümlich berührt, sobald wir die Frau sehen? Marie ist ihr nicht weniger zugethan wie ich, und auch Du theilst, wie ich sehe, unsere Zuneigung? Woher kommt das?“

Er mochte eine Antwort erwarten, denn er hielt inne. Als er aber wahrnahm, daß sein Vater, den Kopf in die Hand gestützt, schwieg, fuhr er langsam fort:

„Oft bereits habe ich mir die Frage nach dem Grunde dieser Zuneigung zu der Unglücklichen vorgelegt und bin zu Schlüssen gekommen, die ich leider als nicht mehr berechtigt verwerfen mußte. Als wir heut auf der Dichtung waren, und ich Dich am Fuße der Eiche stehen sah, wurde aber nicht nur die Erneuerung an unsere Trennung von Dir und unserer guten Mutter recht lebhaft in mir, sondern mein Ideengang führte mich unwillkürlich wieder zu der armen Frau zurück. — Ich habe, um meiner Schwester das Herz nicht unnöthig schwer zu machen, ihr noch nichts von diesen meinen Erwägungen mitgetheilt. Jetzt jedoch kann ich nicht länger mehr schweigen. Ich mußte Dir es mittheilen, um wenn möglich zu erfahren, ob“ — seine Stimme fing an zu beben und sein Auge wurde feucht — meine Ahnung trügerisch, ob ich ohne Grund gewagt habe mich auf Augenblicke einer Hoffnung zuzuneigen, die ich seither als vergeblich erkannte!“

Marie hatte den Worten ihres Bruders mit wachsender

Unruhe gelauscht. Ihr Blick haftete bald auf dem Vater bald auf den Bruder; als er jetzt schwieg, rief sie hastig:

„Detlev, Detlev, Du hast mir nicht sagen wollen, was Du so oft gedacht, Du hast mich nicht beunruhigen wollen? Diese Sorge war unnöthig, denn ich habe mich selbst fast täglich mit derselben Frage beschäftigt —!“

In diesem Augenblick steckte die Alte den Kopf zur Thüre herein und sprach zu der sich nach ihr umwendenden Marie:

„Unsere Kranke ist so sehr erregt, daß ich allein nicht im Stande bin, sie zu besänftigen. Wollt Ihr mir nicht behülflich sein? Auf Euch hört sie ja mehr, wie auf uns Andere alle!“

„Ja, meine Tochter,“ bemerkte nun auch der Graf, während er sein thränenfeuchtes Auge zu Marie erhob, „folge dem Rufe der Frau und nimm Dich der Kranken recht warm, recht innig an, sie verdient es —!“

Ohne weiter zu fragen, aus welchem Grunde ihr Vater ihr die Pflege der Unglücklichen so warm an's Herz legte, verließ sie, gehorjam dem erhaltenen Winke, das Gemach und Detlev befand sich mit dem Grafen allein.

Ersterer ergriff jetzt die Hand seines Vaters.

„So lange Marie hier war,“ begann er flüsternd, leise, als könne seine Schwester seine Worte im andern Gemach hören, „habe ich nicht gewagt, eine Vermuthung klar auszusprechen, die mehr und mehr zur Gewißheit wird.“

„Sage mir, ich bitte Dich dringend darum, ist das, was eine innere Stimme mir unaufhörlich zu flüstert, richtig? Ja, ja, es muß der Fall sein, ich kann mich nicht irren, die Stimme der Natur spricht zu deutlich in mir — die Unglückliche ist —?“

„Deine von uns seit langen Jahren als todt betrauerte Mutter!“ lautete die mit umflorter Stimme gegebene Antwort des Grafen, welcher sich mittlerweile erhoben hatte.

„Allmächtiger!“ rief Detlev, die hervorbrechenden Thränen ungehindert fließen lassend. „Arme, gute Mutter, welche Leiden mögen Dir aufgebürdet worden sein!“ fuhr er nach kurzem Schweigen in dumpfem Tone fort, „ist denn keine Rettung möglich aus der Nacht, in die Dein Geist gestürzt worden ist? — Gewiß! ich glaube nun mehr als je daran! O wir werden nach der langen Trennung noch glücklich werden!“

„Aber wie wird Marie, meine weichherzige, seelensgute Schwester diese sicher von ihr bereits geahnte Nachricht aufnehmen?“

„Wenn ich,“ sprach, noch ehe der Graf zu antworten vermochte, der Ritter, dessen Eintritt von Beiden überhört worden war, „mir nach ernster, reiflicher Ueberlegung einen Vorschlag erlauben darf, so möchte ich bitten, Marie noch ununterrichtet zu lassen und zu warten, bis der letzte Versuch zur Heilung Eurer Gattin, Herr Graf, angestellt sein wird!“

„Der letzte Versuch?“ fragte der Graf trübe. „Seid Ihr mit Euch selbst darüber bereits einig geworden, was gethan werden soll? Ich bin noch unfähig, geordnet zu denken!“

„Hier würde, so viel ich gesehen habe, jede fernere Bemühung in dieser Richtung unnütz sein. Marie hat sie eben so weit beruhigt, daß sie sich fortan nicht mehr

weigern will, in das Wohngemach zu kommen. Von einer erneuten Begegnung aber will sie nichts mehr wissen. Dagegen scheint sie sich — und dies betrachte ich als ein besonders günstiges Zeichen — einzelner Momente der Katastrophe auf der Dichtung plötzlich zu erinnern!“

„Habt Ihr ihre Andeutungen darüber verstanden?“

„Ja, ich glaube wenigstens, daß die abgebrochenen Ausrufe, wie: „Großer Gott, stehe uns bei!“ „Schütze meine Kinder!“ „Sollen wir hier wirklich untergehen?“ „Helft, rettet!“ „Mein Gemahl!“ „Edward! Edward! die Nuchlosen schleppen mich fort! Hülf!“ sich nur auf das unglückselige Ereigniß beziehen!“

Mit athemloser Spannung hatte der Graf gelauscht.

„Dieser Angstrufe erinnert sich meine Gattin?“ fragte er hochaufathmend, „sie vermag des furchtbaren Augenblicks sich zu entsinnen, als ich gebunden am Boden lag und sie von einigen der Glenden gewaltsam von den Kindern weggerissen und fortgeschleppt wurde. O es ist mir, als hörte ich jetzt noch den gellenden, herzerreißenden Hülfesruf, den sie ausstieß, als sie den letzten Blick auf die nach einer andern Richtung weggetragenen Kinder und dann auf mich richtete. — Mein Herz zieht sich heut noch bei der Erinnerung an die furchtbare Angst, die sich in ihren Augen, in ihren Zügen aussprach, krampfhaft zusammen.“

„Diese Wahrnehmung also giebt mir begründeten Anlaß zu der Annahme, daß die gewaltige Erregung, in welche Eure Gattin vorhin gerathen, einen günstigen Einfluß auf sie hervorgebracht hat, sie hat mich weiter aber auch auf einen Heilversuch hingewiesen, der nach dem so eben Erlebten den besten Erfolg verspricht!“

„Und dieser Versuch?“

Der Ritter zögerte nicht, dem Verlangen des Grafen, Näheres anzugeben über das, was der Erstere als geeignet zur Herstellung der Gräfin erachte, zu entsprechen, und als die Herren nach einer, längere Zeit andauernden Besprechung spät am Abend sich von einander trennten, reichte der Graf froher Hoffnung voll Eutemium die Hand.

„Ich hoffe und glaube mit Euch, daß unser Vorhaben zu dem schnellst erwünschten Ziele führen wird!“

Marie wollte noch immer bei ihrer Mutter, welche endlich Ruhe gefunden zu haben schien, kam aber, als Detlev das Wohngemach betrat, vorsichtig, um den leisen Schreien der Unglücklichen nicht zu stören, aus dem kleinen Nebensübchen zu diesem heran.

Sie wollte den weiteren Verlauf des Gesprächs erfahren und besonders hören, weshalb der Vater durch die Kranke in außerordentlich, ihr unerklärlich hohem Grade erregt worden sei. Zu ihrem Erstaunen verhielt der sonst ihr gegenüber keine Geheimnisse hegende Bruder sich hier aber schweigsam.

„Später, liebe Marie, sollst und wirst Du Alles erfahren. Für heute quäle mich nicht mit Fragen, Du aber beunruhige Dich nicht unnöthig. Der Himmel meint es mit uns gut!“

„Das verkenne ich ja nicht, Detlev,“ erwiderte Marie rasch; „warum verbirgst Du aber vor mir heut etwas, das ich, wie Du sagst, doch noch erfahren soll? Da dieses Geheimniß nun nach Deiner Andeutung nur etwas Gutes betreffen kann, so vermag ich nicht einzusehen, aus welchem Grunde ich nicht bald Kenntniß erhalten soll. Wolltest Du mir eine schlimme Nachricht verschweigen, dann würde

ich annehmen, Du wolltest mir so lange als möglich einen Kummer ersparen: eine erfreuliche Botschaft mir aber vorenthalten wollen ist — nicht schön!"

„Kleine Neugierige!" rief Detlev wider Willen, den Eifer Mariens belächelnd; „die Nachricht betrifft Deine Pflegebefohlene! Jetzt aber frage mich nicht weiter!"

Um weiteren Fragen der Schwester zu entgehen, zog er sich, ihr, wie sie wohl fühlte, noch herzlicher, weicher wie gewöhnlich, fast wehmüthig gute Nacht sagend, bald in sein Schlafgemach zurück.

Am folgenden Morgen war Marie nicht wenig erstaunt, als der Ritter ihr mittheilte, sie werde mit der Kranken, die ihren Schreck und ihre Erregung vollständig überwunden zu haben schien, eine weitere Spazierfahrt unternehmen.

„Wir Beiden allein?" fragte Marie befremdet; „wer begleitet uns?"

„Ich selbst!" erwiderte der Ritter freundlich.

„Würden mein Vater und Detlev nicht theilnehmen an diesem Ausfluge?"

„Gewiß, liebe Marie, sie folgen uns!"

„Weshalb willst Du uns denn nicht gleich begleiten, lieber Vater?" wandte sie sich zu dem eben näher tretenden Grafen.

„Das geht nicht, mein Kind, ich werde aber so bald als möglich mit Detlev nachreisen. Fahre Du nur mit — mit — Deiner Pflegebefohlenen voraus!"

Marie schien noch weitere Fragen wegen dieser Anordnung stellen zu wollen, die so außerordentlich war, daß es ihr schwer wurde, sich mit ihr vertraut zu machen; war es ja doch seit ihrem Aufenthalt im Hause des Ritters zum erstenmale, daß sie ausfahren sollte; sie scheute sich jedoch, dieselben anzusprechen, denn Detlev's auf ihr rufender lächelnder Blick sagte ihr ziemlich deutlich: zügele Deine Neugierde; wenn es Zeit sein wird, sollst Du ja doch Alles erfahren!"

Der Gefahr einer Abweisung durch den Vater oder durch den Ritter wollte sie sich in keinem Falle aussetzen.

Der Graf vermied, so schwer es ihm auch wurde, sorgfältig, der Kranken sich zu zeigen, welche, ohne sich irgend zu weigern, der Bitte Mariens und des Ritters entsprach und neben der Ersteren auf dem Wagen Platz nahm, und folgte, während der Ritter sein Pferd neben dem Wagen herlaufen ließ, mit Detlev dem Gefährt in geringer Entfernung.

Beiden war das Herz recht schwer, doch war Detlev sichtlich bestrebt, sich und auch dem hangenden Vater Zweifel an dem Gelingen des gewagten Unternehmens möglichst auszureben.

Als Letzterer beim Besteigen des Pferdes ausrief:

„O Gott, in welcher Stimmung werden wir zurückkehren? Wird der Allgütige unserem Vorhaben gnädig sein? Woher die furchtbare Unruhe, die mich im Augenblick befällt?" entgegnete Detlev in einem Tone, aus dem man zu erkennen vermochte, daß das, was er sprach, auch seine innerste Ueberzeugung war:

„Unsere Hoffnung wird nicht getäuscht werden und die Mutter ihre Gesundheit wieder erlangen. Selbst wenn eine innere Stimme mir dies nicht immer zurief, würde ich schon deshalb allein an einen günstigen Erfolg unseres Vorhabens glauben, weil der Herr Ritter diese Gesinnung hegt!"

‡

Ein schwaches Lächeln überflog die Züge des Grafen, als er bemerkte:

„Du scheinst das bedingungsloseste Vertrauen in das Wissen und Willen des Herrn Suteninn zu setzen. Hat er denn auch durch die Behandlung Kranker bereits einen Ruf sich erworben?"

„Wie man in dieser Beziehung vom Herrn Ritter spricht, kannst Du am besten in Tangermünde erfahren. Jedes Kind kennt ihn dort und nur wenige Familien werden in diesem Orte leben, die nicht seine ärztliche Hilfe bereits in Anspruch genommen hätten, und stets ist durch Befolgung der durch ihn gegebenen Vorschriften der oder die Kranke wieder hergestellt worden!"

„Hoffen wir, daß dies auch hier in unserem Falle geschehen mag! Du kennst den Junker Diez von Quikow?"

„Ja, weshalb fragst Du jetzt gerade nach diesem jungen Manne?"

„Weil ich ihn kennen lernen und mündlich Näheres über das Gefängniß hören möchte, aus dem er die Mutter befreit hat."

„Necht gern will ich Dich, wenn Du es haben willst, zum Ritter von Uchtenhagen, bei dem er noch weilt, begleiten. Von der Richtung ist es nicht mehr weit bis zu dem Stammsitz der Uchtenhagener."

„Erzähle mir doch noch einmal die Vorgänge an dem Morgen, an welchem Du die Mutter aus der Gewalt der Knechte befreitest!"

Detlev kam dieser Aufforderung so ausführlich nach, als er dies nur im Stande war, wurde aber mitten in seiner Erzählung unterbrochen durch den Ausruf seines Vaters:

„Sieh dort vor uns die Ritter! Oben sprechen sie mit Herrn Suteninn. Jetzt kommen sie uns entgegen. Wer sind sie?"

Detlev sah scharfer nach den rasch daher Reitenden aus. „Das trifft sich ja eigenthümlich! Die beiden Junker von Quikow sind es mit ihrem alten Leibknappen. Den anderen Knecht kenne ich nicht!"

„Dagegen," fiel der Graf rasch ein, „ist er mir wieder genau bekannt!"

Die Reiter waren inzwischen nahe herangekommen, und Detlev und die beiden Junker, in deren Begleitung sich der Wachtmeister und sein Bruder befanden, begrüßten einander in freundschaftlichster Weise. Letztere waren im Begriff nach Brandenburg zu reiten und der Graf wandte sich zu Junker Diez mit der Frage, wann sie von dort zurückkehren würden.

„In spätestens zwei Tagen!"

„Dann wünsche ich Euch in einer mich hoch interessirenden Angelegenheit zu sprechen."

„Der Herr Ritter Suteninn hat mich von Eurem Wunsche bereits in Kenntniß gesetzt und ich werde nicht versäumen, auf meiner Rückreise Euch in Tangermünde bei Herrn Suteninn aufzusuchen."

„So? Der Herr Ritter hat Euch dies schon mitgetheilt? Woher hat er Kenntniß von meinem Verlangen? Ich habe ihm doch noch nichts davon erwähnt? Doch gleichviel, es soll mich freuen, Euch recht bald in Tangermünde zu sehen!"

Die Herren wollten eben ihren Weg weiter fortsetzen, als der Capitän sich mit der Bitte an ihn wandte, ihn zurück begleiten zu dürfen.

Von keiner Seite erfolgte ein Widerspruch, und der Graf setzte, in Begleitung Detlev's und des Capitäns, nach einer freundlichen Verabschiedung von den Junkern den Weg nach der Dichtung fort.

Als sie bis zu der ersten Biegung des Weges gekommen waren, erblickten sie in weiter Ferne den Wagen und den Ritter, die ihrer zu warten schienen, nun aber langsam sich wieder in Bewegung setzten.

Schweigend wurde nunmehr der Weg fortgesetzt und nach kurzer Zeit waren sie dem langsam dahinfahrenden Wagen so nahe gekommen, daß sie den Wink des sich nach ihnen zurückwendenden Ritters, zurückzubleiben, zu beachten vermochten.

Sie hielten in unmittelbarer Nähe der Dichtung, Eutemim stieg vom Pferde und Marie verließ mit der gleichgültig ihre Umgebung musternden Unglücklichen, von der sie ja noch nicht wußte, wie nahe sie ihr stand, den Wagen.

Eutemim sprach nun zu Marie einige Worte, welche diese sichtlich zu befremden schienen, denn sie schüttelte leicht das Köpfchen und ging dann zurück in der Dichtung, in der ihr Vater und Detlev hielten.

Der Ritter dagegen trat mit der willenlos ihm folgenden Frau links von der Straße ab in den Wald.

Kaum waren sie hinter den Bäumen verschwunden, als der Graf mit Detlev zu der ihrer harrenden Marie vorritt, abstieg und ohne die erstaunt fragenden Blicke seiner Tochter zu beachten, aufmerksam lauschte.

Er vermochte von seiner Stelle aus die Dichtung und besonders die Gieße deutlich zu erkennen und wagte kaum zu athmen, als er jetzt bemerkte, daß seine unglückliche Gattin den freien Platz betrat.

Sie war, ohne ihrem Wege irgend welche besondere Aufmerksamkeit zu widmen, die kurze Strecke von der Stelle, an welcher sie vom Wagen gestiegen, bis zur Dichtung selbst langsam dahingegangen.

Dort angekommen, schlug sie das Auge auf; einen Moment stand sie unbeweglich, dann zuckte sie zusammen und mit einem gellenden Aufschrei sprang sie auf die in der Dichtung stehende Gieße zu, lehnte sich an den Stamm und brach in die in herzerzerrhenden Tönen hervorgestoßene Klage aus:

„Meine Kinder, meine armen Kinder! Wo sind sie? Wo ist mein Gemahl? Soll ich Euch denn nie mehr sehen?“

Eutemim war am Rande der Dichtung stehen geblieben und beobachtete die jammernde Gräfin.

In dem Augenblick, als Letztere durch ihre Bewegung zu erkennen gegeben, daß die Dichtung ihr nicht fremd sei, wandte der Graf sich zu Marie:

„Jetzt, mein Kind, bitte den Allgütigen um seinen Beistand!“

Er eilte in das Gebüsch und trat oben an einer der Gräfin durch den starken Stamm verdeckten Stelle auf die Dichtung, als die Unglückliche laut zu jammern und zu klagen begann.

Als sie fragend rief: „Wo ist mein Gemahl?“ den Blick starr auf eine Stelle gerichtet, die Hände verzweiflungsvoll rang und eine Bewegung machte, als wolle sie Jemand umfassen, antwortete plötzlich unmittelbar neben ihr eine bebende Stimme:

„Wanda! Meine Wanda! Hier bin ich ja!“

F

Wie von einem electrischen Schläge berührt, fuhr sie auf und wandte sich nach der Seite, von welcher diese wenigen Worte in ihr Ohr gedrungen waren.

Groß, starr sah sie den vor ihr stehenden Grafen an, ihr Blick haftete fest auf den Zügen desselben, alles Leben schien zu stocken in ihr.

„Wanda, meine theure Wanda!“ rief er noch einmal, „kennst Du mich denn nicht? Ich bin ja Dein Edward!“

Seiner selbst kaum mehr mächtig, breitere er die Arme aus. Noch immer verharrete sie aber in unbeweglicher Haltung.

Als er aber zum drittenmale fragte:

„Wanda, kennst Du Deinen Edward, Deinen Gatten nicht mehr?“

Da wich die Starrheit ihres Blickes, ein Zittern durchlief ihren Körper, verlangend erhob sie ihre Arme, ein markerschütternder Aufschrei entrang sich ihrer Brust, und sie wäre zu Boden gesunken, wenn der Graf sie nicht in seinen Armen aufgefangen hätte.

Langsam, vorständig ließ er die Bewußtlose auf die weiche Moosdecke und an der Stelle, wo sie gestanden, niedergleiten.

Eutemim, welcher sich in Vorausicht eines derartigen Ereignisses mit entsprechenden medicinischen Mitteln vorgeesehen hatte, eilte rasch hinzu, händigte sie dem Grafen ein und dieser bemerkte nach Anwendung derselben zu seiner unaussprechlichen Freude bald die ersten Regungen des wiederkehrenden Lebens.

Ueber sie gebeugt, beobachtete er das Wachsen der neu erwachenden Kraft und endlich schlug sie das Auge auf. —

Einen Moment nur haftete ihr Blick auf dem thränenfeuchten Antlitz des sie liebevoll beobachtenden Gatten, dann schlang sie beide Arme um ihn und zog ihn zu sich herab:

„Edward, geliebter Edward, habe ich Dich wieder? Ist es auch keine Täuschung? Nein, nein, Du bist es! o Gott, wie glücklich bin ich nun!“

„Ja, meine theure Wanda, geliebtes Weib, wir sind wieder vereint!“

Die Mattigkeit überwältigte sie indeß so schnell schon wieder, daß sie den halb erhobenen gehaltenen Kopf wieder zurücklegte und, ohne noch ein Wort weiter zu sprechen, unter den Liebkosungen des Gatten wieder die Augen schloß.

Mit Aufbietung der äußersten Vorsicht, um ihres Schlummer nicht zu stören, suchte er ihre ihn noch umschlungen haltenden Arme zu lösen, um sich erheben zu können.

Ungeachtet aller Behutsamkeit seinerseits, erwachte sie doch und preßte ihn, liebevoll ihm in's Auge sehend, schweigend auf's Neue an sich.

Pföhllich schreckte sie empor.

Eine namenlose Angst prägte sich in ihren wirr umherirrenden Blicken aus.

„Meine Kinder! Im Gotteswillen, wo sind unsere herzigen Kinder?“

„Sei beruhigt, liebste Wanda,“ begütigte ihr Gatte sie unter Klüssen, „unsere beiden Kinder sind bei uns! Stärke Dich erst durch ruhigen Schlummer, dann sollst Du sie bald bei Dir sehen!“

„O Gott, ja, dann bin ich ruhig, nun —“

Weiter vermochte sie nicht zu sprechen, denn im nächsten Moment bereits lag sie wieder in den Banden des Schlafes.

Nunmehr gelang es ihm auch, frei zu werden.

Mit Hilfe Suteinn's, welcher vor ihrer Abfahrt vom Hause anscheinend alle Möglichkeiten in Berücksichtigung gezogen und eine Anzahl Tücher mitgebracht hatte, wurde der Schlummernden ein bequemes Lager bereitet, und während der Ritter nun, bei dieser Wache haltend, zurückblieb, eilte der Graf zu den noch immer auf der früheren Stelle seiner harrenden Kindern zurück.

An seinen glückstrahlenden Mienen, in seinem Auge erkannten Ditlev sowohl als Marie, daß er ihnen etwas besonders Frohes mittheilen werde. Ersterer bedurfte keiner Erklärung, die Thräne in seinem Auge und der halblaute Ausruf:

„Dem Himmel sei Dank für Gewährung meiner Bitte!“ bekundeten hinlänglich, daß er erkannte, weshalb sein Vater so freudig bewegt sei.

Marie dagegen eilte ihm rasch entgegen.

„Vater, lieber Vater,“ rief sie, zärtlich sich an ihn schmiegend, „willst Du mich denn nicht an der Freude theilnehmen lassen, die Dich im Augenblick so ganz erfüllt? Willst Du mir nicht mittheilen, was hier eigentlich vorgegangen und“ — fuhr sie, besorgt zu ihm aufsehend, rascher fort, — „wo die unglückliche Frau hingebracht worden ist? Ich sehe, ich fühle, daß jetzt Deine Erregung ebenso sehr mit ihr in Verbindung steht, wie gestern Abend Dein Kummer. Willst Du mir nicht wissen lassen, was das Alles bedeutet?“

Zufällig glitt ihr Blick über die von dieser Stelle aus vollständig zu überschende Lichtung; sie sah in der Nähe der Eiche den Ritter stehen und bemerkte am Fuße des Baumes die schlummernde Frau.

„Großer Gott, was ist das?“

Hastig wollte sie sich dem Arm ihres Vaters entwenden, um zu der Kranken hinzueilen. Er hielt sie jedoch zurück.

„Gedulde Dich noch einen Augenblick, Marie, dann werde ich Dich selbst zu ihr führen. Beantworte mir erst eine Frage!“

„Eine Frage? und welche?“

„Worin würde die größte Freude bestehen, die Dir heut bereitet werden könnte?“

„Wenn ich — doch wozu einem Gedanken nachhängen, der sich nicht mehr verwirklichen kann? sie ist ja sicher schon lange, lange todt!“

„Sprich mir diesen Gedanken aus!“

„Nun, wenn ich mit meiner guten, lieben Mutter zusammenkäme, wenn ich sie heut wiederfände —!“

„Bist Du wirklich so fest überzeugt davon, daß Deine Mutter nicht mehr unter den Lebenden weilt?“

Hastig richtete Marie sich empor und sah ihrem Vater groß, starr in's Auge.

„Antworte mir nur, mein Kind, woher hast Du die Gewißheit, daß Dein Verlangen nicht mehr erfüllt werden könnte?“

„Vater, um Gottes Willen,“ schrie sie laut auf, „wäre es möglich, sollte meine Ahnung mich doch nicht getäuscht haben? Sollte die Stimme, welche mir seit — seit — Ha! — laß mich gehen, laß mich hin zu ihr! Jetzt weiß ich — o mein Gott — und ich kann meine gute Mutter

so sorglos allein lassen — vermag sie leiden zu sehen und —“

„Fasse Dich, mein Kind! Deine Ahnung hat sich bestätigt. Du hast allerdings Deine Mutter seither schon so treu gepflegt, und ohne, es zu wissen, wem Du Dein Mitleiden bezeugst, ihr schweres Leiden bitter beklagt. Freue Dich nun aber auch mit uns: Die Mutter ist von ihrer bösen, von ihrer furchtbaren Krankheit geheilt. Sie ist wieder im Besitz ihrer vollen Geisteskräfte und genießt jetzt den ersten stärkenden Schlummer!“

Unfähig, weiter zu sprechen, wehrte er den hervorbrechenden Thränen nicht länger, und im stummen Dankgebet wandten die drei Uebergelücklichen sich zum Lenker der Gesche. All' das schwere Leid, was ihnen lange Jahre hindurch aufgebürdet, die Erinnerung an die vielen trüben Stunden, die ihnen durch das über sie hereingebrochene Geschick bereitet worden, wurde verdrängt, vergessen und nur allein die unbeschreibbare Freude erfüllte sie, jetzt endlich doch so glücklich zu sein, als sie es nie mehr zu werden glaubten. —

Nun war der Graf aber auch nicht länger im Stande Marien zurückzuhalten; sie flog über die Lichtung und sank neben dem Lager der Mutter in die Kniee. Sie wagte kaum zu athmen aus Besorgniß, die Schlummernde zu stören, und vergaß in ihrer rührenden Sorge für die geliebte, endlich wiedergefundene Mutter Alles um sich her!

Vater und Sohn folgten ihr langsamer.

Der Kapitän hatte mittlerweile seinen Weg langsam fortgesetzt. Der Graf aber folgte mit Ditlev der vorausgeeilten Marie. Während Ditlever zu Mutter und Schwester ging, trat der Ertere zu Suteinn, welcher, auf sein Schwert gestützt, sinnend an einem Baume lehnte.

Auf dem weichen Moose war es dem Grafen möglich, nahe zu dem Ritter heranzukommen, ohne daß dieser aus seinem Sinnen aufgeschreckt worden wäre.

Erstaunt fragend, blieb der Graf wenige Schritte von diesem entfernt stehen.

Was bewegte den Ritter zu der finsternen Miene, mit welcher er vor sich hinsah? Recht herbe, bittere Gedanken mußten es sein, die ihn beschäftigten, denn seine Lippen waren zusammengezogen, seine Stirne in Falten gelegt und der Blick nichts weniger als freundlich.

„Was ist Euch, Freund? Weshalb dieser Unmuth in einem Augenblick, in welchem Ihr Euren Freund als den glücklichsten Menschen der Erde vor Euch seht?“

Suteinn sah bei dieser Frage des Grafen auf und Ditlever schüttelte verdutzt den Kopf.

„Hat mich denn die Freude verwirrt gemacht? Ihr seid, wie ich jetzt deutlich sehe, nicht finsterner und auch nicht freundlicher gesinnt, als ich Euch stets gesehen habe. Verzeiht, daß ich Euch störte. Es geschah, weil ich im Moment wähnte, Euch trüber zu finden als gewöhnlich, und mir es doppelt weh gethan haben würde, gerade heut, gerade in diesem Augenblick Den nicht froh zu wissen, dem ich nächst Gott nur allein verdanke, daß ich noch einmal ganz glücklich werde!“

(Fortsetzung folgt.)

Freierstunden am häuslichen Herde.



Redaction, Druck und Verlag von S. G. Münchmeyer in Dresden, Jagdweg 14.

Filialen: Berlin, Ruppinerstraße 44; Wien, Josephstädter Hauptstraße 35; Dortmund, Düppelstraße 6.

Der beiden Quikows letzte Fahrten.

Historischer Roman aus der Jugendzeit des Hauses Hohenzollern, begonnen von Karl May, fortgeführt von Dr. Goldmann.

[Fortsetzung.]

Uebersetzung und Dramatisirung vorbehalten,
Nachdruck gerichtlich verfolgt.

„Ich danke Euch für diese Theilnahme, muß aber gestehen, daß ich weniger an mich als vielmehr an Euch und Eure Gattin gedacht habe.“

„Besorgt Ihr vielleicht noch eine Gefährdung meiner Frau?“

„Unter Umständen ja!“

„Ich verstehe Euch nicht!“

„Wir werden mit der Rückkehr nach Tangermünde kaum länger zögern dürfen, als bis Eure Gattin erwacht sein wird.“

„Das sehe ich recht wohl ein.“

„Falls sich dieses Erwachen aber sehr lange verzögert?“

„Dann wollen wir ihr ein bequemes Lager im Wagen bereiten, ich werde sie hinüber tragen, Marie mag bei ihr Platz nehmen und wir treten langsam den Rückweg an!“

Suteminn war nicht ganz einverstanden mit diesem Vorschlage, schwieg aber.

„Wir wollen doch erst noch warten. Ich werde, während Ihr bei den Euren weilet, zum Wagen gehen und dort für alle Fälle Vorkehrungen treffen!“

Ferchten Blickes betrachtete der Graf die kleine Gruppe am Fuße der Eiche.

Ein unnenbares Glück erfüllte ihn, als er die liebende Sorgfalt beobachtete, mit welcher Marie um ihre schlummernde Mutter beschäftigt war, wie sie jeden Athemzug bewachte, und Detlev, an der andern Seite des Lagers knieend, kein Auge von der Mutter wandte. —

Lange, lange verharren sie regungslos in dieser Stellung und der Graf, durch die vorschreitende Tageszeit und die Erinnerung an die weite Entfernung ihres zeitigen Aufenthaltsortes von der Richtung dazu veranlaßt, erwog Feierstunden.

bereits die Absicht, welcher er dem Ritter gegenüber Ausdruck verliehen er, als eine leise Bewegung der Schlummernden und die unregelmäßigen werdenden Athemzüge derselben darauf hinwies, daß sie bald erwachen werde.

Noch wenige Augenblicke und die Gräfin schlug die Augen auf.

Einen Moment nur sah sie verwundert auf die zu beiden Seiten ihres Lagers knieenden jugendlich blühenden Gestalten, dann richtete sie sich hastig auf, und noch hatte der Graf nicht Zeit gewonnen, ihr zu sagen, wer neben ihr kniee, als der Jubelruf erscholl:

„Mutter!“ Mutter!“ „Meine Kinder!“ und die Wiedervereinten in sprachlosem Entzücken eine eng aneinander geschlossene Gruppe bildeten. —

Der Graf wandte sich, unfähig, sich bei diesem Anblick länger zu beherrschen, mit Thränen erfülltem Auge ab.

Mutter wie Kinder gaben ihre unbeschreibliche Freude nur in unzusammenhängenden Ausrufen kund, es war ihnen unmöglich, die Worte zu finden, welche im Stande waren, ihrem Glück genügenden Ausdruck zu geben.

Mit Hilfe Detlev's und Marien's richtete die glückliche Mutter sich endlich empor. Den besorgt auf ihr ruhenden Blick des Vaters erwiderte sie mit strahlendem Lächeln:

„Fürchte nichts, Edward, ich fühle mich jetzt so wohl, so stark, o Gott, so namenlos glücklich, wie ich wohl noch nie gewesen bin!“

Der Graf hegte jedoch keineswegs vollen Glauben in diese Zuversichtlichkeit.

„Kinder,“ wandte er sich zu Detlev und Marie, „geht

zum Wagen und bereitet dort mit Hilfe dieser Decken ein angenehmes Lager; wir werden bald nachkommen!"

Beide eilten so rasch als möglich fort und die ihnen mit leuchtenden Blicken nachschauende Mutter versuchte am Arm des Gatten selbst in der Richtung nach der Straße fortzugehen.

Nur wenige Schritte war sie indeß erst gegangen, als sie wankte und der Graf sie nur durch ein rasches, festes Umfassen vor dem Zusammenbrechen zu bewahren vermochte.

Schnell entschlossen nahm er sie auf und trug sie bis zum Wagen und bald ruhte sie in diesem auf weichem bequemem Lager.

Marie hatte neben ihr Platz genommen und wurde nicht müde, ihr wieder und wieder zu erzählen, wie namenlos glücklich sie sich fühle, mit ihrer geliebten Mutter endlich vereint zu sein. Schweigend hörte diese, während ein beseligendes Lächeln ihre Züge erhellte, dem Geplauder ihrer Tochter zu und Marie war hoch überrascht, als der Wagen vor dem Thore des sogenannten Zauberhauses hielt und der Graf im Scherze fragte, ob ihr die Fahrt wirklich so kurzweilig geworden sei, daß sie an das Verlassen des Wagens erinnert werden müsse. —

„Ich habe nicht darauf geachtet,“ erwiderte sie lachend, „ob wir fahren, oder wo wir sind, es genügte mir vollkommen, bei meiner Mutter zu sein und Dich zu unserem Schutze bei uns zu wissen!“

Ohne die Hilfe eines der Herren abzuwarten, schwang sie sich leicht von dem hohen Gefährt; der Graf hob seine Gattin herab und trug sie, da sie zum Gehen zu schwach war, in das Haus, das gesehen zu haben sie sich nicht zu erinnern vermochte, und bald lag sie dort auf ihrem seitherigen Lager wieder in festen Schlummer versunken.

Der Graf betrat mit Suteiminu dessen Gemach.

„Ihr beharrt demnach auf Eurem mir bereits mitgetheilten Entschlusse?“ nahm der Lektore das während der Rückkehr geführte und durch die Ankunft zu Hause unterbrochene Gespräch wieder auf.

„Ja, Freund, und ich denke, Ihr werdet meiner Ansicht beipflichten, daß es unter den jetzt eingetretenen glücklichen Umständen das Beste ist, was ich überhaupt zu thun vermag.“

„Ich habe von meinem Könige den Auftrag erhalten, in seinem Namen an dem Concil theilzunehmen, und will und muß Gehorsam leisten. Es kann mich aber Niemand zwingen, in Costritz länger zu verweilen, als der Markgraf dies thun wird.“

„In dieser Hinsicht stimme ich Euch vollkommen bei, weniger jedoch vermag ich mich mit der Annahme zu befremden, daß unsere Rückkehr in wenigen Monaten bereits wird erfolgen können. Der Markgraf erstrebt in Costritz ein hohes Ziel, und wenn auch der Kaiser ihm sehr gewogen ist, so fürchte ich doch, daß es nicht ohne Schwierigkeiten abgehen wird, ihn zur Billigung des Verlangens des Herrn Friedrich zu bewegen!“

„Was bewegt Euch zu dieser Besorgniß?“

„Der Markgraf besitzt, wie ich vielfach erfahren, unter den Churfürsten mehrere versteckte Gegner, die ihren Einfluß aufbieten werden, die Erhöhung und Kräftigung des Markgrafen zu verhindern!“

„Gleichviel; ich hoffe, Herr Friedrich wird den geheimen Antrieben seiner Gegner zur rechten Zeit und mit

gehörigem Nachdruck einen Niegel vorschieben und dann — bedenkt den allgewaltigen Schlüssel, welchen er in Händen hat!“

„Auf den,“ rief Suteiminu lachend, „habe auch ich vorzugsweise, und wenn er seine Dienste nicht versagt, dann ist es allerdings sehr wahrscheinlich, daß — seine Stimme wurde wieder ernst — die Mission der Zollern den ungeschlachten seitherigen Gewaltherren in den Marken in einer Weise und so nachhaltig zum Bewußtsein gebracht werden wird, daß sie sich beugen lernen!“

„Harte Kämpfe werden Herrn Friedrich im eignen Lande allerdings noch bevorstehen; bei seiner Macht und seiner geistigen Ueberlegenheit wird es ihm indeß nicht schwer werden, die Widerspännigen zu Paaren zu treiben. Falls meine Frau morgen früh sich soweit gekräftigt fühlt, daß ich keine Besorgniß wegen eines Rückfalles oder eines neuen Schlags zu fürchten habe, dann will ich im Laufe des Tages nach Potsdam aufbrechen, dort mit dem Markgrafen mich über den Termin der Abreise verständigen und am dritten Tage hierher zurückkehren.“

„In der Zwischenzeit werde ich hier die erforderlichen Vorbereitungen treffen und Herrn Henning von Bismarck verständigen!“

„Detlev ist bereits davon verständigt, daß er zum Schutze der Frauen und des Hauses hier zurückbleiben wird, und mit Eintritt des Herbstes werden wir, wie ich bestimmt erwarte, wieder hier sein!“

„Ich hoffe dies, fürchte die Erfüllung dieses Eures nur zu berechtigten Verlangens aber auch ebenso sehr!“

„Weshalb?“

„Ich hoffe es mit Rücksicht auf den Markgrafen, dem ich das Gelingen seines Vorhabens von ganzem Herzen wünsche, und fürchte es, weil dann der Zeitpunkt nahe herankommt, an dem ich mich von Detlev und Marie und von Euch selbst trennen soll! Ich hätte nicht geglaubt, daß ich nach meinen Erfahrungen noch im Stande wäre, zu Jemandem eine so aufrichtige, freundschaftliche Zuneigung zu gewinnen, wie zu Euch, Graf, und zu den Euren. Detlev und Marie sind mir so lieb geworden, als wären sie mein Eigen!“

„Freund,“ rief der Graf ergriffen, „spricht nicht von Trennung. Was Ihr für die Meinen und mich gethan, werde ich Euch niemals auch nur annähernd vergelten können; ich kann Euch heut noch nichts, als treue Freundschaft dafür bieten und reiche Euch nicht nur die Freundschaft, sondern die Bruderhand! Schlagt ein!“

Wortlos folgte Suteiminu dieser Aufforderung und der Bruderbund dieser beiden an edler Gesinnung zwar gleichen, in ihrer Lebensstellung aber so sehr verschiedenen Männer war geschlossen.

Noch lange saßen sie an diesem Abende in lebhaftem Gespräch und es war Mitternacht längst vorüber, als sie sich erhoben, um nach den Aufregungen des verlebten Tages die erforderliche Nachtruhe zu suchen.

Der Wunsch des Grafen, seine Gattin am andern Morgen gestärkt und gekräftigt zu sehen, erfüllte sich; sie vermochte sich von ihrem Lager zu erheben und am Arme Mariens im Wohngemach zu erscheinen, und Suteiminu sprach seine offene Freude darüber aus, daß die völlige Wiederherstellung der Gräfin nunmehr in aller kürzester Frist bestimmt zu erwarten sei.

Der Vormittag verging mit den Vorbereitungen zu

der vom Grafen nun beschlossenen Abreise nach Potsdam und eben saßen die Glücklichen beim Abschiedsmahle, als ein Klopfen am Thore hörbar wurde.

Die Alte eilte hinaus, um zu öffnen, und bald hörten die im Wohngemach Weilenden feste, sporenklingende Tritte auf den vom Hofthor bis zur Hausthüre liegenden Steinplatten, die Thür ging auf und Herr Henning von Bismarck trat ein.

Auf das Freudigste von Sutenium, dem Grafen und Detlev begrüßt, nahm er bei ihnen Platz und begann, nachdem die Frauen sich entfernt hatten, zu Sutenium:

„Wie Ihr vielleicht geahnt habt, komme ich heut im Auftrage des Markgrafen. Er beabsichtigt in sechs Tagen abzureisen und hofft, Euch noch vor dem Tage der Abreise persönlich zu sprechen. Herr Friedrich wünscht lebhaft, Euch so zeitig als möglich bei sich zu sehen!“

„Werdet Ihr jetzt zurückkehren nach Potsdam? Doch weshalb stelle ich diese Frage, da ich doch sicher annehmen kann, daß Ihr die wenigen Tage bis zur unserer Abreise noch bei Eurem Bruder verleben werdet!“

„Die Verabschiedung von meinem Bruder ist bereits erfolgt und ich kehre von hier geraden Weges nach Potsdam zurück. Meine Anwesenheit wird dort dringender gewünscht, als irgend wo anders, und ich will heut Abend schon wieder dort ankommen!“

„Darf ich mir dann an Euch eine Bitte erlauben Herr Ritter?“ fragte der Graf rasch.

„Wolltet Eure Wünsche mir nur kund geben; ich werde ihnen gern nach Kräften entsprechen!“

„Dann bitte ich Euch, dem Markgrafen zu sagen, daß ich mit dem Ritter Sutenium zugleich dort eintreffen und mit ihm zusammen die Reise nach Constanz antreten will!“

„Herr Graf, diese Botenschaft allein verdient es, so schnell als möglich nach Potsdam gebracht zu werden. Der Markgraf hat gestern erst wieder das Bedauern ausgesprochen, Euch vor der Abreise nicht in Potsdam oder Berlin begrüßen zu können, und wird sehr erfreut sein zu erfahren, daß Euer Besuch jetzt doch noch erfolgen soll!“

„Welche Ritter,“ fragte Sutenium weiter, „werden sich außer uns in der Begleitung des Markgrafen befinden?“

„Graf Lindow, Herr Conrad von Besigheim, und mehrere Andere, unter welchen sich auch ein seitheriger, erbitterter Gegner des Zollern befindet. Es würde Euch schwer werden, den richtigen Namen zu errathen. Ich will ihn deshalb bald nennen: es ist Herr Werner von Holkendorff!“

„Wer?“ fragte Sutenium, hoch überrascht vom Stuhle aufspringend.

„Dachte mir's wohl, daß diese Nachricht Euch in Staunen versetzen würde. Ja, ja, es ist so, wie ich sage, Herr Werner von Holkendorff hat, als er sah, daß das Burggräflein, wie er den Markgrafen stets benannte, Ernst mit der Drohung mache, ihn nicht nur von Böhlow zu vertreiben, sondern ihm auch, sofern er nicht vorzeitig seine Person in Sicherheit bringe, den verdienten Lohn für seine Auffälligkeit ausbezahlen, sich gebeugt, und der härtebeißige Freund Dietrich von Quigow's ist heut zum ergebenen Bewunderer des Markgrafen geworden. Dietrich Quigow wird sich gewiß recht sehr freuen, sobald er Kenntniß von dieser Schwenkung seines tapferen Genossen erhalten!“

3

Diese Mittheilung hatte Sutenium sichtlich sehr überrascht. Längere Zeit verharrte er sinnend, schweigend.

„Ich erinnere mich eben,“ begann er endlich, „Eure Worte, als Ihr zum erstenmal mich hier aufsuchtet. Das kleine, unscheinbare Burggräflein kommt aus dem fernen Franken herbei und wirft sich binnen wenig Wochen dem trotzigem, kraftvollen und an Streitkräften ihm weit überlegenen Adel des Landes zu Füßen!“

„Wahrlich, mehr und mehr muß es auch dem Befangenen, muß es den noch fest auf ihre seitherigen, gewaltsam angemessenen Vorrechte pochenden Rittern und Herren, die heut noch zu den Gegnern Friedrich's zählen, klar werden, daß das Geschlecht der Zollern berufen ist, die Marken, ja den Norden des Deutschen Reiches überhaupt der Kultur zu erschließen, daß Markgraf Friedrich, mit geistiger Kraft ausgerüstet, wohl im Stande und auch gewillt ist, Friede, Recht und Ordnung in den durch das Treiben Mächtiger arg zurückgebliebenen Marken zu schaffen.“

Einer nach dem Andern fällt von den Gegnern ab, ihre Anzahl wird im Lande selbst immer geringer und ich hoffe, ich bin überzeugt, daß er auch mit seinen, an den Grenzen des Landes lauernden Feinden in gleicher Weise fertig werden wird.

Markgraf Friedrich wird die Macht der Zollern in den Marken begründen und ich sehe im Geiste, wie die Fittiche des Adlers sich ausbreiten weit über die Marken hinaus nach Osten und nach Westen, und unter seinem Schutze Segen und Wohlstand, Friede und Eintracht, aber auch Kunst und Wissenschaft emporblühen werden. —

„Das gebe der Himmel!“ rief Henning von Bismarck sich erhebend.

„Möchte der Markgraf nun aber auch mir solche Fremde an der Seite haben, die, wie Ihr, mit der Stärke und der Gewandtheit der Faust auch die Schärfe des Geistes verbinden. Noch ist ja aber in dieser Hinsicht nichts verloren, aus Wilden können nicht in einem Tage hochgelehrte Magister werden! —

Doch es wird spät, meine Herren, und ich will heut noch ein tüchtiges Stück Weges zurücklegen!“

Weder Sutenium noch der Graf vermochten ihn zu längerem Bleiben zu bewegen, und raschen Schrittes verließ er, gefolgt von den Herren, das Haus und bestieg sein Pferd. Am Thore angekommen, wandte er sich noch einmal zurück und rief ihnen einen Abschiedsgruß zu, welchen der Graf sowohl als der Ritter freundlich erwiderten: „Auf Wiedersehn!“

17.

Der Tag der Abrechnung naht!

Henning Friedländer, der Falkenmeister, hatte sein, Brunnhilde gegebenes Versprechen, ihren Vater aus der Gefangenschaft zu befreien und sie mit ihm wieder zusammenzuführen, soweit glücklich gelöst, daß er selbst Herrn Simon in seinem Gefängniß auf Friedland besuchen und ihm anzukündigen vermochte, er solle sofort seine Freiheit zurück erhalten, wenn er sich verpflichte, niemals mehr sich mit den Gegnern der Wedels zu verbinden.

77*

Als der Falkenmeister ihm diese Botchaft überbrachte, starrte er ihn erst einige Augenblicke groß, verwundert an, als zweifelte er, auch wirklich den Mann zu erblicken, der mit ihm sprach.

„Wie kommst Du hierher?“ stieß er endlich gezwungen, hastig hervor.

„Auf geradem Wege, Herr Ritter, und dann getrieben von dem Verlangen, Euch und Eurer Tochter die bitteren Stunden, die durch ein unglückseliges Verhängniß heraufbeschworen worden sind, möglichst abzukürzen!“

„Du kommst von meiner Tochter? Ist sie in Sicherheit? Wie geht es auf Güntersberg?“

„Eure Tochter ist wohl und sehnt sich, Euch wieder zu sehen. Gebt das Versprechen, welches Herr Henning von Wedel von Euch verlangt, und folgt mir dann zu ihr!“ —

„Sage mir erst, wie ist es Dir möglich geworden, bis zu mir vorzudringen? Erstreckt sich denn die Dankbarkeit, von welcher Herr Friedrich von Wedel an dem Tage sprach, an dem ich mich durch Herrn Janekes verleiten ließ, mit der feindlichen Uebermacht anzubinden, auch auf Herrn Henning von Wedel, oder besitzt Du anderweitige Mittel und Wege, Dir Eingang selbst dort zu verschaffen, wo man Dich als einen meiner Leute nicht gerade mit sonderlich freundlichen Augen ansehen kann?“

„Ich bitte Euch, die Beantwortung dieser Fragen für später zu belassen. Darf ich dem Herrn Ritter Henning mittheilen, daß Ihr gewillt seid, das geforderte Versprechen zu geben?“

„Meinetwegen. Bleibt mir, wenn ich nicht ewig in dem Käfig stecken und meine Brunnhilde noch einmal wieder sehen will, wohl etwas Anderes übrig, als in die Bedingung meines Gegners zu willigen?“

„Ghe Ihr ihn aber benachrichtigt, sagt mir erst, wodurch Ritter Henning zur Stellung gerade dieses aus verschiedenen Gründen mich befremdenden Verlangens bewogen worden ist?“

„Zu meinem Bedauern kann ich Euch jetzt ebensowenig Antwort auf diese Frage geben. Vielleicht ermöglicht Euch Herr Ritter Henning von Wedel, die gewünschte Auskunft auch ohne mich zu erhalten!“

Ohne noch eine Entgegnung des Herrn Simon abzuwarten, verließ der Falkenmeister denselben, kehrte aber nach kurzer Zeit schon zurück mit der Aufforderung, ihn zu Herrn Henning zu begleiten, welchem Ersuchen der Ritter mürrisch, widerstrebend Folge leistete.

Henning Friedländer ließ ihn allein in den Saal treten, in welchem die Herren Henning und Friedrich von Wedel und Herr Heinrich von Bork anwesend waren.

„Herr Simon,“ begann der Erstere, „Ihr habt Euch ohne irgend welche Ursache zu unserem Feinde erklärt und Euch verpflichtet, dem uns feindlich gesinnten Orden der deutschen Ritter im Kampfe gegen uns nach Kräften beizustehen. Ohne Zweifel durch Herrn Janekes habt Ihr Euch weiter bewegen lassen, einen sehr kühnen Angriff gegen uns auszuführen, seid, wie dies nicht anders zu erwarten war, überwältigt und gefangen genommen worden und solltet nach Recht und Brauch nun auch die Strafe tragen, welche die Vethätigung Eurer unberechtigten, gehässigen Gesinnung gegen uns verdient.“

Herr Friedrich von Wedel hatte kaum eine Stunde vor unserem Zusammentreffen Euch überwunden, und nur

‡

mit Rücksicht auf Euren Falkenmeister Euch gegen eine verhältnißmäßig geringe Buße die Freiheit belassen.

Im blinden Uebermuthe habt Ihr die Warnungen dieses Mannes verlacht und befindet Euch nun als Gefangener in unserer Gewalt. Noch einmal Gnade vor Recht ergehen zu lassen, geht nach dem, was ich soeben erfahren, nicht an. Auf Bitten des Mannes, den Ihr gelegentlich unserer Begegnung zum Hüter Eurer Tochter bestimmt hattet, und der, wie ich erfahren, dieser Aufgabe besser nachgekommen ist, als Ihr es verdient habt, wollen wir die Strafe aber so mild als möglich bemessen. —

„Was wollt Ihr von mir,“ fiel ihm Simon von Güntersberg in's Wort, „macht's kurz!“

„Ruhe! Ruhe! Ihr verpflichtet Euch also, alle Verbindungen mit unseren Gegnern vollständig und für immer abzubrechen, stets unseres Winkes zur Bekämpfung unserer Feinde, die ja von Stunde an auch die Euren sind, gewärtig zu sein und endlich Euren seitherigen Falkenmeister Euch dankbar zu zeigen dafür, daß er Euch auch in dieser ernstesten Gefahr, in die Ihr durch eigene Schuld gerathen, wirksamste Hülfe geleistet hat!“

„Wenn ich Euch recht verstanden habe, soll ich Herrn Erasmus von Wedel die Freundschaft aufkündigen und Herrn Janekes von Stegelitz fortan als Feind betrachten, lediglich aus keinem andern Grunde, als weil Ihr dies verlangt?“

„Ich verlange nichts zu Schweres von Euch. Erklärt Ihr Euch gegen uns, dann müßt Ihr in das Gefängniß zurück und es ist fraglich, wann Ihr das Tageslicht wieder erblicken werdet, zum Mindesten nicht vor Beendigung der Fehde mit den deutschen Rittern; willigt Ihr dagegen in meinen Vorschlag, dann seid Ihr frei, könnt Eure Tochter wieder sehen und dürft Euch meiner Freundschaft versichert halten!“

Ritter Simon schien einen schweren Kampf mit sich selbst durchzukämpfen. Es widerstrebte ihm, seine seitherigen Freunde aufzugeben, andererseits winkte aber auch die Freiheit, und das Verlangen nach Brunnhilde wurde immer lebendiger, und endlich war der Hinweis auf die Freundschaft der mächtigen Sippe der Wedels auch nicht gering anzuschlagen.

„Erhält Herr Janekes auch seine Freiheit zurück?“ fragte er endlich.

„Heut noch nicht!“ lautete die entschiedene Antwort. „Janekes genießt nicht die Vorrechte, welche Euch eingeräumt werden sollen!“

„Welchen Grund habt Ihr, gerade mich zu bevorzugen? Bin ich denn weniger Euer Gegner gewesen, als dieser?“

„Ich habe Euch bereits gesagt, daß Ihr Euren Falkenmeister zum zweitenmale die Rettung aus erster Gefahr zu danken habt. Macht das dann mit ihm selbst aus. Jetzt aber erklärt Euch, ob Ihr die gestellten Bedingungen annehmen wollt oder nicht!“

„Ja, ich nehme sie an!“

„Gut denn, hier meine Hand darauf, daß ich meiner Verpflichtung, Euch beizustehen, stets eingedenk sein werde, sofern Ihr nie verpaßt, unter welchen Bedingungen wir Frieden geschlossen haben!“

„Ich schlage ein und wiederhole mein Versprechen!“

Ritter Simon schien sich immer noch nicht in diese überraschende Veränderung seiner Lage finden zu können.

Er erwiderte die freundlichen Fragen mechanisch und ohne sich selbst über das, was er sprach, recht klar zu werden. Am meisten jedoch beschäftigte ihn die Frage, wer eigentlich der eines so gewaltigen Einflusses sich erfreuende Falkenmeister sei. —

„Klärt mich doch über diesen räthselhaften Mann auf!“ bat er; „erst wenige Stunden in meinen Diensten, zwingt er mich schon zu der höchsten Dankbarkeit; er hatte sich noch nicht einmal eingerichtet auf Güntersberg, als er schon meine Bewunderung seiner Geschicklichkeit in der Führung der Waffen errang.“

„Wahrlich, ich fühle mich versucht, ihn für mehr zu halten, als er scheinen will!“

„Verschafft Euch doch die Euch noch mangelnde Gewißheit über die geheimnißvolle Person!“ rief Ritter Henning lachend. „Ich werde ihn Euch bald hierher senden. Damit Ihr ungestört mit ihm sprechen könnt, will ich mit meinen Freunden Euch verlassen! Hoffentlich sträubt er sich nun, nachdem Ihr einer der Unserigen geworden, nicht mehr allzusehr, Euch die ersuchte Aufklärung zu geben!“

Sachend verließen die Ritter das Gemach und der allein zurückbleibende Ritter Simon rief erstaunt, besorgt: „Was bedeutet das? Mein Falkenmeister sollte —?“

„Ihr habt mich rufen lassen?“ fragte dieser, rasch eintretend.

„Ja, ich möchte Gewißheit darüber haben, wen ich eigentlich in Dir vor mir sehe!“

„In mir? Nun ich denke, Euren seitherigen Falkenmeister!“

„Unsinn! Deinem Einflusse verdanke ich die Freiwertung aus der Gewalt des Ritters Friedrich von Wedel und heut auch meine Rettung aus noch ernsterer Gefahr.“

Einen derartigen Einfluß sollte ein Knecht besitzen? Wie wäre dies möglich, was vermag die stolzen Wedels zu bewegen, dem Andringen eines Untergebenen in Dingen zu entsprechen, die von hoher Bedeutung für ihre eigene Machtstellung sind?“

„Erlaubt mir, bevor ich Eurem Verlangen entspreche, die Frage, ob Ihr Kenntniß von dem erhalten habt, was sich seit Eurer Trennung von Eurer Tochter ereignet hat!“ —

„Nein! Was ist geschehen? Brunhilde ist ja, wie Ihr mir sagtet, wohl!“

„Das ist richtig, sie ist aber zur Zeit nicht mehr auf Güntersberg.“

„Was?“ schrie Herr Simon auf. „Brunhilde sei nicht —! Tod und Teufel, was bedeutet das? Ist sie gefangen genommen oder —“

„Sprecht nur immerhin Eure Vermuthung aus; sie wird dem Richtigen wohl ohngefähr entsprechen!“

Der Ritter prallte zurück.

„Güntersberg ist — zer — stört?“

„Zerstört? Nein, aber erobert von Feinden, deren Anführer ich nicht genau erkannt habe!“

„Himmel! und wo ist Brunhilde?“

„In Sicherheit und erwartet Euch!“

Wie vernichtet sank der Ritter auf einen Stuhl: dieser Schlag kam zu hastig, zu überraschend. Er bedurfte einiger Zeit zur Wiedererlangung der verlorenen Fassung. Dann aber sprang er auf:

„Wo sind die Ritter? Rufe sie oder führe mich zu ihnen, nur schnell!“

§

Henning Friedländer eilte hinaus und bald stand Herr Henning von Wedel vor ihm.

„Euer Begehr?“

„Sagt, Herr Ritter, ist die Nachricht begründet, daß Güntersberg zerstört oder doch zum mindesten in die Gewalt eines meiner Feinde gerathen sei?“

„So viel ich weiß, ja; doch laßt Euch deshalb nicht vom Gram überwältigen. Der gelegentlich der Belagerung angerichtete Schaden soll meinen Erkundigungen nach nicht so bedeutend sein, daß er sich nicht in kurzer Zeit vollständig ansbessern ließe!“

„Wer hat meine Abwesenheit von Güntersberg benützt, um seiner Rache oder auch seiner Raublust Genüge zu leisten?“

„Einer Eurer Gegner, der, wie ich heut schon bestimmt versicherer kann, Euch nunmehr ohne Umstände die Rückkehr auf Euer Besitzthum gestatten wird!“

„Und meine Tochter?“

„Hat Euer Falkenmeister gerettet!“

Ritter Simon sah den jungen Mann lange, ohne ein Wort zu sprechen, an.

Er schien im ersten Moment die Hand erheben und diesem reichen zu wollen, ließ sie indeß wieder fallen und zwang gewaltsam die Erregung nieder, welche bei dem Anblick des Mannes in ihm mächtig wurde, der ihn fort und fort zu Dank verpflichtete.

Henning Friedländer mochte verstehen, was den Vater Brunhildens bewegte, und ein Lächeln flog über seine Züge, als Ritter Simon sich hastig zu Herrn Henning wandte.

„Ihr habt mir die Freiheit wiedergegeben. Ueberlaßt mir nun auch meine Waffen und ein Pferd. Mein treuer Beistand in gefährlichen Zeiten mag mich vorerst zu meiner Tochter und dann nach Güntersberg begleiten.“

„Wo ist Brunhilde?“

„Auf Betow! Frau Hedwig hat Eure Tochter in freundlichster Weise begrüßt und ich glaube, die Jungfrau wird mit diesem vorläufigen Unterkommen zufrieden sein!“

Wieder richtete Simon von Güntersberg einen forschenden Blick auf den Falkenmeister; die Frage, wer bist Du? schwebte ihm auf den Lippen, er unterdrückte sie jedoch und verließ bald darauf in Begleitung des jungen Mannes Burg Friedland. Seine Gedanken eilten voraus nach Betow und auch nach Güntersberg. Er beachtete deshalb auch nicht, daß sein Begleiter die vom Fenster aus ihnen nachschauenden Ritter freundlich grüßte, und daß dieser Abschiedsgruß eben so freundlich erwidert wurde.

Schweigend ritten sie den Weg dahin und trafen noch vor Anbruch des Abends in Betow ein.

Der Ritter vermochte seine Ungeduld, Brunhilde wiederzusehen, kaum mehr zu beherrschen, aber auch dem Falkenmeister klopfte das Herz bei dem Gedanken, aller Wahrscheinlichkeit nach jetzt gezwungen zu werden, die Täuschung hinsichtlich seiner Person dem Vater der Geliebten und dieser selbst eingestehen zu müssen. „Wird sie Dir verzeihen?“ fragte er sich hangend, als sein Blick die Fenster der Frauengemächer streifte.

„Ja! Ja!“ jubelte es in ihm auf, als er Frau Hedwig bemerkte, welche einen Moment erstaunt war, dann aber mit unverhohlener Freude seinen Gruß erwiderte.

Beide hatten kaum die Pferde einem Stallknechte übergeben, als auch Ritter Hans von Betow bereits in der Thüre erschien und ihnen ein paar Schritte entgegen kam.

„Willkommen, Ritter!“ begrüßte er freundlich Herrn Simon, während er zum Erstaunen des Letzteren mit dem Falkenmeister einen freundschaftlichen Händedruck wechselte.

Auf die Einladung des Herrn Hans folgten sie ihm in den Saal, wo Herr Simon ohne Umschweife begann:

„Ihr, Herr Ritter, habt auf Fürsprache des jungen Mannes, den ich zwar nur als Falkenmeister kennen gelernt habe, welcher mir jedoch immer räthselhafter, immer unverständlicher wird, meiner Tochter ein Unterkommen gewährt, als sie während meiner Abwesenheit gezwungen wurde, zu ihrer eignen Rettung die väterliche Burg zu verlassen. Erlaubt mir, Euch hierfür zu danken!“

„Es freut mich, daß ich dem lieben Kinde und damit auch Euch habe gefällig sein können. Doch sagt mir, wie seid Ihr frei geworden aus der mißlichen Lage, in die Ihr, wie ich gehört habe, gerathen waret!“

„Ihr habt ohne Zweifel durch den Falkenmeister den ganzen Vorgang der Sache erfahren?“

„Nach dem, was von verschiedenen Seiten mir über das Euch betreffende Mißgeschick mitgetheilt worden ist, vermag ich mir den Zusammenhang des Ganzen ohngefähr zu erklären!“

„Dann bedarf es also nur noch einer Aufklärung darüber, wie ich ohne Lösegeld so bald schon frei zu werden vermochte. Wenige Worte reichen hin, diese Lücke nach meinem besten Wissen auszufüllen; dem Falkenmeister verdanke ich meine Rettung. Wie ihm dies möglich geworden, ist mir noch nicht bekannt!“

„Dann denke ich, daß er uns mittheilen wird, wie es ihm möglich geworden, Eure Gegner zur Nachgiebigkeit zu bewegen!“

„Zunächst werdet Ihr sicher danach verlangen, Eure Tochter zu sehen. Ich werde sie Euch sofort hierher senden!“

Mit diesen Worten entfernte er sich und Friedländer schickte sich eben an, ihm zu folgen, als die Thüre aufging und Brunhilde eintrat.

Ihr erster Blick traf den wenige Schritte von ihr entfernt stehenden jungen Mann, welchen sie leuchtenden Auges betrachtete.

Helle Röthe flammte in ihrem lieblichen Gesichtchen auf, als sie seinen Gruß durch ein leichtes Neigen des Kopfes erwiderte, dann aber flog sie dem Vater, der diese Scene wohl bemerkt hatte, entgegen und hing mit Freudenthränen im Auge wortlos an seinem Halse, in seinen Armen.

Diesen Moment des Wiedersehens zwischen Vater und Tochter wollte Friedländer benutzen, um sich, ohne bemerkt zu werden, zu entfernen, Brunhilde entging es jedoch nicht. Noch einmal begegneten sich die Blicke und wieder schien es dem Falkenmeister, als wenn sie ihm noch etwas anderes sagen wolle, als ein Wort des Dankes.

„Sollte sie vielleicht schon erfahren haben, daß ich nicht derjenige bin, für welchen ich mich ausgegeben habe?“ fragte er, während er zu den Gemächern Frau Hedwig's empor stieg. „Nein, dies ist nicht möglich, sie kann es ihr nicht erzählt haben, und doch —!“

Diese Fragen und Erwägungen beschäftigten ihn, während er langsam den Corridor entlang schritt, so abschließend, daß er wenig auf das merkte, was um ihm vorging. Er sah also auch nicht, daß Frau Hedwig in eine

Thüre getreten war, an welcher er eben vorbeiging, und erst ihre Ansprache erweckte ihn aus seinen Träumereien.

„Weshalb so tiefjinnig, lieber Henning?“

Erschreckt sah er auf.

„Ah, Tante, vergeßt, daß ich so wenig aufmerksam gewesen bin. Ich wollte Euch eben auffuchen!“

„Dann geh' nur inzwischen in mein Gemach; ich werde bald zurückkehren!“

Lächelnd blickte Frau Hedwig dem jungen Mann nach.

„Ich ahne, was dem guten Jungen das Herz schwer macht,“ murmelte sie, „doch wird sein Kummer wohl bald behoben werden!“

Längere Zeit bereits wartete er in dem Gemach seiner Tante, als sich leichte Tritte der Thüre näherten. „Endlich!“ rief er in seiner Ungeduld lauter, als er beabsichtigt hatte, und erhob sich in dem Augenblicke vom Stuhle, als nicht die Tante, sondern Brunhilde eintrat.

Diese war im ersten Moment wohl nicht weniger überrascht, den jungen Mann hier zu finden, wie Henning selbst es war, so plötzlich das Mädchen vor sich zu sehen, mit welchem er sich eben wieder in Gedanken beschäftigt hatte.

Brunhilde faßte sich jedoch schneller und trat, wenngleich erröthend und den Blick zu Boden gesenkt, ihm näher.

„Wie soll ich Euch danken für das, was Ihr für mich und meinen Vater gethan habt!“

„Ich freue mich mit Euch, daß es mir so unerwartet schnell gelungen ist, Euren heißen Wunsch erfüllen zu können!“

„Wie ist es Euch denn möglich geworden, meinen Vater so schnell aus der Gewalt seiner Feinde zu befreien?“

Als er einen Augenblick mit der Antwort zögerte, fuhr sie fort:

„Mein Vater hat mir mehrmals Andeutungen gemacht, die darauf hinweisen, daß Ihr bei seinen Gegnern hoch angesehen sein müßt. Und wie kann dies auch anders sein, da Herr Friedrich von Wedel ja selbst in meiner Gegenwart erklärt hat, Euch zu großem Dank verpflichtet zu sein. Daß sich freilich diese Dankbarkeit so weit erstrecken würde, wie ich dessen heut' inne werde, konnte ich nicht ahnen!“

Henning Friedländer ließ diese versteckte Frage vorläufig unbeantwortet, suchte vielmehr dem Gespräch eine andere Wendung zu geben und fragte nun seinerseits:

„Erlaubt mir die Bitte um die mich in hohem Grade interessirende Auskunft darüber, ob meine Hoffnung, Frau Hedwig werde Euch gut aufnehmen, berechtigt war. Ich habe dies zwar als selbstverständlich angenommen, möchte die Bestätigung meiner Erwartung aber auch gern von Euch selbst hören!“

„Frau Hedwig begegnet mir mit solcher Liebe und Aufmerksamkeit, daß ich mich ihr hoch verpflichtet fühle. Ich werde sehr, sehr ungern von ihr scheiden!“

„Scheiden? Ihr denkt doch nicht etwa heut' schon an Eure Abreise von Betow?“

Friedländer hatte diese Frage so hastig, so erregt hervorgestoßen, daß Brunhilde wagte, einen Moment das Auge zu ihm aufzuschlagen.

Der Blick, welchem sie begegnete, steigerte die in ihrem Gesichte aufsteigende verrätherische Gluth noch mehr und stotternd, mit unsicherer Stimme erwiderte sie:

„Mein Vater hat mir erzählt, daß er, — daß wir nach Güntersberg zurückkehren werden. Durch Eure Vermittelung hat er nicht nur die Freiheit, sondern auch die angeblich nicht zerstörte Burg zurückgehalten!“

„Es ist allerdings richtig, daß Euer Vater sich angelegen sein lassen wird, den gelegentlich der Einnahme der Burg an dieser entstandenen Schaden so bald und so gründlich als möglich anzubessern, doch glaube ich nicht, daß er Euch jetzt schon mit dahin nehmen wird. Der Anblick, welcher heut Eurer dort wartet, kann kein erfreulicher sein. Endlich aber bin ich überzeugt, daß Frau Hedwig Alles anbietet wird, Euch zu längerem Bleiben zu bewegen!“

„Seid Ihr davon wirklich so fest überzeugt?“

„Ja, liebe Brunhilde,“ ertönte die Stimme der unbemerkt von Beiden eingetretenen Burgfrau, „Henning darf dies wirklich sein. Doch laßt Euch in Eurer Unterhaltung nicht stören, ich muß noch einmal weggehen!“

Bei diesen Worten richtete sie einen schelmisch-lächelnden Blick auf die sich ihr verlegen nähernde Brunhilde, nahm einen der am Schlüsselbrett hängenden Schlüssel und verließ zur Freude Friedländers wieder das Gemach.

„Frau Hedwig,“ begann Brunhilde nunmehr wieder, „meint es recht gut mit mir und ich werde die Zeit meines Aufenthalts auf Betow nie vergessen. Aber auch Euch ist sie sehr gewogen!“

„Hat sie sich während meiner Abwesenheit an mich erinnert?“

„Ja, wir — wir haben —“

Erröthend hielt sie inne; Friedländer, welcher verstehen mochte, was sie sagen wollte, griff diese Andeutung jedoch auf und fragte freudig erregt:

„Auch Ihr, Brunhilde, habt Euch meiner erinnert? Ihr habt mit meiner — mit Frau Hedwig von mir gesprochen?“

„Ja, weshalb sollte ich das bestreiten? Ich habe oft an Euch gedacht. Waret Ihr ja doch hinausgezogen, um meinem Vater die verlorne Freiheit wieder zu verschaffen, und sehtet freiwillig Euer Leben in Gefahr, um ihm das seine zu erhalten und mich zu beruhigen. Doch,“ fuhr sie, wiederholt ihm schärfer in's Auge blickend, fort, „wollt Ihr mir nicht sagen, wen Ihr mit der nicht vollendeten Frage meintet. Ich soll mit Eurer — gesprochen haben? Mit wem denn? Außer Frau Hedwig wüßte ich keine andere Frau oder — oder — Jungfrau hier, mit welcher ich mich hätte unterhalten können!“

Sichtlich verlegen kämpfte Friedländer mit einem Entschlusse. Er schien nicht zu wissen, wie er das, was er sagen wollte und sollte, zweckentsprechend in Worte kleiden könne, und Brunhilde, welche dies recht wohl bemerkte, harrete klopfenden Herzens und mit unverkennbarer Spannung, ja fast ängstlich dessen, was sie endlich werde hören müssen.

„Ich habe Euch doch nicht wehe gethan mit meiner Bitte?“ fragte sie endlich unruhig. „Sollte dies der Fall sein, dann vergebt mir, Euch, dem ich ja so viel zu danken habe, möchte ich — nicht betrüben!“

Jetzt war Friedländer nicht mehr im Stande, an sich zu halten.

Er ließ sich auf ein Knie vor ihr nieder, ergriff ihre Hand und fragte, während er diese an seine Rippen zog:

„Brunhilde, könnt Ihr mir verzeihen, daß ich mich einer Täuschung gegen Euch schuldig gemacht habe?“

„Ihr — Ihr hättet mich getäuscht?“ fragte Brunhilde bestürzt, zweifelnd, und versuchte zwar, ihm die Hand zu entziehen, doch zeigten sich diese Versuche so schwach, daß Friedländer sie leicht festzuhalten vermochte.

„Ja, Brunhilde, und ich kann, ich darf nicht länger schweigen, ich muß Euch mein Vergehen bekennen, selbst wenn ich das Schlimmste, was mir geschehen könne, zu erwarten habe. Doch hoffe ich bei Eurer mir ja bekannten großen Milde und Nachsicht auf Vergebung!“

„Vor Allem bitte ich, Euch zu erheben; ich mag Euch nicht vor mir knieen sehen!“

„Nein, laßt mich knieend Eure Vergebung erflehen —“

„Aber, um Gottes Willen, sprecht doch, welche Täuschung Ihr begangen haben wollt. Es ist dies ja unmöglich; ich halte Euch dessen nicht fähig. Ihr habt mich mehrmals aus der Gewalt der Feinde, ja sogar vom Tode gerettet, mir dann ein Unterkommen verschafft, wie ich dies nie besser, freundlicher zu finden vermocht hätte, Ihr habt den Vater gerettet und nur Euch verdankt mein Vater die Wiedererlangung von Güntersberg, und Ihr, unser treuester Freund, solltet —? Unmöglich! Doch, was es auch sei, das Ihr gethan habt, so viel ist mir klar, daß Ihr nichts Böses gegen mich oder meinen Vater beabsichtigt habt, und ich verspreche, um Euch dieses Geständniß etwas zu erleichtern, Euch nicht zürnen zu wollen. Ich schulde Euch ja so viel, daß ich — nie im Stande sein würde — vergessen zu können!“

„Dank, Dank Euch, Brunhilde, für diese Zusicherung. Ihr werdet mich, wie ich ja nun weiß, nicht von Euch verstoßen, wenn ich Euch mittheile, daß ich nicht der bin, für welchen Ihr mich seither gehalten habt!“

Bestürzt zog Brunhilde ihre Hand, die er seither noch immer festgehalten hatte, zurück.

„Wie? O Gott, meine Ahnung!“

„Hört mich nur ganz an und dann vergebt Euren treuen Diener.“

„Ich bin kein Falkenmeister, oder aber je ein Bediensteter gewesen, sondern der Sohn Henning von Wedel's, Euer Jugendgespieler.“

Erstrocken hielt er inne, denn Brunhilde, welche ihn einen Moment sprachlos, starr angesehen, verdeckte ihr erschreckend bleich gewordenes Gesicht mit den Händen und schien zu wanken.

Er sprang auf und fing die Geliebte in seinen Armen auf.

Nur wenig Augenblicke vermochte diese plötzliche Aenderung einer Schwäche sie zu beherrschen, dann schlug sie die Augen auf, ihr Blick begegnete dem des besorgt ihr in das Auge sehenden jungen Mannes und glühend roth befreite sie sich aus dem sie noch immer stützenden Arme desselben.

„Habe ich auch wirklich recht gehört?“ fragte sie mit bebender Stimme, „Ihr seid —?“

„Henning von Wedel,“ ergänzte dieser, „der Euch nun noch einmal um Verzeihung der begangenen Täuschung bittet!“

(Fortsetzung folgt.)

Freierstunden am häuslichen Herde.

Redaction, Druck und Verlag von S. G. Münchmeyer in Dresden, Jagdweg 14.

Filialen: Berlin, Ruppinerstraße 44; Wien, Josephstädter Hauptstraße 35; Dortmund, Düppelstraße 6.

Der beiden Anikows letzte Fahrten.

Historischer Roman aus der Jugendzeit des Hauses Hohenzollern, begonnen von Karl May, fortgeführt von Dr. Goldmann.

[Fortsetzung.]

Uebersetzung und Dramatisirung vorbehalten, Nachdruck gerichtlich verfolgt.

„Wie ist es denn aber möglich gewesen, daß — daß —“

„Erlaubt mir zu erzählen, was mich zur Begehung dieser tadelnswerthen Handlung veranlaßt hat!“

„Ich bitte darum!“

„Vielleicht ist Euch erinnerlich, daß ich vor vielen Jahren, als Knabe noch, zu einem am kurfürstlichen Hofe in Sachsen lebenden Freunde meines Vaters gebracht wurde, um dort meine Ausbildung zu erhalten. Als ich dann für kurze Zeit nach Friedland zurückkehrte, war der unglückselige Zwist zwischen Eurem und meinem Vater bereits ausgebrochen und allen meinen Bitten, Euch wiedersehen zu dürfen, wurde beharrlich ein starres Nein entgegengestellt. Dies empörte mich, ich habe alles Mögliche aufgeboten, nach Güntersberg gelangen zu können, jedoch vergebens, weshalb ich meinen Aufenthalt in Friedland abkürzte und nach Sachsen zurückkehrte mit dem festen Entschlusse, nur durch einen directen Befehl mich zur Rückkehr nach Friedland bewegen zu lassen. Diesen Befehl erhielt ich nach langjährigem ununterbrochenem Aufenthalt in Sachsen vor einigen Wochen und mußte gehorchen. Auf dem Wege nach Friedland begegnete ich Euch!“

„Mir? Bei welcher Gelegenheit? Ich entfinne mich nicht, Euch vor Eurem Eintreffen auf Güntersberg gesehen zu haben!“

„Ihr waret eben auf einem Jagdzuge begriffen. Eure Falken verfolgten ein paar Hasen, und einer Eurer Knechte war verwegen genug, zu Pferde den auf der Eisdecke eines Teiches mit den Hasen kämpfenden Falken zu Hilfe zu eilen. Die Eisdecke war noch zu schwach. Das Pferd brach ein und vermochte sich nur mit höchster Anstrengung an das Ufer zu arbeiten.“

Freierstunden.

„Ah! Ich entfinne mich des Vorfalles. Wo aber waret Ihr damals?“

„Ich war, als ich den Jagdzug kommen hörte, für alle Fälle hinter eine der Schlagwände getreten, während mein Pferd einige Schritte zurück hinter den Bäumen versteckt blieb. Als ich Euch sah, holde Jungfrau, beschloß ich, um etwaigen Einwänden der Meinen zu entgehen oder anderweite Verzögerungen zu hintertreiben, noch vor meiner Rückkehr nach Friedland mir Eintritt auf Güntersberg zu erringen. Auf geradem Wege durfte ich diesen Versuch nicht anstellen. Ich ritt deshalb nach Altenwedel, ließ mir dort einige der besten Falken geben und kam in Güntersberg als Falkenmeister an!“

„Mein Gott,“ rief Brunhilde, als er hier einen Augenblick schwieg, „fürchtetet Ihr denn nicht, durch Zufall erkannt und bei der leider bestehenden, wenig freundschaftlichen Gesinnung zwischen Eurem und meinem Vater für Euer Wagniß übel belohnt zu werden?“

„Daran habe ich wirklich nicht gedacht. Dagegen hatte ich unablässig das hohe Ziel vor Augen, welches ich erreichen wollte, und ich muß gestehen, daß das Geschick in sofern mir hierin günstig war, als ich Euch und nun wohl auch Eurem Vater zu beweisen vermochte, daß die Wedel's nicht diejenigen sind, als welche Herr Jancke von Stegelitz vielleicht sie characterisiren möchte. Frau Hedwig, meine Tante, besitzt ja schon Euer Vertrauen und Herr Hans von Wedel, mein Onkel, wird Eurem Vater heut' auch wohl davon überzeugen, daß er seiner Freundschaft werth sei!“ —

„Frau Hedwig ist Eure Tante? Und sie hat, trotzdem wir — trotzdem sie so oft Gelegenheit gehabt hätte, dies

zu erwähnen, doch nie mit einer Silbe verrathen, daß Ihr der edlen Dame verwandtschaftlich nahe steht?"

"Weil ich sie um Stilltschweigen gebeten, so lange, bis ich nicht Eurer Vergebung der begangenen Täuschung sicher bin. Ob mir diese je zu Theil werden wird, muß ich leider, je länger ich darüber nachdenke, trotz Eurer mir ja bekannten großen Güte immer mehr bezweifeln. Denn ich darf mich ja der Einsicht nicht verschließen, daß ich, ungeachtet alles Beschönigens meines Schrittes Euch gegenüber mich wissentlich einer groben Unwahrheit schuldig gemacht habe!"

Er hatte die letzteren Worte mit dumpfer Stimme gesprochen, und in seinen Zügen, in seiner Haltung sprach sich so deutlich aus, daß er das Drückende dieses Geständnisses recht wohl empfand, daß Brunhilde in dem Wunsche, ihn zu beruhigen, vielleicht auch gedrängt durch ein anderes Gefühl, in wärmerem Tone, als es wohl ihre Absicht gewesen, erwiderte:

"Ich zürne Euch nicht! Ihr habt ja so viel Gutes für uns gethan, daß" — ihr Blick irrte, um denjenigen des vor ihr stehenden jungen Mannes nicht zu begegnen, bei diesen Worten im Gemach umher, und ihre Wangen rötheten sich höher — „ich mich Euch stets zu Dank verpflichtet crachten werde!"

Henning's Auge leuchtete auf.

"Dank, herzlich Dank für die großmüthige Verzeihung! Darf ich Euch nun wohl aber auch sagen, welches hohe Ziel ich vor Augen gehabt habe, als ich Gintersberg als Falkenhändler betrat?"

Brunhilde machte eine leicht abwehrende Bewegung, Henning ließ sich hierdurch jedoch nicht zurückschrecken. Er ergriff ihre Hand und sprach halblaut und mit bebender Stimme:

"Zunächst wollte ich Alles aufbieten, Euer Vertrauen mir zu erwerben, dann durch ein offenes Geständniß Eure Verzeihung für die begangene Täuschung erlangen, und ausgerüstet mit der beseligenden Ueberzeugung Euch, — nicht mehr gleichgültig zu sein, endlich an den Versuch der Ausöhnung unserer Väter gehen. Der Gang der Ereignisse hat meinen Plan verschoben. Es ist mir gelungen, diese Versöhnung der beiden alten Feinde herbeizuführen, noch ehe ich Euch zu sagen vermochte, wessen ich mich schuldig gemacht habe, und noch ehe ich erfahren, daß ich mich um den Preis bewerben darf, der mir als der schönste, der herrlichste auf Erden erscheint. Brunhilde," schloß er, sich noch einmal auf die Kniee vor ihr niederlassend, „ich liebe Euch vom ersten Augenblick, in dem ich Euch sah, liebe Euch unbeschreiblich, mehr als Alles in der Welt; werdet Ihr meine Liebe nicht zurückweisen, darf ich hoffen, Euch einst mein nennen zu dürfen?"

Halb abgewendet stand das Mädchen fassungslos, überwältigt von diesem Geständniß, wortlos vor dem ihrer Antwort ängstlich harrenden Junfer; das Zittern ihrer noch in der feinen ruhenden Hand verrieth ihm aber, wie mächtig Brunhilde erregt war.

"Nur um ein Wort bitte ich Euch," drängte er auf's Neue, „gönnt mir nur ein Wort, daß Ihr durch mein offenes Geständniß nicht erzürnt seid!"

In diesem Moment begegneten sich ihre Blicke — hastig sprang er auf.

"Brunhilde, Du liebst mich!" rief er jubelnd und

schloß das widerstandslos sich fügende Mädchen in seine Arme.

"Ja, Henning, ich liebe Dich, liebe Dich schon lange, lange!" flüsterte sie, verschämt das Gesicht an seiner Brust bergend, hob dann aber, als sie das Geständniß ihrer Liebe abgelegt, das Köpfchen in die Höhe und ließ ihn auch in ihrem Auge lesen, daß und wie sehr er geliebt sei.

Ihre Lippen begegneten sich im ersten, langen Kusse, und im seligen Vergessen schwelgten die Glücklichen in ihrem Liebesgeföse, als eine beiden wohlbekannte Stimme neben ihnen fragte:

"Ist der Herzensstummer meiner beiden Lieblinge nun endlich behoben?"

Frau Hedwig stand vor ihnen und betrachtete lächelnd das glückliche Paar.

Erröthend, verschämt entwand Brunhilde sich dem Arme des Geliebten, um im nächsten Moment sich schon an der Brust ihrer mütterlichen Freundin wiederzufinden.

"Tante," rief Henning laut aufjubelnd, „ich bin der Glücklicke der Menschen, Brunhilde, dieser Engel, hat mir nicht nur vergeben, sondern liebt mich auch, ist mein!"

"Ist das möglich?" fragte Frau Hedwig, lächelnd sich zu Brunhilde herabbeugend. „Meine herzige Brunhilde kann einen — einen Falkenmeister lieb haben?"

"Ja, ja!" flüsterte diese verschämt, „ich habe ihn so sehr lieb, lieber als mich selbst!"

"Dann werdet glücklich miteinander, Kinder!" rief Frau Hedwig bewegt, küßte das Mädchen und ließ sie leicht in die Arme ihres Geliebten zurückgleiten.

"Dein Onkel, Henning, hat ebenfögut wie ich erkannt, wie lieb Ihr einander habt, und er wird sich nicht wandern, wenn er jetzt erfährt, daß ein glückliches Brautpaar auf Betow weilt. Was aber wird Herr Simon, was wird Dein Vater, liebe Brunhilde, sagen? Wird er in seinem Groll gegen die Wedel's nicht seine Einwilligung zu Eurer Verbindung versagen?"

"Früher wäre dies wohl möglich, ja sogar wahrscheinlich gewesen, heut' jedoch —"

"Ist an seiner Einwilligung nicht mehr zu zweifeln," fuhr Henning fort, „da er ja mit meinem Vater versöhnt ist!"

"Um! Um! Ich habe von dieser sogenannten Versöhnung, nach dem, was ich von Deinem Vater, Brunhilde, gehört, keine hohe Meinung; sie ist durch den Tausendskünstler, den Falkenmeister, ja förmlich erzwungen worden!"

"Das Beste wird wohl sein, sofort zu ihm zu gehen und nicht nur mich meiner Würde als Falkenmeister selbst zu entkleiden, sondern auch ihn um Dich, meine theure Brunhilde, zu bitten. Bleibe bei der Tante, liebes Herz, bis ich zurückkehre. Ich zweifle nicht daran, daß meine Bitte den erwünschten Erfolg haben wird!"

Noch ein Händedruck, ein Kuß und rasch eilte er hinaus, dem Saale zu, in welchem die beiden Ritter zehend saßen.

Herr Hans, welcher durch Frau Hedwig davon bereits unterrichtet sein mochte, daß Henning mit Brunhilde eine längere Unterredung gehabt habe, deren Inhalt nicht schwer zu errathen sei, verließ nach einem forschenden Blick auf Henning, welcher freudestrahlend ihnen näher trat, unter einem gleichgültigen Vorwande den Saal, und Henning befand sich mit dem ahnungslosen Vater seiner Geliebten allein.

Ohne Zögern legte nun der Junker ein völliges Ge-
ständniß der begangenen Täuschung hinsichtlich seines Na-
mens ab, erklärte, wie es ihm möglich geworden sei, dem
gefangenen Ritter zu seiner Befreiung behülflich zu sein,
und bat ihn schließlich um die Hand seiner Tochter.

Ritter Simon war, als er Henning's wahren Namen
hörte, vom Stuhle aufgesprungen, hatte sich dann aber
bald soweit wieder zu beherrschen gewußt, daß er den
Junker ohne Unterbrechung zu Ende zu hören vermochte.

Als dieser schwieg, stieß er den vor ihm stehenden
Stumpen mit einer Gewalt auf den Tisch, daß dieser
dröhnte und rief, halb belustigt, halb ärgerlich:

„Bei allen Teufeln, Junker, Ihr habt nicht nur ge-
zeigt, daß Ihr Muth, Kraft und Geschick besizet, sondern
auch, daß das Glück mit Euch ist. Ich aber habe be-
wiesen, daß ich, trotz meiner guten Augen, doch blind bin.
Himmel und Hölle, war ich denn völlig mit Blindheit ge-
schlagen, daß ich gar nicht daran zu denken vermochte
Euer Einfluß bei meinen seitherigen Gegnern müsse auf
andere, näherliegende Gründe und Verhältnisse zurückzuführen
sein, als Ihr mir solche anzugeben für gut befunden
habt. Darüber wollen wir indeß noch einmal sprechen,
wenn ich in Gintersberg werde die frühere Ordnung her-
gestellt habe. Durch Eure Bitte, um die Hand meiner
Tochter bringt Ihr mich in arge Verlegenheit. Ich möchte
sie Niemandem lieber geben als Euch, bin aber durch ein
Versprechen gebunden, das ich Herrn Erasmus von Wedel
gegeben habe!“

„Herrn Erasmus? Ihr habt Eure Tochter, die lieb-
liche Rose, dem — alten Herrn versprochen?“

„Bewahre, aber dem Sohne desselben!“

„Dem Junker Waldemar, welcher, so viel ich weiß,
vor einer Reihe von Jahren zu seiner Ausbildung nach
Brandenburg geschickt worden ist?“

„Ja, kennt Ihr ihn?“

„Persönlich nicht. Einer meiner Freunde, der Junker
Joachim Gans zu Bultitz hat mir aber vor wenig Wochen
erst mitgetheilt, daß dieser Waldemar in einem Kampfe
mit den Stachowern gefallen sei. Mein Freund theilte mir
dies in dem Glauben mit, ich sei mit Waldemar befreundet
und nähme irgend welchen Antheil an dem Ergehen des-
selben. Diese Zusage hat demnach jede Bedeutung ver-
loren, und ich verstehe nicht, weshalb Herr Erasmus Euch,
seinem Freunde, keine Kenntniß von diesem unglücklichen
Ereigniß gegeben hat. Unmöglich kann ich annehmen, daß
er selbst noch keine Mittheilung erhalten habe, vielmehr
will mir scheinen, die Nachricht sei Euch durch Zufall oder
die böse Absicht eines Dritten vorenthalten worden!“

Der Ritter Simon war durch diese Nachricht sichtlich
ergriffen und er verharrte längere Zeit schweigend in
erstem Sinnen, in welchem Junker Henning nicht wagte,
ihn zu stören.

Endlich richtete er sich empor.

„Weiß Euer Vater um Eure Absicht?“

„Ja, und mit seiner Billigung bitte ich Euch um Eure
Tochter!“

„Wo ist Brunhilde?“

„Bei Frau Hedwig!“

„Natürlich habt Ihr mit ihr bereits gesprochen?“

„Ich mag es nicht in Abrede stellen, daß wir bereits
einig sind!“

„Ruft sie hierher zu mir!“

Wenige Augenblicke genügten dem Junker, das ent-
fernt liegende Gemach zu erreichen, in welchem Brunhilde
in ängstlicher Spannung der Rückkehr des Geliebten harrete,
und klopfenden Herzens folgte sie ihm in den Saal, wo
ihr Vater sie mit der anscheinend barschen Frage empfing:

„Zu meinem Befreunden muß ich hören, daß meine
folgsame, nachsuldige Brunhilde ohne mein Wissen ein Lie-
besverhältniß angeknüpft hat? Wie willst Du Dich von dem
Vorwurfe befreien, Deinen Vater hintergangen zu haben?“

Ein Zittern überlief den Körper des armen Mäd-
chens, während ihr verlegen gefunktes Gesichtchen im jähen
Wechsel bald erglühte, bald erbleichte.

Henning wollte ihr zu Hülfe eilen, ein zwar entschiedener,
jedoch keineswegs unfreundlicher Blick des Ritters hielt ihn
jedoch zurück.

In demselben Augenblick schlang Brunhilde beide
Arme um den Hals ihres Vaters und stieß unter Thränen
und mit gepreßter Stimme hervor:

„Verzeihung, lieber Vater; ich liebe Henning so sehr!
Begehe ich denn ein Unrecht damit, daß ich ihn, nur ihn
lieb habe?“

„Allerdings, mein Kind, und zur Strafe sollst Du die
Frau des jungen Mannes werden, der neben Dir steht!“

Brunhilde richtete einen schönen Blick seitwärts. In
demselben Moment aber umschlang sie auf's Neue stürmisch
den Vater, welcher unter ihren Liebesklagen schließlich in
komischen Zorn gerieth.

„Kind, Du erstickst mich ja! Hör' auf mit dem Küssen
und laß meinewegen dem da' auch einige zukommen; sich
doch, wie neidisch er mich betrachtet!“

Mit diesen Worten befreite er sich aus ihren Armen
und legte die Hände der Liebenden ineinander.

Allen war es entgangen, daß Herr Hans inzwischen
eingetreten war und die Scene schweigend und glücklich
lächelnd beobachtet hatte.

Erst sein freundiger Ausruf:

„Darf man das im siebenten Himmel schwebende Mär-
chen durch einen kurzen und aufrichtigen Glückwunsch wie-
der auf die Erde zurückrufen?“ veranlaßte sie, nach dem
langsam sich Nähernden zu wenden, welcher Brunhilde
und Henning freundlich die Hände darbot und durch seine
offene Freude deutlich zeigte, wie lieb ihm die Verbindung
seines Neffen mit Brunhilde sei.

„Herr Ritter,“ fuhr er mit gedämpfter Stimme zu
dem Vater der glücklichen Braut fort, „ich denke, wir über-
lassen das Paar sich selbst und richten unsere Aufmerksam-
keit zunächst auf einen guten Nachtrunk, bei welcher Ge-
legenheit wir noch etwas besprechen können, was mit dem
Zubel Verliebter und Verlobter nicht ganz in Einklang zu
bringen ist!“

„Ist irgend etwas Unangenehmes vorgefallen?“

„Das ist gerade nicht der Fall, doch immerhin klingt
die noch ziemlich weit aussehende Angelegenheit ernst!“

„Eine Fehde?“

„Ich bitte Euch, mich zu begleiten. Wir wollen es in
Ruhe besprechen!“

Dieses kurze Gespräch war einige Schritte abseits von
Henning geführt worden, so daß dieser es nicht vollständig
verstanden hatte. Obwohl er Neigung zeigte, um näheren
Aufschluß zu bitten, so verzichtete er jedoch auf Befriedig-
ung seiner Wißbegier, weil Brunhilde ihn bat, mit ihr zu
Frau Hedwig zurückzukehren.

„Seht mal die kleine schlaue Heze,“ rief Herr Hans, welcher die Bitte Brunhildens verstanden hatte, lachend; „sie weiß, daß ich nirgends lieber trinke, als hier, deshalb will sie uns allein lassen, da sie aber heut' sich fürchtet, allein zu gehen, muß ihr geliebter Henning wohl oder übel mit ihr fort! Henning, Henning, wie sehr wirst Du unter den Pantoffel gerathen! Armer Junge, Du danerst mich!“

„Ohm,“ erwiderte dieser lachend, während er, Brunhilden folgend, bereits an der Thür stand, „ich kann Dein Bedauern nicht annehmen, denn ich stelle mich freiwillig unter die Herrschaft meiner Brunhilde und fühle mich unbeschreiblich glücklich dabei!“

Als Beide den Saal verlassen hatten, wurde die Miene des Herrn Hans ernster und Simon fragte verwundert, was in aller Welt vorgefallen sei, das ihm die Freude an dem heutigen Tage zu verbittern vermöge.

„Verbittern? Nein! Soweit lasse ich mich durch das, was ich erfahren, nicht beherrschen. Daß die Sache aber ernst, sehr ernster Natur ist, werdet Ihr bald selbst erfahren.“

„Ich bin in der That begierig, zu erfahren, was Euch, dessen Kaltblütigkeit weit bekannt ist, in so hohem Grade ernst zu stimmen vermag!“

„Hört nur. Euch sind ohne Zweifel ebensogut wie mir die Zwistigkeiten bekannt, welche zwischen Markgraf Friedrich von Zollern und einem Theil der märkischen Nitterschaft seit der Ankunft des Nürnberger Burggrafen in den Marken bestehen und ebenso sicher werdet Ihr von dem Mißgeschick gehört haben, das Dietrich von Quikow auf Friesack betroffen hat!“

„Gewiß habe ich über diese Streitigkeiten und über den Fall Friesack's viel erfahren. Ritter Dietrich hat sich, wie mir gesagt wurde, nach seiner Flucht aus der als unheimlich erachteten Wüste nach Pommern gewandt, um hier Bundesgenossen zum Kampfe gegen den Markgrafen zu erwerben, und ich muß Euch offen gestehen, daß ich im ersten Augenblick, als ich diese Nachricht erhielt, den Wunsch gehegt habe, Herr Dietrich möge bei mir einkehren. Da erinnere ich mich eben dessen, was Henning und Brunhilde mir erzählt haben: Der Flüchtling sei auf Güntersberg eingekehrt und habe am folgenden Morgen vor seiner Abreise Henning das Versprechen gegeben, nach Güntersberg zurückzukehren. Ich muß gestehen, daß, wenn hier kein Irrthum vorliegt, ich diesem Besuch mit sehr viel Interesse entgegenstehe. Einen so gewaltigen Kampfen, wie Dietrich von Quikow, kann man ja nur hochachten; seine Klinge ist viel, sehr viel werth!“

„Hm! Hm! Henning hat mir auch von seiner Begegnung mit Dietrich gesprochen, und auch ich fühle mich nicht ganz frei von Zweifeln, daß hier ein Irrthum vorliegt. Dietrich soll ebenso wortkarg als stolz sein. Henning ist ihm als Dienender, als — nun, als — Falkenmeister gegenübergetreten, und es will mir nicht einleuchten, daß der hochmüthige Ritter sich zu dem Versprechen der Rückkehr nach Güntersberg herbeigelassen habe. Andererseits ist Henning aber auch nicht der Mann, welcher so leicht das Opfer einer Täuschung wird. Von Brunhilde will ich nicht weiter sprechen. Das Mädchen mußte eben glauben, was ihr gesagt wurde. Die Sache ist mir nicht klar, doch werde ich mich hüten, Henning gegenüber einen Zwei-

fel zu äußern. Er würde dies gewaltig und mit Recht übel vermerken.

„Auch seine Reise nach Neek ist mir nicht klar. Wie ist er mit dem Erasmus zusammengekommen?“

„Ich glaube, seine Anwesenheit in Neek läßt sich erklären. Er hat Janek's Mannen zur Hülfe für das bedrohte Güntersberg entboten, muß also doch wohl in Neek gewesen sein und wird dabei den alten Erasmus kennen gelernt haben. Weniger erklärlich erscheint es mir aber, daß Dietrich nicht selbst mit den Ruchten zurückgekommen ist. Von einem ernstlichen Hinderungsgrunde kann schwerlich die Rede sein, vielmehr muß ich annehmen, daß es am guten Willen gefehlt hat, das gegebene Versprechen zu einer Zeit einzulösen, in welcher seine Hülfe für mich von sehr hohem Werth war. Ein Grund wäre allerdings noch möglich, es ist jedoch nicht wahrscheinlich, daß dieser hier zutreffend sei. Erasmus mußte seine sofortige Rückkehr verhindert haben!“

„Wäre dieser Grund wirklich so ganz und gar außer Betracht zu lassen? Erasmus von Wedel scheint sich nicht, mit seinen nächsten Verwandten in hartnäckiger Fehde zu leben. Er wird deshalb auch nicht davor zurückschrecken, eines augenblicklichen, sei es auch nur scheinbaren, Vortheils wegen das Interesse eines Verbündeten dem eigenen nachzustellen!“

„Gleichviel! Ich denke, die heut' noch unklaren Punkte der ganzen Angelegenheit werden sich in nächster Zeit schon aufklären, und ebensowenig zweifle ich daran, daß Dietrich von Quikow uns lange fern bleiben wird. Wir sind durch die Erwähnung Dietrich's übrigens von der Frage abgekommen, welche wir allen Vermuthen nach besprechen wollten!“

„Durchaus nicht in dem Grade, wie Ihr anzunehmen scheint, denn Dietrich wird in dem in Aussicht stehenden Kampfe mit den Markgräflichen keine unbedeutende Rolle spielen!“

„In einem Kampfe mit Markgraf Friedrich? Wer will gegen ihn zu Felde ziehen? Ich höre von dieser Angelegenheit zum erstenmale sprechen!“

„Ihr werdet Euch erinnern, daß die Herzöge Casimir und Otto von Pommern niemals Freunde des Markgrafen gewesen und nur durch persönliche Rücksichten auf die Interessen des eigenen Landes verhindert worden sind, angriffsweise vorzugehen. Inzwischen hat der Markgraf aber seine Macht in den Marken in einer Weise ausgedehnt, die den Fürsten Besorgniß wegen des Bestandes ihrer eigenen Herrschaft einflößt. Sie haben deshalb im Geheimen bereits Anstalten getroffen, welche die Eröffnung der Fehde zum Endziel haben. Es fehlte ihnen seither nur an der für sie günstigsten Gelegenheit, ihrem Groll gegen den Nürnberger Burggrafen nachhaltigen Ausdruck zu geben. Diese Gelegenheit soll sich nach den gestern erhaltenen Nachrichten jetzt bieten. Der Markgraf ist mit mehreren seiner tapfersten Ritter nach Kostnitz gereist, um dort an der Versammlung der geistlichen und weltlichen Fürsten theilzunehmen. Es ist zwar noch nicht genau bekannt geworden, was er dort zu thun beabsichtigt, doch dürfte man keinesfalls fehlgehen in der Annahme, daß er aus keinem anderen Grunde die weite Reise unternommen hat, als weil er durch den Kaiser eine erhöhte Machtbefugniß erlangen will. Dem muß rechtzeitig vorgebeugt werden!“

„Dies soll durch einen Krieg geschehen?“

„Ja; es soll Alles aufgeboden werden, die Macht des Markgrafen in den Marken zu brechen, zu vernichten und auf diese Weise seine in Rosniz etwa erlangten Vortheile überflüssig zu machen!“

„Ein schweres Stück Arbeit! Bedenkt, daß Friedrich die weitaus überwiegende Mehrzahl der Ritter und Herren in den Marken für sich gewonnen hat und eine sehr bedeutende Streikraft in das Feld zu schicken vermag. Werden die Herzöge Otto und Casimir im Stande sein, mindestens die gleiche Macht zu stellen? Welche Verbündeten haben sie?“

„Die Mecklenburger, Herrn Bratislav von Wolgast und noch eine Anzahl Ritter!“

„Und wie denken die Ritter von Wedel, Bork, der Krenzower und Andere über diese Angelegenheit?“

„Henning von Wedel, mit dem Ihr ja jetzt in ein sehr nahe verwandtschaftliches Verhältnis tretet, ist mit mir für die Herzöge gesinnt, desgleichen der Krenzower; Friedrich von Wedel und Bork dagegen wollen sich weder für noch gegen sie bemühen!“

„Hm! Hm! Selbstverständlich habt Ihr auch Herrn Dietrich von Quikow bei dem Feldzuge im Auge!“

„Soviel ich weiß, beabsichtigen die Herzöge, ihm eine Heeres-Abtheilung zur Führung zu übergeben!“

„Ohne Zweifel ist er hiervon bereits unterrichtet und wird bis zum Beginn des Feldzuges in Pommern verweilen!“

„Das glaube ich auch, denn in Friedenszeiten darf er sich ja in den Marken, wenigstens da, wo Markgräflinge zu vermuthen sind, nicht mehr blicken lassen. Der Bedauernswerthe ist dort förmlich geächtet!“

„Ich habe davon gehört. Sollte es zum Kampfe kommen, dann wird er sich wohl mit den Gegnern in seiner bekannten Weise abfinden!“

„Und welche Haltung beabsichtigt Ihr anzunehmen? Vergibt die Frage, Henning von Wedel, der Vater Eures demnächstigen Schwiegersohnes wird, da er in dieser Gegend die Leitung der Werbung von Hülfstruppen in die Hand genommen hat, demnächst selbst zu Euch kommen; mich drängt lediglich der Wunsch, heut' schon zu erfahren, wie Ihr diese Angelegenheit beurtheilt, zu derselben!“

„Nun, ich werde es mit Euch halten!“

„Das ist recht! Ich habe von Euch nichts Anderes erwartet und sehe immer mehr ein, daß Henning von Wedel auf Friedland treffend über Euch geurtheilt hat, als er sagte, an Eurer Aufkündigung der Freundschaft zwischen Euch und ihm sei Niemand schuld, als der Prahlhans, der Janete von Stegelitz!“

„Sprechen wir von ihm nicht weiter. Sobald der Ruf zum Aufbruch erschallt, werde ich nicht fehlen. Ich werde doch selbstverständlich noch eine besondere Anfrage wegen meines Verhaltens in dieser Angelegenheit erhalten?“

„Gewiß! Sie wird Euch in den nächsten Tagen bereits zugehen!“

„Diese Sache ist demnach abgemacht, und der Tag der Vergeltung wird für Dietrich von Quikow bald anbrechen.“

„Nun noch eine Frage:“

„Brunnhilde laßt Ihr doch so lange hier, bis Gintersberg wieder zu ihrer Aufnahme bereit ist? Meine Frau

wird sich auch dann noch sehr ungern von dem lieben Mädchen trennen!“

„Ich nehme Euren Vorschlag dankbar an. Mir schwirrt übrigens von allem dem, was ich heut' erlebt habe, der Kopf. Es wird für mich Zeit, zur Ruhe zu gehen!“

Am folgenden Morgen verließen der getroffenen Verabredung gemäß Ritter Simon und Henning, welche Lezterer sich nur schwer von seiner Braut zu trennen schien, Burg Betow, um zunächst nach Gintersberg zu reiten und dort die Wiederherstellung der Burg zu betreiben. Henning kehrte für kurze Zeit nach Friedland zurück.

— 18. —

Vergeltung.

Ein halbes Jahr war seit der Abreise Suteninn's und des Grafen Warwick von Tangermünde nach Potsdam und seit dem Wiedereinzuge des Ritters Simon in seine neu besetzte Burg vergangen. Ein halbes Jahr nur und doch, welche hochbedeutende Veränderungen waren in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum in den Kreisen vorgekommen, in welche die Leser eingeführt worden sind.

Mit Bindeseile hatte sich in den Marken, in Mecklenburg, in Pommern und den weiter an die Marken grenzenden Ländern die Nachricht verbreitet, Markgraf Friedrich sei vom Kaiser zum Kurfürsten von Brandenburg ernannt worden, und wuthschnaubend betrieben die Herzöge von Pommern und ihre Verbündeten ihre Rüstungen in beschleunigter Eile. Ritter Dietrich von Quikow war unermüdet im Anfeuern zum möglichst raschen Angriff, und obwohl die Herzöge und die zu ihnen haltenden Ritter diesem Drängen des haßerfüllten Ritters nach Kräften entsprachen, verging doch die zum Angriff geeignetste Zeit unbenützt.

Die Fremde und Anhänger des Markgrafen erhielten durch den Junker Joachim Gans zu Butlik, welcher kurze Zeit bei seinem Freunde, dem Junker Henning von Wedel auf Friedland, weilte, rechtzeitig Kunde von dem Vorhaben der Feinde, Suteninn war, von einer bangen Ahnung getrieben, mit Billigung des neuernannten Kurfürsten in die Marken zurückgekehrt, und beide Streitmassen standen bei Angermünde an dem Tage einander gegenüber, an welchem der Kurfürst nach Berlin zurückkehrte.

Ohne Zögern eilte er zu den Seinen, welche unter Führung Suteninn's, Henning von Bismarck's, des Grafen von Lindow, Gans zu Butlik und Anderen die Gegner bereits hart bedrängten.

Auch Graf Warwick nahm mit Detlev an dem Kampfe Theil. Die Reihen der Feinde geriethen nach einem erbitterten Angriff der unter Leitung Suteninn's stehenden Heeresabtheilung in Unordnung, und als die Sonne sich dem Untergange zuneigte, waren die Feinde nicht nur vollständig geschlagen, sondern mehrere der feindlichen Führer befanden sich sogar in der Gewalt der Sieger.

Am längsten hatte sich der Theil des feindlichen Heeres auf dem Kampfplatze erhalten, welcher unter Führung Dietrich's von Quikow stand.

Gegen diese wandte sich Suteninn, welchem Detlev,

der Graf Warwid, Hans von Nchtenhagen und die beiden Junker Diez und Cuno von Quizow zur Seite waren, nach Durchbrechung der feindlichen Linie mit besonderer Wuth.

Detlev traf zuerst mit ihm zusammen. Ob er indeß bei der beispiellosen Wuth, mit welcher der den unglücklichen Ausgang des Kampfes längst erkennende Ritter den siegreichen Gegnern entgegentrat, den Platz zu behaupten vermocht hätte, erschien nicht nur Suteninn, sondern ganz besonders dem Grafen zweifelhaft, weshalb Letzterer und mit ihm Junker Diez Detlev Beistand leisteten.

Dem Grafen gelang es, Dietrich von Quizow zu entwaffnen und bald lag dieser am Boden.

Er mußte arg verwundet sein, denn das Blut rieselte durch die Fugen der Rüstung, und Junker Diez öffnete die Sturmhaube des Ueberwundenen, um zu erkennen, wer der Ritter sei, welcher mit so beispielloser Tapferkeit gekämpft. Mit einem lauten Aufschrei prallte er aber zurück.

„Mein Vater!“ rief er dem rasch herzu-eilenden Grafen zu und kniete neben dem bewegungslos am Boden liegenden Ritter nieder.

Auf Anordnung des Grafen, welcher sich der Verfolgung des in wilder Flucht sich eilig entfernenden Restes des feindlichen Heeres nicht anschloß, wurde Ritter Dietrich vom Schlachtfelde hinweggetragen und ein im Gefolge des Kurfürsten sich befindender Arzt untersuchte die Wunden.

„Hier giebt's kaum mehr etwas zu retten!“ erklärte dieser nach eingehender Untersuchung.

„Dann versucht wenigstens, ihn noch einmal zur Besinnung zu bringen,“ bat der Graf. „Dort steht sein vom Schmerz über dieses Wiedersehen betäubter Sohn, und ich möchte auch gern ein paar Worte mit ihm wechseln!“

„Wollt Ihr,“ fuhr er zu dem in dumpfem Sinnen wenige Schritte entfernt stehenden Junker fort, „Euren Bruder nicht hierherufen lassen?“

Er mußte diese Frage wiederholen, dann erst richtete Junker Diez sich empor.

„Vergebt meine geringe Aufmerksamkeit, Herr Graf; ja, ich werde Cuno sofort rufen!“

Wankend verließ er die Hütte, in welcher sein Vater seiner Auflösung entgegen sah.

In diesem Augenblicke schlug der Ritter die Augen auf. Trotz der in Folge starken Blutverlustes ihn überwältigenden Schwäche richtete er sich empor.

„Wo bin ich? Wer seid Ihr?“

„Ihr seid in der Gewalt des Siegers, und wer ich sei, fragt Ihr auch? Ich bin der Graf Warwid, dem Ihr vor dreizehn Jahren, als Ihr noch unter dem Namen der „Schwarze Dietrich“ Euer Unwesen triebet, die Seinigen raubtet, den Ihr namenlos unglücklich gemacht habt und welcher nun die Abrechnung für Eure Schandthaten dem Höchsten überläßt, vor den Ihr in den nächsten Augenblicken treten werdet.“

„Euer Leben geht zu Ende, seht zu, daß Ihr dort oben einst bestehen werdet!“

„Hölle und Teufel!“ stieß der kraftlos auf sein Lager zurücksinkende Ritter immer schwerer, immer kürzer athmend hervor, „ich soll sterben, ohne zu wissen, daß das Burggräflein aus den Marken verjagt ist, ich soll die Weinen, meine Kinder, mein Weib nicht mehr wiedersehen? Das ist hart!“

„Eure Söhne sind hier und werden gleich zu Euch kommen!“

„Was? Diez und Cuno hier? Sie sind doch nicht etwa —?“

„Fragt sie selbst, dort kommt Junker Diez?“

„Diez! Diez!“ rief Dietrich mit schwächer werdender Stimme und streckte eine Hand suchend aus.

„Vater, lieber Vater!“ schrie der schnell herbeieilende Sohn laut auf und sank neben dem Lager des Vaters, den er seit dessen Flucht aus Friesack nicht mehr wiedergesehen, auf die Kniee.

„Wo ist Cuno?“

„Ich habe einen Boten nach ihm geschickt, er muß bald hier sein!“

„Diez, mein Sohn, Du bist doch nicht etwa mit dem Burggrafen hierhergekommen?“

Der Gefragte zögerte einen Augenblick mit der Antwort. Er wußte ja, daß er durch ein offenes Eingeständniß seinem auf dem Sterbebette liegenden Vater noch einen schweren Kummer bereiten würde; dann erwiderte er ausweichend:

„Ich begleitete mit Cuno Herrn Hans von Nchtenhagen!“

„Nchtenhagen?“ Iakkte der mit geschlossenen Augen daliegende Ritter, dessen geistige Thätigkeit allgemach zu erlahmen schien und der sich des Namens aus früheren Zeiten erinnern mochte und die Gegenwart bereits mit der Vergangenheit verwechselte, „Ach — ten — hagen, das ist gut! Ich wußte ja, daß —“ die Fortsetzung wurde unverständlich und bestand nur noch in einem zusammenhängelosen Flüstern.

Kurze Zeit ruhte er bewegungslos, dann faßte er die in der seinen ruhende Hand des Sohnes noch einmal fester, und seine Stimme erhielt den früheren Klang, als er rief:

„Wo ist Cuno? Elisabeth, mein treues Weib, lebe wohl! Kinder kehrt zur Mutter zurück! Habt Ihn!“

Lauflos sank er nach diesen Worten zurück, der Athem ging schwerer, zuletzt stockte er, und Dietrich von Quizow, so lange Jahre der gefürchtetste Raubritter der Marken, das Vorbild des märkischen Ritterthums, war verschieden, hatte den Tod erhalten durch die Hand des Mannes, den er einst namenlos unglücklich gemacht!

Der zu spät von der Gefangennahme Dietrich's unterrichtete Kurfürst kam erst heran, als sein erbittertster Gegner bereits todt war.

Welche Gedanken mochten ihn beseelen, als er an der Leiche des Mannes stand, der ihm so viele trübe Stunden bereitet hatte und sogar kühn genug gewesen war, sich an seinem Sohne, dem Prinzen Johann, zu vergreifen? Jedenfalls war mit diesem Augenblicke der Groll gegen seinen einstigen Gegner behoben. Dafür sprach auch sein weiteres Auftreten, denn er wandte sich an den, einen Schritt zurückgetretenen Sohn des Verstorbenen:

„Euer Vater hat seine Schuld mit dem Tode gebüßt und gelöhnt. Ihr aber habt, seit Ihr die Waffen führt, gezeigt, daß Ihr mir ergeben seid. Ich weiß, daß ich auf Euch bauen kann und daß ich in Euch eine treue Stütze habe. Zur Anerkennung Eures Verhaltens und zum Lohne Eurer bewiesenen Unerblichkeit und Tapferkeit gebe ich Euch Stavenow und die Burg zu Blane zum Lohne.“

Mächtig bewegt dankte Diez für diesen Beweis des Wohlwollens.

Der Kurfürst unterbrach ihn aber mit der Frage nach Cuno und befahl, als er hörte, daß der nach ihm ausgesandte Bote noch nicht zurück, er also noch nicht aufgefunden sein müsse, daß er nach seinem Eintreffen bald zu ihm gesandt werden solle.

„Auch er,“ bemerkte der Kurfürst, „hat sich als treu, unerschrocken und tapfer bewährt und verdient die ihm zugedachte Anerkennung!“

Junker Diez wartete, als der Kurfürst mit dem Grafen sich entfernt hatte, noch längere Zeit des Bruders. Endlich kehrte der ausgesandte Knecht zurück:

„Junker Cuno liegt todt am Ufer des Flusses dort drüben. Er muß arg d'rein gehauen haben, denn neben und um ihn herum liegen eine Anzahl Knechte, die jedenfalls ihm zum Opfer gefallen sind, bevor er der Uebermacht erlag.“

Diez's Augen wurden auf's Neue feucht, als er diese Trauerboischaft vernahm.

„An einem Tage also habe ich Vater und Bruder verloren!“ stieß er mit gepreßter Stimme hervor und verdeckte einen Moment die Augen mit der Hand.

Da legte sich ein Arm um seine Schulter und eine Stimme fragte theilnehmend:

„Armer Diez, also ist Cuno auch todt?“

„Leider, Detlev!“ erwiderte dieser, ohne aufzusehen. Er erkannte an der Stimme, wer der theilnehmende Freund war, welcher sich bemühte, dem Gebeugten Trost zuzusprechen.

Detlev, dieser war es in der That, sah, daß Diez im Augenblick nicht im Stande war, die erforderlichen Dispositionen zu treffen. Er rief deshalb auf eigene Verantwortung eine Anzahl Knechte zusammen, und die beiden Leichen, Vater und Sohn, wurden bis zur Stadt getragen, um von dort mit Hilfe eines Wagens nach Stavenow geschafft zu werden.

Vier Wochen später saßen im Zauberhause zu Tangermünde Suteimin, der Graf, Detlev und Ritter Diez von Quitow zusammen und besprachen die jüngsten bedeutungsvollen Ereignisse.

Unmittelbar nach siegreicher Beendigung des Kampfes bei Angermünde war Garlosen, dessen Besitzer sich mit den Gegnern verbündet hatten, erstickt worden, wobei nicht nur die Ritter Boldwin und Thomas von dem Krüge umkamen, sondern auch der alte Wachtmeister und sein noch immer bei ihm weilender Bruder ihren Tod gefunden hatten, und wenige Tage vor dieser Zusammenkunft hatte Suteimin, Hans von Uchtenhagen und Diez von Quitow, welcher Letzterer dem Kurfürsten von dem Vorhandensein der Schatzkammer der ehemals in der Wendenburg hausenden Räuber gesprochen, unter Führung Diez's den Aufbewahrungsort der von der Bande des schwarzen Dietrich geraubten Güter besucht und die Letzteren nicht nur aus dem Gewölbe entfernt und dem Kurfürsten zur weiteren Verwendung übergeben, sondern den Gang und das Gewölbe selbst unbenutzbar gemacht.

Bei der ersten flüchtigen Besichtigung der in der Kiste aufbewahrten Geschmeide wurden fast alle dem Grafen und seiner Gemahlin vom schwarzen Dietrich einst geraubten Werthsachen, welche durch das Wappen des Grafen gekennzeichnet waren, vorgefunden, und der Kur-

fürst hatte diese Gegenstände dem Grafen selbst sofort zurückgegeben.

Es läßt sich denken, mit welchen Gefühlen der Graf sowohl als die Gräfin die Sachen wieder in Empfang nahmen, welche sie an die furchtbarste Stunde ihres Lebens erinnerten, und die Stimmung der kleinen Gesellschaft war eine ungewöhnlich ernste, als es Diez von Quitow unerwartet gelang, dem Gespräch und den, den Grafen beherrschenden Gedanken eine andere Richtung zu geben.

„Da ich nach dem Tode meines Vaters und meines Bruders mit Billigung des Kurfürsten den Kampfplatz verlassen und an der Belagerung von Garlosen und den weiteren Siegeszügen mich nicht mehr theilhaftig habe, konnte ich auch nicht erfahren, was mit den gefangenen feindlichen Führern geschehen sollte. Wißt Ihr vielleicht etwas Näheres darüber?“

Diese Frage Diez von Quitow's an Suteimin erregte bei dem Letzteren ein unwilliges Kopfschütteln, bei dem Grafen aber ein leichtes Aufschauen, während Detlev erstaunt bald den Ginen, bald den Andern beobachtete.

„Ihr erinnert mich durch Eure Frage an ein Ereigniß, das ich mir kaum zu erklären vermag,“ entgegnete Suteimin ernst. „Der Kurfürst muß durch die endliche Niederdrückung seiner mächtigsten Feinde im Lande und im Norden desselben in eine so freundliche Stimmung versetzt sein, daß er selbst da Milde walten läßt, wo sie wenig angebracht erscheint. Die Wedels in Pommern und namentlich Henning von Wedel auf Friedland, dessen Sohn und Simon von Güntersberg waren die muthigsten Bundesgenossen der Herzöge. Der Junker von Wedel ist gefangen genommen worden. Statt ihn nun zu behandeln, wie die übrigen in Gefangenschaft gerathenen feindlichen Ritter und Herren, hat ihm der Kurfürst auf Bitten des Bischofs von Brandenburg, dessen Nichte mit einem Freunde desselben, dem Joachim Ganz zu Puttkitz verheirathet ist, die Freiheit gegeben, und der Letztere, welcher die nunmehr glücklich vereitelten Pläne der Gegner zuerst erfahren, verathen und uns dadurch vor einer Ueberrumpelung, ja ohne Zweifel auch vor einer Niederlage gerettet hat, soll, wie mir lachend erzählt wurde, beabsichtigen, der Hochzeit des Herrn Henning von Wedel mit der Tochter des Güntersbergers beizuwohnen.“

„Herr Joachim Ganz zu Puttkitz,“ bemerkte nun auch Diez von Quitow leicht lächelnd, „scheint sehr kühn zu sein, wenn er sich so bald schon in die Höhle des jedenfalls in Folge der erhaltenen derben Abfertigung noch grimmigen Löwen wagen will!“

„Henning von Wedel soll erklärt haben, daß er keineswegs ein so erbitterter Gegner des Kurfürsten sei, wie sein Vater, und gern die Hand zur Versöhnung bieten wolle. Ich traue aber den Wedels nicht und bedaure diesen Schritt des Kurfürsten!“

„Ihr seid ein persönlicher Gegner der Wedels, Herr Ritter?“

„Ja!“

(Schluß folgt.)



Redaction, Druck und Verlag von S. G. Münchmeyer in Dresden, Jagdweg 14.

Filialen: Berlin, Nuppinerstraße 44; Wien, Josephstadt, Wickenburggasse 3; Dortmund, Düppelstraße 26.

Der beiden Anikows letzte Fahrten.

Historischer Roman aus der Jugendzeit des Hauses Hohenzollern, begonnen von Karl May, fortgeführt von Dr. Goldmann.

[Schluß.]

Uebersetzung und Dramatisirung vorbehalten,
Nachdruck gerichtlich verfolgt.

Dieses „ja“ klang so rauh, so barsch, daß Alle überzeugt waren, Sutenimm hege gegen alle Wedels einen tiefgewurzelten Groll.

Der Ritter schien aber auch kein Hehl aus dieser durch die Erinnerung an Henning von Wedel in ihm hervorgerufenen Mißstimmung machen zu können, der Haß mußte zu mächtig sein, denn seine Miene blieb finster und wurde erst heiterer, als Detlev bemerkte:

„Der verheißene Besuch bleibt sehr lange aus. Sollte Chlodwig heut' nicht kommen?“

„Unmüthiger Kummer!“ erwiderte er lächelnd, „Dein Freund ist seither stets sehr pünktlich gewesen und wird auch heut' nicht verfehlen, sich sobald als möglich hier einzufinden.“

Zum Grafen gewandt fuhr er fort:

„Ich sehne mich, einen Augenblick hinaus aus dem beengenden Gemach zu gehen. Die Wedels sollen mir heut' am wenigsten die Stimmung verderben können. Wollen wir nicht einen kurzen Spaziergang nach der Stadt unternehmen? Ich habe dort eine Angelegenheit zu erledigen, die ich, falls mir heut' oder morgen keine Zeit mehr bleibt, hierbei in Ordnung bringen könnte. Vielleicht begegnen uns die Grafen von Lindow.“

Der Graf war ohne Weiteres bereit, ihn zu begleiten, und Beide verließen das Haus.

Diez und Detlev waren jetzt, da die Frauen sich längst zurückgezogen hatten, allein.

„Jetzt, Freund,“ begann der Erstere, „erklärt mir, weshalb Ihr so auffallend trübe gestimmt seid. Als ich bei meiner Ankunft Eure Stimmung wahrnahm und fragte, hattet Ihr offenbar keine Lust, mir genügende Auskunft zu geben. Ich drang deshalb auch nicht weiter in Euch.“

Freierstunden.

Da wir nun aber allein sind, bitte ich, mir, Eurem aufrichtigen Freunde, zu beichten!“

„Wenn ich Eurem Verlangen entspreche,“ erwiderte Detlev ernst, „geschieht dies in der Voraussetzung, daß Ihr Stillschweigen über meine Mittheilung beobachten werdet. Ich wünsche nicht, daß, nachdem die Sache leider vollständig erledigt ist, Jemand nachträglich noch Anlaß finden könne, das arme Mädchen vielleicht gar zu verdächtigen!“

„Eine Herzensangelegenheit also ist es, die Euch so ernst, so trübe stimmt?“

„So ist es! Erinnert Ihr Euch vielleicht dessen, was ich Euch über das Mädchen mittheilte, welches ich vor längerer Zeit aus der Gewalt der Boldewin's und aus den Händen des Pfaffen zu befreien vermochte?“

„Gewiß! Ihr sprachtet aber davon, daß sie eine Südin sei!“

„Richtig. Dieses reizende Kind konnte ich nicht verpassen. Ich habe in der Zeit zwischen dem Kampfe bei Angermünde und der Berennung von Garlosen Zeit und Gelegenheit gefunden, mich nach ihr zu erkundigen!“

„Nun? Was weiter?“ fragte Diez besorgt, als Detlev einen Moment inne hielt.

„Das unglückliche Mädchen sollte einen Mann heirathen, den sie nicht nehmen wollte. Sie hat geweint, gesteht, hat ihrer Mutter, welche mir dies Alles mitgetheilt, entdeckt, daß sie mich allein liebe, und da sie mich nicht erhalten könne, gar nicht heirathen wolle, und hat, als der Vater weder auf Mutter noch Tochter gehört, sondern hart verlangt hat, das Mädchen müsse seinem Willen gehorchen, im Wasser — Ruhe gesucht und gefunden. Wenige Stunden vor meiner Ankunft bei ihren Eltern war ihre Leiche aufgefunden worden!“

„Armes Wesen!“ murmelte Diez tief ergriffen.

Detlev aber erhob sich, um durch Bewegung die vollständig verlorene Fassung wieder zu gewinnen.

Diez mußte erkennen, daß der Freund dem unglücklichen Mädchen herzlich zugethan gewesen, und suchte vergeblich nach Worten des Trostes. Längere Zeit verging deshalb in dumpfem Schweigen, und er athmete erleichtert auf, als Marie in das Gemach trat.

Noch hatte er indeß nicht vermocht, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, als Suteninn mit dem Grafen zurückkehrte, in dessen Begleitung sich der längst erwartete Graf Lindow und dessen Sohn Chlodwig befanden.

Marie bemerkte diese gleichzeitig und zog sich, während eine glühende Röthe ihr Gesicht überflog, rasch zurück, Detlev aber ging den Ankommenden ein paar Schritte entgegen.

Nach den ersten Begrüßungen zwischen Diez und dem Grafen Lindow, welche auf dem Schlachtfelde bekannt geworden waren, und Detlev, welcher während der Reise der Herren nach Kostnitz mit Chlodwig Freundschaft geschlossen hatte, erklärte Graf Warwick:

„Mein längeres Verweilen in Deutschland ist, nachdem ich das, was ich erstrebte, auch erreicht habe, zwecklos. Ich werde deshalb morgen mich vom Kurfürsten verabschieden und übermorgen früh wollen wir von hier abreißen. Der Herr Graf von Lindow wird uns bis Hamburg begleiten, unser Freund Suteninn aber hat mir endlich das Versprechen gegeben, mit uns nach England zu fahren!“

Detlev gab seine Freude hierüber laut zu erkennen. War es ja doch stets sein Wunsch gewesen, den Mann, der während seiner Trennung von den Eltern Vaterstelle bei ihm vertreten, auch ferner in der Nähe zu haben, und er sah erstaunt, befremdet auf, als Suteninn zerstreut antwortete und sein Augenmerk auf etwas gerichtet hielt, was hinter ihm vorging. Neugierig wandte er sich nach derselben Richtung: seine Mutter und seine Schwester waren auf Wunsch des Grafen eben eingetreten und wurden vom Grafen von Lindow und dessen Sohne begrüßt. Marie, das sonst Jedem offen in das Auge sehende, unschuldige, liebe Mädchen, stand, den Blick schüchtern zu Boden gesenkt, vor dem Grafen, während sie hocherglühend das Köpfchen leicht neigte, als vermöge sie in dieser Weise zu verbergen, was sie nicht merken lassen wollte.

Vergebliches Mühen! Weder die Mutter noch die Herren waren im Zweifel über das Gefühl, welches Marie erfüllte, und wären sie es doch noch gewesen, dann hätte ein Blick in das freudestrahlend auf dem reizenden Mädchen haftende Auge des jungen Grafen ihnen die Ueberzeugung verschaffen müssen, daß Chlodwig und Marie einander liebten.

Hindernisse schienen der Liebe des jungen Paares nicht zu erwachsen, denn die Eltern waren durch diese Wahrnehmung keineswegs unangenehm überrascht, und nur eine Person unter den Anwesenden wandte sich auffallend bleichen Angesichts ab und verließ nach einer herzlichen Verabschiedung von dem Grafen und dessen Familie, vorzüglich aber von Detlev und endlich auch von Suteninn das Haus: Diez von Quikow.

„Ich Thor,“ murmelte er, als er in geringer Entfernung vom Hause noch einmal einen Blick auf dasselbe zurückwarf, „weshalb habe ich mich einer Hoffnung hingegen, an deren Erfüllung ich nach dem Borgesfallenen ver-

nünftiger Weise gar nicht hätte denken sollen? Ich muß eben die Schuld tragen für etwas, was ich nicht begangen habe! Nun — so sei es denn!“

Langsam, fast zögernd ritt er die Straße dahin, dem nicht fernem Plane zu.

Der festgesetzte Plan der Reise erlitt indeß eine kleine Aenderung.

Der Kurfürst hatte den Grafen Warwick selbst nach Tangermünde zurückbegleitet, sich hier von den Damen und Suteninn verabschiedet, und Henning von Bismarck, welcher später noch eintraf und die Hütung und Instandhaltung des Zaubershauses freiwillig übernommen, ließ sich nicht davon abbringen, die Herrschaften bis Hamburg begleiten zu wollen.

Die alte Frau, welche vor dem Eintritt Mariens in das Haus die Leitung des Hauswesens geführt hatte, blieb allein zurück und weinte bitterlich, als die Gräfin und Marie, zu welcher Letzterer sie sich besonders hingezogen fühlte, ihr zum letztenmale die Hand boten. Aber nicht nur die Gräfin und ihre Tochter, sondern Suteninn sogar wurde weich gestimmt, als die Alte klagend anscrief:

„Gott im Himmel, nun stehe ich also gerade wieder so allein in der Welt da, wie vor langen Jahren! Damals war ich noch jung, heut' aber —? Lebt wohl, lebt wohl, Gott wird mich doch bald abrufen von dieser Welt. Ich muß ja endlich einmal Ruhe finden!“

„Sei getroßt, Alte,“ rief ihr Suteninn noch zu, als er sich auf sein Pferd schwang, „ich vergesse Dich nicht, und Herr von Bismarck wird, so lange ich nicht hier bin, Dir gewiß beistehen. Wir sehen uns gewiß noch einmal wieder!“

„Gott gebe es, Herr!“ flüsterte die Alte hehend, während sie hinter dem zuletzt den Hof verlassenden Ritter das Thor schloß.

Ohne Unfall kamen die Reisenden in Hamburg an.

Der Graf von Lindow blieb mit den Frauen und seinem Sohne im Gasthose zurück, während Graf Warwick in Begleitung Detlev's, Bismarck's und Suteninn's nach dem Hafen ging, um nach der, der erhaltenen Weisung gemäß hier noch ankernden „Schwalbe“ zu sehen.

Ohne besondere Mühe fanden sie dieselbe unter der großen Masse der im Hafen vor Anker liegenden Schiffe heraus, und es war nun ihre erste Sorge, auf der „Schwalbe“ auf welcher in Abwesenheit des Kapitäns der Constabel Sam Haverland das Commando führte, an Stelle des bei der Erstürmung Garlosens um's Leben gekommenen Kapitäns einen befähigten Ersatzmann zu finden.

Langsam gingen sie, nachdem sie die „Schwalbe“ verlassen, am Hafendamm entlang.

Während sie im eifrigen Gespräch dahinschritten, und Suteninn eben einige Einzelheiten des Vorfalles in Erinnerung brachte, welcher ihnen seiner Zeit beim Empfange des von England kommenden Grafen zutieß, rief Herr von Bismarck hastig:

„Da sehe ich ja auch den Mann wieder, welcher uns damals so auffällig und aufmerksam betrachtete, daß ich mich versucht fühlte, ihm mich vorzustellen. Wahrhaftig, er scheint nun, nachdem er uns gesehen, noch dieselbe Neugierde zu hegen. Sehen Sie, meine Herren, wie er bei unserem Anblick zusammenfährt und stehen bleibt! Hollah, er kommt uns geraden Wegs entgegen!“

Nach Enteminn hatte den Fremden schärfer in's Auge gefaßt. Die beiden Ritter beobachteten den Letzteren ebenso unablässig und eben so finster, wie dieser sie selbst. Noch wenige Schritte und sie standen vor einander. Während Enteminn den Fremden, wie von einer plötzlichen Regung überwältigt, ängstlich forschend betrachtete, trat Bismarck dem Fremden in den Weg:

„Ihr scheint ein besonderes Interesse an uns zu nehmen. Es ist nun schon das zweitemal, daß wir uns von Euch höchst auffälliger Weise beobachtet sehen, und sind deshalb wohl berechtigt zu dem Ersuchen um eine Erklärung Eures eigenthümlichen Verhaltens!“

Einen Moment blickte das dunkle Auge des Fremden auf. Er schien eine scharfe Erwiderung geben zu wollen, begnügte sich schließlich aber mit einem geringschätzigen Achselzucken und wandte sich zum Weitergehen.

Dies empörte Herrn von Bismarck.

„Auf ein freundliches Ersuchen gebt Ihr nichts. Nun gut, dann verlange ich Antwort, oder, bei Gott, Henning von Bismarck wird Euch den Mund öffnen!“

Der Fremde zuckte zusammen, als er diese Worte hörte.

„Welchen Namen nenntet Ihr? Henning von Bismarck? Seid Ihr aus den Marken?“

„Gewiß, ich führe diesen Namen und bin ein märkischer Ritter. Kennt Ihr mich, und wer seid Ihr?“

„Dann habt Ihr einen Bruder, Namens Claus?“

„Auch dies ist richtig. Wer zum Teufel seid Ihr?“

„Dieses Eures Bruders wegen, mit dem ich einst befreundet war, will ich Eure Kühnheit, mich auf freier Straße aufzuhalten, übersehen. Mein Name geht Euch nichts an!“

Ohne sich weiter um die Herren zu kümmern, ging der Fremde nach der andern Seite der Straße und bog dort hastig in eine Seitengasse ein.

Bismarck wollte ihm nachsehen, ein Blick auf Enteminn, welcher einige Schritte zurückstand, veranlaßte ihn jedoch, von der Ausführung seines Entschlusses abzustehen.

Der Ritter starrte mit weitgeöffneten Augen dem Fremden nach, bleich und mit halbvorgebeugtem Oberkörper stand er neben einem der längs des Damms eingerammten Pfähle und bot in so hohem Grade ein Bild hilflosen Schreckens, daß nicht nur Bismarck, sondern auch Detlev, welcher gleichfalls auf ihn aufmerksam wurde, rasch zu ihm trat.

„Am Gottes Willen, was ist Euch zugestoßen? Ist es möglich, daß der Grobian Euch in diesen Zustand zu bringen vermochte?“

Diese Fragen erschollen fast gleichzeitig, ohne indeß eine sofortige Beantwortung zu erfahren.

Als nun aber auch der Graf besorgt sich ihm näherte, da richtete er sich auf und sprach, während ein wehmüthiges Lächeln um seinen Mund spielte:

„Seid ohne Sorge, Freund. Durch den Anblick des Fremden ist die Erinnerung an Jemand in mir plötzlich wachgerufen worden, der mir sehr nahe stand und noch steht. Die Ueberraschung war sehr stark. Doch wird die Schwäche bald überwunden sein.“

„War es denn,“ fuhr er leise, mehr für sich selbst fort, „wirklich eine Täuschung? Könnte Olaf nicht noch leben, sich hier aufhalten und mir jetzt begegnet sein?“

Detlev hatte den Ritter aufmerksam, forschend be-

obachtet und mußte die letztere Frage verstanden haben, denn er bat, als Enteminn sich zum Weitergehen anschickte:

„Erlaubt mir, den räthselhaften Fremden zu verfolgen. Er kennt Herrn von Bismarck, und Ihr kennt, wie mir nicht mehr zweifelhaft ist, ihn. Weshalb sollte sich diese Angelegenheit nicht aufklären lassen?“

„Ich begleite Euch!“ erklärte Herr von Bismarck rasch, Enteminn hat jedoch nachdrücklichst, jeden Versuch, den Mann aufzufinden, zu unterlassen. „Kommen wir,“ meinte er, „zufällig noch einmal zusammen, dann werde ich mir selbst Gewißheit verschaffen; begegne ich ihn aber nicht mehr, nun, dann will und werde ich ihn vergessen!“

Bismarck wie Detlev fügten sich diesem Wunsche sichtlich nur ungern und sie kehrten schweigend, langsam nach dem Gasthof zurück, in welchem Graf Lindow und die Frauen sie erwarteten.

Als sie am Hause des Kaufherrn Wilkens ankamen, blieb der Graf stehen.

„Ich bitte Euch, einen Augenblick mit mir hier einzutreten. Da ich zufällig hier vorübergehe, will ich eine Angelegenheit erledigen, die anderenfalls sich wohl noch längere Zeit verzögert haben würde!“

Gleichgültig folgten die Herren dem Grafen, welcher in das Comptoir des Handelshauses trat und eben nach Herrn Wilkens fragte, als dieser aus einem Seitenzimmer trat.

Auf seine Einladung hin traten die Herren in dieses Arbeitszimmer des Kaufherrn und Detlev wie Herr von Bismarck unterdrückten nur mit äußerster Mühe einen flammenden Ausruf, als ihnen hier der Fremde plötzlich gegenüber stand.

Enteminn stutzte nur einen Moment, dann trat er nahe an den ihn nicht minder gespannt beobachtenden Mann heran und rief mit in Folge innerer Bewegung bebender Stimme:

„Vergebt, Herr, daß ich Euch mit einer Frage behellige, und wenn ich mich in meiner Annahme getäuscht habe, dann erklärt Euch meine Bitte mit dem lebhaften Wunsche, eine mir theure Person wiederzufinden!“

„Tragt!“ stieß der Fremde weniger mürrisch als schon hervor.

„Olaf Moltke!“ rief Enteminn leise, während er nach der Hand des halb von ihm abgewendet stehenden Fremden griff.

Dieser zuckte zusammen und blickte dem Ritter mit unerkennbarer Angst einen Moment nur in das Auge.

„Olaf!“ rief Enteminn, die Hand des Fremden festhaltend, „kennst Du mich, Deinen Bruder, nicht wieder?“

„Otto!“ schrie dieser jetzt laut auf, und in demselben Augenblick lagen beide Männer sich in den Armen.

Wortlos hielten sie sich lange, lange fest umschlungen und der Graf, wie auch Bismarck und Detlev, welche durch diese Erkennungs-scene auf das Höchste überrascht waren, wandten sich feuchten Blickes ab. Es war ihnen ja ein fremder Anblick, Männer weinen zu sehen. —

Nicht minder schien aber auch der Kaufherr überrascht zu sein, denn er blieb wie erstarrt in der Thüre stehen und starrte die Gruppe an, dann trat er schnellig in das Comptoir zurück und drückte die Thüre in's Schloß.

Endlich fanden die Brüder wieder Worte.

Der Graf hatte bereits das Zimmer verlassen und

Bismarck folgte nun mit Detlev, so daß Beide allein waren.

In fliegender Hast erzählte Eutemim, daß er nach seiner Trennung vom Bruder erst in Westphalen bei einem dem Vater befreundet gewesenen Ritter Unterkunft gefunden und dort auch seine weitere Ausbildung erhalten, daß er dann weit in fernen Ländern umhergezogen und endlich seit einer langen Reihe von Jahren in den Marken wohne. „Durch Zufall habe ich in der Nähe unseres einstigen Heim's das ehemalige Kammermädchen unserer Mutter aufgefunden, sie mit mir genommen, und das mittlerweile hochbefahrt gewordene Weib führt mir nun nahezu eben so lange Zeit, wie ich in den Marken und zwar in Tangermünde lebe, das Hanswesen. Demnach habe ich doch wenigstens eine Person bei mir gehabt, die Vater, Mutter und Bruder gekannt hat. Wie aber,“ schloß er seine Mittheilungen, „ist es seither Dir ergangen, lieber Bruder? Was treibst Du hier? Sprich, erzähle; ich vermag Dir nicht zu sagen, wie sehr ich mich nach dem Wiedersehen mit Dir gesehnt habe, wie oft ich den Himmel um die Günst gebeten, Dich noch einmal in meine Arme schließen zu dürfen. Er hat meine Bitte erhört! Ihm sei Dank!“

„Als ich thöricht genug gewesen war,“ antwortete nun Olaf, „eines Mädchens wegen, die wir zwar mit gleicher Stärke liebten, die uns aber doch entrückt wurde durch einen Engländer, mich von Dir zu trennen, wandte ich mich nach Schleswig, ging von da zur See und bin heut' als Befehlshaber des Viking und unter dem Namen Nolf Bendastold, wie ich glaube, nicht mehr ganz unbekannt!“

„Wie?“ fuhr Eutemim, den wir als Otto von Nollke erkennen, auf, „Du bist das gefürchtete Oberhaupt der Vitalienbrüder?“

„Nein, mein Junge, das bin ich nicht. Ich lebe für mich allein und habe mich nie unter die Regeln einer Genossenschaft oder die Gesetze eines besonderen Staates gestellt, die Fürsten mehrerer Nordseestaaten sind vielmehr zu mir gekommen und haben meine Hilfe unter den von mir aufgestellten Bedingungen nachgesucht! Doch laß uns zunächst von Naheliegender sprechen. Du warst von drei Herren begleitet. Der Eine derselben war angeblich ein Herr von Bismarck, den jungen Mann kenne ich nicht, der Aeltere aber ist ein Graf Warwick aus England. Wie kommst Du zu diesem Manne, mit dem ich wegen des auf Neuwerk mir zugesügten bedeutenden Schadens ein ernstes Wort zu sprechen habe?“

„Graf Warwick ist mein Freund. Ich will ihn für einige Zeit nach England begleiten und bitte Dich, das, was Du mit ihm abzumachen hast, so lange zu verschieben, bis Du ihn näher kennen gelernt haben wirst. Die Neuwerker Angelegenheit trifft ja überdies auch mich, denn ich war bei derselben theilhaftig.“

„Du? In welcher Weise?“

Eutemim erzählte nun die Ereignisse nach der Ankunft des Grafen in Hamburg, und Olaf sprang erregt auf. —

Der Hergang der Sache ist mir in anderer Weise erzählt worden. Nach Deiner Mittheilung trifft die Schuld der Begegnung auf Neuwerk nur meine Leute, welche ihre Strafe übrigens bereits erhalten haben. Daß es aber dem Grafen gelungen ist, glücklich zu entkommen, bedaure ich, und er hat es mir allein Dir zu danken, daß er nach England zurückzukehren vermag. Seine Ankunft in Ham-

burg war mir bereits bekannt, als ich Euch begegnete und, als ich Euch auf der „Schwalbe“ bemerkte, war mir sofort klar, daß nur er der lang herbeigesehnte Graf sein könne.“

„Wodurch hat der Graf Deinen Groll in so hohem Grade erregt, daß Du ihm den Untergang zugesacht hattest?“

„Er ist ein Engländer! Das genügt!“

„Ich verstehe Dich noch nicht!“

„Nun; ein Engländer hat uns unglücklich gemacht und uns zum Aufenthalt in der Fremde gezwungen. Ein Engländer hat uns aber auch Wanda geraubt —“

„Du scheinst in einem Irrthum befangen zu sein. Der Fürst von Waren war es, wie ich sicher erfahren habe, welcher uns im Verein mit den Wedels betrogen hat; er trägt die Schuld an dem frühen Tode unseres Vaters, und ihm verdanken wir es, daß wir nur zu früh schon eltern- und heimatlos umherirren und uns in der weiten Welt einen schwachen Ersatz für das Verlorene suchen mußten. Er hat seinen Lohn erhalten!“

„Sowiefern?“

„Durch unfreiwilligen mehrjährigen Aufenthalt in den Gefängnissen eines Raubritterhorstes, Garlosen, war seine Gesundheit derart zerrüttet, daß er bald nach seiner Befreiung aus dem elenden Käfige, in den die Besitzer von Garlosen ihn gesperrt hatten, auf der Reise nach Waren hilflos im Waibe umkommen mußte.“

„Nicht so! Deine Ansicht jedoch hinsichtlich der Theilnahme der Wedels an dem gegen unsern Vater verübten Mordstück ist, wie ich bestimmt weiß, nicht genau. Ich habe selbst Friedrich von Wedel auf — ich glaube Alkenwedel gesprochen und von ihm gehört, daß ihr Name fälschlich in dieser Sache genannt worden sei. Der Fürst von Waren sei ihnen nicht einmal persönlich bekannt!“

„Am! Es sollte mich freuen, wenn die Wedel's nicht die Leute wären, als welche ich sie seither erachten mußte. Doch! Hast Du von Wanda nie etwas erfahren? Lebt sie noch? Wo ist sie? Wie geht es ihr?“

„Ich weiß nichts weiter, als daß sie, wie ich Dir bereits mittheilte, mit einem Engländer verheirathet ist, einem Mitgliede der Krämerzunft, die ich hasse bis in den Tod!“

„Ich bitte Dich, den Grafen Warwick auszunehmen. Er verdient diesen Haß wirklich nicht.“

„Dir zu Liebe will ich mich zwingen, dem Manne meine wahre Gesinnung nicht zu zeigen. Falls ich mit ihm zusammenkomme, dann verschweige ich meinen seither geführten Namen.“

„Gut. Der Graf wird jedenfalls seine Angelegenheit mit Willkens bereits erledigt haben und mich erwarten. Herr von Bismarck wird ebenfalls nicht wenig gespannt auf die Nachricht sein, mit wem er am Hafen gesprochen. Du begleitest mich doch?“

„Meinetwegen. Mit Willkens kann ich ja später das abmachen, was mich hierhergeführt hat.“

Beide verließen das Zimmer und fanden die drei Herren im Comptoir ihrer noch wartend.

Der Graf verfärbte sich leicht, als er jetzt den wahren Namen Eutemim hörte, Bismarck aber bot Olaf beide Hände dar.

„Mein Bruder Claus spricht heut' noch sehr oft von Euch und hegt die Hoffnung, Euch noch einmal wiederzusehen. Er wird sich sehr freuen, zu hören, daß sein Ver-

langen doch noch erfüllt werden kann und — darf ich ihm dies sagen? — wird!"

„Ja, ich werde meinen alten Freund aufsuchen!“

Im lebhaftesten Gespräch, an welchem der Graf sich auffallender Weise indeß nur wenig theilnahmte, kamen sie in dem Gasthose an, und Olaf unterhielt sich eben mit dem Grafen von Lindow über die Kämpfe zwischen der Hansa und den Dänen, als die Thüre aufging und die Gräfin mit Marie in den Saal trat, in welchem die Herren sich befanden.

Olaf bedurfte der äußersten Anstrengung, die Aufregung zu verbergen, welche ihn bei dem Anblick Mariens und der Gräfin zu überwältigen drohte. Einen Augenblick starrte er sie fassungslos an, dann aber grüßte er zwar höflich, doch so kurz, daß nicht nur sein Bruder, sondern auch Bismarck darauf aufmerksam wurden. Die Gräfin schien im ersten Moment selbst mit einiger Verlegenheit zu kämpfen, überwand diese jedoch so schnell, daß keiner der Herren den Wechsel der Stimmung der Gräfin bestimmt wahrzunehmen vermochte.

Olaf vermied sichtlich, die Gräfin anzusprechen, schien sich überhaupt beeugt im Saale zu fühlen, und athmete erleichtert auf, als er mit dem Bruder ein paar Worte allein zu sprechen vermochte.

„Kennst Du die Gräfin?“ fragte dieser neugierig.

Olaf sah erstaunt, fragend auf.

„Du scheinst die Ursache unseres einstigen Streites vergessen zu haben!“

„Nicht möglich! Wanda?“

„Gewiß! Wanda von Löwenhelm nennt sich heut' Gräfin von Warwick!“

Euteminn war im Augenblick so verblüfft, daß er keine Worte fand. Endlich brummte er unwillig:

„War ich denn mit Blindheit geschlagen, daß ich sie, die so lange unter meinem Dache gelebt hat, nicht zu erkennen vermochte?“

„Unter Deinem Dache hat sie gelebt? Was heißt das?“

Euteminn, oder vielmehr Otto von Moltke erzählte ihm nun im Zusammenhang das, was er aus eigener Erfahrung von dem Geschehe der Gräfin in den Marken wußte, und Olaf rief, als der Bruder schwieg, erschüttert:

„Arme Wanda, welche Leiden hast Du zu ertragen gehabt! Aber auch der Graf,“ fügte er sinnend hinzu, „ist vom Schicksal hart, sehr hart heimgesucht worden. Der Himmel hat das Rächeramt übernommen — ich stehe von fernem Verlangen nach Rache, nach Vergeltung ab!“

Zufällig fand er bald Gelegenheit, die Gräfin selbst zu sprechen, und nun hörte er, daß er wie sein Bruder nicht von ihr vergessen, oder vom Grafen selbst durch Hinterlist oder Verleumdung von ihr verdrängt worden sei, daß vielmehr die Ihrigen sie zu der Verbindung gezwungen hätten und sie Gott sei Dank nie Ursache erhalten habe, diesen Schritt zu bereuen.

Ueber das Geschick der im Geheimen immer noch Geliebten nunmehr beruhigt, übernahm er zur Freude des Bruders wie des Grafen die Besetzung der Stelle des Capitäns auf der „Schwalbe“ und verabschiedete sich dann, nachdem er Herrn von Bismarck sein Versprechen eines Besuchs wiederholt und den Bruder bewogen hatte, seinen Aufenthalt in England abzukürzen und ihm Nachricht von der Zeit seiner Rückkehr zu geben. Den Vor-

schlag des Grafen von Warwick, selbst mit nach England zu fahren, wies er mit Entschiedenheit zurück.

Die Reisenden erreichten ungefährdet England und das Endziel ihrer Fahrt, das Stammschloß der Grafen von Warwick, und Otto von Moltke war nicht zu bewegen, seinen Aufenthalt bei den Freunden länger auszudehnen, als bis nach der Trauung Mariens und des Grafen Chlodwig von Lindow, welcher ihm einen langen Brief von Herrn von Bismarck überbrachte, in dem eine Stelle Detlev namentlich interessirte. Bismarck schrieb nämlich:

„Dieß von Duißow ist vor einigen Wochen einer großen Gefahr glücklich entronnen, von deren Bestand außer mir Niemand eine Ahnung gehabt hat. In der Schatzkammer der Räuber fanden wir seiner Zeit eine große Kiste mit Gold und Werthsachen, welche der Kurfürst in Verwahrung nahm. Unter diesen Sachen befand sich ein kleines schwarzes Kästchen, das Niemand zu öffnen vermochte. Es wurde vor etwa vier Wochen deshalb in Gegenwart des Kurfürsten von mir aufgebrochen, und wir fanden eine Anzahl Papiere, aus denen nichts Geringeres hervorging, als daß Dietrich von Duißow, Dieß' Vater, sich durch ein Verbrechen in den Besitz der einst ihm gehörenden Burgen zu bringen vermocht hat. Er ist die Frucht eines ungesegneten Verhältnisses seines Vaters Cuno von Duißow mit einer Brandenburger Bürgerstochter, hat seinen eigenen Bruder Dietrich in der Wendenburg gefangen gehalten, woselbst dieser gelegentlich der Erstürmung dieses Schlupfwinkels des schwarzen Dietrich durch die Berliner Bürger erschlagen worden ist und sich derart in eine Stellung emporgeschwungen, in die er rechtmäßig nicht gehörte. In Berücksichtigung der edlen Gesinnung und der bewiesenen Treue und Tapferkeit Dieß von Duißow's hat der Kurfürst diese Papiere cassirt und, da verdientere nähere Angehörige dieser Familie nicht vorhanden, beschlossen, die ganze Angelegenheit der Vergessenheit anheimzugeben, und außer mir hat in der That auch Niemand Kenntniß von der Angelegenheit erhalten. Ihr seid der Erste und Einzige, dem gegenüber ich das Schweigen breche. Dieß, welcher keine Ahnung von der Sache besitzt, hat nun seine Mutter von Burg Saida nach Plau geholt und aus seinem lebhaften Verkehr mit dem Thümenener folgere ich wohl nicht mit Unrecht, daß er das liebe Töchterchen des alten Haudegens bald als Herrin auf der Plauenberg einführen wird.“

„Gott sei Dank!“ bemerkte Detlev, als er diese Stelle des Briefes gelesen, „der arme Dieß kommt endlich zur Ruhe und findet Frieden. Er verdient ihn und das hiernach ihm blühende Glück!“

Und auch der Graf stimmte diesem Ausdruck seines Sohnes bei.

Euteminn verlängerte seinen Aufenthalt in England auf Bitten der Freunde bis zur Abreise des jungen Paares nach Deutschland, kam nach vorhergetroffener Verabredung in Hamburg mit seinem Bruder zusammen und wußte diesen zu bewegen, das Leben zur See aufzugeben.

Olaf von Moltke verkaufte den „Wiking“ an die „Hansa“, ließ sich in Waren, seinem Heimathsorte, nieder und vermochte durch Opferung großer Summen nicht nur

das fast ganz in Ruinen liegende Schloß seiner Väter zu erwerben, sondern auch wieder herzustellen, und nun zögerte auch Suteinn, welcher abwechselnd bald in Tangermünde, bald bei dem Grafen von Linden weilte, nicht länger, dem Wunsche des Bruders zu entsprechen. Er gab seine Wohnung in Tangermünde auf und zog, da seine langjährige Dienerin inzwischen gestorben war, allein nach Waren. Dort lebten sie nach langer Trennung wieder vereint noch eine Reihe von Jahren in glücklichster Eintracht, und oft herrschte recht lustiges Leben in den Hallen des Schlosses: die beiden Ritter von Bismark, die Uchtenhagener, Cuno von Quikow, besonders aber Graf Chlodwig von Linden waren häufige, gern gesehene Gäste der beiden Brüder, welche sich außerdem aber auch der unwandelbaren Freundschaft des Kurfürsten Johann und seines Sohnes, des nachmaligen Kurfürsten Joachim erfreuten.

Detlev wurde nach der Abreise seiner Schwester mit ihrem Gatten und Suteinn's von seinem Vater an den Hof des Königs von England geführt. Dort lebte er bereits mehrere Jahre, als er durch die Nachricht von der gefährlichen Erkrankung seines Vaters zur schleunigen Rückkehr in die Heimath veranlaßt wurde.

Noch am Tage seiner Ankunft schloß Graf Warwick die Augen für immer; seine ohnehin seit einiger Zeit bereits leidende Gattin traf dieser Schlag so hart, daß sie nach wenig Tagen schon ihrem Gatten in das dunkle Jen-

seits folgte, und als Marie, welche sofort Nachricht von der Erkrankung des Vaters erhalten, dort ankam, vermochte Detlev sie nur noch zum Sarge des Vaters und zu der ihrer Beisehung harrenden Leiche (der Mutter zu führen.

Der Schmerz Mariens, welche mit rührender Liebe an ihren Eltern hing, war so heftig, daß Detlev wie auch Chlodwig ihretwegen besorgt wurden. Zur Erleichterung derselben vermochte sie sich endlich wieder zu beherrschen und, sich in das Unvermeidliche fügend, mit ihrem Gatten nach Deutschland zurückzukehren.

Detlev kehrte nicht mehr an den Hof zurück. Er vermählte sich später mit der Tochter des Grafen Leicester und erfreute seine Schwester wie auch Suteinn und seine übrigen Freunde, namentlich Cuno von Quikow, durch einen längeren Besuch.

Nach seiner Rückkehr nach England, wo er sich ausschließlich den Seinen und der Verwaltung seiner Güter widmete, blieb er mit seinen Verwandten und Fremden in den Marken in regem, freundschaftlichem Verkehr und oft erzählte er im Familienkreise von den Leiden seiner Eltern und von seinen Erlebnissen in den Marken und dem furchtbaren Treiben des „schwarzen Dietrich“, dessen Verbrechen zu sühnen, die Söhne zwar den redlichen Willen, jedoch nicht die Kraft besaßen. —

Aus dem Schiffbruch des Lebens gerettet!

Novelle von Julie Dungen.

Uebersetzung und Dramatisirung vorbehalten,
Nachdruck gerichtlich verfolgt.

Erstes Kapitel.

In einem ziemlich ansehnlichen Hause der schweizerischen Stadt B. saß eine, in der Mitte der dreißiger Jahre stehende, noch sehr hübsche Frau, deren Züge jedoch den Stempel des Kummers und der Sorge trugen, mit weiblicher Arbeit beschäftigt, am Fenster, indessen ruhte die fleißige Hand oftmals im Schooße, wenn irgend ein düsterer Gedanke das melancholische Antlitz noch trauriger machte.

Plötzlich aber, wie einer inneren Mahnung gehorchend, nahmen die feinen weißen Finger die gewohnte Beschäftigung wieder auf.

„Ich habe es dem Doctor versprochen, meine Stimmung mit aller mir zu Gebote stehenden Kraft zu beherrschen,“ — sagte sie für sich — „und ich will mein Versprechen halten, obwohl es im Innern dafür nicht besser aussehn wird.“

Ein fester Mannerschritt, welcher sich auf dem Gange hören ließ und welchen die Dame sogleich erkannte, goß eine glühende Röthe auf ihr eben noch todtblaßes Gesicht, sie machte den schwachen Versuch, zu lächeln und heiter auszuschaun, ohne jedoch den Eintretenden täuschen zu können.

Es war dies der Arzt und Freund des Hauses, Doctor *Dramme*, eine stattliche, männliche Erscheinung, in dessen

Zügen sich die Vereinigung von großem Geiste und seltener Gutmüthigkeit widerspiegelte; er schien einige Jahre jünger als die Dame des Hauses; möglich auch, daß große Seelenstärke und mächtige Selbstbeherrschung, welche der leidenden Frau zu fehlen schienen, bei dem Manne verhindert hatten, daß die Ereignisse des Lebens sich mit ehernem Griffel in seine Züge eingruben, das blaue Auge blickte ehrlich und heiter in die Welt hinein, ein Wald von braunen, gekürzten Locken umgab den klassisch gebildeten kleinen Kopf und bedeckte die Stirn, die nicht höher war, als man bei griechischen Statuen zu sehen pflegt, die Nase, zwar etwas groß, aber von edler Form, und der schön geschwungene Mund mit den prächtigen Zähnen, dies Alles zusammen bot das Bild einer edlen Männlichkeit, vielleicht nicht das Ideal eines sechzehnjährigen Mädchens, aber jedenfalls das einer Frau, welche Willenskraft, Muth und festes Vertrauen auf eigene Kraft an einem Manne zu schätzen weiß.

„Schon wieder allein,“ liebe Frau Walter, schalt der Doctor freundlich und ließ sich bei der Hausfrau nieder; „Sie wissen, wie oft ich Ihnen das schon verboten habe, denn ich kenne ihre selbstquälerischen Gedanken, fahren Sie doch an solchen Stunden auf Ihr Landgut hinaus, und nehmen Sie recht heitere und angenehme Begleitung mit, die Sie unter den Damen in B. in Hülle und Fülle erhalten können, Alles ist besser für Sie, als die Einsam-

Anhang

1. Wilhelm Hauff: Die Errettung Fatme's
2. Alfred Brehm: Eine Rose des Morgenlandes
(Gartenlaube, Jahrgang 1858)

W. Hauff.

Zweites Bändchen.

Märchen.

Erstes Bändchen.

Berlin.

Gustav Hempel.

48

„Ja, Herr!“ entgegnete ihm der Anführer der Wache. „Wenn es nur solches Gefindel wäre, könnte man sich ohne Sorge zur Ruhe legen; aber seit einiger Zeit zeigt sich der furchtbare Drbasjan wieder, und da gilt es, auf seiner Hut zu sein.“

Der Fremde fragte, wer denn dieser Drbasjan sei, und Achmet, der alte Kaufmann, antwortete ihm: „Es gehen allerlei Sagen unter dem Volke über diesen wunderbaren Mann. Die Einen halten ihn für ein übermenschliches Wesen, weil er oft mit fünf bis sechs Männern zum einen Kampf besteht; Andere halten ihn für einen tapferen Franken, den das Unglück in dieje Gegend verschlagen habe; von Allen aber ist nur so viel gewiß, daß er ein verruchter Räuber und Dieb ist.“

„Das könnt Ihr aber doch nicht behaupten,“ entgegnete ihm Bezah, einer der Kaufleute. Wenn er auch ein Räuber ist, so ist er doch ein edler Mann, und als solcher hat er sich an meinem Bruder bewiesen, wie ich Euch erzählen könnte. Er hat seinen ganzen Stamm zu geordneten Menschen gemacht, und so lange er die Wüste durchstreift, darf kein anderer Stamm es wagen, sich sehen zu lassen. Auch raubt er nicht wie Andere, sondern er erhebt nur ein Schutzgeld von den Karavanen; und wer ihm dieses willig bezahlt, der zieht ungefährdet weiter; denn Drbasjan ist der Herr der Wüste.“

Also sprachen unter sich die Reisenden im Zelte; die Wachen aber, die um den Lagerplatz aufgestellt waren, begannen unruhig zu werden. Ein ziemlich bedeutender Haufe bewaffneter Reiter zeigte sich in der Entfernung einer halben Stunde; sie schienen gerade auf das Lager zuzureiten. Einer der Männer von der Wache ging daher in das Zelt, um zu verkünden, daß sie wahrscheinlich angegriffen würden. Die Kaufleute beriethen sich unter einander, was zu thun sei, ob man ihnen entgegengehen oder den Angriff abwarten sollte. Achmet und die zwei älteren Kaufleute wollten das Letztere; der feurige Muley aber und Zaleutos verlangten das Erstere und riefen den Fremden zu ihrem Beistand auf. Dieser zog ruhig ein kleines blaues Tuch mit rothen Sternen aus seinem Gürtel hervor, band es an eine Lanze und befahl einem der Sklaven, es auf das Zelt zu stecken; er setze sein Leben zum Pfand, sagte er, die Reiter werden, wenn sie dieses Zeichen sehen, ruhig vorüberziehen. Muley glaubte nicht an den Erfolg; der Sklave aber steckte die Lanze auf das Zelt. Inzwischen hatten Alle, die im Lager waren, zu den Waffen gegriffen und sahen in gespannter Erwartung den Reitern entgegen. Doch diese schienen das Zeichen auf dem Zelt erblickt zu

Söhne und Töchter gebildeter Stände.

Von

W. Hauff.

Erstes Bändchen.

Berlin.

Gustav Hempel.

49

haben; sie beugten plötzlich von ihrer Richtung auf das Lager ab und zogen in einem großen Bogen auf der Seite hin.

Berwundert standen einige Augenblicke die Reisenden und sahen bald auf die Reiter, bald auf den Fremden. Dieser stand ganz gleichgiltig, wie wenn nichts vorgefallen wäre, vor dem Zelte und blickte über die Ebene hin. Endlich brach Muley das Stillschweigen. „Wer bist Du, mächtiger Fremdling,“ rief er aus, „der Du die wilden Horden der Wüste durch einen Wink bezähmest?“ „Ihr schlagt meine Kunst höher an, als sie ist,“ antwortete Selim Baruch. „Ich habe mich mit diesem Zeichen versehen, als ich der Gefangenschaft entflo; was es zu bedeuten hat, weiß ich selbst nicht; nur so viel weiß ich, daß, wer mit diesem Zeichen reiset, unter mächtigem Schutze steht.“

Die Kaufleute dankten dem Fremden und nannten ihn ihren Erretter. Wirklich war auch die Anzahl der Reiter so groß gewesen, daß wol die Karavane nicht lange hätte Widerstand leisten können.

Mit leichterm Herzen begab man sich jetzt zur Ruhe, und als die Sonne zu sinken begann und der Abendwind über die Sandebene hinstrich, brachen sie auf und zogen weiter.

Am nächsten Tage lagerten sie ungefähr nur noch eine Tagereise von dem Ausgang der Wüste entfernt. Als sich die Reisenden wieder in dem großen Zelt versammelt hatten, nahm Bezah, der Kaufmann, das Wort:

„Ich habe Euch gestern gesagt, daß der gefürchtete Drbasjan ein edler Mann sei; erlaubt mir, daß ich es Euch heute durch die Erzählung der Schicksale meines Bruders beweise. — Mein Vater war Rabi in Alara. Er hatte drei Kinder. Ich war der Älteste, ein Bruder und eine Schwester waren bei Weitem jünger als ich. Als ich zwanzig Jahre alt war, rief mich ein Bruder meines Vaters zu sich. Er setzte mich zum Erben seiner Güter ein, mit der Bedingung, daß ich bis zu seinem Tode bei ihm bleibe. Aber er erreichte ein hohes Alter, so daß ich erst vor zwei Jahren in meine Heimath zurückkehrte und nichts davon wußte, welch schreckliches Schicksal indeß mein Haus betroffen, und wie gütig Allah es gewendet hatte.“

Die Errettung Fatme's.

„Mein Bruder Mustapha und meine Schwester Fatme waren beinahe in gleichem Alter. Jener hatte höchstens zwei Jahre voraus. Sie liebten einander innig und trugen vereint Alles bei, was unserm fränklichen Vater die Last seines Alters erleichtern

konnte. An Fatme's sechzehntem Geburtstage veranstaltete der Bruder ein Fest. Er ließ alle ihre Gespielinnen einladen, setzte ihnen in dem Garten des Waters ausgelegte Speisen vor, und als es Abend wurde, lud er sie ein, auf einer Barke, die er gemiethet und festlich geschmückt hatte, ein Wenig hinaus in die See zu fahren. Fatme und ihre Gespielinnen willigten mit Freuden ein; denn der Abend war schön, und die Stadt gewährte besonders Abends, von dem Meere aus betrachtet, einen herrlichen Anblick. Den Mädchen aber gefiel es so gut auf der Barke, daß sie meinen Bruder bewegen, immer weiter in die See hinauszufahren. Mustapha gab aber ungerne nach, weil sich vor einigen Tagen ein Korjar hatte sehen lassen. Nicht weit von der Stadt zieht sich ein Vorgebirge in das Meer. Dorthin wollten noch die Mädchen, um von da die Sonne in das Meer sinken zu sehen. Als sie um das Vorgebirg herumruderten, sahen sie in geringer Entfernung eine Barke, die mit Bewaffneten besetzt war. Nichts Gutes ahnend, befahl mein Bruder den Rudern, sein Schiff zu drehen und dem Lande zuzurudern. Wirklich schien sich auch seine Besorgniß zu bestätigen; denn jene Barke kam der meines Bruders schnell nach, überholte sie, da sie mehr Ruder hatte, und hielt sich immer zwischen dem Land und unserer Barke. Die Mädchen aber, als sie die Gefahr erkannten, in der sie schwebten, sprangen auf und schrien und klagten; umsonst suchte sie Mustapha zu beruhigen, umsonst stellte er ihnen vor, ruhig zu bleiben, weil sie durch ihr Hin- und Herrennen die Barke in Gefahr brächten, umzuschlagen. Es half nichts, und da sie sich endlich bei Annäherung des andern Bootes alle auf die hintere Seite der Barke stürzten, schlug diese um. Inzwischen aber hatte man vom Land aus die Bewegungen des fremden Bootes beobachtet, und da man schon seit einiger Zeit Besorgnisse wegen Korjaren hegte, hatte dieses Boot Verdacht erregt, und mehrere Barken stießen vom Lande, um den Unrigen beizustehen. Aber sie kamen nur noch zu rechter Zeit, um die Unterstinkenden aufzunehmen. In der Verwirrung war das feindliche Boot entwichen, auf den beiden Barken aber, welche die Geretteten aufgenommen hatten, war man ungewiß, ob Alle gerettet seien. Man näherte sich gegenseitig, und ach! es fand sich, daß meine Schwester und eine ihrer Gespielinnen fehlte; zugleich entdeckte man aber einen Fremden in einer der Barken, den Niemand kannte. Auf die Drohungen Mustapha's gestand er, daß er zu dem feindlichen Schiff, das zwei Meilen ohrwärts vor Anker liege, gehöre, und daß ihn seine Gefährten auf ihrer eiligen Flucht im Stich gelassen hätten, indem er im Begriff gewesen sei, die Mädchen

ergeben wolle. Sie stiegen von ihren Pferden ab und banden ihm die Füße unter dem Bauch seines Thieres zusammen; ihn selbst aber nahmen sie in die Mitte und trabten, indem Einer den Bügel seines Pferdes ergriff, schnell mit ihm davon, ohne jedoch ein Wort zu sprechen.

Mustapha gab sich einer dumpfen Verzweiflung hin; der Fluch seines Waters schien schon jetzt an dem Unglücklichen in Erfüllung zu gehen, und wie konnte er hoffen, seine Schwester und Zoraids zu retten, wenn er, aller Mittel beraubt, nur sein ärmliches Leben zu ihrer Befreiung aufwenden konnte. Mustapha und seine stummen Begleiter mochten wol eine Stunde geritten sein, als sie in ein kleines Seitenthal einbogen. Das Thälchen war von hohen Bäumen eingefaßt; ein weicher dunkelgrüner Rasen, ein Bach, der schnell durch seine Mitte hinrollte, luden zur Ruhe ein. Wirklich sah er auch fünfzehn bis zwanzig Zelte dort aufgeschlagen; an den Rändern der Zelte waren Kameele und schöne Pferde angebunden, aus einem der Zelte hervor tönte die lustige Weise einer Zither und zweier schöner Männerstimmen. Meinem Bruder schien es, als ob Leute, die ein so tröhliches Lagerplätzchen sich erwählt hatten, nichts Böses gegen ihn im Sinne haben könnten, und er folgte also ohne Vangigkeit dem Ruf seiner Führer, die, als sie seine Bande gelöst hatten, ihm winkten, abzustiegen. Man führte ihn in ein Zelt, das größer als die übrigen und in dem Innern hübsch, fast zierlich aufgeputzt war. Prächtige, goldgestickte Polster, gewirte Teppiche, übergoldbete Wandspannen hätten anderswo Reichthum und Wohlleben verrathen; hier schienen sie nur kühner Raub. Auf einem der Polster saß ein alter kleiner Mann; sein Gesicht war häßlich, seine Haut schwarzbraun und glänzend, und ein widerlicher Zug von tüchtiger Schlaubheit um Augen und Mund machte seinen Anblick verhaßt. Obgleich sich dieser Mann einiges Ansehen zu geben suchte, so merkte doch Mustapha bald, daß nicht für ihn das Zelt so reich geschmückt sei, und die Unterredung seiner Führer schien seine Bemerkung zu bestätigen. „Wo ist der Starke?“ fragten sie den Kleinen. „Er ist auf der kleinen Jagd,“ antwortete Jener; „aber er hat mir aufgetragen, seine Stelle zu versehen.“ „Das hat er nicht geheißen gemacht,“ entgegnete einer der Räuber; „denn es muß sich bald entscheiden, ob dieser Hund sterben oder zahlen soll, und das weiß der Starke besser als Du.“

Der kleine Mann erhob sich im Gefühl seiner Würde, streckte sich lang aus, um mit der Spitze seiner Hand das Ohr seines Gegners zu erreichen; denn er schien Lust zu haben, sich durch

auffischen zu helfen; auch sagte er aus, daß er gesehen habe, wie man zwei derselben in das Schiff gezogen.

Der Schmerz meines alten Waters war grenzenlos; aber auch Mustapha war bis zum Tod betrübt; denn nicht nur, daß seine geliebte Schwester verloren war, und daß er sich anklagte, an ihrem Unglück schuld zu sein, — jene Freundin Fatme's, die ihr Unglück theilte, war von ihren Eltern ihm zur Gattin zugesagt gewesen, und nur unserem Vater hatte er es noch nicht zu gestehen gewagt, weil ihre Eltern arm und von geringer Abkunft waren. Mein Vater aber war ein strenger Mann. Als sein Schmerz sich ein Wenig gelegt hatte, ließ er Mustapha vor sich kommen und sprach zu ihm: „Deine Thorheit hat mir den Trost meines Alters und die Freude meiner Augen geraubt. Gehe hin, ich verbanne Dich auf ewig von meinem Angesicht, ich fluche Dir und Deinen Nachkommen, und nur, wenn Du mir Fatme wieder bringst, soll Dein Haupt rein sein von dem Fluche des Waters.“

Dies hatte mein armer Bruder nicht erwartet; schon vorher hatte er sich entschlossen gehabt, seine Schwester und ihre Freundin aufzujuchen, und wollte sich nur noch den Segen des Waters dazu erbitten, und jetzt schickte er ihn mit dem Fluch beladen in die Welt. Aber hatte ihn jener Jammer vorher gebeugt, so stärkte jetzt die Fülle des Unglücks, das er nicht verdient hatte, seinen Muth.

Er ging zu dem gefangenen Seeräuber und befragte ihn, wohin die Fahrt seines Schiffes ginge, und erfuhr, daß sie Skavenhandel treiben und gewöhnlich in Balsora großen Markt hielten.

Als er wieder nach Hause kam, um sich zur Reise anzuschicken, schien sich der Zorn des Waters ein Wenig gelegt zu haben; denn er sandte ihm einen Beutel mit Gold zur Unterstützung auf der Reise. Mustapha aber nahm meinent von den Eltern Zoraids, so hieß seine geraubte Braut, Abschied und machte sich auf den Weg nach Balsora.

Mustapha machte die Reise zu Land, weil von unserer kleinen Stadt aus nicht gerade ein Schiff nach Balsora ging. Er mußte daher sehr starke Tagereisen machen, um nicht zu lange nach den Seeräubern nach Balsora zu kommen. Doch da er ein gutes Roß und kein Gepäck hatte, konnte er hoffen, diese Stadt am Ende des sechsten Tages zu erreichen. Aber am Abend des vierten Tages, als er ganz allein seines Weges ritt, fielen ihn plötzlich drei Männer an. Da er merkte, daß sie gut bewaffnet und stark seien, und daß es mehr auf sein Geld und sein Roß als auf sein Leben abgesehen war, so rief er ihnen zu, daß er sich ihnen

einen Schlag zu rächen; als er aber sah, daß seine Bemühung fruchtlos sei, fing er an, zu schimpfen, und wahrlich! die Andern blieben ihm nichts schuldig, daß das Zelt von ihrem Streit erdröhnte. Da that sich auf einmal die Thüre des Zeltes auf, und herein trat ein hoher, stattlicher Mann, jung und schön wie ein Perlerprinz; seine Kleidung und seine Waffen waren, außer einem reichbesetzten Dolch und einem glänzenden Säbel, gering und einfach; aber sein ernstes Auge, sein ganzer Anstand gebot Achtung, ohne Furcht einzusflößen.

„Wer ist's, der es wagt, in meinem Zelte Streit zu beginnen?“ rief er den Erschrockenen zu. Eine Zeit lang herrschte tiefe Stille; endlich erzählte Einer von denen, die Mustapha hergebracht hatten, wie es gegangen sei. Da schien sich das Gesicht „des Starken“, wie sie ihn nannten, vor Zorn zu röthen. „Wann hätte ich Dich je an meine Stelle gesetzt, Hassan?“ schrie er mit furchtbarer Stimme dem Kleinen zu. Dieser zog sich vor Furcht in sich selbst zusammen, daß er noch viel kleiner aussah als zuvor, und schlich sich der Zeltthüre zu. Ein hinlänglicher Tritt des Starken machte, daß er in einem großen sonderbaren Sprung zur Zeltthüre hinausflog.

Als der Kleine verschwunden war, führten die drei Männer Mustapha vor den Herrn des Zeltes, der sich indeß auf die Polster gelegt hatte. „Hier bringen wir Den, welchen Du uns zu jangen befohlen hast.“ Jener blickte den Gefangenen lange an und sprach sodann: „Bassa von Sulieika! Dein eigenes Gewissen wird Dir sagen, warum Du vor Orbasan stehst.“ Als mein Bruder dies hörte, warf er sich nieder vor Jenem und antwortete: „O Herr! Du scheinst im Irrthum zu sein. Ich bin ein armer Unglücklicher, aber nicht der Bassa, den Du suchst!“ Alle im Zelt waren über diese Rede erstaunt. Der Herr des Zeltes aber sprach: „Es kann Dir wenig helfen, Dich zu verstellen; denn ich will Dir Leute vorführen, die Dich wohl kennen.“ Er befahl, Zuleima vorzuführen. Man brachte ein altes Weib in das Zelt, das auf die Frage, ob sie in meinem Bruder nicht den Bassa von Sulieika erkenne, antwortete: „Ja wohl! Und ich schwöre es beim Grabe des Propheten, es ist der Bassa und kein Anderer.“ „Siehst Du, Erbärmlicher, wie Deine List zu Wasser geworden ist?“ begann zürnend der Starke. „Du bist mir zu elend, als daß ich meinen guten Dolch mit Deinem Blut besudeln sollte; aber an den Schweif meines Rosses will ich Dich binden, morgen, wenn die Sonne aufgeht, und durch die Wälder mit Dir jagen, bis sie scheidet hinter die Hügel von Sulieika!“ Da sank meinem armen Bruder der Muth. „Das ist der Fluch meines harten Waters, der

nich zum schmachvollen Tode treibt," rief er weinend, „und auch Du bist verloren, süße Schwester, auch Du, Zoraide!" „Deine Verstellung hilft Dir nichts," sprach einer der Räuber, indem er ihm die Hände auf den Rücken band, „mach, daß Du aus dem Zelte kommst! denn der Starke beißt sich in die Lippen und blickt nach seinem Dolch. Wenn Du noch eine Nacht leben willst, so tomm!"

Als die Räuber gerade meinen Bruder aus dem Zelt führen wollten, begegneten sie drei Andern, die einen Gefangenen vor sich hinführten. Sie traten mit ihm ein. „Hier bringen wir den Bassa, wie Du uns befohlen hast," sprachen sie und führten den Gefangenen vor das Pöfster des Starken. Als der Gefangene dorthin geführt wurde, hatte mein Bruder Gelegenheit, ihn zu betrachten, und ihm selbst fiel die Ähnlichkeit auf, die dieser Mann mit ihm hatte; nur war er dunkler im Gesicht und hatte einen schwärzern Bart. Der Starke schien sehr erstaunt über die Erscheinung des zweiten Gefangenen. „Wer von Euch ist denn der Rechte?" sprach er, indem er bald meinen Bruder, bald den andern Mann ansah. „Wenn Du den Bassa von Sulteita meinst," antwortete in stolzem Ton der Gefangene, „der bin ich!" Der Starke sah ihn lange mit seinem ernsten, furchtbaren Blick an; dann winkte er schweigend, den Bassa wegzuführen. Als dies geschehen war, ging er auf meinen Bruder zu, zerschnitt seine Bande mit dem Dolch und winkte ihm, sich zu ihm aufs Pöfster zu setzen. „Es thut mir leid, Fremdling," jagte er, „daß ich Dich für jenes Ungeheuer hielt; schreibe es aber einer sonderbaren Fügung des Himmels zu, die Dich gerade in der Stunde, welche dem Untergang jenes Verruchten geweiht war, in die Hände meiner Brüder führte." Mein Bruder bat ihn um die einzige Gunst, ihn gleich wieder weiterreisen zu lassen, weil jeder Aufschub ihm verderblich werden könne. Der Starke erkundigte sich nach seinen eiligen Geschäften, und als ihm Mustapha Alles erzählt hatte, überredete ihn Jener, diese Nacht in seinem Zelt zu bleiben, er und sein Raß werden der Ruhe bedürfen; den folgenden Tag aber wolle er ihm einen Weg zeigen, der ihn in anderthalb Tagen nach Bassora bringe. Mein Bruder schlug ein, wurde freudlich bewirthet und schlief sanft bis zum Morgen in dem Zelt des Räubers.

Als er aufgewacht war, sah er sich ganz allein im Zelt, vor dem Vorhang des Zeltes aber hörte er mehrere Stimmen zusammen sprechen, die dem Herrn des Zeltes und dem kleinen schwarzbraunen Mann anzugehören schienen. Er lauschte ein Wenig und hörte zu seinem Schrecken, daß der Kleine bringend

Lezah schwieg und sah Achmet, den alten Kaufmann, fragend an. „Nein, wenn es so ist," sprach Dieser, „so verbessere ich gern mein Urtheil von Orbasan; denn wahrlich, an Deinem Bruder hat er schön gehandelt."

„Er hat gethan wie ein braver Muselman," rief Muley; „aber ich hoffe, Du hast Deine Geschichte damit nicht geschlossen; denn wie mich bedünkt, sind wir Alle begierig, weiter zu hören, wie es Deinem Bruder erging, und ob er Fatme, Deine Schwester, und die schöne Zoraide befreit hat."

„Wenn ich Euch nicht damit langweile, erzähle ich gerne weiter," entgegnete Lezah; „denn die Geschichte meines Bruders ist allerdings abenteuerlich und wundervoll."

Am Mittag des siebenten Tages nach seiner Abreise zog Mustapha in die Thore von Bassora ein. Sobald er in einer Karavanerei abgestiegen war, fragte er, wann der Sklavenmarkt, der alljährlich hier gehalten werde, anfangen werde. Aber er erhielt die Schreckensantwort, daß er zwei Tage zu spät komme. Man bedauerte seine Verspätung und erzählte ihm, daß er viel verloren habe; denn noch an dem letzten Tage des Marktes seien zwei Sklavinnen angekommen, von so hoher Schönheit, daß sie die Augen aller Käufer auf sich gezogen hätten. Man habe sich ordentlich um sie gerissen und geschlagen, und sie seien freilich auch zu einem so hohen Preise verkauft worden, daß ihn nur ihr jeßiger Herr nicht habe scheuen können. Er erkundigte sich näher nach diesen Weiden, und es blieb ihm kein Zweifel, daß es die Unglücklichen seien, die er suche. Auch ersuhr er, daß der Mann, der sie Weide gekauft habe, vierzig Stunden von Bassora wohne und Chiuli-Ros heiße, ein vornehmer, reicher, aber schon älterer Mann, der früher Kapudan-Bassa des Großherrn gewesen, jetzt aber sich mit seinen gesammelten Reichthümern zur Ruhe gesetzt habe.

Mustapha wollte zu Anfang sich gleich wieder zu Pferd setzen, um dem Chiuli-Ros, der kaum einen Tag Vorprung haben konnte, nachzueilen. Als er aber bedachte, daß er als einzelner Mann dem mächtigen Reisenden doch nichts anhaben, noch weniger seine Beute ihm abjagen konnte, sann er auf einen andern Plan, und hatte ihn auch bald gefunden. Die Verwechslung mit dem Bassa von Sulteita, die ihm beinahe so gefährlich geworden wäre, brachte ihn auf den Gedanken, unter diesem Namen in das Haus des Chiuli-Ros zu gehen und so einen Versuch zur Rettung der beiden unglücklichen Mädchen zu wagen. Er mietete daher einige Diener und Pferde, wobei ihm Orbasan's Geld freudlich zu Statten kam, schaffte sich und seinen Dienern prächtige Kleider an

den Andern aufforderte, den Fremden zu tödten, weil er, wenn er freigelassen würde, sie Alle verrathen könnte.

Mustapha merkte gleich, daß der Kleine ihm gram sei, weil er Urjache war, daß er gestern so übel behandelt worden; der Starke schien sich einige Augenblicke zu besinnen. „Nein," sprach er, „er ist mein Gastfreund, und das Gastrecht ist mir heilig; auch sieht er mir nicht aus, als ob er uns verrathen wolle."

Als er so gesprochen, schlug er den Vorhang zurück und trat ein. „Friede sei mit Dir, Mustapha!" sprach er, „laß uns den Morgentrunf kosten, und rüste Dich dann zum Ausbruch!" Er reichte meinem Bruder einen Becher Sorbet, und als sie getrunken hatten, zäumten sie die Pferde auf, und wahrlich, mit leichterem Herzen, als er gekommen war, schwang sich Mustapha aufs Pferd. Sie hatten bald die Zelte im Rücken und schlugen dann einen breiten Pfad ein, der in den Wald führte. Der Starke erzählte meinem Bruder, daß jener Bassa, den sie auf der Jagd gefangen hätten, ihnen versprochen habe, sie ungefährdet in seinem Gebiete zu bulden; vor einigen Wochen aber habe er einen ihrer tapfersten Männer aufgefangen und nach den schrecklichsten Martern aufhängen lassen. Er habe ihm nun lange auslauern lassen, und heute noch müsse er sterben. Mustapha wagte es nicht, etwas dagegen einzuwenden; denn er war froh, selbst mit heiler Haut davongekommen zu sein.

Am Ausgang des Waldes hielt der Starke sein Pferd an, befehlte meinem Bruder den Weg, bot ihm die Hand zum Abschied und sprach: „Mustapha, Du bist auf sonderbare Weise der Gastfreund des Räubers Orbasan geworden; ich will Dich nicht auffordern, nicht zu verrathen, was Du gesehen und gehört hast. Du hast ungerechterweise Todesangst ausgestanden, und ich bin Dir Vergütung schuldig. Nimm diesen Dolch als Andenken, und so Du Hilfe brauchst, so sende ihn mir zu, und ich will eilen, Dir beizustehen. Diesen Beutel aber kannst Du vielleicht zu Deiner Reise brauchen." Mein Bruder dankte ihm für seinen Edelmuth; er nahm den Dolch, den Beutel aber schlug er aus. Doch Orbasan drückte ihm noch einmal die Hand, ließ den Beutel auf die Erde fallen und sprengte mit Sturmeseile in den Wald. Als Mustapha sah, daß er ihn doch nicht mehr werde einholen können, stieg er ab, um den Beutel aufzuheben, und erschrak über die Größe von seines Gastfreundes Großmuth; denn der Beutel enthielt eine Menge Goldes. Er dankte Allah für seine Rettung, empfahl ihm den edlen Räuber in seine Gnade und zog dann heiteren Muthes weiter auf seinem Wege nach Bassora."

und machte sich auf den Weg nach dem Schlosse Chiuli's. Nach fünf Tagen war er in die Nähe dieses Schlosses gekommen. Es lag in einer schönen Ebene und war rings von hohen Mauern umschlossen, die nur ganz wenig vor den Gebäuden überragt wurden. Als Mustapha dort angekommen war, färbte er Haar und Bart schwarz, sein Gesicht aber bestrich er mit dem Saft einer Pflanze, die ihm eine bräunliche Farbe gab, ganz wie sie jener Bassa gehabt hatte. Er schickte hierauf einen seiner Diener in das Schloß und ließ ihm Namen des Bassa von Sulteita um ein Nachtlager bitten. Der Diener kam bald wieder, und mit ihm vier schöngekleidete Sklaven, die Mustapha's Pferd am Zügel nahmen und in den Schloßhof führten. Dort halfen sie ihm selbst vom Pferd, und vier andere geleiteten ihn eine breite Marmortreppe hinauf zu Chiuli.

Dieser, ein alter lustiger Gefelle, empfing meinen Bruder ehrerbietig und ließ ihm das Beste, was sein Koch zubereiten konnte, aufsetzen. Nach Tisch brachte Mustapha das Gespräch nach und nach auf die neuen Sklavinnen, und Chiuli rühmte ihre Schönheit und beklagte nur, daß sie immer so traurig seien; doch er glaubte, dieses würde sich bald geben. Mein Bruder war sehr vergnügt über diesen Empfang und legte sich mit den schönsten Hoffnungen zur Ruhe nieder.

Er mochte ungefähr eine Stunde geschlafen haben, da weckte ihn der Schein einer Lampe, der blendend auf sein Auge fiel. Als er sich aufrichtete, glaubte er noch zu träumen; denn vor ihm stand jener kleine schwarzbraune Kerl aus Orbasan's Zelt, eine Lampe in der Hand, sein breites Maul zu einem widrigen Lächeln verzogen. Mustapha zwickte sich in den Arm, zupfte sich an der Nase, um sich zu überzeugen, ob er denn wache; aber die Erscheinung blieb wie zuvor. „Was willst Du an meinem Bette?" rief Mustapha, als er sich von seinem Erstaunen erholt hatte. „Bemühet Euch doch nicht so, Herr!" sprach der Kleine; „ich habe wohl errathen, weswegen Ihr hierher kommt. Auch war mir Euer werthes Gesicht noch wohl erinnerlich; doch wahrlich, wenn ich nicht den Bassa mit eigener Hand hätte erhängen helfen, so hättet Ihr mich vielleicht getäußt. Jetzt aber bin ich da, um eine Frage zu machen."

„Vor Allem sage, wie Du hieher kommst," entgegnete ihm Mustapha voll Wuth, daß er verrathen war. „Daß will ich Euch sagen," antwortete Jener; „ich konnte mich mit dem Starken nicht länger vertragen, deswegen stoh ich; aber Du, Mustapha, warst eigentlich die Urjache unseres Streites, und dafür mußt Du mir Deine Schwester zur Frau geben, und ich will Euch zur Flucht

beihilflich sein; giebst Du sie nicht, so gehe ich zu meinem neuen Herrn und erzähle ihm etwas von dem neuen Vassa."

Mustapha war vor Schrecken und Wuth außer sich; jetzt, wo er sich am sicheren Ziel seiner Wünsche glaubte, sollte dieser Glend kommen und sie vereiteln; es war nur ein Mittel, das seinen Plan retten konnte: er mußte das kleine Ungethüm tödten. Mit einem Sprung fuhr er daher aus dem Bette auf den Kleinen zu; doch dieser, der etwas Solches geahnt haben mochte, ließ die Lampe fallen, daß sie verlöschte, und entsprang im Dunkeln, indem er mörderisch um Hilfe schrie.

Jetzt war guter Rath theuer; die Mädchen mußte er für den Augenblick aufgeben und nur auf die eigene Rettung denken; daher ging er an das Fenster, um zu sehen, ob er nicht entspringen könnte. Es war eine ziemliche Tiefe bis zum Boden, und auf der andern Seite stand eine hohe Mauer, die zu übersteigen war. Sinnend stand er an dem Fenster; da hörte er viele Stimmen sich seinem Zimmer nähern; schon waren sie an der Thüre; da faßte er verzweiflungsvoll seinen Dolch und seine Kleider und schwang sich zum Fenster hinaus. Der Fall war hart; aber er fühlte, daß er kein Glied gebrochen hatte; warum sprang er auf und tief der Mauer zu, die den Hof umschloß, stieg, zum Erstaunen seiner Verfolger, hinaus und befand sich bald im Freien. Er stoh, bis er an einen kleinen Wald kam, wo er sich erschöpft niederwarf. Hier überlegte er, was zu thun sei. Seine Pferde und seine Diener hatte er müssen im Stiche lassen; aber sein Geld, das er in dem Gürtel trug, hatte er gerettet.

Sein erfunderischer Kopf zeigte ihm bald einen andern Weg zur Rettung. Er ging in dem Wald weiter, bis er an ein Dorf kam, wo er um geringen Preis ein Pferd kaufte, das ihn in Kurzem in eine Stadt trug. Dort forschte er nach einem Arzt, und man rieth ihm einen alten, erfahrenen Mann. Diesen bewog er durch einige Goldstücke, daß er ihm eine Arznei mitteltheile, die einen todähnlichen Schlaf herbeiführte, der durch ein anderes Mittel augenblicklich wieder gehoben werden konnte. Als er im Besitz dieses Mittels war, kaufte er sich einen langen falschen Bart, einen schwarzen Talar und allerlei Büchsen und Kolben, so daß er füglich einen reisenden Arzt vorstellen konnte, lud seine Sachen auf einen Esel und reiste in das Schloß des Thiuili-Kos zurück. Er durfte gewiß sein, diesmal nicht erkannt zu werden; denn der Bart entstellte ihn so, daß er sich selbst kaum mehr kannte. Bei Thiuili angekommen, ließ er sich als den Arzt Chathamantabudibaba anmelden, und, wie er es gedacht hatte, geschah es; der prachtvolle Namen empfahl ihn bei dem alten Narren unge-

Arzt? Sie, um die ich zweitausend Goldstücke gab, soll mir sterben wie eine Kuh? Wisse, wenn Du sie nicht rettetest, so hau' ich Dir den Kopf ab!" Da merkte mein Bruder, daß er einen dummen Streich gemacht habe, und gab Thiuili wieder Hoffnung. Als sie noch so sprachen, kam ein schwarzer Sklave aus dem Serail, dem Arzt zu sagen, daß das Tränklein nicht geholfen habe. "Biete Deine ganze Kunst auf, Chathamantababelba, oder wie Du Dich schreibst, ich zahle Dir, was Du willst," schrie Thiuili-Kos, fast heulend vor Angst, so vieles Gold zu verlieren. "Ich wil' dir ein Säftlein geben, das sie von aller Noth befreit," antwortete der Arzt. "Ja! ja! gib ihr ein Säftlein," schluchzte der alte Thiuili. Frohen Muthes ging Mustapha, seinen Schlaftrunk zu holen, und als er ihn dem schwarzen Sklaven gegeben und gezeigt hatte, wie viel man auch einmal nehmen müsse, ging er zu Thiuili und sagte, er müsse noch einige heilsame Kräuter am See holen, und eilte zum Thore hinaus. An dem See, der nicht weit von dem Schlosse entfernt war, zog er seine falschen Kleider aus und warf sie ins Wasser, daß sie lustig umherichwammen; er selbst aber verbarg sich im Gebüsch, wartete die Nacht ab und schlich sich dann in den Begräbnißplatz an dem Schlosse Thiuili's.

Als Mustapha kaum eine Stunde lang aus dem Schloß abwesend sein mochte, brachte man Thiuili die Nachricht, daß seine Sklavin Fatme im Sterben liege. Er schickte hinaus an den See, um schnell den Arzt zu holen; aber bald kehrten seine Boten allein zurück und erzählten ihm, daß der arme Arzt ins Wasser gefallen und ertrunken sei; seinen schwarzen Talar sehe man im See schwimmen, und hie und da gucke auch sein stattlicher Bart aus den Wellen hervor. Als Thiuili keine Rettung mehr sah, verwünschte er sich und die ganze Welt, raufte sich den Bart aus und rannte mit dem Kopf gegen die Mauer. Aber Alles dies konnte nichts helfen; denn Fatme gab bald unter den Händen der übrigen Weiber den Geist auf. Als Thiuili die Nachricht ihres Todes hörte, befahl er, schnell einen Sarg zu machen, denn er konnte keinen Todten im Hause leiden, und ließ den Leichnam in das Begräbnißhaus tragen. Die Träger brachten den Sarg dorthin, setzten ihn schnell nieder und entflohen; denn sie hatten unter den übrigen Särgen stöhnen und seufzen gehört.

Mustapha, der sich hinter den Särgen verborgen und von dort aus die Träger des Sarges in die Flucht gejagt hatte, kam hervor und zündete eine Lampe an, die er zu diesem Zweck mitgebracht hatte. Dann zog er ein Glas hervor, das die erweckende Arznei enthielt, und hob dann den Deckel von Fatme's Sarg. Aber welches Entsetzen befiel ihn, als sich ihm beim

mein, so daß er ihn gleich zur Tafel einlud. Chathamantabudibaba erschien vor Thiuili, und als sie sich kaum eine Stunde beiprochen hatten, beschloß der Alte, alle seine Sklavinnen der Kur des weichen Arztes zu unterwerfen. Dieser konnte seine Freude kaum verbergen, daß er jetzt seine geliebte Schwester wiedersehen sollte, und folgte mit klopfendem Herzen Thiuili, der ihn ins Serail führte. Sie waren in ein Zimmer gekommen, das schön ausgeschmückt war, worin sich aber Niemand befand. "Chambaba oder wie Du heißt, lieber Arzt," sprach Thiuili-Kos, "betrachte einmal jenes Loch dort in der Mauer! Dort wird jede meiner Sklavinnen einen Arm herausstrecken, und Du kannst dann untersuchen, ob der Puls krank oder gesund ist." Mustapha mochte einwenden, was er wollte, zu sehen bekam er sie nicht; doch willigte Thiuili ein, daß er ihm allemal sagen wolle, wie sie sich sonst gewöhnlich befänden. Thiuili zog nun einen langen Zettel aus dem Gürtel, und begann mit lauter Stimme seine Sklavinnen einzeln beim Namen zu rufen, worauf allemal eine Hand aus der Mauer kam, und der Arzt den Puls untersuchte. Sechs waren schon abgelesen und sämmtlich für gesund erklärt; da las Thiuili als die siebente "Fatme" ab, und eine kleine weiße Hand schlüpfte aus der Mauer. Zitternd vor Freude ergreift Mustapha diese Hand und erklärt sie mit wichtiger Miene für bedeutend krank. Thiuili ward sehr besorgt und befahl seinem weißen Chathamantabudibaba, schnell eine Arznei für sie zu bereiten. Der Arzt ging hinaus, schrieb auf einen kleinen Zettel: "Fatme! Ich wil' Dich retten, wenn Du Dich entschließen kannst, eine Arznei zu nehmen, die Dich auf zwei Tage todt macht; doch ich besitze das Mittel, Dich wieder zum Leben zu bringen. Willst Du, so sage nur, dieser Krank habe nicht geholfen, und es soll mir ein Zeichen sein, daß Du einwilligst."

Wald kam er in das Zimmer zurück, wo Thiuili seiner harrete. Er brachte ein unjähliches Tränklein mit, fühlte der kranken Fatme noch einmal den Puls und schob ihr zugleich den Zettel unter ihr Armband; das Tränklein aber reichte er ihr durch die Oeffnung in der Mauer. Thiuili schien in großen Sorgen wegen Fatme zu sein und schob die Untersuchung der Uebrigen bis auf eine gelegener Zeit auf. Als er mit Mustapha das Zimmer verlassen hatte, sprach er in traurigem Ton: "Chadibaba, sage aufrichtig, was hältst Du von Fatme's Krankheit?" Chathamantabudibaba antwortete mit einem tiefen Seufzer: "Ach Herr, möge der Prophet Dir Trost verleihen! Sie hat ein schleichtendes Fieber, das ihr wol den Garauß machen kann." Da entbrannte der Born Thiuili's: "Was sagst Du, verfluchter Hund von einem

Scheine der Lampe ganz fremde Züge zeigten! Weder meine Schwester, noch Zoraide, sondern eine ganz Andere lag in dem Sarg. Er brauchte lange, um sich von dem neuen Schlag des Schicksals zu fassen; endlich überwog doch Mitleid seinen Zorn. Er öffnete sein Glas und stößte ihr die Arznei ein. Sie athmete, sie schlug die Augen auf und schien sich lange zu besinnen, wo sie sei. Endlich erinnerte sie sich des Vorgefallenen; sie stand auf aus dem Sarg und stürzte zu Mustapha's Füßen. "Wie kann ich Dir danken, gütiges Wesen," rief sie aus, "daß Du mich aus meiner schrecklichen Gefangenschaft befreitest!" Mustapha unterbrach ihre Dankjagungen mit der Frage: "Wie es denn gechehen sei, daß sie und nicht Fatme, seine Schwester, gerettet worden sei?" Zene sah ihn stauend an. "Jetzt wird mir meine Rettung erst klar, die mir vorher unbegreiflich war," antwortete sie; "wisse, man hieß mich in jenem Schloß Fatme, und mir hast Du Deinen Zettel und den Rettungsstrahl gegeben." Mein Bruder forderte die Gerettete auf, ihm von seiner Schwester und Zoraiden Nachricht zu geben, und erfuhr, daß sie sich Beide im Schloß befinden, aber nach der Gewohnheit Thiuili's andere Namen bekommen haben; sie heißen jetzt Mirza und Nurmahal.

Als Fatme, die gerettete Sklavin, sah, daß mein Bruder durch diesen Fehlgrieff so niedergeschlagen sei, sprach sie ihm Muth ein und versprach ihm ein Mittel zu sagen, wie er jene beiden Mädchen dennoch retten könne. Aufgeweckt durch diesen Gedanken, schöpfte Mustapha von Neuem Hoffnung; er bat sie, dieses Mittel ihm zu nennen, und sie sprach:

"Ich bin zwar erst seit fünf Monaten die Sklavin Thiuili's; doch habe ich gleich von Anfang auf Rettung gefonnen; aber für mich allein war sie zu schwer. In dem inneren Hof des Schlosses wirst Du einen Brunnen bemerkt haben, der aus zehn Röhren Wasser speit. Dieser Brunnen fiel mir auf; ich erinnerte mich, in dem Hause meines Vaters einen ähnlichen gesehen zu haben, dessen Wasser durch eine geräumige Wasserleitung herbeiströmt; um nun zu erfahren, ob dieser Brunnen auch so gebaut sei, rühmte ich eines Tages vor Thiuili seine Pracht und fragte nach seinem Baumeister. "Ich selbst habe ihn gebaut," antwortete er, "und das, was Du hier siehst, ist noch das Veringste; aber das Wasser dazu kommt wenigstens tausend Schritte weit von einem Bach her und geht durch eine gewölbte Wasserleitung, die wenigstens manns hoch ist; und Alles dies habe ich selbst angegeben." Als ich dies gehört hatte, wünschte ich mir oft, nur auf einen Augenblick die Stärke eines Mannes zu haben, um einen Stein an der Seite des Brunnens ausheben zu können;

dann könnte ich fliehen, wohin ich wollte. Die Wasserleitung nun will ich Dir zeigen; durch sie kannst Du Nachts in das Schloß gelangen und Zene befreien. Aber Du mußt wenigstens noch zwei Männer bei Dir haben, um die Sklaven, die das Serrail bei Nacht bewachen, zu überwältigen."

So sprach sie; mein Bruder Mustapha aber, obgleich schon zweimal in seinen Hoffnungen getäuscht, faßte noch einmal Muth und hoffte mit Allah's Hilfe den Blau der Sklavin auszuführen. Er versprach ihr, für ihr weiteres Fortkommen in ihre Heimath zu sorgen, wenn sie ihm behilflich sein wollte, ins Schloß zu gelangen. Aber ein Gedanke machte ihm noch Sorge, nämlich der, woher er zwei oder drei treue Gehilfen bekommen könnte. Da fiel ihm Orbasan's Dolch ein und das Versprechen, das ihm Zene gegeben hatte, ihm, wo er seiner bedürfte, zu Hilfe zu eilen, und er machte sich daher mit Fatme aus dem Begräbniß auf, um den Räuber aufzuspüren.

In der nämlichen Stadt, wo er sich zum Arzt umgewandelt hatte, kaufte er um sein letztes Geld ein Roß und mietete Fatme bei einer armen Frau in der Vorstadt ein. Er selbst aber eilte dem Gebirge zu, wo er Orbasan zum ersten Mal getroffen hatte, und gelangte in drei Tagen dahin. Er fand bald wieder jene Zelte und trat unverhohlt vor Orbasan, der ihn freundlich bewillkommte. Er erzählte ihm seine mißlungenen Versuche, wobei sich der ernsthafteste Orbasan nicht enthalten konnte, hie und da ein Wenig zu lachen, besonders, wenn er sich den Arzt Chakaman-tabudibaba dachte. Ueber die Verrätherei des Kleinen aber war er wüthend; er schwur, ihn mit eigener Hand aufzuhängen, wo er ihn finde. Meinem Bruder aber versprach er, sogleich zur Hilfe bereit zu sein, wenn er sich vorher von der Reise gestärkt haben würde. Mustapha blieb daher diese Nacht wieder in Orbasan's Zelt; mit dem ersten Frühroth aber brachen sie auf, und Orbasan nahm drei seiner tapfersten Männer, wohl beritten und bewaffnet, mit sich. Sie ritten stark zu und kamen nach zwei Tagen in die kleine Stadt, wo Mustapha die gerettete Fatme zurückgelassen hatte. Von da aus traten sie mit dieser weiter bis zu dem kleinen Wald, von wo aus man das Schloß Thiuli's in geringer Entfernung sehen konnte; dort lagerten sie sich, um die Nacht abzuwarten. Sobald es dunkel wurde, schlüpfen sie sich, von Fatme geführt, an den Bach, wo die Wasserleitung anfing, und fanden sie Fatme und einen Diener mit den Rossen zurück und schickten sich an, hinabzusteigen; ehe sie aber hinabstiegen, wiederholte ihnen Fatme noch einmal **Alles genau**, nämlich: daß sie durch den Brunnen in den innern

Schloßhof kämen, dort seien rechts und links in der Ecke zwei Thürme, in der sechsten Thüre, vom Thurme rechts gerechnet, befänden sich Fatme und Zoraide, bewacht von zwei schwarzen Sklaven. Mit Waffen und Brecheisen wohl versehen, stiegen Mustapha, Orbasan und zwei andere Männer hinab in die Wasserleitung; sie sanken zwar bis an den Gürtel ins Wasser; aber nichts desto weniger gingen sie rüstig vorwärts. Nach einer halben Stunde kamen sie an den Brunnen selbst und setzten sogleich ihre Brecheisen an. Die Mauer war dick und fest; aber den vereinten Kräften der vier Männer konnte sie nicht lange widerstehen; bald hatten sie eine Oeffnung eingebrochen, groß genug, um bequem durchzuschlüpfen zu können. Orbasan schlüpfte zuerst durch und half den Andern nach. Als sie Alle im Hof waren, betrachteten sie die Seite des Schloßes, die vor ihnen lag, um die beschriebene Thüre zu erforschen. Aber sie waren nicht einig, welche es sei; denn als sie von dem rechten Thurm zum linken zählten, fanden sie eine Thüre, die zugemauert war, und wußten nun nicht, ob Fatme diese übersprungen oder mitgezählt habe. Aber Orbasan bejammte sich nicht lange: „Mein gutes Schwert wird mir jede Thüre öffnen,“ rief er aus, ging auf die sechste Thüre zu, und die Andern folgten ihm. Sie öffneten die Thüre und fanden sechs schwarze Sklaven auf dem Boden liegend und schlafend; sie wollten schon wieder leise sich zurückziehen, weil sie sahen, daß sie die rechte Thüre verfehlt hatten, als eine Gestalt in der Ecke sich aufrichtete und mit wohlbekannter Stimme um Hilfe rief. Es war der Kleine aus Orbasan's Lager. Aber ehe noch die Schwarzen recht wußten, wie ihnen geschah, stürzte Orbasan auf den Kleinen zu, riß seinen Gürtel entzwei, verstopfte ihm den Mund und band ihm die Hände auf den Rücken; dann wandte er sich an die Sklaven, wovon schon einige von Mustapha und den zwei Andern halb gebunden waren, und half sie vollends überwältigen. Man setzte den Sklaven den Dolch auf die Brust und fragte sie, wo Nurmahal und Mirza wären, und sie gestanden, daß sie im Gemach nebenan seien. Mustapha stürzte in das Gemach und fand Fatme und Zoraide, die der Lärm erweckt hatte. Schnell rafften diese ihren Schmuck und ihre Kleider zusammen und folgten Mustapha; die beiden Räuber schlugen indeß Orbasan vor, zu plündern, was man fände; doch Dieser verbot es ihnen und sprach: „Man soll nicht von Orbasan sagen können, daß er Nachts in die Häuser steige, um Gold zu stehlen!“ Mustapha und die Geretteten schlüpfen schnell in die Wasserleitung, wohin ihnen Orbasan sogleich zu folgen versprach. Als Zene in die Wasserleitung hinabgestiegen waren, nahm Orbasan und einer der Räuber den

Kleinen und führten ihn hinaus in den Hof; dort banden sie ihm eine seidene Schnur, die sie deshalb mitgenommen hatten, um den Hals und hingen ihn an der höchsten Spitze des Brunnens auf. Nachdem sie so den Verrath des Kleinen bestraft hatten, stiegen sie selbst hinab in die Wasserleitung und folgten Mustapha. Mit Thränen dankten die Weiden ihrem edelmüthigen Retter Orbasan; doch Dieser trieb sie eilends zur Flucht an, denn es war sehr wahrscheinlich, daß sie Thiuli-Ros nach allen Seiten verfolgen ließ. Mit tiefer Rührung trennten sich am andern Tag Mustapha und seine Geretteten von Orbasan; wahrlich, sie werden ihn nie vergessen. Fatme aber, die befreite Sklavin, ging verkleidet nach Balsora, um sich dort in ihre Heimath einzuschiffen.

Nach einer kurzen und vergnügten Reise kamen die Meinigen in die Heimath. Meinen alten Vater tödtete beinahe die Freude des Wiedersehens; den andern Tag nach ihrer Ankunft veranstaltete er ein großes Fest, an welchem die ganze Stadt Theil nahm. Vor einer großen Versammlung von Verwandten und Freunden mußte mein Bruder seine Geschichte erzählen, und einstimmig priesen sie ihn und den edlen Räuber.

Als aber mein Bruder geschlossen hatte, stand mein Vater auf und führte Zoraide ihm zu. „So löse ich denn,“ sprach er mit feierlicher Stimme, „den Fluch von Deinem Haupte; nimm diese hin als die Belohnung, die Du Dir durch Deinen rastlosen Eifer erkämpft hast; nimm meinen väterlichen Segen, und möge es nie unjerer Stadt an Männern fehlen, die an brüderlicher Liebe, an Klugheit und Eifer Dir gleichen!“

Eine Rose des Morgenlandes.

Schon mehrere Jahre sind vergangen, seit ich den letzten Becher aus des Nils Flurhen zum Abschiede trank, und noch immer habe ich die Wahrheit des arabischen Wortes: „Wer einmal den Nil gekostet hat, dem läßt die Sehnsucht keine Ruhe, bis er wiederkehrt zu seinen palmenbestandenen Ufern,“ nicht durch die That beweisen können, so gern ich auch wollte. Hundert Bande, die zu sprengen ich zu schwach bin, fesseln mich hier in der Heimath; nur der Geist kann sich ergehen auf jenen Lichtgesilden des Morgenlandes, welche mir lieb und theuer geworden sind, wie die Stätte meiner Geburt. Gar oft will mir ein eignes Sehnen im Herzen sagen, daß jene Länder mir zur zweiten Heimath geworden seien; denn niemals habe ich es vermocht, diese Sehnsucht von dem bittersüßen Heimweh zu unterscheiden. Ich sehne mich aber nicht bloß nach den Ländern im Osten, sondern auch recht innig zuweilen nach Menschen, lieben, guten Menschen von dort her, welche mir einst theuer und werth waren. Gar befreundete Gestalten treten vor mein inneres Auge, wenn ich das alte, zerlesene Buch meiner Erinnerungen wieder aufschlage; jedoch ist unter ihnen allen kaum eine, welche sich mit der einen Rose vergleichen ließe. Ihre Duft hat mich eine Zeit lang berauscht, und weht heute noch oft herein in meine Gedanken und Träume. Es war ein frisch-milder, lieblich-wohliger Duft, den jene Rose vorstreuete, und heut zu Tage noch kann ich traurig werden, wenn ich an sie denke. Wenn ich doch einmal mir die Brust schmücken könnte mit dieser Rose!

Ich war in den Tagen, von denen ich reden will, ein munterer Bursch von kaum mehr als zwanzig Jahren, welcher trotz mancher sehr ernsten Erlebnisse lustig in die Welt hinausjah, und fröhlich übermüthig alle übrigen Adamskinder nur als Gegenstände seiner Heiterkeit oder seines Spottes betrachtete. Ein hübsches Stückchen Erde hatte ich bereits gesehen; mit verschiedenen Völkern hatte ich mich vertraut gemacht; Italienisch und Arabisch, die beiden Hauptsprachen für den europäischen Reisenden, waren mir geläufig geworden. Da führte mich mein unstättes Jägerleben auch nach einer der bedeutendsten Städte des untern Egyptens, in deren Nähe ein großer, jagdreicher See sich ausbreitet. Die Stadt liegt reizend. Ein Arm des Nils geht mitten durch sie hindurch, Palmenwälder umhegen sie, und in nicht allzu großer Ferne bildet ein Stückchen Meer den prachtvollen Rahmen zu dem am wenigsten anziehenden Theile des Rundbildes, das man von den platten Dächern der höheren Häuser der Stadt genießt. Man hatte mir in Kairo Empfehlungsbriefe an einige der reichsten und deshalb angesehenen christlichen Bewohner der Stadt mitgegeben, welche mir sogleich nach meiner Ankunft eine Wohnung verschafften, wie ich sie gern habe. Kahil, so hieß mein Gastfreund, räumte mir und meinen Dienern mehrere Zimmer in einer alten „Wekahle“ ein, welche nur von Christen bewohnt wurde.

Um meinen deutschen Lesern die nöthige Beschreibung dieser Wohnung zu geben, muß ich wohl erst sagen, daß „Wekahle“ eigentlich ein verwaltetes Gut bezeichnet, gewöhnlich aber als Benennung eines großen Gebäudehaufens gilt, dessen untere Räumlichkeiten Waarenlager sind, während die oberen von verschiedenen Familien bewohnt werden. Meist sind diese Wekahlaht schon alt und mehr oder weniger zerfallen; im Hofe gibt es ein wirres Durcheinander von Gängen, Thüren, Winkeln, Ecken, in der Höhe malerische Erker mit kostbarem alten Gitterwerk, in welchem der ganze, große Reichthum einer arabischen Künstlersseele sich geltend gemacht hat, jetzt aber einzelne Stäbe oder größere Theile herausgebrochen sind, gleichsam, um ein Malerauge noch unwiderstehlicher zu fesseln, als es ohnehin geschieht. Dazu fällt nun das reiche Licht des Südens auf Mauer und Wände und webt und dichtet mit den alten Gittern, Erfern, Ecken, Winkeln, Vorsprüngen auf den buntpfarbigen

Mauern Gemälde zusammen, deren Reiz so gewaltig ist, daß sie auch das trockenste Menschengemüth mächtig ergreifen. In einem solchen Hause zu wohnen, ist gar ein eigener Genuß. Bald lacht die Sonne hell durch's Fenster herein in's alterthümliche, arabisch-märchenhafte Zimmer, bald wirft sie nur noch Streiflichter an irgend eine Wand desselben, bald schießt und schafft sie an einer anderen Hofseite mit Schatten und Licht; bald läßt der Wind den ziemlich einsam Hausenden durch die sich sanft und annuthig neigenden Palmenhäupter, welche überall hereinschauen, grüßen; bald fesselt ein morgenländisches Menschengetriebe unten im Hofe die Aufmerksamkeit. Nach des Tages ununterbrochenem Wechsel haucht dann das Abendroth noch seine duftigen Farbentöne über die Halbträummer, und der Mond versucht es, das in Silber nachzumalen, was die Sonne in glühenden Goldfarben mit südlicher Meisterschaft vorgemalt hatte. Dann wird es still genug, um die Klänge des „Soht“, einer Art liegender Harfe, zu vernehmen, welche die einfache, wehmüthig ernste Weise begleitet, in die ein schmachtendes oder still beglücktes Menschenherz irgend ein Schafol einhüllt, weil dieses schier allzureich ist an Pracht und Fülle des Gedankens, Lieblichkeit und Annuth des Wortes, als daß es so unverhüllt seine berausenden Blüten entfalten könnte. In einem derartigen Hause wohnte ich.

Meine Wohnung war von den übrigen streng geschieden. Wenn man von der Straße aus durch das große Hufeisenbogenthor hereintrat, kam man in eine Art Vorhalle mit einer prächtig alten, zerfallenen Holzdecke; zwei Treppen mit ziemlich unregelmäßigen Stufen führten rechts und links nach den oberen Geschossen. Man betrat nun einen breiten, durch Oberlicht erleuchteten Gang, in welchem die Eingangsthüren zu den einzelnen Wohnungen lagen. Die siebente oder achte Thüre führte zu meiner Behausung. Diese war im Ganzen einfach und klein. Eine Küche, ein Vorjaal und ein Zimmer lagen im ersten Geschos, zwei Zimmer im zweiten. Von hier aus stieg man vermittelst einer Holzterrasse zu dem platten Dache hinauf, welches mit hohen Mauern umbegt war und keinen Blick auf die Terrassen meiner Nachbarn gestattete, zum Glück aber noch einen Oberbau besaß, von wo aus das Auge nicht nur alle übrigen Terrassen des Hauses, sondern auch einen großen Theil der Stadt und das weite, in Fülle schwelgende Flachland beherrschen konnte. Was kummerte es mich, daß allen früheren Bewohnern meines Haustheiles diese Höhe als heilige Stätte erschienen war, welche ihr Fuß nicht zu betreten wagte — weil sie von dort aus leicht irgend eine Frau der Nachbarn gesehen haben könnten! Ich wußte, daß meine Nachbarn Christen waren, und deshalb auf ihre Frauen unmöglich die eigentliche Bedeutung des Wortes „Harem“ — d. i. das Unantastbare — angewendet werden konnte; darum stieg ich unbesorgt allabendlich auf das Dach jenes kleinen Terrassenstückchens hinauf. Von da aber hatte ich eine so reizende Aussicht! Die Sonne ging jedesmal prachtvoll hinter einem dünnbestandenen Palmenwalde unter, und malte dann immer einen so überaus herrlichen Goldgrund zu dem Palmenbilde, daß jede einzelne Kron: nicht nur scharf und deutlich davon abstach, sondern auch eine Farbe annahm, welche mir so wunderbar vorkam, daß ich mich gar nicht satt sehen konnte. Und das war noch durchaus nicht das Einzige, was ich sah. Jenes Zauberspiel des Lichtes, welches ich im Kleinen im Innern der Wekahle bemerkte, war auch über die Häuserreihen an beiden Ufern des Stromes verbreitet und dort von noch ganz anderer Wirkung — ich bin gar nicht im Stande zu beschreiben, von welcher. Nur das kann ich sagen, daß die kühnsten Gebilde meiner Einbildungskraft noch unendlich weit von der Wirklichkeit übertroffen wurden. Jeder Abend dort oben webte mir neue, gleich bunte und gleich liebe Träume um das Herz,

jeder Abend machte mir das Plätzchen theurer. Ich kannte zuletzt jeden Erker, ich wußte, wann dieser im Licht, jener im Schatten liegen würde; ich hatte die Barken auf dem Strome mit ihren weißen, dreieckigen, geblähten Segeln schon hundert Mal gesehen; ich wandelte schon seit mehr als Jahresfrist unter Palmen — und konnte doch nicht von meinem Schaufise lassen. Das kam daher, weil mir eine innere Stimme dunkel andeutete, daß ich einstmals noch weit mehr von jenem Orte aus entdecken sollte, als bisher.

Eines Abends träumte ich wiederum still der eben geschiedenen Sonne nach. Von den Minarets herab tönte noch die Mahnung des Mueddin an die Gläubigen, das Abendgebet zu sprechen. Des halb war auch das Getöse der Stadt plötzlich verhallt, das Tiktak der Hämmer auf der nahen Werfte mit einem Male verstummt.

„Hai al el salah!“ (Küste Dich zum Gebet!) — sang der Verkündiger des Glaubens, und die meisten Gläubigen beeilten sich, der Aufforderung nachzukommen. Einige hatten die Wäsche bereits vollendet und lagen im Gebet auf den Knien, zuweilen sich erhebend, um wieder niederzufallen und die Stirne in den Staub zu drücken, zuweilen beide Arme ausbreitend und wieder die Hände zusammenhaltend, wenn sie das aufgeschlagene Buch des Propheten darstellen sollten, wie dies das Gesetz des Islam erfordert; die ausdrucksvollen Gestalten waren förmlich umflossen von dem Gelbe des Abends. Andere waren eben im Begriff, sich nach den vorgeschriebenen Regeln zu säubern, „um rein hinzutreten im Gebet vor Gott.“ Ein Andachtshauch ging durch die still gewordene Stadt; selbst die Palmentronen bewegten sich nicht mehr: ich aber lebte doppelt, denn ich wachte und träumte zugleich. Da wurden meine Augen von einem Bilde gefesselt, welches ich dem Traume zuschreiben wollte, und mit Lust der Wirklichkeit zuschreiben durfte. Auf der nächsten Terrasse war eine Frauengestalt erschienen, so schön, so anmuthig, so kindlich lieblich, wie ich sie bisher noch niemals erschaut hatte. Ich konnte mich nicht losreißen von ihr, und mußte sie anreden:

„Gebe Dir Allah, der Erhabene, einen glücklichen Abend, Herrin!“ rief ich zu ihr herüber.

Sie erschraf, und wollte sich das Gesicht mit dem Schleier verhüllen, hatte aber zum Glück dieses jetzt ganz entbehrliche Kleidungsstück unten vergessen.

„Warum, Herrin meiner Seele, erschrickst Du? Und warum willst Du mir das Licht des Vollmondes, Deines Gesichtes, entziehen? Weißt Du nicht, daß ich ein Franke bin? In meiner Heimath verhüllen die Wolken wohl oft die Sonne am Himmel, aber die Wolken des Schleiers nicht die Sonnen auf Erden. Ich bin gewohnt, unsern lieblichen Töchtern der Erzmutter Eva frei in's Angesicht zu schauen; warum willst Du Sonne Dich mir verbergen? Bist Du nicht Christin?“

„Wohl bin ich Christin,“ erwiderte sie, „gelobt sei Gott und unser Herr; aber ich kenne noch keinen fremden Mann, welcher mein Gesicht gesehen hätte. Dein Land ist nicht mein Land, Deine Sitte nicht meine Sitte, Herr! Im Lande der Franken ist die Frau frei, hier ist sie Sclavin; bedenke das, Guter!, Möge Deine Nacht glücklich sein!“

Sie wollte gehen.

„Halt, Herrin, warum willst Du davon eilen? Hast Du mich noch nicht gesehen?“

„O, schon sehr oft; gleich am ersten Tage Deiner Ankunft sah ich Dich und seitdem alle Tage.“

„Nun wohl, fürchtest Du Dich vor mir?“

„Nein, aber die Sitte gestattet mir nicht, mit Dir zu reden.“

„Aber, Mädchen, ist denn die Sitte meines Landes nicht besser, als die des Landes der Mohammedaner?“

„Gewiß, Herr; ich habe oft gewünscht, die Tochter eines Franken zu sein; denn ich liebe die Franken, weil ich weiß, daß ihre Männer anders sind, als die unsrigen. Man sagte mir, daß ihre Frauen die wahren Freundinnen ihrer Männer wären; wir sind die Dienerinnen unserer Herren!“

„Hast Du denn einen Herrn, meine Herrin?“

„Nein, ich bin noch bei meinen Eltern. Doch glückliche Nacht!“

„Warum entfliehst Du, Licht meiner Augen? Bleibe, ich bitte Dich!“

„Ich darf nicht.“

„So sage mir wenigstens Deinen Namen, Du liebe Gajelle!“

„Ich heiße Warde.“

„Wirst Du wieder hierher kommen?“

„Ich darf nicht. Gute Nacht, Herr!“

Sie war verschwunden; ich wußte noch immer nicht, ob ich wachte oder träumte. Aber den Namen Warde hatte ich behalten, ich wußte genau, daß er „Rose“ bedeutet; denn ich verspürte den Duft dieser Rose — im Herzen. Ich hätte ja nicht einundzwanzig Jahre alt sein müssen! Zwar dachte ich an eine andere Blume in der Heimath, von welcher ich oft gemeint hatte, daß sie einmal für mich allein blühen werde; aber diese Blume war, seitdem ich die Rose des Morgenlandes gesehen hatte, fast verblühen. Ich entwarf Pläne, mich in das Haus meines Nachbarn einzuschmuggeln, die Mauer zu übersteigen, welche mich von der mir zum Hofengarten gewordenen Terrasse trennte; ich dachte plötzlich an Hierbleiben und Hüttenbauen, kurz an Alles, woran ein junger Mann unter derartigen Umständen denken kann. Voreerst aber beschloß ich, abzuwarten, was der folgende Abend bringen würde.

Er kam und brachte mir wirklich meine Rose! Kindlich aufrichtig erzählte mir Warde, daß sie nicht habe kommen wollen; aber ich sei auch nicht, wie die andern fremden Männer. Das möge wohl daher kommen, daß ich ein Franke sei. Dann fragte sie mich, was ich von ihr wolle.

„Neden will ich mit Dir, Gazelle; meine Augen bedürfen ihres Lichtes; meine Seele bedarf des Hauches ihres Lebens; die Muscheln meiner Ohren sind bereit, die Perlen Deiner Worte in sich aufzunehmen.“

Ich wollte noch weit mehr sagen, aber ich merkte, daß es zweierlei Sprachen gibt im Leben. Vorher hatte ich mir eingebildet, recht gut arabisch sprechen zu können; jetzt sah ich, daß ich gar nichts von der Sprache verstand, als die allgewöhnlichsten Worte. Ich quälte mich mit Versuchen, die Gedanken auszudrücken, welche mir eine Wortfülle brachten, wie früher nie — aber nur eine Fülle deutscher Worte. Das, was ich eben gesagt hatte, war mir kurz vorher von einem weisen Scheich gelehrt worden, mit welchem ich eiligst Freundschaft geschlossen hatte. Aber der Unterricht dieses edlen Mannes reichte ja nicht zum hundertsten Theile aus. Ein Glück nur, daß er mir gesagt hatte, „Habibhti“ bereute „meine Geliebte.“ Ich radebrechte also flugs weiter:

„Ich wünsche, o Rose, Du bist Habibhti.“

Sie lächelte. Dann fragte sie ernsthaft:

„Bist Du verheirathet, Herr?“

„Nein, Warde.“

„Hast Du eine angelobte Braut?“

„Nein.“

„Hast Du Eltern?“

„Gott sei Dank, ja.“

„Hast Du Schwestern?“

„Ja, eine einzige; aber sie ist weit, weit von mir, und meine Eltern auch, und Alle, welche ich liebe; ich bin ganz allein hier in der Fremde.“

Bedauernd sagte sie:

„Ja, Misikhih (Du Armer)!“ — Dann setzte sie hinzu: „Wehl, so will ich Deine Schwester sein; nenne mich Schwester, ich werde Dich Bruder nennen!“

Nun folgten schöne, herrliche Tage oder vielmehr Abende; ich lernte verstehen, was das Wort: „Leila“ (Nacht) bedeutet; es klingt mir noch heute wie Musik, wenn ich es höre. Ich sah Warde allabendlich; der Vater mochte schwollen, die Mutter grollen, wie sie wollten, sie erschien doch. Ich nannte sie Schwester, aber ich durfte sie auch Habibhti nennen, sie nannte mich ja auch zuweilen Habibhti — und das Wort schien mir das schönste, wohlklingendste der arabischen Sprache zu sein. Der Scheich lehrte mich Worte, wie sie in seinen Büchern standen; Warde lehrte mich solche, wie sie das frisch erblühte Leben bedurfte. Die Rose duftete für mich; ich durfte ihren Duft einsaugen, denn ich durfte meine Brust mit ihr schmücken. Ich war glücklich — und lernte alle Tage besser arabisch. Wie ein Kind — sie war noch fast ein solches — freute sich das liebe Mädchen, als ich ihr einst Hafisee's Worte, die mich der Scheich gelehrt hatte, ohne Anstoß vortrug:

„Salah äle lillahi, ila jâmel el johm wu el leila,

Wodjak, ja nuhni, el johm, wu schahrak, habihhti, el leila!“

zu deutsch:

„Ich preise Gott, der Tag und Nacht gemacht,
Den Tag, Dein Antlitz, und Dein Haar, die Nacht!“

Aber die Tage flogen dahin; die Pflicht gebot mir, zu scheiden. Ich sagte es Warde lange vorher und betrauerte jetzt den Abend, an welchem ich sie zuerst gesehen.

„Die Betrübniß ist eingezogen bei uns und der Schmerz ist zwischen uns getreten, mein Bruder, mein Freund, mein Herr,“ sagte sie mir; „doch Du kannst mich ja mit Dir nehmen, o Lust meiner Seele!“

„Nein, Warde, das kann ich nicht!“

„Und warum nicht, Herr?“

„Weil ich nach Ländern ziehe, in denen die Erde Feuer, der Wind eine Flamme ist; in denen die Luft zum Gifthauhe und die Sonne zur Qual wird; in denen selbst der Mond ein Feind des Menschen ist. Ich muß und will nach dem Lande der Schwarzen gehen; und Du weißt ja wohl, was das bedeutet. Du duftige Rose aus dem blühenden Garten Deines schönen Landes würdest verwelken in jener Gluth; Du liebliche Gazelle würdest verdursten in dem Feuer der Wüste; Dein Leib würde verstechen unter dem Gifthauhe des Windes. Weiß ich doch nicht, ob ich selbst wiederlehren werde aus jenen Ländern, und ich bin ein Mann und gewohnt, Beschwerden zu ertragen!“

„O, Du irrst, Herr,“ erwiderte sie, „Du irrst, wenn Du glaubst, eine solche Reise besser ertragen zu können, als ich. Du bist ein Fremder hier im Lande; Dich haßt nicht bloß das Volk der Länder, nach denen Du ziehst, Dich haßen auch dort die Sonne und der Mond, der Wind und die Erde. Dein Haupt wird der Wind beugen, Dein Auge wird die Sonne blenden, Deinen Leib wird ihre Gluth austrocknen, Deine Nacht wird der Mond zur Hölle machen. Ich bin eine Tochter des Landes, welches der Strom durchfließt; soweit seine Quellen reichen, dehnt sich meine Heimath. Diese Sonne glühte in der Stunde meiner Geburt; dieser Mond beleuchtete die erste Nacht meines Lebens. Meine Brust ist geschützt, wie die des persischen Kriegers gegen den Giftpfeil des Windes; Du aber wirst erkranken und verwelken und Niemand wird bei Dir sein und für Dich beten! Oder glaubst Du, daß Deine schwarzen Diener an Deinem Lager warten werden? Wären sie gute Menschen, hätte Allah ihnen nicht ein schwarzes Gesicht gegeben; so schwarz als dieses ist auch ihr Herz. Darum laß mich mit Dir gehen, ich folge Dir bis an's Ende der Welt. Ich will Dir dienen, wenn Du gesund bist, und Dich pflegen, wenn Du erkranken solltest; ich will Dir Schafelacht singen, wenn Du fröh-

lich bist, und Dich trösten, wenn Du traurig wirst. Nimm mich mit Dir, Thalil, mein Bruder, mein Freund!“

„Seele meines Lebens, ich kann, ich darf nicht. Es wäre Sünde an Dir und Deinem Leben, Habih bti! Und dann, wie soll ich Dich mit mir nehmen, Warde?“

„Als Dein Weib, Mann!“

„In meinem Lande heirathet man nicht so früh; ich zähle noch zu wenig Jahre, als daß ich Dich meine Frau nennen dürfte; das bedenke, o Gute!“

„So nimm mich mit Dir als Deine Dienerin, als Deine Sclavin; befehl mir, was ich sein soll, ich werde Dir gehorchen, Herr, ich stehe auf Deinem Eigenthume.“

„Es geht nicht; es ist unmöglich, Warde,“ sagte ich traurig; „es wäre eine Sünde an Dir. Denke an mich, wenn ich in der Fremde bin!“

„O, Du wirst meiner gedenken, wenn das Unglück in Dein Zelt tritt und die Krankheit sich auf Dein Lager legt!“

„Ich werde Deiner immer gedenken, Warde!“

Sie antwortete nichts mehr; sie weinte. — Nach später bat sie mich nicht mehr, sie mit nach dem Sudan zu nehmen; aber wenn ich sie sah, bemerkte ich Thränen in ihren Augen: Himmels-thau auf der Rose! — Endlich mußte ich von ihr scheiden. Der Abschied brachte mir alle Trauer, welche in diesem Worte liegt.

„Allah behüte Dich und Issa (Jesus) sei mit Dir, Du lieber, böser, fremder Mann!“

Das waren die letzten Worte, welche ich von ihr vernahm.

Ich nahm einen arabischen Lehrer an und lernte mit wahrer Hast arabisch, um ihr schreiben zu können. Oft habe ich ihr geschrieben, doch niemals erhielt ich Antwort von ihr. Nach ihr zu fragen, verbot mir die Sitte des Landes. Wen hätte ich auch fragen sollen?

Ob sie wohl noch blühen mag, diese Rose? Ich weiß es nicht; das aber weiß ich, daß sie mir heute noch blüht, wenn mich der Wohlduft einer Rose anweht; und ich liebe darum diese Blume über Alles. Die Blume der Heimath war keine Rose — aber scharfe, giftig scharfe Dornen hatte sie wohl. Sie ist mir bald und vollkommen verblüht.

Die vorliegenden Zeilen beanspruchen nur Eins: die Würdigung der vollsten Wahrheit, welche sie enthalten. So weit ich es vermochte, habe ich arabische Worte treu in deutsche übersetzt.

A. B....